Geo U
528 99/7
C1

Bayer. Staatsbibliothek München

Aus der Bibliothek

Gottfried Merzbacher

1926

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36611338940017

<36611338940017

Bayer. Staatsbibliothek

24 – XII 1892.
D. Vorderasienges. Handbibliothek
130

REISE

DER K. PREUSSISCHEN GESANDTSCHAFT NACH

PERSIEN

1860 UND 1861.



Nasr-ed-din.
Schah von Persien.

REISE

DER K. PREUSSISCHEN GESANDTSCHAFT NACH

PERSIEN

1860 UND 1861

GESCHILDERT

VON

DR. HEINRICH BRUGSCH

EHEMALIGES MITGLIED DER K. PREUSSISCHEN GESANDTSCHAFT, PRIVATDOCENT AN DER K. UNIVERSITÄT UND DIRECTORIAL-ASSISTENT AM K. ÄGYPTISCHEN MUSEUM ZU BERLIN ETC. ETC.

ERSTER BAND

MIT 15 HOLZSCHNITTEN 4 LITHOCHROMIEEN UND 1 KARTE

LEIPZIG

J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG

1862

Dr Grothe
Persien 63.
IV 2

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

DEN MANEN

DES

FREIHERRN JULIUS VON MINUTOLI

WEILAND KŒNIGLICH PREUSSISCHEN WIRKLICHEN GEHEIMEN OBER-REGIERUNGSRATHES UND MINISTER-RESIDENTEN SR. MAJESTÆT DES KŒNIGS VON PREUSSEN AN DEM HOFE DES SCHAHYNSCHAH VON PERSIEN ZU TEHERAN, INHABERS VERSCHIEDENER HOHEN ORDEN, MITGLIEDES VIELER GELEHRTEN AKADEMIEN UND GESELLSCHAFTEN

GEBOREN ZU BERLIN AM 30. AUGUST 1805
GESTORBEN IN DER KARAWANSERAI VON KHANÈH-ZENJAN
AM 5. NOVEMBER 1860
UND BEGRABEN AUF DER FELSENHÖHE DES ARMENISCHEN KIRCHHOFES
IM ANGESICHT DER STADT SCHIRAZ

IN SCHMERZLICHER ERINNERUNG

AN

SEINEN UNVERGESSLICHEN CHEF

GEWEIHT

VOM

VERFASSER.

Das nachfolgende Werk verdankt seine Entstehung einer politischen Sendung, ohne deshalb im mindesten einen offiziellen Charakter an sich zu tragen. Nachdem die Königlich Preufsische Regierung am 25. Juni 1857 mit der Regierung des *Schahynschah* von Persien für sich und die gesammten deutschen Zollvereinsstaaten einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen hatte, wurde die Sendung einer Mission von Berlin nach Teheran, der gegenwärtigen Residenzstadt des persischen Schah, in's Leben gerufen, und der damalige General-Konsul für Spanien und Portugal, Freiherr Julius von Minutoli, mit der Leitung derselben betraut.

Die Gesandtschaft verliefs gegen Ende des Jahres 1859 die Stadt Berlin und bestand aufser ihrem Chef aus dem Militair-Attaché Herrn von Grolman, gegenwärtig Hauptmann im dritten Garde-Regiment zu Danzig, dem Dragoman Dr. Pietraszewski, Lector an der K. Universität zu Berlin, und aus dem Autor, welcher mit der Führung des Secretariats beauftragt war. Zwei treue deutsche Diener, der Koch Schutter und der Kammerdiener Rabe, befanden sich aufserdem im Gefolge des Minister-Residenten.

Das Schicksal der Gesandtschaft darf im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Der Freiherr von Minutoli erlag auf der grofsen Rundreise durch Persien, nach kaum siebenmonatlichem Aufenthalte in diesem Lande, mitten in der Erfüllung seiner Dienstpflicht, den klimatischen Einflüssen. Fünf Monat später erfolgte die amtliche Abberufung der übrigen Mitglieder der K. Mission. Nach einem Aufenthalte in Persien von einem Jahre und sieben Tagen überschritten dieselben erleichterten Herzens am 19. April 1861 die persisch-russische Grenze am Araxes, um über Tiflis und den Kaukasus nach der Heimath zurückzukehren.

Der Tod hat leider die oft ausgesprochene Absicht des Freiherrn von Minutoli vereitelt, nach der Rückkehr in das Vaterland eine genaue Schilderung der persischen Reise und der Erlebnisse auf derselben zu veröffentlichen. Was der edle, durch Charakter, Erfahrung und Kenntnisse gleich ausgezeichnete Mann durch die Ausführung seines Lieblingsgedankens geleistet haben würde, kann nur in sehr schwacher Weise einen Ersatz durch die vorliegende Publication finden, welche eine genaue historische Beschreibung der Wanderungen und Erlebnisse der Mission während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit vom Vaterlande enthält. Schicklicherweise

ist dabei jede Besprechung ausgeschlossen, welche politische Verhältnisse berührt, und deren Kenntnifs allein dem Vorzuge der Stellung zu danken war. Der Leser, welcher diese Discretion beklagen sollte, mag sich durch das offene Geständnifs trösten, dafs durch solche schuldige Rücksicht seinem eigenen Urtheile über Persien in keiner Weise Abbruch geschehen ist, um so weniger, als die geheimnifsvollen Schahzüge im Osten für den Mittelpunkt des Westens vollständig gleichgültig sind; dabei wurde jedoch der politische Ausdruck des öffentlichen Lebens und der schroffe Gegensatz staatlicher Einrichtungen und Formen einer innerasiatischen Regierung zu den europäischen Institutionen scharf ins Auge gefafst.

Vorliegende Reisebeschreibung und alle darin niedergelegte Bemerkungen auf den Gebieten des sittlichen und des Kulturlebens sind aus einer Ueberarbeitung genau geführter vollständiger Tagebücher hervorgegangen und theilweise mit den nachgelassenen Tagebuchblättern unseres verstorbenen Chefs verglichen worden. Bei dieser Bearbeitung war der Verfasser bemüht, den trockenen Ton eines Tagebuches, mit welchem viele Reisebeschreibungen nur den Interessen des Gelehrten Rechnung tragen, zu vermeiden; durch eine lebhafte Darstellung, bei welcher die Lage der Dinge bisweilen sogar eine humoristische Färbung bedingte, hofft er eine dem gesammten gebildeten Publicum willkommene Schilderung seiner Erlebnisse zu bieten.

Die Abbildungen, welche dem Buche beigegeben sind, haben den Werth der Treue. Sie sind von der geschickten Hand eines mit dem Orient vertrauten Künstlers, des Malers E. Weidenbach in Berlin, nach Photographieen und Handzeichnungen ausgeführt worden, die an Ort und Stelle von dem Obersten Pesce (einem liebenswürdigen Italiener im Dienste des Schah, der ganz vorzügliche Photographieen persischer Landschaften und Bauwerke angefertigt hat), von dem verstorbenen Freiherrn von Minutoli, vom Autor dieses Buches, oder endlich nach persischen Originalgemälden aufgenommen wurden.

Herr Professor Dr. H. Kiepert hatte die Güte, die Karte von Iràn nach den Notizen des Verfassers in gewohnter Meisterschaft zu entwerfen; sie verbessert die bisherigen Karten Persiens wesentlich und dient als geographische Unterlage der Reisebeschreibung, welche durch die Punkte Täbriz, Teheran, Demawend, Hamadan, Isfahan, Schiraz, Buschir und Kashan näher bezeichnet wird.

Berlin, Ende Mai 1862.

H. B.

Inhalt.

I. Kapitel.

Seite

Von Triest nach Konstantinopel 1

Abreise von Triest. — Korfu. — Paxos. — Syra. — Ankunft in Konstantinopel.

II. Kapitel.

Konstantinopel 5

Ausschiffung. — Türkisches Bad. — Mangal. — Europäer. — Die asiatische Welt. — Nogai-Tataren. — Frauenwelt. — Transportmittel. — Polizei.

III. Kapitel.

Tagebuchblätter aus Stambul 12

Fasching. — Evangelische Gemeinde. — Bauten. — Kirchhöfe. — Galata. — Brücken. — Illumination. — Muchlis-Pascha — Orientalische Schuhversammlung. — Ball in der Internuntiatur. — Fuad-Pascha. — Ali-Pascha.

IV. Kapitel.

Noch in Konstantinopel 20

Feuer. — Kaufleute. — Atmeidan. — Obelisk. — Schlangensäule. — Moschee Sultan Achmed's. — Die Hofburg. — Kirche der heiligen Irene. — Aja Sofia.

V. Kapitel.

Beim Sultan 28

Strafse nach Dolma-baghtsche. — Der Sultan.

VI. Kapitel.

Abreise von Stambul. Das schwarze Meer. Trapezunt 32

Beim persischen Gesandten. — Am Bord des Trebisonde. — Der Bosporus. — Asiatische Küste. — Sinope. — Samsun. — Trapezunt. — Empfang. — Izzet-Pascha. — Consule. — Die Landschaft. — Giaur-meidan. — Die Stadt und die Komnenen-Burg. — Bevölkerung. — Klima. — Landplagen. — Sclavenhandel.

VII. Kapitel.

Von Trapezunt nach Poti 47

Der russische Dampfer Grand-Duc Constantin. — Fürst Maxutoff. — Abschied. — Batum. — Hafenstadt und Umgebung. — Eingeborene. — Der türkische Gouverneur. — Galuptschik. — Einfahrt in den Rion. — Poti.

VIII. Kapitel.

Seite

Reise von Poti nach Tiflis ... 55

Rionfahrt. — Fieber. — Pelikane. — Maran. — Die Skopsis. — Reise auf der Telega. — Posthäuser und Reisepässe. — Magloki. — Kutais. — Höhe von Suram. — Gori. — Ein Priester-Knäs. — Die Kura. — Georgier. — Tzali. — Hartiskali. — Ankunft in Tiflis.

IX. Kapitel.

Tiflis ... 73

Bodenstedt's Tiflis. — Einfahrt in die Stadt. — Hôtel du Caucase. — Bevölkerung.

X. Kapitel.

Fürst Bariatinsky. Der russische Soldat ... 80

Fürst Bariatinsky. — Schamil. — Kämpfe mit den Tscherkessen. — Die russischen Krieger. — Alexandre Dumas. — Dîner beim Fürsten. — Goulianof. — Das persische Zimmer. — Theater in Tiflis.

XI. Kapitel.

Ein Bibliothekar im Kaukasus ... 91

Rittmeister Corradini. — Das Bibliothekszimmer. — Eroberung von Weden.

XII. Kapitel.

Tiflis ... 95

Bazare. — Das Rechenbrett. — Kameele. — Gribojedow's Kapelle. — Theetrinker. — Kirchen. — Umgegend. — Marienfeld. — Der Mudschtehid. — Schwefelbäder. — Der providentielle Ring. — Mirza Schaffy. — Persisches Insectenpulver.

XIII. Kapitel.

Von Tiflis nach Dschulfa ... 106

Abreise. — Kosaken. — Thal von Kumiss. — Sarwan. — Maraklu. — Die Karaja-Steppe. — Saloglu. — Nomaden. — Hussein-Beglu. — Tataren. — Usuntala. — Die Akstafa. — Istibulach. — Tschurussan. — Dilidschan. — Die Malakanen. — Der Bambak. — Semionowka. — Tschubukli. — Graf Simonitsch. — Räubergesindel. — Der Goktscha-See. — Ellenowka. — Akhta. — Fontanka. — Spiele. — Der Ararat. — Kameelkampf. — Eriwan und Graf Kolubakin. — Erziehungsanstalt für Mädchen. — Etschmiadzin. — Zigeuner und Kingerli. — Naurosoli. — Pferde. — Kamerlu. — Kurden. — Damerlu. — Sadarek. — Baschnaraschen und Halil-Beg. — Kiwrach. — Alte Höhlen. — Armenien und das Paradies Eden. — Bögdus. — Nachitschewan. — Das Grab Noah's. — Griechische Kirche. — Dschulfa und der Araxes.

XIV. Kapitel.

In Persien. Reise von Dschulfa bis Täbriz ... 154

Empfang der Mehmendare. — Die Karawane. — Tracht der Männer. — Eirandebil. — Parasange und Post. — Gastgeschenke. — Der Stamm der Härzän. — Alte Karawanseraien. — Marand und der Istakbal. — Luftballons. — Bettler. — Safiân. — Persischer Wein. — Täbriz.

XV. Kapitel.

Seite

In Täbriz (Tauris) .. 171

Grofser Istakbal. — Physiognomie der Stadt. — Schlofs Feth-Ali-Schah's. — Kadscharenfamilie. — Handel. — Klima.

XVI. Kapitel.

Von Täbriz nach Teheran .. 177

Ein neuer Mehmendar. — Hadschi Aga. — Aussätzige. — Karatschemen. — Jahija-Khan. — Turkmantschai. — Mianeh und die Wanzen. — Der Kaflan-Kuh und das Jungfernschlofs. — Serdschem. — Nikkebeg. — Der persische Unterrichtsminister. — Zendschan. — Sultanijeh und die Moschee. — Khurremdereh. — Kirischkin. — Qazwin. — Geschichte der Stadt. — Pischlak. — Suleimanijeh. — Kent. — Einzug und Empfang in Teheran. — Audienz beim Schah.

XVII. Kapitel.

Teheran und die nächste Umgebung .. 207

Im Gartenschlosse des Schah. — Persische Frühlingsfreuden. — Persische Dienerqual. — Charakter des Volkes. — Beschreibung der Stadt. — Lage. — Thore. — Quartiere. — Bazare. — Plätze. — Negarehkhaneh. — Die Burg. — Ermordung des russischen Gesandten. — Polytechnische Schule. — Schulen und Moscheen. — Wachtposten. — Bevölkerung. — Stände: die Mollah's, — die Mirza's, — die Kaufleute, — die Handwerker, — die Krieger, — die Luti's. — Physiognomie der Strafsen und Bazare. — Malereien. — Lärmen in den verschiedenen Tageszeiten. — Geschichte Teheran's. — Schimran. — Kadscharenschlofs. — Schahzadeh Abdulazim. — Ruinen von Rei, Rages. — Geschichte der Stadt Rei.

XVIII. Kapitel.

Der Maimonat in Teheran. Personalien .. 234

Der Maimonat. — Persische Höflichkeit. — Turkomanen. — Die persischen Minister. — Der Gouverneur von Teheran. — Persische Ehe. — Unterhaltungen der Frauen. — Hochzeitsfeier. — Europäische Gesandtschaften. — Europäische Landsleute.

XIX. Kapitel.

In Rustemabad .. 246

Auszug in das Sommerlager. — Persischer Wirth. — Der unzertrennliche Derwisch. — Taranteln. — Gewitter. — Theuerung. — Persische Tröstungen. — Abend am Elburs. — Ausflug nach dem Wasserfall. — Die Jagden des Schah.

XX. Kapitel.

Persische Freuden- und Trauerfeste .. 256

Zunehmende Hitze. — Kurban Beiram. — Ritt nach Teheran. — Persische Bettler. — Militärische Execution. — Zigeuner-Weiber. — Fest der Nachfolge. — Schicksal Ali's und seiner Nachkommen. — Trauerzeit der Perser. — Klappernde Knaben. — Trauerspiel in Rustemabad. — Schilderung einer Tazieh nach dem englischen Schriftsteller Morier. — Andachtsübungen vor dem Anfange der Tazieh.

XXI. Kapitel.

Seite

Die Erntezeit. Der neue englische Gesandte. Besteigung d. Demawend 274

Das Dreschen mit dem *Tscharr*. — Theuerung und persische Preisliste. — Der indische Alchymist. — Abreise Rawlinson's. — Ankunft und Empfang des neuen englischen Gesandten. — Abreise nach dem Demawend. — Thal des Dschadscherud. — Das Dorf Afdscheh. — Helawan-Tribus. — Der Pafs von Goschkhanah. — Das Larthal. — Der Il der Hedawend und Hanler-Khan. — Der Il der Selsepur und der Ort Dschou. — Ask und der Harasflufs. — Abigerm, und die warmen Quellen. — Besteigung des Demawend. — Lager auf dem Plateau vor dem Kegel. — Ersteigung des Kraterkegels. — Höhe des Berges. — König *Zohaq* und *Feridun*. — Aberglauben in der Stadt Demawend. — Nachtlager in Ask und die Schwefelquellen daselbst. — Reise nach der Stadt Demawend. — Die Harasbrücke und der Pafs von Imamzadeh *Haschem*. — Beschreibung von Demawend. — Rückkehr nach Teheran. — Die *Aliallahi*-Secte. — *Surkh-hesâr* und der Schahzadeh. — Ankunft in Rustemabad.

XXII. Kapitel.

Allerlei vom Lande und aus der Stadt 305

Zunehmende Theuerung. — Brautgeschichte. — Lurisches Soldatenthum. — *La fête de l'Empereur*. — Geburtstag des Schah. — Unser Haus in Teheran. — Beschreibung eines persischen Hauses. — Vorbereitung zur Abreise nach dem Süden. — Neue Tazieh. — Topographische Studien in Teheran. — Die Emir-Karawanserai. — Der Emir und seine Geschichte. — Emir-Bazar. — Moschee des *Sejid Nasreddin*. — Das „Neue Thor" und die Hinrichtungen daselbst. — Verwaltung und Behörden der Stadt.

XXIII. Kapitel.

Reise von Hamadan nach Teheran 327

Unsere Karawane. — Firman und Siegel des Schah. — Station: 1. *Bahramabâd*. — Herbst. — Gewitter. — 2. *Rabbat-kerim*, Feuerhügel. — Die Salzwüste. — Geschichte von der Melone. — 3. *Khan-abâd*. — 4. *Köschkeh*. — *Khaladschi*-Sprache. — Die *Serger*-Sprache. — 5. *Tschemarum*. — 6. *Nuarân* — Behexte Fische und Prügelschlacht. — Teppichweberei. — Nomaden-Charakter der Perser. — 8. *Zäreh*. — 9. *Bibikabâd*. — Reiseunterhaltungen. — Beten der Perser. — Meidan. — Pafs vor Hamadan. — Ebene von Hamadan. — Agbatana. — Hamadan.

XXIV. Kapitel.

Hamadan 365

Stiftung und Schicksale der Stadt. — Akropolis. — Charakter der Einwohner. — Einzug in die Stadt. — Wezir der Stadt. — Grab Avicenna's. — Grab Esther's und Mardochai's. — Alte Moschee. — Bazare. — Löwin. — Doctorreise. — Bad. — Felseninschriften bei Hamadan. — Der Orontes-Berg. — Sonnenaltar. — Antiquitäten. — Balletvorstellung. — Besuch des *Hâkim's*.

Anhang.

Persisches Kalenderwesen.

Persischer Concordanz-Kalender 395

Erläuterungen und Bemerkungen zu demselben 406

Verzeichnifs der Abbildungen.

1. Titelkupfer: „*Nasreddin*, Schah von Persien“, farbige Lithographie nach einer Photographie des Obersten Pesce.
2. S. 116: „Der *Goktscha*-See“, Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
3. S. 144: „Das Dorf *Kiwrach* und der Ararat im Hintergrunde“, Holzschnitt nach einer Zeichnung desselben.
4. S. 153: „Das persische Wachthaus von *Dschulfa*“, Holzschnitt nach einer Zeichnung desselben.
5. S. 190: „Die Moschee von *Sultanijeh*“, farbige Lithographie nach einer Photographie von Pesce.
6. S. 211: „Das Thor des Reiches in Teheran“, farbige Lithographie nach demselben.
7. S. 229: „*Schimran* und der *Elburs*“, farbige Lithographie nach demselben.
8. S. 239: „Lesende Perserin“, Holzschnitt, Copie eines persischen Originalgemäldes.
9. S. 284: „Das *Lar*-Thal“, Holzschnitt nach einer Zeichnung des Freiherrn von Minutoli
10 S. 289: „Kegel des *Demawend*“, Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
11. S. 291: „Oberster Krater-Kegel des *Demawend*“, Holzschnitt nach einer Zeichnung des Freiherrn von Minutoli.
12. S. 296: „Die Stadt *Ask* und das *Haras*-Thal“,
13. S. 298: „Brücke über den *Haras*“, und
14. S. 300: „Die Stadt *Demawend*“, Holzschnitte nach Zeichnungen von Brugsch.
15. S. 321: „Die Emir-Karawanserai zu Teheran“, und
16. S. 324: „Die Moschee *Sejid Nasreddin* zu Teheran“, Holzschnitte nach Photographieen von Pesce.
17. S. 329: „Die Tschaparkhaneh von *Bahramabâd*“, Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
18. S. 373. „Grab der Esther und des Mardochai“, und
19. S. 381: „Felseninschriften am Orontes“, Holzschnitte nach Zeichnungen v. demselben.
20. Karte von Iran, entworfen und gezeichnet vom Prof. Dr. H. Kiepert.

Umschreibung persischer Lautzeichen.

Man hat in neuester Zeit angefangen, der heillosen Verwirrung zu steuern, welche, besonders auf den Gebieten der Geographie und der Ethnographie, durch falsche oder unzureichende Wiedergabe von Namen und Wörtern aus morgenländischen Sprachen entstanden ist. Man verlangt, und sicher mit Recht, von einem gewissenhaften Reisenden ein Zurückgehen auf die Schriftsprache oder wenigstens eine strenge Auffassung der gehörten Laute und eine gleichmäfsig durchgeführte Darstellung der einzelnen Lautzeichen, auch solcher, welche in unseren europäischen Alphabeten nicht vorhanden sind. In dieser Beziehung habe ich versucht, mein Möglichstes zu thun, wenn ich auch sicher bin, hier und da von der Scylla des geschriebenen Wortes in die Charybdis des gesprochenen fortgerissen worden zu sein. Ich weifs sehr wohl, dafs z. B. die Wörter für Zeit und Wasserpfeife von den Persern *weqt* und *ghaliân* geschrieben werden, und dafs es eine Stadt giebt, welche in den Postbüchern als *Mianedsch* verzeichnet steht, und doch hört man allenthalben nur *wekht*, *kaliân* oder gar *kaliûn* und *Mianèh* aussprechen. Wie soll sich da ein gewissenhafter Reisender verhalten? Ich mufs gestehen, dafs ich schliefslich dem gesprochenen Worte mehr Rechnung getragen habe, als dem geschriebenen. Die angeschlossene Liste wird Kennern der persischen Sprache zeigen, in welcher Weise ich die persischen Lautzeichen umschrieben habe. Vor allen mache ich auf den Unterschied des weichen (*z*) und scharfen (*s*) s-Lautes aufmerksam, der in den Werken selbst rühmlichst bekannter Gelehrten wenig oder gar nicht beobachtet worden ist, so dafs man Wörter wie *Schirâz*, *Täbriz*, *rûz*, *zen*, *bazâr*, *senk*, *serbâz* unterschiedlos mit *s* geschrieben findet. Ein ebenso grofser Unterschied besteht zwischen den Lautzeichen, die wir durch *dsch*, *tsch* und *sch* umschrieben haben, so dafs man z. B. nicht *dschenâr* (die Platane), *muschtehid*, sondern *tschinâr* und *mudschtehid* zu schreiben hat.

Der Accent (`) liegt in den meisten Wörtern der persischen Sprache auf der letzten Silbe; fällt er auf einen langen Vocal, so haben wir der Bezeichnung durch ^ den Vorzug gegeben.

ا	*a*, *â*, *ah* (dialektisch, meist vor n u. m) *û*	د	*d*	ع	'
ب	*b*	ذ	*z* (weiches *s* wie in sagen)	غ	*gh*
پ	*p*	ر	*r*	ف	*f*
ت	*t*	ز	*z* (weiches *s*)	ق	*q*, *g*, *k*
ث	*s* (scharf)	ژ	*dschj* (wie *j* i. franz. *juin*)	ک	*k*, *g*
ج	*dsch* (ausgespr. wie *g* im ital. *giardino*)	س	*s* (wie unser scharfes *s*)	گ	*g*
چ	*tsch*	ش	*sch*	ل	*l*
ح	*h* (starkes h)	ص	*s* (scharf)	م	*m*
خ	*kh* (wie *ch* im deutschen achen)	ض	*z* (wie bei ذ und ز)	ن	*n*
		ط	*t*	و	*w*
		ظ	*z* (wie die früheren z)	ه	*h*
				ی	*i*, *j*

Bayerische Staatsbibliothek München

I. Kapitel.

Von Triest nach Konstantinopel.

Am 9. Februar des Jahres 1860 vereinigten sich die Mitglieder der K. Gesandtschaft in der Hafenstadt Triest. In Rücksicht auf die winterliche Jahreszeit, welche die bequemere Reise nach Persien durch Rufsland, ebenso wie die gewöhnlich eingeschlagene Karawanen-Route durch Klein-Asien, wenn auch nicht unmöglich, so doch äufserst beschwerlich machte, hatte der K. Gesandte es für das rathsamste gehalten, von Triest aus nach Konstantinopel, von da nach Trapezunt und Poti zu gehen. Nach glücklich beendigter Seereise sollte die Weiterfahrt nach der russisch-persischen Grenze durch die kaukasische und armenische Landschaft zurückgelegt werden.

Vom besten Reisemuth beseelt, begeistert für die Zwecke, welche zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes die Sendung der ersten Preufsen an den Hof des Schah von Persien erfüllen sollte, voller Spannung und Erwartung auf die Wanderungen durch wenig bereiste Gebiete und auf die Bekanntschaft mit dem buntesten Völkerverkehr: war unsere Stimmung die froheste und heiterste und stand in gar seltsamen Widerspruche zu dem finstern trüben Himmel über Triest und dem bewegten rollenden Meere, dessen Wogenschaum weithin auf das steinerne Pflaster vor unserem Gasthofe am Hafen geschleudert wurde. Nicht einmal die folgenden Tage schienen besser werden zu wollen, denn der Sirokko fing an auf das heftigste zu wehen und verhiefs uns im Voraus zur Seereise einen recht unangenehmen windigen Gegner.

In der That stürmte die See an dem festgesetzten Tage der Abreise gewaltig; der Wind blies so stark zum wilden Tanze der aufgeregten Wellen, dafs die stattliche „Calcutta“, einer der besten Lloyd-Dampfer, es vorzog, vorläufig im sicheren Hafen zu bleiben und die Reise nach Konstantinopel um einen Tag zu verschieben. Erst am Sonntag, dem 12., liefs der Sturm einigermafsen nach, die Wellen beruhigten sich; eiligst wurde das Geschäft des Einschiffens der Mitreisenden und des Gepäckes vollzogen.

Der Kapitän des Lloydschiffes hatte die Artigkeit, die Mitglieder der K. Gesandtschaft in einem besonderen Boote vom Lande abholen zu lassen. Kräftig schlugen die Matrosen die Ruder in das wogende Meer und bald befanden wir uns am Bord und auf dem Deck des Schiffes, das den Verfasser bereits vor sieben Jahren zum erstenmale nach Afrikas sandiger Nordost-Küste getragen hatte.

Jeder von uns benutzte den Augenblick der Ruhe vor der Abfahrt, um Europa und dem, was ihm dort am Herzen lag, ein letztes Lebewohl zu sagen. Nicht ohne Wehmuth gedenken wir des Baron v. Minutoli, unseres Chefs, der wohl kaum ahnte, dafs die Freude der Rückkehr, die Wonne des Wiedersehens ihm, dem Vielgeprüften, nach Gottes unerforschlichem Willen nicht gestattet werden sollte.

Dann ging's hinaus aus dem Hafen in die hohe See. Die Nachwirkungen des Sturmes der vorigen Tage waren immer noch stark genug, besonders in der Nähe von Cap Cornera, das den Schreiber dieses von jeher zum schleunigen Rückzug nach der Kabine verdammt hat. Am Dienstag, den 14. des Monats, warf das Schiff beim prachtvollsten Frühlingswetter in dem Hafen von Korfu Anker, in der Nähe von drei englischen Linienschiffen, die, wie man uns mittheilte, bereits seit dem Monat November vergangenen Jahres hier stationirten. Wir benutzten die paar Stunden Zeit, welche das Schiffsvolk zur Bergung neuer Kohlenvorräthe gebrauchte, einen Ausflug nach der malerischen Insel zu machen, bei welchem uns der dortige preufsische Konsul, H. Fels aus Lindau, zu begleiten und belehrende Erklärungen zu geben so gütig war.

Die schönste Aussicht über Meer und Land bietet, so scheint mir, die Terrasse des grofsen Platzes in der Nähe der alten venetianischen Feste dar. Das Andenken an die glorreichen Zeiten der venetianischen Republik ruft das hier errichtete Standbild des Grafen Schulenburg wach,

welcher im Jahre 1716 die Festung gegen die Angriffe der Türken auf das heldenmüthigste vertheidigt hatte. Eine englische Wachtparade auf der Terrasse, deren nationale Eigenthümlichkeit ungemein belustigt, erinnerte lebhaft an den Wechsel politischer Zustände.

Wie trostreich dagegen im beweglichen Strome der Geschichte der Anblick der herrlichen unvergänglichen Natur! Vor uns das buchtige hügelreiche Eiland in vollstem Frühligsschmuck; nahe und ferne, thalwärts und bergauf in sanften Wellenlinien steigend, dunkele Oliven-Waldungen, an deren Fufs im hellsten Smaragdgrün Feld und Wiese im freundlichen Strahle der Sonne weit in die Ferne dem Schiffer in seinem Kahne entgegenlächelt. Gegenüber am fernen Rande des himmelblauen Meeres recken sich die albanischen Gebirge mit schneebedeckten Gipfeln hinan in den lichtblauen, durchsichtigen Aether wie in sehnsuchtsvollem Verlangen, während die munter scherzende Welle ihren Fufs umtanzt, als wolle sie die gigantischen Massen zu sich in's weite Meer hinablocken.

Die Erinnerung an die alte Zeit verleiht der zauberisch schönen Landschaft den höchsten poetischen Reiz. König Alkinoos, Nausikaa, die schiffskundigen Phäaken, der strandende und gastlich empfangene Odysseus sind klangreiche Erinnerungen an das alte Scheria, das die Gelehrten in dem heutigen Korfu wiedererkennen wollen. Und wenn es auch nicht so wäre, so hat jedenfalls auch auf diesem Eiland einst der griechische Genius die helle Fackel des geistigen, das Menschenthum veredelnden Lichtes geschwungen. Die Insel, später Korcyra geheifsen, verlor nach den Wechselschicksalen des peloponnesischen Krieges ihre errungene Blüthe, und die Epigonen der alten Phäaken hatten letzlich nur noch den wenig beneidenswerthen Ruf gemeiner Betrüger. Ob die heutigen Korfuoten, deren Physionomie, Sitten und Landestracht eine grofse Verwandtschaft mit dem Arnautischen zu haben scheint, diesen Ruf bewähren, diese Frage will ich des guten Leumunds halber nicht gern berühren.

In die engen Strafsen der Stadt hinabsteigend, welche klein und schmutzig von dem höchsten Punkte des Platzes bis zum Hafen amphitheatralisch angelegt ist, liefsen wir die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, auf unserer Wanderung in die Kirche des heiligen Spiridion einzutreten, in welcher grade an dem Tage unserer Ankunft, dem 2. Februar griechischen Kalenders, der gläubigen Menge die vertrocknete Mumie des Heiligen, in einem silbernen Sarge liegend, öffentlich gezeigt wurde. Wie

in allen griechischen Kirchen erhebt sich im Hintergrunde derselben eine Wand von Bildern auf goldenen und silbernen Blechen mit Lampen und Lämpchen und silbernen Ampeln. Hin und wieder öffnete sich eine Thür und man konnte, aufser dem Sarge des genannten Heiligen, den Geistlichen im reichsten Priesteranzug, mit herabhängendem, fest gedrehtem Haarzopf erblicken. Von da aus besuchten wir die katholische Kathedrale, lernten eine besondere Kunst-Industrie auf der Insel kennen, die Bearbeitung des Alabasters zu verschiedenen Luxus-Gegenständen, wanderten durch den Fleisch- und Fischmarkt, auffallend und belehrend durch den ungewohnten Anblick merkwürdig gestalteter Meerbewohner, vor allen des gallertartigen Tintenfisches, und beschlossen den kurzen Ausflug mit einem Durchgang durch das Waarenlager, ein Stapelplatz für die Transit-Waaren.

Um 12 Uhr Mittags setzte sich, bei prachtvollstem Wetter, die Calcutta von neuem in Bewegung. Drei Stunden später lag die Insel Paxos rechter Hand in Sicht. Dichte Olivenwaldungen bedecken den welligen Rücken der Höhenzüge des Eilandes, das ein ganz vorzügliches Oel bereiten soll. Ihm gegenüber erhebt sich die unbewohnte Felseninsel Antipaxos aus der blauen Fluth des Meeres.

„Sehen Sie dort die Reihe schwarzer Klippen," rief uns der freundliche Kapitän entgegen, mit der Hand nach einem seltsam gestalteten Klippenzuge zeigend, „da soll Venus Anadyomene im Meeresschaum „empfangen worden sein. Noch heute ehren ungeheure Schaaren wilder „Tauben den Kult der Göttin. Dort drüben in den öden Felsen der Berg-„landschaft von Epirus haben sie ihre Nester zu tausenden aufgeschlagen."

Gegen zehn Uhr Morgens, am anderen Tage, fuhren wir auf stürmisch bewegter See bei trüber Beleuchtung um die südlichste Spitze Europa's, das Cap Matapan, zwei Stunden darauf befanden wir uns bereits in dichter Nähe des Cap St. Angelo. In wunderbarer Lichtfärbung vom reinsten Blau bis zum tief dunklen Violet zeigte sich mit einemmale die ganze östliche Küste des Peloponnes. Rauhe, öde Berge mit scharf gezackten Kämmen springen, wie vorgeschobene Seitenstücke auf der Bühne, hintereinander in das Meer vor und verschwinden am fernsten Horizonte in blauen Duft und düstern Nebel. Lange genossen wir den malerischen Anblick der massenhaften Gebirgsstöcke.

Bei vollkommener Dunkelheit ankerte das Schiff Abends zehn Uhr im Hafen von Syra. In der Finsternifs liefs sich nur der Leuchtthurm an

der rothen Laterne erkennen. Lange Reihen glänzender, schimmernder Punkte übereinander fortlaufend und aufsteigend lassen auf eine terrassenförmige Lage der Stadt der Syrioten schliefsen. Sechs Stunden Rast in dem ruhigen Hafen konnten dem geschaukelten Körper nur wohlthun.

Am 16. waren wir auf dem ägäischen Meere bei abscheulich hoher See. Die Fahrt ist hier selten angenehm; der kurze Wellenschlag verleiht dem Schiffe eine ewig schaukelnde Bewegung. Bei einbrechender Nacht hatte der Dampfer bereits den Eingang der Dardanellen erreicht, Freitag Vormittag sah uns auf dem Marmora-Meere. Seine Küsten, — hier Europa, dort Asien — traten näher und näher aneinander heran. Endlich lag am Eingange des Bosporus Konstantinopel in vielgepriesener Schöne vor uns.

Rasselnd senkte sich der Anker in den Meeresgrund. Bis hieher hatten wir das Ziel unserer Wanderung glücklich erreicht. In verhältnifsmäfsig kurzer Zeit, nämlich 124 Stunden, war der weite Weg von Triest bis Konstantinopel unter sehr günstigen Umständen von dem Dampfer zurückgelegt worden.

II. Kapitel.

Konstantinopel.

Es hat ein Reisender einmal die Bemerkung gemacht, man müsse, um sich ohne Beeinträchtigung eines vollständigen Reisegenusses zu erfreuen, vom Meere aus einen Blick auf Konstantinopel werfen, von da aus die Bosporus-Fahrt unternehmen und — ohne auszusteigen, gleich wieder umkehren. Der Mann hat so Unrecht nicht! Die byzantinische Sieben-Hügelstadt vom Decke des Schiffes aus gesehen, ist feenhaft schön — wie viel Beschreiber sind nicht voller Entzücken des Anblickes! — Kaum aber hat der Reisende Angesichts Pera, der Frankenstadt, den Fufs auf's Trockene gesetzt, so zerfliefst das poetische Bild in die prosaischste Nüchternheit.

Das Boot des Lloyd führte uns von dem Standorte des Schiffes im Hafen durch ein Gewirr von Booten, Kaiks, Omnibus-Dampfschiffen nach Topchane oder dem „Kanonenhause“ hinüber. Ein Führer, Jude seinem Aus-

sehn nach, übernahm es, uns den Weg nach dem empfohlenen Gasthof *Missirie* in Pera zu zeigen. Auf einem schrecklichen Steinpflaster mufsten wir, noch dazu bergan steigend, durch unergründlichen Koth eine halbe Stunde lang fortglitschen, bis wir uns endlich in der Hauptstrafse Pera's vor dem Eingange des europäisch eingerichteten Hôtels befanden, in dem man sich gegen 17 Francs täglicher Pension häuslich niederlassen darf.

Grofströpfig fiel am Tage unserer Ankunft und an dem darauf folgenden der Regen vom Himmel. Am 18. machten wir den Versuch, unter Führung eines türkischen Kawassen der K. preufsischen Gesandtschaft, zu einer Badstube zu gelangen, um die vielgerühmte Annehmlichkeit einer türkischen Abwaschung in bester Form zu geniefsen.

Die Häuser an beiden Seiten der Strafsen, die wir durchwateten, schienen in einem grofsen See zu stehen, der durch aufgethürmte Kothberge und da, wo der Weg abschüssig geht, wie nach Galata und der Badstube zu, durch rauschende Giefsbäche herabfliefsenden schmutzigen Regenwassers unterbrochen wird. Da hiefs es, sich wacker durchzuarbeiten. Die Mehrzahl der Europäer wanderte in gewaltig grofsen Wasserstiefeln einher, die berittenen suchten sich aufserdem durch Regenröcke und Regenmäntel zu schützen. Die Hauptstrafse Pera's ist ziemlich eng, und führt bei vielen türkischen Friedhöfen vorüber, welche fufshoch über dem Strafsenniveau liegen. Der Mohamedaner liebt es, den Wanderer auf seiner Reise durch ein solches Memento mori! an das letzte Reiseziel zu erinnern. Bis tief in Asien hinein sind die Leichenäcker zu beiden Seiten der Karawanenstrafsen angelegt.

Laden drängt sich an Laden in der Strafse. Ein jeder hat sein meist in französischer Sprache abgefafstes marktschreierisches Aushängeschild. In gleicher Weise hat jede Strafse ihre besondere französische Benennung, wahrscheinlich eine Reminiscenz civilisatorischer Bestrebungen aus den Zeiten des Krimkrieges her.

Nach Galata zu geht's von Stufe zu Stufe bergab auf dem unbequemen holprigen Steinpflaster. Die Thür der Badstube war endlich erreicht. Weniger schmuckvoll im Innern als die arabischen Bäder, wie man sie in Kairo und Damascus sieht, hatte das türkische den grofsen Vorzug reinlichen, sauberen Aussehns. Der Besitzer des unsrigen war ein Armenier. Die Söhne Haik's, mit denen ich seit meiner Rückkehr aus Afrika zum erstenmale hier wieder zusammentraf, haben in der neuesten Zeit

eine grofse Bedeutung für den Gesammtorient gewonnen. Von Natur mit grofsen geistigen Anlagen beschenkt, voller Scharfsinn und Feinheit, alles leicht auffassend, unternehmungslustig, aber vorsichtig speculirend, dabei mäfsig in seinen Ansprüchen und Bedürfnissen, repräsentirt der Armenier den Geldbesitzer, den grofsen Kaufmann und Industriellen, den eigentlichen Vermittler des Westens mit dem Osten. In der Türkei und in den abhängigen Provinzen dieses Reiches, wie in Aegypten, Syrien und Klein-Asien, im Kaukasus, in Persien — überall ist es der Armenier, welcher sich auf fremden Boden ansiedelnd bald eine bedeutende Rolle in allen auf Gelderwerb gerichteten Geschäften spielt, und mit kluger Berechnung und Schlauheit die einflufsreichsten Personen in seine Netze zu ziehen weifs. Er ist schliefslich die Seele des ganzen Geldverkehrs.

Unser Armenier, der Badstubhalter, empfing uns mit ächt türkischem Ceremoniel, eingeleitet durch die üblichen Worte: *salam aleikum* „Friede sei über Euch!“ Ich will mich nicht in die ausführliche Beschreibung der Geheimnisse des Bades versteigen, welche bis zum unvermeidlichen, aber wohlthuenden *Kêf* am Schlusse aus einer Reihe gut einstudirter und ausgeführter Abreibungen, Abwaschungen, aus Kneten und Verrenken der Glieder bestehen. Das kann man nur empfinden, wie die Wärme des Sonnenstrahles. Das Bad hatte über zwei Stunden gedauert. Wir verliefsen es, zufriedener mit der Wirkung der Behandlung als mit dem Preise, der für drei Personen nicht weniger als sechs preufsische Thaler betrug. Achmed, der grofsbärtige türkische Kawafs, geleitete uns durch Regen und Koth bis zur Herberge heimwärts, wo wir bei dem hellen Kaminfeuer sitzend, die nafskalte Witterung zu vergessen suchten.

Konstantinopel hat so gut wie Berlin seinen Winter und seine Regenzeit. In den europäisch eingerichteten Häusern schützen französische Kamine vor der empfindlichen Kälte. Die Türken — und ich füge gleich hinzu die Araber und Perser — dagegen erwärmen sich mit Hülfe des sogenannten Mangals. Dies ist eine sonderbare Vorrichtung, die wohl eine nähere Beschreibung verdient.

Man läfst über Nacht auf dem Dache des Hauses ein mit glühenden Holzkohlen angefülltes und mit Asche bedecktes Metallbecken — Mangal genannt — ausglimmen, und stellt es in die Mitte des Zimmers. Ein kleiner, etwa anderthalb Fufs hoher Tisch wird darüber gesetzt und über den Tisch eine grofse Decke ausgebreitet, die mit ihren Enden allent-

halben den Erdboden oder richtiger den Teppich berührt. Die Familie kriecht nun, um sich zu wärmen, etwa bis zur Brusthöhe von den Füfsen an, unter die Decke, und so haben bisweilen 12 Personen hinreichend Platz und Gelegenheit, von unten herauf warm zu werden.

Die ärmeren Leute, besonders in den persischen Häusern, construiren gleich beim Bau ihrer Wohnungen ein Kohlenloch in der Mitte, über das Tisch und Decke gebreitet wird, und wärmen sich in der beschriebenen Weise. Besonders häufig wenden die Frauen sammt ihren Kindern diese Wärmmethode an, ja schlafen selbst die Nacht hindurch mit dem Mangal, obgleich die Gesundheit darunter leidet, und die Ausdünstung der Kohlen sogar den Tod bei kleineren Kindern herbeigeführt hat. Eine europäische Dame, welche in Teheran zur Winterzeit die Ehre hatte, in den Harem des Schah eingeführt zu werden, fand die Frauen des Hofes unter der Decke des Mangals nebeneinander hockend. Man schien so wenig Auffallendes in der augenblicklichen Lage zu finden, so erzählte sie mir, dafs sie sogar aufgefordert wurde, einen Platz unter der Decke mit einzunehmen.

Nichts lehrreicher, nichts anziehender in Konstantinopel, als die Beobachtung und das Studium der Menschen auf den Strafsen Pera's oder Galata's! Die Europäer — um mit den ehrenwerthen Landsleuten zu beginnen, die bereits bei den Türken unterschiedslos in die grofse Kategorie der *Frengi* gestellt werden — mag sie der eigene Wille, mag sie Fügung des Schicksals an diesen äufsersten Arm der politischen Kloake Europa's geführt haben, sind wohl aus aller Herren Ländern, von dem fein gekleideten Kaufmann und Beamten im türkischen Dienste an, bis zu dem zerlumpten Bettler hin. Am reichsten vertreten ist der Süden, da Griechenland, Italien und Frankreich eine nicht unbeträchtliche Beisteuer zur ethnographischen Liste geliefert zu haben scheinen. Männer und Weiber zeichnen sich durch eine ganz besonders ausgesprochene Putzsucht aus. Selbst das schlimme Regenwetter hält sie nicht ab, sich auf der Strafse im gröfsten Staate zu zeigen, und es gehört anfänglich alle Kraft dazu die Lachmuskeln im Zaum zu halten beim Anblick einer grofsmächtigen Crinoline, die von Füfschen getragen wird, welche auf zollhohen hölzernen Stelzschuhen trippelnd durch Koth und Regenwasser einherschreiten, nur um dem Bedürfnisse Genüge zu leisten, die bunten Fahnen auf der Strafse sehen zu lassen.

Wunderbar im Gegensatz dazu ist die asiatische Welt, in Physionomie und Tracht, welche hier schon in Pera mit der europäischen Bevölkerung in Berührung kommt, und meist der dienenden Klasse angehört. Sie ist am lächerlichsten da, wo sie in meist unschöner Nachäffung alles europäischen Wesens auftritt, bis zum türkischen Soldaten und Kawassen hin, der mit gravitätischer Miene die Strafse Pera's entlang schleicht. In jenem feingekleideten „citoyen", der ernst und langsam einherschreitet, das pechschwarze starke Haar mit dem feinen *Fefs* bedeckt, mit der langen, hakenförmig gebogenen Nase und den schwarzen, stechenden Augen mit starken Augenbrauen darüber, erkennst du auf der Stelle den reichen Armenier. Sieh nur, wie er eine Kugel seiner Bernsteinschnur nach der andern bedächtig durch die Finger gleiten läfst, um Gelegenheit zu haben, die Brillanten seiner Ringe den Leuten zu zeigen. Der ruhelose Landsmann des ewigen Juden läfst sich nicht ableugnen aus jenem schönen, aber verschmitzten Gesichte mit bekanntem Rassentypus. Er geht in türkischer oder europäischer Tracht, je nachdem es seine besonderen Interessen erheischen. Werft einen Blick auf die Lammsmaske mit der spitzen, schwarzen Pelzmütze. Schwört er's auch ab, er ist und bleibt der geschmeidige Perser.

An der Farbe erkennt man den Mohren. Das hat man in Kontantinopel in Hülle und Fülle zu beobachten. In allen Abstufungen der Hautfarbe tritt die Negerbevölkerung als eine bedeutende Beigabe des afrikanischen Continentes auf, mögen die einzelnen theils als vielgesuchte Eunuchen, theils als Sclaven oder Diener ihr Leben fristen.

Einen traurigen Eindruck hinterliefs der Anblick der zahlreichen ausgewanderten Nogai-Tataren, welche bekanntlich die russische Nogai-Steppe in grofsen Massen verlassen haben und nach Konstantinopel gewandert waren, um ein neues Vaterland von den rechtgläubigen Muslimen zu empfangen. Die Versprechungen waren glänzender als die Erfolge, wenigstens lungerten sie obdach-, brot- und arbeitslos in den Strafsen Konstantinopels herum und bettelten mit wahrer Wuth jeden anständig gekleideten Spaziergänger an. In ihrem Kopfe, den eine mit Pelzwerk verbrämte Lederkappe bedeckt, zeigen sie viel Mongolisches. Die kleine Stumpfnase und die schräg stehenden Augen sind unverkennbare Merkmale davon.

Nach den Nachrichten, welche wir später an Ort und Stelle von einem

russischen Civil-Gouverneur erhalten haben, zerfallen die Nogai-Tataren (deren Zahl der russischen Regierung selbst unbekannt ist) in fünf Horden, wovon drei Anhänger der mohamedanischen Religion sunnitischer Secte sind. Die andern beiden verehren Götzenbilder, und wenden sich in ihrem Gebete an die aufgehende und an die untergehende Sonne, wie die Geber oder Feueranbeter in Persien und Indien. Seit ihrer Einwanderung, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, haben sie es stets verschmäht, sich in Dörfern ansässig zu machen oder Ackerbau zu betreiben. Sie waren und sind Nomaden geblieben, welche mit ihren Kameel- und Rindvieh-Heerden auf der grofsen Grassteppe zwischen Stawropol und Astrachan umherziehen und den Transit-Handel mit dem Kaukasus von und nach Astrachan hin vermitteln. Jeder Versuch russischerseits, sie durch Schulen u. s. w. zu civilisiren, ist erfolglos geblieben, ja sogar die Veranlassung ihrer Auswanderung geworden. Unter dem Vorwande, weder Russen noch Christen werden zu wollen, verkauften sie ihre Heerden und wanderten aus. Obgleich in der asiatischen Türkei die fruchtbarsten Landstrecken brach und unbebaut liegen, so wollen Sachkundige dennoch daran zweifeln, ob es jemals gelingen wird, jene ausgewanderten Tataren zu Colonisten heranzubilden.

In dem Glanze und dem Elend des konstantinopolitanischen Strafsenlebens, mitten in der Menge, die sich neben- und hintereinander durchdrängt und stöfst, in allen Zungen schreit und schimpft, begrüfst und dankt, bildet die Erscheinung der orientalischen Frauen im türkischen Kostüm die komischste Seite. Das stolzt langsam und wacklig einher, in weifse und bunte Tücher und Laken eingehüllt, den Kopf geschmacklos mit Musselin verhängt; an den ziemlich sichtbaren Waden wasserziehende Strümpfe, welche sich sehnsuchtsvoll nach den rothen und gelben Stiefeln und den watschelnden Füfsen hinabsenken. Die häfslichen und alten Weiber verhüllen sich gewöhnlich dichter als die jungen hübschen Stambulerinnen, die nach der neuesten Mode einen fast durchsichtigen Schleier tragen, und den neugierigen Frengis den Anblick eines brennenden Augenpaares durchaus nicht zu entziehen suchen.

Wenn Jemand die Wanderung zu Fufs aufgeben will, so setzt er sich entweder auf eines der kleinen, behenden, meist weifsfarbigen Miethspferde mit buntem Perlhalsbande und obligatem Amulet, oder auf einen leichtfüfsigen Esel, oder in einen der wackligen antiken Kutschwagen von

plumper Gestalt, aber reich und schnurrig vergoldet, wie sie etwa vor einem oder mehreren Jahrhunderten in Europa Mode waren. Gegen einen solchen Rumpelkasten, der im Innern wie ein zusammengedrücktes Federbett aussieht, sind die Wagen auf den altägyptischen und assyrischen Denkmälern wahre Victoria-Chaisen. Nicht minder empfehlenswerth sind die ebenso stark verzierten und vergoldeten Portechaisen. Man setzt sich hinein, die beiden *Hamals* oder Lastträger ergreifen die langen Stangen und fort geht es über Stock und Stein, bergauf und bergab. Wie man im Stande ist, sich bei den engen, dabei aber sehr belebten Strafsen, ohne Gefahr für Leben und Gesundheit, auszuweichen, bleibt mir ein dunkeles Räthsel. Und doch, glaube ich, geschieht selten ein besonderes Unglück, höchstens einmal ein unvermeidlicher Zusammenstofs zweier in entgegengesetzter Richtung wirkenden Kräfte. Mag nur der Himmel es immer so wenden, dafs die eine davon nicht einem Lastträger angehört, der auf dem Rücken einen mächtigen Stein von 3 Fufs Länge, 1 Fufs Breite und 3 bis 4 Zoll Dicke, in gebeugter Stellung trägt, oder gar einem mit langen Holzbalken bepackten Pferde oder Esel, der erbarmungslos rechts und links die kräftigsten Stöfse bei jeder Wendung austheilt. Eher erträgt man es, über einen todten oder lebendigen Hund — in beiden Zuständen liegen sie gleich bewegungslos da — zu stürzen, obgleich die Exemplare dieser so nützlichen Strafsen-Polizei des Orients und seiner Städte durch Verspeisung französischer Giftpillen sich gegen frühere Zeiten um ein Bedeutendes vermindert haben.

Die allgemeine Ordnung und die öffentliche Ruhe in dem lebendigen Mosaik wird durch die „Municipalité“ und durch türkische Kawassen aufrecht erhalten, welche bewaffnet mit Säbel, Pistolen und dem ägyptischen, äufserst anziehenden *Kurbatsch*, dem segensreichen Geschenk der Nilpferdshaut, in roth und weifs angestrichenen Schilderhäusern postirt sind, oder auch in kleinen Wachthäusern an den Strafsenecken auf einem Diwan ihren schutzmännischen *Kêf* feiern. Nicht selten durchschleicht eine Streifwache türkischer Soldaten — in lichtbraunem Mantel nebst Kapuze und grünen Fausthandschuhen —, den Offizier an der Spitze, in einem wahren Schneckenmarsche die Strafse.

III. Kapitel.

Tagebuchblätter aus Stambul.

Den 19. Februar.

Gestern Nachmittag haben wir dem Regen und Winde Trotz geboten und einen Ausflug nach dem Theile Pera's unternommen, der nach dem grofsen Campo hinführt. Eine Reihe von Läden, meist mit französischen Luxus-Artikeln, überrascht durch die Gröfse und Pracht der äufseren und inneren Einrichtung, von den mächtigen Spiegelscheiben der Eingangsthüren an bis zu den geschmackvollsten Kronenleuchtern im Laden. Zu den auffallendsten Aushängewaaren gehören gegenwärtig Masken und Maskenanzüge. Man lebt noch im Fasching, der mit ächt südländischer Heiterkeit und Ausgelassenheit sogar in Pera gefeiert wird, und eine Menge grofsgedruckter Zettel an den Strafsenecken laden zu französisch-italienischen Vorstellungen ein, vor allen zu einem „grand bal masqué au palais des fleurs“.

Der Schnee fiel heute nach sonnenklarem Morgen in dichten Flocken vom winterlichen Himmel hernieder. Wir besuchten in der Frühe den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde in dem Gebäude der K. preufsischen Gesandtschaft. Etwa 30 Kirchgänger hatten sich eingefunden, darunter der vortreffliche Minister Graf von der Goltz und das Personal der preufsischen Legation, welche der Predigt des Pastors Pichon mit würdiger Andacht zuhörte. Die evangelische Gemeinde in Konstantinopel zählt bei 80 Familien, etwa 400 Seelen umfassend.

Bei der Heimkehr begegneten wir einigen seelensvergnügten Masken, die von dem lärmenden Janhagel Pera's und Galata's begleitet waren. Dicht dahinter, welch' bittere Ironie! geleitete man eine junge Griechin zu Grabe. Mit Blumen und vergoldeten Citronen geschmückt, lag die Todte offen im Sarge da, nur leicht mit bunten Tüchern bedeckt. Vier Männer trugen sie auf den Schultern. Der Priester mit der Monstranz schritt dem Sarge voran. Leidtragende bemerkte man unter den Fufsgängern im Gefolge nicht. Sanft ruhe ihre Asche! Wir entblöfsten unser Haupt und liefsen den Zug an uns vorüberziehen. Eine zerlumpte Zigeu-

nerin, etwa dreifsig Jahre alt, näherte sich uns, um ein Almosen bettelnd. Es war die erste, die ich sah. Die Farbe ihres sehr regelmäfsig geformten Gesichtes war schmutzig braun, ihre Augen grofs und schwarz, der freundlich lächelnde Mund zeigte eine Reihe schöner, blendend weifser Zähne. Das Haar hing struppig und wild auf die Stirn herab, vermehrte aber trotz der Unordnung das Malerische der in braune Lumpen gehüllten Gestalt. Viel widerwärtiger mufste uns ein türkisch gekleideter Ebraico erscheinen, der, im Dienste der Aphrodite Pandemos stehend, frech genug war, uns in eine Seitengasse zur Besichtigung eines neuangelegten Bazares locken zu wollen.

Ein prüfender Blick auf die Gebäude der europäischen Vorstädte läfst sehr bald den Unterschied der älteren und neueren Bauten erkennen. Die ersteren, einstöckig, seltener zweistöckig, sind aus Holz und Fachwerk hergerichtet, ebenso wackelige als luftige Wohnungen, daneben äufserst feuergefährlich. Die grünen Jalousien, zum Schutze gegen die Sonnenhitze angebracht, so wie die hervorspringenden Erker geben den Häusern ein recht freundliches Aussehen. Die Privat- und offiziellen Gebäude neueren Datums sind solid aus Stein gebaut, jedoch in dem bekannten ächt orientalischen Kasernenstil, d. h. viereckige Kasten mit Fensteröffnungen. Eines der schönsten Gebäude Pera's, weithin sichtbar vom Meere aus, ist der riesige Palast der russischen Gesandtschaft, mit einer Säulen-Façade, die sich von der blauen Wand am Hintergrunde scharf und beinahe zu grell hervorhebt. Der grofse Ballsaal soll 3000 Gäste bequem fassen können. Im Krimkriege hatten sich die Franzosen hier einquartiert; die verdorbenen Wände und Mobilien hat Kaiser Napoléon III. mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Francs herstellen lassen; so wurde dem Schreiber dieses aus sehr zuverlässiger Quelle versichert.

Den 20. Februar.

Wir haben heute den ersten Spaziergang in das Innere der alten Genueser-Republik von Galata und über die lange Brücke des goldenen Hornes nach den ersten Strafsen Stambuls gemacht.

In der Nähe des Klosters, in welchem türkische Dreh-Derwische voll religiösen Wahnsinnes ihre berüchtigten Tänze aufführen, bogen wir von der Hauptstrafse unseres Quartieres seitwärts ab und schlugen einen Seitenweg über ältere türkische Friedhöfe ein. Hohe, grad aufrecht stehende

Leichensteine, oft noch so gut erhalten, dafs die goldene Schrift auf blauem Grunde in hellem Lichtglanze hervortritt, mahnen an die vergrabene und verschollene mohamedanische Welt unter uns. Die auf der obersten Kante der Leichenplatten ausgemeifselten und bemalten neutürkischen niedrigen Fefs oder die hohen alttürkischen Turbane trennen die Todten der Neuzeit von den türkischen Altvorderen. Schlanke, dunkelgrüne Cypressen, der Baum der Freiheit, die bei den Morgenländern erst im besseren Jenseits beginnt, überschatten die Hügel der Todten, auf denen Hunde, lang ausgestreckt in behaglicher Ruhe, fern vom Treiben der Strafse und den Fufstritten zwei- und vierbeiniger Pflastertreter, der süfsen Gewohnheit des Schlafes obliegen. Der Weg über die Friedhöfe bei der nassen Witterung geht durch unbeschreibliche Kothstege bergab. Beim Anblick des Doppelthurmes von Galata *(Galata-kule)* ringt sich ein „Gott sei Dank!" aus der Brust hervor.

Der stattliche Bau, ein Werk der Genuesen, gegenwärtig nur als Feuerwacht und Signalthurm benutzt, gehört denselben Zeiten wie die Mauer-Befestigungen in der Nähe an, welche halb zerfallen, sich malerisch genug aus der Umgebung neuerer Bauten hervorheben, aber dennoch, wie so manches andere, die heutigen Zustände der Türkei düster genug symbolisiren.

Auf einer alten Treppe von Stein- und Holzstufen gewannen wir den überdachten Rand des Thurmes. Eine Wache türkischer soldaten hockte auf dem Fufsboden und liefs sich weder im Rauchen des schibuks noch bei der Zubereitung des Mittagessens stören. Nach Verabreichung des unvermeidlichen Bakschisch hatten wir indefs die Erlaubnifs, nach allen Seiten über Stadt und Meer hin uns des wundervollsten Panorama's, freilich bei nicht ganz günstiger Beleuchtung zu erfreuen.

Zu unseren Füfsen breitete sich die Vorstadt Galata aus, gegenüber, am jenseitigen Ufer des goldenen Hornes, die eigentliche Türkenstadt, hügelig aufsteigend, mit ihren Moscheen und zahllosen Minarets. Auf der anderen Seite des Meeres lag Asien. Wie schwarze Felsblöcke tauchten die Prinzeninseln aus der Fluth hervor. So dunkelfarbig sich das cypressenreiche Scutari in das blaue Meer hinabzusenken schien, so fröhlich heiter schwammen im Hintergrunde schneebedeckte Berge, darunter der Ida, in dem reinen Aethermeere des Himmels. Im Hafen lagen und kamen zahlreiche Dampfer und Segelschiffe. Die ersteren sich bis zu der dicht besetzten Brücke herandrängend, welche Galata mit Stambul verbindet, und

von unserer Vogelschau aus gesehen, wie die alte Rheinbrücke zwischen Deutz und Cöln in langer Linie die blinkende Fluth des Meerarmes durchschneidet. Der Anblick ist wunderbar schön, der Feder eines poetischen Reisenden würdig.

Nach halbstündiger Weile verliefsen wir den Thurm. Durch winklige, holprige Strafsen und Gassen Galata's, wo italienisch-griechisch-französische Volkswirthschaft mit all' den sauberen und unsauberen Beigaben zu Hause ist, kommen wir endlich an die hölzerne Brücke, an deren Eingang zunächst eine Kopfsteuer von fünf Para entrichtet werden mufs. So eine Brücke existirt wohl nur einmal in der Welt. Aus Holz aufgeführt enthält sie einen Doppelweg sowohl für die Wagen und Reiter als für die Fufsgänger. Die Holzdielen sind morsch und faul, voller Unebenheiten und Löcher. Auf den vollständigen Halbkreisbogen, die mehrmals die ebene Brücke unterbrechen, müssen Wagen und Fufsgänger auf- und abklettern, für Wagen und Reiter ein gefährliches Unternehmen. In der langen Reihe zahlreicher, dickleibiger, vergoldeter Kutschen sahen wir in aller Ruhe türkische Haremsschönheiten vorbeipassiren. Der dünne, durchsichtige Schleier stand in sonderbarem Contraste zu den begleitenden Eunuchen, und wenn jeder verliebte Blick, der zwischen den Türkinnen und Europäern gewechselt wird, mit fünf Para besteuert würde, so möchte die Stelle als Brückeneinnehmer am goldenen Horn die einträglichste im ganzen türkischen Reiche sein. Neben solcher Haremspracht bieten die allerwärts auf den Holzkanten der Brücke sitzenden Bettler ein abschreckendes Bild menschlichen Elends und bitterster Armuth dar. Die Strafsen Stambul's, welche wir in der Nähe der Walide-Sultan-Moschee durchstreiften, waren wo möglich noch kothiger und holpriger als die Gassen Pera's. In stillschweigender Uebereinkunft machten wir bald Kehrt, um nach der Brücke des goldenen Hornes zurückzupilgern. „Hier sind 15 Para für drei Personen“, sagte unser Dragoman zu dem Brückeneinnehmer am Steuerhause. Sehr höflich erwiederte der Angeredete, ein alter Türke: „Maschallah! für drei Personen? für drei Effendis mufst du sagen.“

Die drei „Effendis“ befanden sich bald wieder in Pera, das ihnen nach dem genossenen Vorschmack der alten Türkenstadt viel ordentlicher und angenehmer als in den vorigen Tagen erschien.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Einzeln und in langen Zügen, nüchtern und langweilig, berauscht und ausgelassen, trieben sich

Masken in den Strafsen umher, zur grofsen Belustigung der Bevölkerung, doch ohne den Vorübergehenden lästig zu werden. Von den weltbekannten politischen Gröfsen an bis zur stillen Haremsschönheit hinab wird alles unbarmherzig dem Maskenspott geopfert. Die Weltverbrüderungs-Idee fand ihren Ausdruck in einem französischen Stutzer, der mit einer schwarz angestrichenen Negerin in ungeheurer Crinoline promenirte und sie der Bildung halber mit vielem Anstand und ausgesuchter Grazie in die kleinen Theater und Trattorien Pera's einführte.

Von einem Diner beim preufsischen Gesandten heimwärts kehrend, hatten wir das schöne Schauspiel einer nächtlichen Illumination. Eines Festes wegen waren sämmtliche Moscheen, Staatsgebäude, Paläste und die Schiffe der türkischen Flotte im Kriegshafen mit tausenden brennender Lampen behängt. Unser Standpunkt war hoch, die Nacht sehr dunkel, der Anblick daher besonders überraschend. Die hell erleuchteten Galerien des zahlreichen Minarets machten den Eindruck in der Luft schwebender Feuerringe. Vor der Menge zahlloser Lichtpunkte schienen die Sterne in die dunkle Nacht beschämt zurückzutreten.

Den 21. Februar.

Wir haben gestern die Bekanntschaft einer bedeutenden landsmännischen Persönlichkeit gemacht, des türkischen Brigade-Generales Kuczkowski, oder, wie er von den Türken genannt wird, Muchlis Pascha's. Ein hoher Fünfziger, aus dessen hellblauem Augenpaar ein offenes, redliches Gemüth spricht. Er empfing uns in der liebenswürdigsten Weise in seinem Diwan in Topchane. Die Unterhaltung mit dem um türkisches Militair-Wesen, besonders um die Schöpfung einer brauchbaren Artillerie, hochverdienten christlichen Pascha, der sich selbst bei den Türken durch seine Gradheit und Biederkeit einer vorzüglichen Hochachtung erfreut, konnte nur belehrend und anregend sein, um so mehr, als seine dreizehnmonatliche Reise in türkisch Armenien bis nach der Stadt Wan hin wichtige Beiträge für unsere Weiterreise enthielten.

Während der Unterhaltung, welche in einem kleinen Nebenzimmer des militairischen Diwan Statt fand, verzehrte ein Rechnungsführer in Unteroffiziers-Uniform, in einer Ecke des Zimmers sitzend, sein frugales Mittagbrod, liefs sich dann eine gestopfte lange Pfeife bringen und trank schliefslich seinen würzigen Mocca. Die Anwesenheit seines Generales

schien ihn nicht im mindesten zu beunruhigen. In Europa würde das etwas Unerhörtes sein, aber gerade in diesen Kleinigkeiten liegt die Eigenthümlichkeit der westlichen und östlichen Disciplin.

Eine reiche Sammlung von Gummi- und Leder-Ueberschuhen an dem Eingang zur Treppe gab eine Vorstellung von der Personen-Frequenz im Diwan. Man erkennt sehr leicht heraus, wie viel Europäer, wie viel Türken im Hause anwesend sind. Die vornehmen Türkenschuhe sehen wiederum anders aus als die Pantoffeln der Aermeren, und haben die letzteren einen Sporen, so ist es sicher, dafs türkische Kavallerie im Hause sitzt. Wie ein Jeder beim Herausgehen seine Fufsbekleidung wiederfindet, bleibt unter allen Umständen räthselhaft.

Die Erwähnung einer orientalischen Schuhversammlung vor dem Eingange zu einem Zimmer erinnert Schreiber dieses an ein Gespräch mit einem weisen Perser, das derselbe folgendermaafsen schlofs: „Ihr Frengi „möget in eurem Vaterlande, in Frengistan, gesittete und gebildete Men„schen aufzuweisen haben. Hier zu uns kommen nur selten wohl erzogene „Männer her. Diese machen alles verkehrt und sind unreine Söhne ihres „Landes. Oder geziemt es sich, beim Eintritt in ein Zimmer das abzu„legen, womit nichts verunreinigt wird, und das nicht abzulegen, womit „man den Schmutz von draufsen in dein reines Zimmer trägt? Entblöfsen „sie nicht ihr Haupt vor allen Leuten, und treten sie nicht mit den unreinen „Schuhen auf den reinen Ort des Teppichs, auf dem du issest und trinkst „und schläfst und sitzt? Maschallah! Wo sitzt da Verstand, wo steckt da „Gesittung! Bei deinem Haupte, übel würde es ihnen in Frengistan ergehen, „wollten die schlechterzogenen Leute den reinen Teppich in den Zimmern „mit ihren schmutzigen Füfsen betreten! — Warum schickt man aber die „Unreinen grade zu uns? doch nur um Anstand und Sitte zu erlernen!“ —

Die Faschingszeit endigte gestern Abend, da heute bereits Mardi gras ist. Die diplomatische Welt Pera's war am Abend in dem Hause des österreichischen Internuntius, Baron v. Prokesch-Osten versammelt. Ein grofser Ball sollte hier den Abschlufs der lärmenden Vergnügen dieser Jahreszeit bilden. Ganz Europa hatte seine Vertreter in der Herren-Welt aufzuweisen, und selbst Asien hatte es nicht verschmäht, in der Person des persischen Gesandten Mirza-Hussein-Khan den liebenswürdigsten Beitrag zu spenden. Die Damen, nicht so zahlreich vertreten, meist Perotinnen, waren in europäischem Ballstaat neuester Mode erschienen, und

ich mufs zweifeln, ob man in Paris schönere Diamanten, umfangreichere Krinolinen, herrlicheres Haar und dunklere, brennendere Augen hätte sehen können. Die französische Sprache bildete das allgemeine Mittel der Unterhaltung in diesem babylonischen Sprachgewirr. Die jüngeren Herren und Damen tanzten in dem einen Saale des Hauses, die älteren plauderten in den anstofsenden Gemächern oder rauchten in dem Bibliothekszimmer des Internuntius, dessen wissenschaftlicher und politischer Thätigkeit an dem mit werthvollen Alterthümern bedeckten Arbeitstische manches geistreiche Denkmal seinen edlen Ursprung verdankt.

Die Seele der Gesellschaft schien mir der junge russische Gesandte, Fürst Labanoff zu sein. In dem heiteren, lachenden, von witzigen Einfällen übersprudelnden, liebenswürdigen Fürsten hätte der ruhige Beobachter eher einen französischen Weltmann, als den klugen und feinen Diplomaten des mächtigen Zaren am Hofe des Sultans vermuthet.

Neben den türkischen Gröfsen — ich denke vorzüglich an den redlichen Grofs-Vezir Mehemed-Ruschdi-Pascha, der sich vom gemeinen Soldaten bis zu der hohen Stellung, die er gegenwärtig einnimmt, hinaufgearbeitet hat, und an Kiamil-Pascha, den früheren türkischen Gesandten in Berlin, jetzt Präsident des Staatsrathes — waren für uns augenblicklich die Perser der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Den Türken gegenüber erschienen sie gewandter, glätter, und, selbst bei den Damen, weniger ängstlich und zurückhaltend. Mirza-Hussein-Khan zeichnet sich vor allen durch feinen Tact und durch sein gewinnendes Benehmen aus. Er steht in den Dreifsigern. Er trug sich europäisch, nur die schwarze Lammsfellmütze und der goldgestickte Gürtel mit der diamantenen Agraffe kennzeichnete den persischen Hofmann. Mit grofser Befriedigung äufserte er sich über das gesellige Leben in Teheran, wo, wie er sagte, mehr Bälle als in Konstantinopel gegeben würden. Das war etwas Neues in dem Verzeichnifs unserer Reisenotizen über die terra incognita, welche wir nächstens betreten sollten.

Das Ende des Balles warteten wir nicht ab, sondern begaben uns in der mitternächtlichen Stille nach Hause. Ueberall hielten Portechaisen-Träger mit brennenden Fackelstangen, sehnsüchtig auf die Dame ihrer Nummer harrend. Wir aber stolperten über erhärtete Kothberge und aufgerissene Pflastersteine zum englischen Hôtel, um von Konstantinopel und seinen Herrlichkeiten zu träumen.

Wer Konstantinopel besucht hat und nicht in dem pfeilschnellen *Kaik* gefahren ist, hat Vieles, Vieles versäumt. Der Versuch, in diesen berühmten Nachen zu steigen, liefs sich schon wagen, als Hr. Graf von der Goltz zu einem Besuch nach *Babi humajun* in Stambul einlud.

In zwei langen, sehr spitz zulaufenden und von leichtem Holze zierlich gebauten Kähnen, worin eine oder höchstens zwei ruhig sitzende Personen Platz haben, fuhren wir, richtiger schossen wir über das stürmisch bewegte goldene Horn pfeilschnell hinüber. Nach kurzer Zeit landeten wir an Ort und Stelle, in der Nähe des Ministeriums. Die verschiedenen Abtheilungen desselben durchlaufend, woselbst Schreiber, Soldaten, Krämer, dazwischen hin und wieder Europäer im Fefs, durcheinander hockten, standen und gingen, wandten wir uns zunächst dem Diwan des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu. Unter der Aegide des preufsischen Gesandten standen wir bald vor Fuad-Pascha. Der Minister, ein schöner Mann mit geistreichen, feinen Zügen, schien traurig und niedergeschlagen. Den sonst so witzigen, gesprächigen Mann hatte der Schmerz um den jüngsten Verlust seines 23jährigen talentvollen Sohnes gebeugt. Das Gespräch war anfangs einsilbig und wollte gar nicht in Gang kommen. Nach der offiziellen Pfeife und dem ministeriellen Kaffee drehte es sich langsam um Reiseangelegenheiten, um die zu wählende Strafse, um Sprache und Sitten der Perser und endlich um Politik.

Ali Pascha, Chef des Tansimats und der eigentliche Reformer, hatte von dem gestrigen Balle beim Freiherr v. Prokesch eine starke Indisposition davon getragen und war einsilbig. Die Reise nach Persien, Thouvenel's neueste Note, Englands Verhalten mufste Stoff zu geflügelten Worten abgeben.

Von gewinnender Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit war das Benehmen des Grofsvezirs. Aeufserst zuvorkommend im Empfang, berührte er im Gespräch dieselben Gegenstände wie vorher, bis unter grofser allgemeiner Heiterkeit die Finanzreform die belebte Unterhaltung schlofs.

Wir verliefsen nach zweistündigem Aufenthalte die Hohe Pforte, stiegen am Quai in unsere Kaiks, und flogen, pfeilschnell wie wir gekommen, Galata zu. In der Nähe des Thores *Köpry kapu*, an der zweiten Brücke über das goldene Horn, wanderten wir über Friedhöfen und todten Alttürken unserem Viertel zu.

IV. Kapitel.

Noch in Konstantinopel.

Den 23. Februar.

In der vergangenen Nacht war Feuer. Auch das gehört, leider Gottes! zu den stereotypen Erlebnissen eines Reisenden in Stambul. Die Strafsenwächter stiefsen mit dem Holzschaft ihrer Piken unaufhörlich auf das Steinpflaster und riefen laut und vernehmlich: *jangin war Galatada* „in Galata ist Feuer!“

Ein heller Lichtschein zeigte sich in der That über den dunklen Dächern der nächsten Hausgruppen. Wir kleideten uns schnell an, liefen in die Nacht hinein und begegneten in einer Querstrafse einer ächt türkischen Feuerwehr: einer kleinen, von vier Soldaten auf den Schultern getragenen Feuerspritze. Am Ausgang der menschenleeren Gasse sahen wir, dafs der Feuerschein von der Häusermasse jenseit des goldenen Hornes, also nicht aus Galata herkam. Da er von Minute zu Minute abnahm, so zogen wir uns bald genug wieder in das warme Bett zurück.

Es ist nicht gerathen, selbst in gröfserer Gesellschaft, in Konstantinopel, wir meinen im europäischen Theile der Stadt, nächtliche Wanderungen anzustellen. Mord und Todschlag, Diebstahl und Brutalität sind an der Tagesordnung. Das französische „Journal de Constantinople“ zählt täglich eine grauenerregende Fülle der bekannt gewordenen Meuchelmorde und Unthaten auf.

Der heutige Tag war dem Besuche einer Menge Sehenswürdigkeiten gewidmet, zu denen uns die lehrreiche Begleitung des mit Sprache und Sitten der Türken in gleicher Weise tief vertrauten Dolmetschers der K. preufsischen Gesandtschaft in Konstantinopel die erwünschte Gelegenheit verschaffte. Zwei Kawassen dienten als schützende Eskorte, obgleich die Sache nicht so schlimm ist. Beritten, wie wir waren, ging es über die lange Brücke von Galata aus nach Stambul hinüber und hinein in das labyrinthische Gewühl von Gassen und Gäfschen. Von dem erhöhten Standpunkte auf dem Pferde aus liefs sich die dichte, unabsehbare Menge von Menschen, Thieren und Wagen auf derselben leichter überblicken; um so

mehr, als die nach Scutari und dem Bosporus fahrenden Omnibus-Dampfer grade Passagiere aus- und einluden. Die verschleierte türkische Frauenwelt safs, nach der bekannten Methode der Heringsverpackung, auf dem Deck eines Schiffes eng und unbeweglich nebeneinander. Die zerlumpten Bettler schrieen uns unaufhörlich ihr: *Ai tschelebi* „ach Gentlemen!“ zu.

Zunächst liefsen wir unseren Thieren den Weg nach dem so berühmten Platze *Atmeidan* oder dem Hippodrom einschlagen, wobei sich Gelegenheit bot, einen Theil der Bazare kennen zu lernen. Dieselben sind nach Art der orientalischen Märkte angelegt, und in langen, bisweilen mit Glas bedachten Strafsen so vertheilt, dafs die Handwerker und Kaufleute gleicher Zunft und Gilde mit ihren kleinen Buden gemeinschaftlich nebenein ander hocken. Türken, Armenier, Griechen, Perser, Aegypter, Syrer, Juden treiben in freundlichster Eintracht ihren Handel und Wandel. Unter den Waaren der persischen Kaufleute ist der *Tumbaki* oder der Tabak zur Wasserpfeife die am häufigsten vorkommende. Ganze Ballen, in Thierfelle eingenäht, liegen in den kleinen Buden und in den Magazinen der Karawanserais. Ein sehr beweglicher, italienisch sprechender Jude unterstützte durch seinen weisen Rath, gegen die erbosten Kaufleute, unsere commerziellen Verhandlungen bei dem Ankauf von Bernstein-Spitzen und Pfeifenröhren aus Weichselholz und Jasminstöcken, da bei den Türken nicht sowohl das Sprüchwort: Kleider machen Leute, als Pfeifen machen Leute, gilt. Die Wahl der kostbaren Spitzen — die im Preise bis zu 300 Thaler und mehr hinaufgehen — ist eine Qual, da man genau mit der jedesmaligen Modeform und Modefarbe vertraut sein mufs. Diesmal war die weifse, helle Farbe des Bernsteins und die Gestalt der Moscheenkuppel von den Türken beliebt. Ein Tatarenbube von vier Jahren, der neben uns stehend stolz wie ein Fürstenkind seine Papier-Cigarette rauchte, schien sich zu verwundern, als nach langem Handel für vier Spitzen mäfsiger Gröfse 10 Napoléons in blankem Golde gezahlt wurden.

Doch zurück nach dem *Atmeidan!* Mit besonderem Vergnügen begrüfste Schreiber dieses den uralten ächten Obelisken aus rothem Granit von Syene, welcher den Leuten unter ihm, wie einst Ovid den Römern, sein

barbarus hic ego sum quia non intelligor ulli

seit Jahrhunderten zuruft. Der Obelisk, eigentlich nur die gröfsere obere Hälfte desselben, enthält unter der Darstellung gleich unter den Flächen des Pyramidion auf jeder Seite eine einzeilige hieroglyphische Inschrift des In-

haltes: Dafs der grofse und siegreiche König von Ober- und Unterägypten Tothmosis III. diese Säule zu Ehren seines himmlischen Vaters Ammon-Ra von Theben habe ausführen und aufstellen lassen, zum Dank für die Siege, welche ihm der Gott zu Wasser und zu Lande verliehen, im Süden bis zum Cap Apto (an der afrikanischen Ostküste), im Norden bis nach Mesopotamien hin.

Viertehalbtausendjährige Schriftzeichen künden uns den Ruhm eines ägyptischen Alexanders, um den sich heute zu Tage aufser den Gelehrten kein Mensch mehr den Kopf zerbricht. — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! — Nach manchen Wanderungen, von Theben nach Alexandrien, von da nach Athen, kam der riesige Stein unter der Regierung des älteren Theodosius nach Konstantinopel, und wurde hier in einem Zeitraum von 32 Tagen mit Hülfe von Maschinen auf dem öffentlichen Circus aufgestellt. Er ruht auf vier Bronzewürfeln, mit Haken, die angeblich zum Aufhängen von Siegeskränzen bestimmt waren. Ein marmorner hoher Untersatz trägt das Ganze. Darauf ist der Transport und die Aufrichtung des Obelisken, die Huldigung überwundener Völker und ein Wagenrennen mit Quadrigas in Haut-reliefs eingemeifselt. Eine griechische Inschrift ist aufserdem auf der einen Seite, eine entsprechende lateinische auf der anderen angebracht. Wie die übrigen Denkmäler des Hippodrom liegt die alte Basis des Monumentes wohl an 15 Fufs unter dem jetzigen Niveau des Platzes. Die vollständige Ausgrabung und passende Umhegung verdankt das gebildete Europa den Bemühungen des Lord Stratford, welcher diese Arbeiten während des Krim-Feldzuges durch englische Soldaten ausführen liefs.

Der zweite Obelisk ist kein ägyptischer, sondern ein aus Werkstücken sehr geschickt ausgeführter Bau in Spitzsäulenform. Ehemals war derselbe mit Kupferplatten bedeckt, die Inschriften und Darstellungen trugen. Man sieht noch heute sehr deutlich die Löcher in den Steinen, in welche die Zapfstücke der einzelnen Platten eingelassen waren. Verwitterte Inschriften befinden sich ebenfalls an zwei Seiten.

Das interessanteste Denkmal bleibt jedenfalls die neuerdings vielfach besprochene Schlangensäule. Wenngleich um eilf Jahrhunderte jünger als das ägyptische Denkmal und dessen ruhmreicher Pharaonischer Urheber, ist die historische Bedeutung dieses Denkmales ungleich gröfser. Es erinnert an den Kampf des griechischen Volkes gegen das von Asien her andringende Barbarenthum. Zwei Schlangenkörper halten sich in schöner

Windung eng umschlungen. Die Köpfe beider fehlen; den einen sah ich später im Zeughaus-Museum. Nach einer bei der jüngsten Nachgrabung aufgedeckten griechischen Inschrift am Schwanzende der Schlangen war dies Denkmal — an dem heutzutage aufser den Schlangenköpfen die Schale und der berühmte Dreifufs fehlt — nach der Schlacht von Platää vom gesammten Griechenland den Combattanten vom Hellas gewidmet.

Noch viele Reste byzantinischer Zeit müssen unter dem Platze des *Atmeidan* in Trümmer und Schutt verborgen liegen. Wenngleich die Kreuzfahrer die bronzenen Bildsäulen des Hippodroms in die Münze geschleppt haben, um Geld daraus schlagen zu lassen, so müssen dennoch eine Menge marmorner Sculpturwerke und ähnliche werthvolle Alterthümer vorhanden sein. Wer kümmert sich aber hier um dergleichen Nachgrabungen.

An den *Atmeidan* stöfst in südöstlicher Richtung die Moschee Sultan Achmed's, ein aus Marmor errichtetes türkisches Gotteshaus, eine unvollkommene Nachahmung der herrlichen *Aja Sofia.* Die Moschee bildet im Grundrifs ein regelmäfsiges Viereck. Die grofse Hauptkuppel in der Mitte, so wie die vier Halbkuppeln an den vier Seiten werden von geschmacklosen Säulen riesigen Umfanges getragen. Der Eingang ist durch einen rothen Vorhang geschlossen. Durch eine kleine Thür an demselben betraten wir, nachdem die Ueberschuhe ausgezogen waren, das Innere der Moschee. Der ganze Fufsboden ist mit Teppichen belegt, in der gradlinigen Richtung nach Mecca hin, welche ihrerseits durch einen besonderen kapellenartigen Bau mit zwei Riesenwachskerzen davor angedeutet ist. In der Nähe desselben befindet sich die Kanzel für den Freitags-Prediger. Ein Stuhl, so hoch, dafs eine Person nur hinaufgehoben werden kann, ist für religiöse Vorträge bestimmt. Eine besondere vergitterte Abtheilung im Chor, der auf einem Säulengange ruht, bildet den Platz für den Sultan.

Auf der andern Seite im Chor standen, wie in einem Magazine, eine grofse Zahl hölzerner Kisten und Kasten aufgespeichert. Pilger und Reisende deponiren hier ihr bischen Hab und Gut, und wissen in der Moschee ihr Eigenthum vor Dieben und Feuersgefahr geschützt.

Kleine Fensterreihen, am Rande der Kuppeln, lassen das Tageslicht in die Moschee eindringen. Zahlreiche Oellampen von Glas hängen aufserdem an langen Schnüren von oben hernieder, die einen mit Straufseneiern, dem Symbol der Glaubenstreue bei den Mohamedanern, die andern mit Büscheln von Kornähren geschmückt.

Die glatten Wände der Moschee, unter den Kuppeln, sind mit eingebrannten hervortretenden Arabesken-Malereien auf Porzellantafeln bedeckt, eine Kunst, die jetzt in Konstantinopel gänzlich verloren gegangen ist. Die Moschee, damit wir so vollständig als möglich in der Beschreibung seien, hat sechs Minarets.

Von der Moschee aus lenkten wir die Schritte unserer Pferde nach dem alten *Serai-humajun*, der türkischen Hofburg, mit einer Reihe von Gärten, Höfen und Gebäuden, räumlich so grofs etwa als die innere Stadt Wien, zuletzt von Mahmud II., dem Vater des jetzt regierenden Sultans bewohnt, seitdem unbenutzt und leer stehend. Der in persischem Stile erbaute sogenannte persische Kiosk, eine Art von Gartenhaus mit Veranda davor, enthält ein ganz eigenthümliches Museum alttürkischer Kostümpuppen, die Trachten veranschaulichend, welche man vor der Einführung des Tansimats trug. Da stehen wie stumme Gespenster aus jenen Zeiten nebeneinander in friedlichster Ruhe geistliche, militärische, höfische und andere Würdenträger, und die Leute gewöhnlichen Schlages bis hinab zum Henker und Lastträger, die sich vor allen durch die Farbe, den Stoff und die drollige Form ihrer Turbane von einander unterscheiden und auszeichnen. Jede Figur trägt ein Etiquett am Halse mit entsprechender Aufschrift in türkischen Schriftzügen. Die schönen Pagen der früheren Sultane, mit wächsernen Portrait-Masken stehen in Spinden unter Glas. Ihre Geschichte gehört den Geheimnissen orientalischer Liebhaberei an.

Wir verliefsen die von vielen Tauben bewohnten unheimlichen Räume mit dem stillen Wunsche, dafs auch das geistige Alttürkenthum recht bald in eine ähnliche Rumpelkammer gesteckt werden möchte, um dort der ewigen Vergessenheit schleunigst anheimzufallen.

Reizend ist der Weg durch einen wahren Wald dunkler Cypressen nach dem Sommer-Serail am heiteren Gestade des Meeres. Die Brust athmete hoch auf in der frischen freien Luft; es war uns, als seien wir aus einem dumpfen Grabe mit alttürkischen Leichen zum sonnigen Tage hinaufgestiegen. Ein Rudel zahmer Rehe jagte auf dem grünen Rasenteppich in lustigen Sprüngen an uns vorüber.

Der Sommer-Serail ist geschmacklos, dabei überladen decorirt. Die herrliche Aussicht, welche man von den Fenstern aus nach dem Bosporus und nach Scutari hinüber hat, ist jedenfalls das Beste an ihm. In einem zu Promenaden für den Harem eingerichteten langen Gange mit vergit-

terten Fenstern nach der Hofseite hinaus, hingen ohne Auswahl viele europäische Kupferstiche und Holzschnitte unter Glas und Rahmen in langer Reihe nebeneinander. Scenen aus dem Kriegsleben des grofsen Napoléon, Seestücke, Landschaften, Feuersbrünste u. s. w. In einem kleinen, halb finstern Nebengemache wurden uns prachtvolle, mit Edelsteinen und Perlen reich besetzte Waffenstücke, Schmuckgegenstände und sonstige Reliquien Sultan Mahmud's II. gezeigt. Ein orientalisches *Kalemdan* oder Schreibzeug strotzte vor lauter Glanz und Herrlichkeit.

Nach dem nahegelegenen Winterpalast hinaufreitend, der sich an derselben Stelle befindet, wo früher der Palast der byzantinischen Kaiser stand (erst neulich sind dessen letzte Ueberreste gänzlich zerstört worden und liegen nun als aufgethürmte Schutthaufen da), begegneten wir der sogenannten Säule des Theodosius. Es ist dies eine Kolonne jonischer Ordnung mit Kapitäl, die zum Andenken eines Sieges über die Gothen hierselbst aufgerichtet wurde.

Man wird mir vergeben, wenn ich den Versuch aufgebe, den Leser im Geiste durch die geschmacklosen Räume des Winterpalastes zu führen.

Alles ist leer, öde, unheimlich. An die Zeiten schneller orientalischer Gerichtspflege erinnert der grofse Vorhof. Dort, in jener offenen Halle, safsen die Richter, welche ihre Todesurtheile fällten, die sofort in der Halle des Thores ausgeführt wurden.

Könnten die Beile und Schlachtmesser reden, welche in der Nische symmetrisch aufgestellt sind, sie würden von mancher blutigen That erzählen, deren Schauplatz der Friede bringende Eingang zum Palast des Grofsherrn gewesen ist. Personen geistlichen Standes, deren Blut nach einer Vorschrift des Korans nicht vergossen werden darf, wurden nie von der Schärfe des Beiles berührt, sondern in einem grofsen eisernen Mörser zu Brei gestampft, um den Buchstaben des Gesetzes zu umgehen. Noch vor einigen Jahren war dieser fatale orthodoxe Mörser den Blicken der Oeffentlichkeit ausgestellt.

In der nahe gelegenen Kirche der heiligen Irene haben die practischen Türken eine eigenthümliche Umänderung getroffen. Dieselbe ist nicht etwa, wie die Aja Sophia, zu einem mohamedanischen Gottestempel verwandelt, sondern zu einem — Zeughause umgeschaffen. Von oben bis unten ist sie mit Flinten, Pistolen, Säbeln und anderen Waffenstücken gespickt. Alte Rüstungen, Helme, Schwerter, Kettenpanzer, Hellebarden,

Büchsen, Armbrüste führen uns meist in die Zeiten von damals, als Wien von den Türken belagert wurde, hinein. In einem besonderen Kasten sind die goldenen und silbernen Schlüssel der türkischen Festungen ausgestellt, so wie in wohlverschlossenen Wandschränken die mit Leder überzogenen, mit türkischen Schriftzügen geschmückten Schwerter der ersten Khalifen. Und über allen diesen Werkzeugen des Mordes und Krieges thront hoch am Bogen der Apsis, hell leuchtend auf vergoldetem Grunde, das Zeichen des Friedens: das christliche Kreuz!

Eine andere an die Kirche stofsende Abtheilung des Arsenals enthält in zwei durch einen Hof getrennten saalartigen Räumen das der Obhut türkischer Soldaten anvertraute Museum. Interessirte uns auch weniger eine Sammlung von Höllenmaschinen und alten Waffen, oder die Glocke aus der Aja Sophia, oder die drei mächtigen eisernen Ringe der Riesenkette, mit welcher die Byzantiner den Hafen der Stadt absperren liefsen: so zog dagegen das Museum der Antiken unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe enthält eine Anhäufung von Alterthümern der alt-griechischen, römischen und ägyptischen Zeit, ohne Ordnung willkührlich nebeneinander aufgestellt, die in verschiedenen Theilen des grofsen türkischen Reiches, besonders in Klein-Asien, aufgefunden und nach Konstantinopel geschleppt worden sind. Nicht wenige Denkmäler tragen wohl erhaltene Inschriften. Unter den Sculpturwerken war eine Diana das besterhaltene Stück. Ein Medusenhaupt, aus dem Tempel von Ephesus, ist merkwürdig genug wegen der deutlich sichtbaren Spuren alter Malerei. Selbst ägyptische Stelen und Mumien haben eine Stelle in dem Museum des Grofsherrn, dem sogar der Hof als Sammelplatz antiker Denkmäler seine Dienste bieten mufs. Zu den grofsartigsten gehören unstreitig die mächtigen Porphyr-Sarkophage aus den Zeiten der byzantinischen Glanzherrschaft, an Gröfse und Umfang den berühmten Apis-Sarkophagen des Serapeums bei Memphis in Aegypten in nichts nachstehend.

Nach so vielen Eindrücken verschiedenster Natur wandten wir uns dem Endziele unserer heutigen Wanderung zu, zur Aja Sophia, dem beneidenswerthen Juwele Konstantinopels.

Bereits im 6. Jahrhundert wurde unter Justinian der Bau begonnen. Anthemius von Tralles vollendete ihn und anno 538 wurde sie feierlichst eingeweiht. Zwanzig Jahre später stürzte, in Folge eines Erdbebens, die im Halbkreis geformte Kuppel ein. Isidor nahm den Bau von neuem

wieder auf und stellte sie in byzantinischem Stile so her, wie wir sie heute zu sehen die Freude hatten. Die ursprüngliche Form derselben ist das christliche Kreuz; auf den vier Eckpfeilern ruht die ungeheure Wölbung. Um der neuen, in Form einer halben Ellipse ausgeführten Kuppel mehr Festigkeit zu geben, stützte sie Isidorus durch eine zwischen die Pfeiler je im Norden und Süden eingeschobene Mauer mit Doppelsäulen.

Wir traten durch die sogenannte Büfserhalle ein. Bereits hier überrascht die Schönheit des Stiles, und die allenthalben durchschimmernde Pracht und Herrlichkeit wirkt mächtig auf den empfänglichen Beschauer. Kostbare Marmorplatten in allen Farben und Zeichnungen bedecken die Wände. Malereien in Mosaik-Arbeit, auf Goldgrund ausgeführt, glänzen an der Decke. Da wo sich menschliche Figuren befanden, wurden dieselben von den Türken übertüncht. Von den fünf Eingangsthoren liegt das Hauptthor der Büfserhalle gegenüber. Die Thür der letztgenannten ist alt, von Metall, etwa einen halben Zoll dick. Von dem christlichen Kreuze darauf hat man den Querbalken weggemeifselt.

Die Kuppel erhebt sich 120 Fufs über dem Fufsboden. Auch hier haben die alten schönen Mosaiks von den Händen fanatischer Türken, vielleicht noch zum Glücke, das Schicksal verborgener Gröfsen durch gemeine Maurer-Tünche erfahren müssen. Die prächtigen Porphyrsäulen sind aus dem Tempel von Baalbek, die von Verdantico aus dem Tempel von Ephesus genommen. Die ganze innere Kirche ist mit prächtigen Marmorplatten geschmückt, sogar der jetzt nicht sichtbare Fufsboden. Sämmtliche Teppiche, welche den letzteren bedecken, liegen in einer schiefen Richtung gegen die Axe der Kirche; wiederum aus dem Grunde, um die vorgeschriebene Richtung nach Mecca beim Gebet genau inne halten zu können. Zu der Galerie, welche ursprünglich für die Frauen bestimmt war, führt eine gepflasterte Wendeltreppe, Raum genug gebend, dafs ein Reiter zu Pferde hinaufzusprengen im Stande wäre.

Trotz der mannichfachen Veränderungen, Verunstaltungen und mohamedanischen Decorationen — vor allen sind dazu die mächtigen runden Scheiben an den Pfeilern zu rechnen, mit den Namen des Propheten und seiner unmittelbaren Nachfolger in grofsen arabischen Buchstaben, — macht der herrliche Gottestempel einen überwältigenden Eindruck.

In der Moschee sahen wir zahlreiche Gruppen betender Mohamedaner,

darunter auch Frauen, diese jedoch abgesondert von den Mannsbildern, auf dem Fuſsboden gruppenweise hockend und knieend.

Um die Aja Sophia zu sehen, bedarf es eines besonderen Firmans, der durch Vermittlung der betreffenden Gesandtschaften zu erhalten ist. Der Firman so wie die Trinkgelder für den heutigen Besuch der Kirche und Schlösser kostete über 50 Thaler. Natürlich waren die Empfänger dieser Summe damit noch lange nicht zufrieden gestellt. Wir sind bereits im Orient.

V. Kapitel.

Beim Sultan.

Es ist stets ein eigenthümlich ergreifender, fast möchten wir sagen banger Augenblick, der uns Söhne des Staubes vorbereitet vor einem Manne zu stehen, dessen geheiligtes Haupt die königliche Krone schmückt. Und nun gar vor dem allmächtigen Beherrscher der Gläubigen, dem groſsen Padischah in Stambul, zu dem noch vor zwei Jahrhunderten die Abgesandten der mächtigsten Fürsten Europa's nur in jener Stellung erscheinen durften, die dem griechischen Sprachgenius die Bildung des klassischen *προςκυνεῖν* entlockte, und welche — wunderbar genug, obgleich auf das freiwilligste — die neueste Geschichte in den kaiserlichen Hallen zu Fontainebleau am 29. Juni dieses Jahres wiederholt sah.

Der K. Gesandte erhielt die Ehre einer Einladung vor dem Sultan zu erscheinen am 24. Februar. Hr. Graf von der Goltz und Fuad Pascha sollten den würdigen Vertreter Preuſsens im schiitischen Teheran dem sunnitischen Sultan vorstellen. Wir anderen schlossen uns als Begleiter des Gesandten an. Graf Lynar, Attaché der preuſsischen Gesandtschaft in Konstantinopel, verlieh der bescheidenen Begleitung einen besonderen Glanz.

In dem neuen am Ufer des Bosporus gelegenen Palast des Sultans, Dolma-baghtsche, sollte die Audienz Statt finden. Wir alle waren voller Spannung und Erwartung.

Zwei groſse Kutschen führten uns den weiten Weg zum Palast; die

Länge liefse sich gern ertragen, hätten die Pflastersteine nicht die Unhöflichkeit gehabt, den eingeschlossenen Frengi en grande tenue die jämmerlichsten Stöfse von allen Seiten auszutheilen. Erst wackelten die vierrädrigen Kasten durch die Strafsen Pera's, dann sanken dieselben in die tiefkothige Chaussée ein, welche an der Kaserne der Garde-Artillerie vorbeiführt und rechtsum bergab zum Meeresgestade und zum Palast des Sultans abbiegt.

Ich bin diesen Weg gern zu Fufs gegangen, da er, sehr ähnlich der Landstrafse auf dem Karst vor Triest, mit einer reizend schönen Aussicht über Land und Meer hin endet. Wer hätte Konstantinopel gesehen, ohne des Abends von Bellevue aus das Panorama auf das blaue Meer und die gegenüberliegende bergige asiatische Küste in seiner ganzen Herrlichkeit und Schöne tief bewundert zu haben! Im rothen Flammenschein strahlen die glitzernden Fenster Scutari's der untergehenden Sonne den feurigen Scheidegrufs zurück. Wie dunkle Nachtgestalten erheben sich aus der Todtenstadt zahllose Cypressen, und schauen mit ihren düsteren Kronen in den abendlichen Himmel hinein. Endlich sinkt die Sonne, Nebel und Nebel steigen langsam aus dem feuchten Bette des Meeres in die Höhe und bedecken die Landschaft mit einem halbdurchsichtigen Schleier. Aber die abendliche Dämmerung macht ihnen den Kampf streitig, und bald hüllt die Königin Nacht Berg und Meer mit undurchdringlicher Finsternifs. Dein Herz wird still und ruhig, die ganze Natur ist ein Schweigen, nur das Rauschen der nassen Welle tönt von der Brandung lauter und immer lauter zu dir hinüber.

Und, unbelauscht, in der heiligen Stille einer Nacht am Bosporus, wendest du dein Auge wehmuthsschwer nach dem leuchtenden Abendstern. „Grüfs mir die Lieben in der Heimath!“ rufst du ihm zu, und strahlender scheint er zu funkeln, als habe er den Grufs des Einsamen verstanden. — —

Bald befanden wir uns am Eingange des Palastes. Die Wache am Thore erwies den Gästen ihre militärischen Honneurs nach türkischer Weise, und wir wurden von einem Kammerherrn des Sultans nach einem Wartezimmer geführt, das eine Treppe hoch in einem Vorgebäude gelegen war. Die Fenster gingen nach dem Meere hinaus; die brennende Sonne hatte die Farbe aus den aufgestellten Sophas und Lehnstühlen bereits tüchtig ausgesogen, und die Feuchtigkeit des Meeres zwei grofse Spiegel mit Blindheit geschlagen. Die Luft war kalt und rauh, ein feuchter Wind

wehte durch Thür und Fenster. Wir rückten alle um den glühenden Mangal, der in der Mitte des Zimmers unter einem einfachen Kronenleuchter seinen Wärmeinhalt nur mäfsig ausstrahlte.

Ein türkischer Kabinetssecretair begrüfste die fremde Gesellschaft in der besten orientalischen Weise. Nachher kam der landesübliche Tschibuk und Kaffee. An den Röhren der langen Pfeifen und an den Tassen blitzten prächtige Diamantringe. So ging etwa eine gute Stunde Zeit vorüber.

Eine tröstende Unterbrechung der eingetretenen langen Weile gewährte die Erscheinung Fuad Pascha's, der sich heute in grofser Uniform zeigte, und neben seinen türkischen Decorationen Band und Stern des preufsischen Rothen Adler-Ordens trug. Mit lispelnder Stimme unterhielt er sich mit allen Mitgliedern der Gesandtschaften Preufsens, das Gespräch stets mit der höflichen Frage nach dem Gesundheitszustande einleitend.

Neue Pfeifen wurden zum grofsen Schrecken in das Zimmer gebracht und vollständig ausgeraucht.

Endlich wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. — Wie wir gekommen, so gingen wir die Treppe diesmal abwärts, und durchschritten einen kleinen Vorhof, in welchem eine Reihe türkischer Kawasse oder Polizeisoldaten aufmarschirt standen. In einem zweiten, gröfseren Vorhofe erwies ein Bataillon rothgekleideter türkischer Infanterie den fremden Gesandten die militärischen Ehrenbezeugungen. Endlich, immer in demselben langsamen Schritte, betraten wir den dritten, gröfsten Hof, eigentlich ein Garten, an dessen Ende sich die Eingangsseite des kaiserlichen Schlosses von Dolma-baghtsche zeigte. Ein sanfter Regengufs beschenkte uns in reichlichster Weise, als wir die Mitte des Gartens etwa erreicht hatten. Wir standen am Fufse der Marmortreppe, welche zu der Vorhalle des Palastes hinaufführt. Auf jeder Stufe derselben, nach rechts und nach links hin, waren türkische Hatschiere aufgepflanzt. Ihr Kostüm sah seltsam genug aus. Sie waren in rothe, mit Goldschnüren und Tressen besetzte Röcke gesteckt, hatten hohe rothe Mützen auf dem Kopf, mit einem Federschmuck daran, der wie ein ausgespreizter Pfauenschwanz aussah, und lange silberne Hellebarden in den Händen.

Unter der Vorhalle wurden wir genöthigt die Ueberschuhe abzulegen. Wir traten in das Innere des Palastes und befanden uns in einem prachtvollen Marmortreppenhause, das in ein rosiges Licht gehüllt war, dessen blendender Schimmer von den rothgefärbten Scheiben des Glasdaches her-

rührte. Das Ganze machte einen magischen Eindruck; mitten in so viel orientalischer Pracht war es wohl nicht möglich zu zergliedern, wo die Gesammtheit so zauberisch wirkt.

Nachdem die Treppe erstiegen war, begaben wir uns durch eine kleine Säulenhalle nach einem grofsen Saale, in dessen Mitte, in der Nähe eines helllodernden Kaminfeuers, S. M. der Sultan allein, ohne Diener noch Kammerherren stand. Die ziemlich kleine Gestalt bedeckte ein kurzer Mantel. Sein Gesicht, von einem mäfsig dichten Bart beschattet, hatte einen krankhaften, leidenden Ansdruck; die Farbe war gelblich, der Glanz der Augen matt, erloschen. Selbst seinen Füfsen schien die feste Haltung zu fehlen. Der einfache dunkelrothe Fefs bedeckte das Haupt, das Band und der Brillantstern des Schwarzen Adler-Ordens glänzten auf dem schwarzen Rocke. Unter der an Edelsteinen und Perlen überreichen Agraffe, welche den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, drängte sich ein Diamant-Nischan in Form eines Sternes hervor.

Als die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt waren, d. h. beim Anblick des Sultans nach jedem dritten Schritte eine Verbeugung gemacht war, befanden wir uns nur in geringer Entfernung vom Padischah. Seine Figur blieb unbeweglich, doch entwickelte sich im Laufe der freilich sehr ceremoniellen Unterhaltung ein freundlicher Zug auf dem Gesichte des Sultans, der in so steifen Formen, als die vorgeschriebene Hofetiquette am türkischen Hofe erheischt, wohlthuend wirkte. S. M. sprach so leise, dafs auch nicht ein Wort von dem zu verstehen war, was er zu Fuad-Pascha sagte. Der letztere, sich stets verbeugend, übertrug die Worte des Sultans in die französische Sprache.

Bereits hatte die Unterhaltung etwa eine Viertelstunde gedauert, da entfernten wir uns rückwärts schreitend unter tiefen Verneigungen, bis wir durch den herabfallenden Vorhang der Thür vom Sultan getrennt waren. So lange wir ihn sehen konnten, stand der Beherrscher der Gläubigen immer noch steif und unbeweglich da. Abd-ul-Medschid ist, seitdem dies geschrieben, in das Grab gestiegen.

Die Treppen hinab begleitete uns die Erinnerung an den leidenden Sultan, den besonders in der letzten Zeit häufige Fieberanfälle sehr geschwächt haben. Es war ein besonderes Glück, dafs wir die Ehre haben durften, S. M. zu sehen.

Rosensorbet, der in schönen Porzellan-Gefäfsen mit Deckel und Ser-

vietten in einem kalten Nebenzimmer angeboten wurde, bildete den Schlufs der Audienz. Männiglich durchwanderten wir die nassen Höfe, stiegen in die Wagen, hüllten uns dicht in die Mäntel ein, und Einer brummte ganz leise in den Bart hinein:

„Ich möchte nicht der Sultan sein!“

VI. Kapitel.

Abreise von Stambul. — Das schwarze Meer. — Trapezunt.

Den Aufenthalt in Konstantinopel beschlossen wir am letzten Tage des Monates Februar mit einem Diner beim persischen Gesandten Mirza-Hussein-Khan. Unter den eingeladenen Gästen befanden sich aufser den Mitgliedern der preufsischen Gesandtschaft: der frühere türkische Seraskier Namik Pascha, der freundliche, heitere Kiamil Pascha, früher türkischer Gesandte in Berlin, ein Tscherkessenfürst Ismael-Beg, General in russischen Diensten, in einer weniger malerischen als reichen Tracht, und der erste Dragoman der österreichischen Internuntiatur, Baron Schlechta. Das Diner war europäisch; doch tranken die anwesenden türkischen und persischen Herren, mit Ausnahme eines einzigen, keinen Tropfen Wein. Obgleich zwei europäische Diener bei Tische servirten, so standen dennoch viele persische „*Bätscheh*“ neugierigen Blickes in der Thür. Wenn die Zimmer durch die langen, rings umherlaufenden Diwans den Charakter des Türkischen hatten, so zeigte sich die Eigenthümlichkeit des Persischen in den zahlreichen Blumenvasen und Glasglocken, welche die brennenden Kerzen umgaben. Die Fülle schöner Früchte und süfser Leckereien bis zum Zuckerwerk hin gab uns einen Vorgeschmack der persischen Gastmähler, die uns in Teheran erwarten sollten. Nach Tische wurde in dem grofsen Saale, woselbst sich das lebensgrofse, von einem persischen Künstler gemalte Oelbild des Schahynschah „des Königs der Könige“ befindet, wacker geraucht. Cigarren, Tschibuks und Nargilehs, die drei Repräsentanten der europäischen, türkischen und persischen Rauchwelt, machten ohne Unterschied der Nation, die Runde. Da rauchte ein Europäer die persi-

sche Wasserpfeife, hier ein Türke die europäische Cigarre, dort ein Perser den türkischen Tschibuk. —

Die Unterhaltung, belebt durch die Anwesenheit so verschiedenartiger Elemente, berührte alle nur möglichen Verhältnisse des Morgen- und Abendlandes. Wir selber suchten von den Persern über Persien Auskunft und Belehrung zu erhalten. Sie ward in geflügelten Worten mit jener Zuvorkommenheit und Vollständigkeit gegeben, welche den Perser, dem Fremden gegenüber, so entschieden auszeichnet.

Von den besten Wünschen für unsere Weiterreise begleitet, verliefsen wir spät in der Nacht das Hôtel des persischen Gesandten, fanden nach vieler Mühe vor der Thür unsere Ueberschuhe und legten uns zur Ruhe, um am nächsten Tage, dem 1. März, den Weg der Argonauten einzuschlagen.

Ein paar Dutzend Koffer und Kasten wanderten in der Frühe des genannten Tages auf den breiten Rücken türkischer Lastträger die Strafsen abwärts dem Hafen zu. Der Kawafs der preufsischen Gesandtschaft hielt mit seinem Stocke die gebührende Ordnung aufrecht, vermochte aber nicht die gellenden Töne der schreienden und zankenden Schiffer zu beherrschen, welche sich um unsere Personen und Koffer wie Räuber, die eine Theilung der Beute vornehmen, herumrissen. Eine obligate *Bakschisch*-Ausstreuung kupferner Münzen nach rechts und nach links hin verschaffte uns das Vergnügen, den stattlichen Schraubendampfer Trebisonde der österreichischen Lloyd-Gesellschaft in unseren Booten ohne Fährlichkeit zu erreichen.

Um 10 Uhr befanden wir uns am Bord des starken eisernen Schiffes mit Doppeldeck, von 400 Pferdekraft. Die Reisenden sind zu sehr an die Höflichkeit der unterrichteten und gebildeten Capitäne und Offiziere der Lloydschiffe gewöhnt, als dafs wir ein Recht haben dürften, ausnahmsweise den Seeoffizieren der Trebisonde ein besonderes Lob zu spenden. Wir bildeten die einzigen Passagiere erster Klasse, dagegen wimmelte das Schiff von einer zahllosen Schaar Mitreisender letzter Klasse, wie man sie in der Welt vielleicht nur hier zu sehen gewohnt ist. Stelle man sich vor eine bunte Versammlung armer, zerlumpter Nogai-Tataren, Türken, Griechen, Armenier, Perser, von sehr zweideutigem Aussehn, ein jeder in seiner besonderen Nationaltracht, meistens bis an die Zähne bewaffnet, die ohne Unterschied des Landes und Glaubens auf Ober- und Zwischen-

deck campiren, viele in Begleitung ihres wohlverhüllten, ächzenden und jammernden Harems, und mit Sack und Pack ihr Lager à la turc auf etliche Tage und Nächte dicht nebeneinander aufgeschlagen haben, nur eine schmale Gasse dem arbeitenden Seevolke und den spazierengehenden Europäern gestattend.

Dem stillen Beobachter dieses zusammengepferchten Menschenknäuels müssen tausend Dinge interessiren, die vor seinen Augen in ununterbrochener Folge der Stunden Gegenstand der Beschäftigung dieser Leute sind. Hier ist ein seekranker Harem genöthigt, den Schleier vor dem Gesichte zu lüften; der alte türkische Hausherr hat den grofsen blauen Regenschirm aufgespannt und sucht mit demselben, ihn nach allen Weltrichtungen hindrehend, die Reize seiner jugendlichen Frau vor unberufenen Blicken zu verbergen. Dort verzehren ein paar Tataren ihr bescheidenes Mahl, aus Brot, Salz und einem Bündel Zwiebeln bestehend; auf dem Erdboden sitzend, verschlingen sie mit ungewöhnlichem Appetite die Pyramidenkost, laden aber, ächt orientalisch gastfreundschaftlich, den vorübergehenden Muslim mit einem *bismillah* „im Namen Gottes!“ ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Ein Armenier packt seine kleine Familie sorgsam in Betten und Decken ein, hängt sich die zottige Burka windgerecht um, und versucht den gefüllten Tschibuk in Brand zu bringen. Ein paar Griechen haben in der Nähe des warmen Schornsteines Platz genommen und fangen ein Streit erregendes Kartenspiel an. In ihrer Nähe leert ohne Gewissensscrupel ein handfester Arnaut die wohlgefüllte Flasche, wischt mit der Hand über den genäfsten Bart und flucht im Stillen auf die Menschen, denen er heute und morgen nichts auszupressen im Stande ist. Dann greift er nach der drahtbespannten Laute und singt zu ihren Klimpertönen mit näselnder Stimme „so ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann“. Seiner Meinung nach ist aber der hehre Musaget ein Stümper gegen ihn. Schweigsam sitzt der Perser da, läfst die Perlen seines Rosenkranzes langsam durch die Finger gleiten und berechnet den Gewinn einer beabsichtigten kaufmännischen Unternehmung. Am häufigsten findet der Beobachter Gelegenheit auf schlafende Personen zu treffen, die Tag und Nacht über die Augen schliefsen und die Zeit der ganzen Seereise auf das angenehmste verträumen.

Das Schiff lag am Eingange zum goldenen Horn, zwischen Asien und Europa. Dunkle finstere Wolken bedeckten den Himmel, verminderten

aber keinesweges den Eindruck des herrlichen Schauspiels, welches der Anblick Konstantinopels und der Vorstädte den überraschten Augen darbietet. Eine ungewöhnliche Menge von Dampfern und Segelschiffen ankerte in unserer Nähe, auf den Wasserstrafsen dazwischen schossen die flinken Kaiks hindurch, und hunderte von krächzenden Möven umflatterten die Schiffe, nach Nahrung aus dem Meere mit scharfem Auge und noch schärferem Schnabel suchend.

Vier Stunden nach unserer Ankunft auf dem Dampfer war die Einschiffung der übrigen Mitreisenden und des Gepäckes beendigt, die Anker wurden gelichtet und in dem Augenblicke, als sich die Schraube des Dampfers in Bewegung setzte, brach die Sonne hinter dem zerrissenen dunkelen Gewölk hervor und beleuchtete mit falbem Scheine die herrliche nova Roma. Die Fahrt durch den Bosporus, die seltsam genug mit einer Fahrt auf dem Rheinstrome grofse landschaftliche Aehnlichkeit aufzuweisen hat, dauerte gegen zwei Stunden. Die üppigen baumreichen Ufer auf der europäischen wie auf der asiatischen Küste sind beinahe bis zum Eintritt in das schwarze Meer mit Villen, Häuserreihen und Moscheen bedeckt, deren ermüdende Würfelform und grellfarbiger Anstrich so wenig mit den wechselvollen Gestaltungen des vegetationsreichen Hügellandes im Hintergrunde harmonirt. Delphine tauchen dicht neben uns aus der klaren, ruhigen Wasserfläche empor, und in schnellem Fluge eilen grofse Schaaren wilder Gänse über der Fläche des Wassers dem schwarzen Meere zu. Nicht weit von der Stelle, wo dasselbe in den Bosporus seine Wassermasse wie in eine Schleuse ergiefst, erblickt man auf den beiderseitigen Höhen die malerischen Ueberreste zweier alttürkischer Kastelle; später, auf der europäischen Seite, nach Bujukdere zu, zwischen einer Bergschlucht, welche sich nach dem Meere hin öffnet, einen Theil der alten riesigen Wasserleitung. Weithin sichtbar zieht sich dieselbe auf den Höhen bis Konstantinopel hin und versorgt noch heute die Stadt mit frischem Trinkwasser. Der Eingang in das schwarze Meer wird durch kleine türkische Forts mit Militär-Kolonien gedeckt. Oben auf der Höhe der asiatischen Seite Ruinen einer genuesischen Feste.

Obwohl der Himmel trübe und bedeckt war, so blieb nach unserem Eintritt in das schwarze Meer die asiatische Küste zur rechten Hand deutlich und sichtbar. Hinter einer langen Hügelkette, welche sanft in die ewige Fluth des Meeres herniedersteigt, erheben sich höhere massenhafte

Bergzüge, an deren Kämmen zerrissenes Regengewölk wie angeklebt hing. Hier und da zeigt sich auf den höchsten Theilen der Berge weifsblitzender Schnee. Freundlicher sieht's unten am Fufse der Hügel aus, wo hellgrüne Matten zwischen dunklem Gehölz und Gestrüpp die nahe Ankunft des Frühlings voraussagen.

Am 2. März langten wir gegen 2 Uhr Mittag auf der Rhede von Ineboli an. Es liefsen sich vom Schiff aus nur ein paar neugezimmerte Häuser erkennen, die in der Ferne im Stil der Schweizerhäuser erbaut zu sein schienen. Sie lagen hart am Eingange einer Bergschlucht, aus welcher sich ein schmales Flüfschen nach dem Meere zu hervordrängt. Auf dem Ufer überwinterten einige Schiffe geringer Gröfse. Die ganze Gegend erzeugt viel schönes Obst, besonders Aepfel und Birnen, das nach Konstantinopel hin verkauft wird.

Ein ungemein belustigender Anblick am Dampfer ist die Ausschiffung, richtiger Aussetzung der Passagiere letzter Klasse und ihres zugehörigen Gepäckes. Das Meer hier an dem ganzen Küstenstrich hat einen ungewöhnlich starken Wellenschlag. Vier Boote, mit einem eigenthümlich gestaltetem Fischflofssteuer versehen, schaukelten an der Treppe des Schiffes in förmlichen Bogen auf und ab; kaum dafs die kräftigen türkischen Schiffer im Stande waren, mit ihren Ruderhaken den Standort auch nur einigermafsen zu behaupten. Vom Deck des Dampfers herunter flog auf einmal ein wunderbares Knäuel von Gegenständen in die Boote hinein: Betten, Decken, Bündel, Mäntel, Kisten, ihnen nach stürzten kopfüber die orientalischen Mitreisenden in die Boote hinein, suchten unter Schreien, Fluchen, Zanken ihr Gepäck, unbekümmert um das Schaukeln des Nachens, der sich wie ein unbändiges Pferd auf dem Wogenschwall hoch aufbäumte. Als nun das suum cuique hergestellt war, da hockten die Leutchen ruhig und schweigsam nebeneinander nieder und fuhren gen Ineboli.

Den ganzen Tag über hatte es geregnet. Erst gegen Abend klärte sich der Himmel einigermafsen auf, der Regen liefs nach, und so hatten wir die Gelegenheit, beim Scheine des aufgehenden Mondes wenigstens Einiges von der Stadt Sinope wahrzunehmen, die wir Abends eine Viertelstunde nach 9 Uhr erreichten. Nachdem der Dampfer an einem sehr felsigen Cap rechter Hand den Cours gewendet hat, erblickt man die Stadt, welche sich bogenförmig an dem Fufse eines sanftabfallenden Hügels hinzieht. Der bleiche Schimmer der Mondsichel liefs weifse Häuser und

schlanke Minarets deutlich genug erkennen. Im Hafen lagen einige gröſsere Schiffe, darunter auch eine türkische Kriegsbrig. Der Prattica halber muſsten wir längere Zeit liegen bleiben.

In der historischen Bildergallerie des Winterpalais zu St. Petersburg habe ich später Sinope noch einmal gesehen. Ein Bild zeigt im Hintergrunde die Stadt, erleuchtet von den brennenden und explodirenden türkischen Schiffen, auf welche die im Vordergrunde stationirte russische Flotte Feuer und Eisen speit. Das Gemälde stellt die Katastrophe des 30. November 1853 dar. Ich habe seitdem Sinope nie vergessen können.

Die arbeitende Schraube unter unseren Füſsen setzte das Schiff um Mitternacht von neuem in Bewegung, und so sah uns der folgende Morgen bereits in Samsun. Lange Wälder, welche das Schiff bis hierher begleiten, geben der Meeresküste ein angenehmes Ansehen.

Die Häuser sind in ächt türkischem Stil erbaut, liegen am Ufer des Meeres: nur einzelne Gruppen, auf der Höhe, beherrschen die Stadt. Wir sahen vom Schiffe aus in langer Ausdehnung eine weiſse Feste, an deren Wällen sich die schäumenden Wogen des wild aufgeregten Meeres lautrauschend brachen. Bei der Ausschiffung der morgenländischen Passagiere in Samsun wiederholten sich dieselben heiteren Scenen, welche im Hafen von Ineboli unsere ganze Lachlust rege gemacht hatten.

Nach der Menge von Kupferplatten zu urtheilen, welche während mehrerer Stunden von unserem Dampfer aus nach Samsun in Booten übergeführt wurden, muſs in der genannten Stadt ein eigener Industriezweig gehandhabt werden.

Je mehr sich die Luft aufklärte, je deutlicher wurde das Bild von Stadt und Umgebung. Die Kämme der höheren Berge im Hintergrunde waren mit dichten Schneelagen bedeckt. An dem Fuſse des niedrigen Hügellandes vor uns weideten dagegen muntere Thierheerden auf üppig grünem Wiesenteppich. Die Hirten hatten unter Zelten ein Obdach gegen die Kälte gefunden, welche in der Bucht unbeschreiblich fühlbar ist. Offenbar treibt sie der Wind von den schneeigen Bergketten nach dem Meere zu.

Je mehr wir uns nach unserer Abfahrt von Samsun von den schneebedeckten Nachbarn entfernten, je angenehmer wurde der wärmende Strahl der hellen Sonne. In behaglichster Stimmung konnten wir uns ganz des lieblichen Schauspiels an der asiatischen Meeresseite erfreuen. Da zog

sich meilenweit an der Küste ein langer dichter Wald hin, während hinter ihm, wie Gletscher im bläulichen Lichtglanze besonnter Eismassen, eine lange zusammenhängende Kette zackig-zerrissener Berge die dunkle Farbe der Pflanzenwelt am Meeressaume nur noch greller hervortreten liefs.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend (4. März) hielten wir eine Zeitlang in der Nähe des unsichtbaren Platzes Ordu, brachen spät auf und eilten nun dem Endziel unserer Fahrt auf dem Lloyd zu. In der Nacht mufste mitten auf dem Meere Halt gemacht werden. Der Schnee fiel in so dichten Flocken, dafs man kaum einen Schritt vor sich sehen konnte und das Deck des Schiffes zollhoch mit der gefrorenen Gabe des Jupiter pluvius bedeckt war. Nach dem Schnee stellte sich ein feiner, alles durchdringender Regen ein.

In der Frühe des nächsten Morgens zeigte sich hinter einem weit in das Meer vorspringenden, höchst malerischen Felsen-Cap die alte Kaiser-Stadt der Komnenen, Trapezunt. Das nächste Ziel unserer Reise war glücklich erreicht.

Im Grunde der tiefen Bucht des alten Hafens von Daphnus lagerte sich eine lange Häuserreihe, bespült von den schäumenden Wogen des unruhigen Meeres. Terrassenförmig erheben sie sich nach dem Hintergrunde zu, dessen schönster Schmuck die epheuumkränzte Feste der ehemaligen Komnenen-Residenz ist. Kalt und rauh, aber malerisch unendlich schön ist der Anblick nach der linken Seite der Bucht zu, wo am fernen Horizonte die schneebedeckten lasischen Berge in wunderbarem Glanze aus dem tiefblauen Meeresspiegel hervortauchen.

Die Flaggen der europäischen Konsuln flattern an allen Punkten der Stadt lustig in die reine Luft hinein und begrüfsen den anbrechenden Sonntags-Morgen. Wie wohl that es, in der Nähe jenes dunklen, in das Meer hervorspringenden Felsens, den vaterländischen Adler zu bewillkommnen!

Unter den heranrudernden Barken, die von den Wogenbergen des aufgeregten Meeres in wilder Bewegung hin und her geschleudert werden, erkennen wir sehr bald das Boot des preufsischen Consuls Dr. Blau; ein anderes, hinter ihm schaukelnd, führt den österreichischen Consul. Nach den ersten gegenseitigen Begrüfsungen voll Wärme und Herzlichkeit wird ausgeschifft, eine Arbeit, die nicht ohne Schwierigkeit von Statten geht. Der nasse Weg zum Landungsplatze, in der Nähe der türkischen Douane,

dauert noch eine halbe Stunde. Zuletzt müssen die vier Ruderknechte unseres Bootes, sehr geschickt die Rückkehr des Wogenschwalles nach dem Ufer zu benutzend, das schwache Fahrzeug mit einem Ruck nach dem Quai aufs Trockene schleudern lassen. *Hamals* nehmen uns auf ihrem Rücken in Empfang und tragen uns durch die Brandung über Kiesel, Seetang und Schneckengehäuse bis zum steinernen Damme am Meere.

Man mufs gern und freiwillig den Orientalen das Lob zugestehen, dafs sie gegen empfohlene oder vornehme Gäste von einer vollendeten Courtoisie sind. Kaum haben wir den Fufs auf das Pflaster gesetzt, so erscheint bereits der Ceremonienmeister des in Trapezunt residirenden Paschas, *Izzet*, und schön geschirrte, mit gold- und silbergestickten Schabracken bedeckte Pferde werden vorgeführt. Umgeben von einer neugierigen Menge reiten wir einen steilen, gepflasterten Strafsenaufgang, der zwischen Felsenmauern hinauf nach engen, schmutzigen Strafsen führt. Eine hölzerne Baracke, mit Balconen und hängendem Garten im ersten Stockwerk, mit Orangenbäumen im engen Hofe, führt den stolzen Namen: Hôtel d'Orient. Hier nahmen wir unser Absteige-Quartier. Ein guter Kölner stellt sich als Wirth vor; seine ehrsame Frau, eine geborne Griechin, lernen wir vorher durch eine ungewöhnlich laute Stimmbegabung kennen, ehe es uns vergönnt ist, dieselbe von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Bei der eisigen Kälte reichen die glühenden Mangals in unseren engen Zimmern nicht mehr aus. Man ist so glücklich, in der Stadt kleine eiserne Oefen aufzufinden; die Schätze werden eiligst mitten im Zimmer aufgepflanzt, bewundert und geheizt. Die nächste Folge davon ist Rauch, Qualm, Hitze und Kopfweh.

Man wird es uns erlassen, eine Schilderung freundlicher Besuche der in Trapezunt residirenden europäischen Consuln und Beamten, der erwiesenen Gegenbesuche, der Einladungen und Zusammenkünfte zu gewähren. Es war, um es mit wenigen, aber dankbar gemeinten Worten zu sagen, ein edler Wettstreit zwischen den Vertretern europäischer Mächte an der Südküste des schwarzen Meeres den Mitgliedern der preufsischen Gesandtschaft nach Persien den Eintritt in Asien so leicht als angenehm zu machen, und es war in der That dies Bestreben in der vollständigsten Weise gelungen.

Dem türkischen Pascha, welcher seinen eigenen Sohn beauftragt hatte, den Abgesandten Preufsens zu begrüfsen, wurde noch an demselben Tage

der Besuch erwiedert. Die Pferde und Diener Izzet-Pascha's erwarteten uns vor der Thür und führten uns nach der Wohnung des Gouverneurs der Stadt, zunächst über den Meidan oder Hauptplatz des Ortes, dann durch kurze Strafsen über eine steinerne Brücke alten Datums zur Feste des Pascha's.

Im Hofe stiegen wir von den Pferden, erkletterten eine Treppe, die zum Empfangssaal führt, und standen bald dem Pascha gegenüber, einem milde und gutmüthig aussehenden Sechsziger. Er empfing den Minister an der Thür, geleitete ihn bis zum Diwan und nun folgte Zuckerwerk, Pfeife und Kaffee in schneller Folge. Neben allgemeinen Höflichkeiten berührte die Unterhaltung den Bau der Handelstrafse von Erzerum, für welchen der Pascha aus eigener Tasche 18,000 Piaster gegeben haben will. Von da aus wendete sich das Gespräch leicht nach Persien hinüber, über den einzuschlagenden Weg wurde viel discutirt und endlich es für das gerathenste gehalten, die Reise durch Klein-Asien bei der schlechten Jahreszeit aufzugeben, und vielmehr, wie es der Minister längst beschlossen hatte, die Route durch den Kaukasus einzuschlagen. Alles natürlich mit den besten Wünschen für glückliche Ausführung und dem unvermeidlichen *inschallah* „so Gott will!“ —

Der Besuch und Gegenbesuch bei dem in Trapezunt residirenden persischen Consul, Mirza Hussein, hatte sein besonderes Interesse durch die Bekanntschaft mit den ersten Persern auf asiatischem Boden. Der lebhafte Verkehr, welcher auf der gewifs uralten Karawanenstrafse von Persien aus über Täbris, Khoi, Erzerum mit Konstantinopel unterhalten wird, und der eine bedeutende Zahl persischer Kaufleute, Handelsreisenden und Waaren über Trapezunt, den Knotenpunkt des inneren Asiens mit dem Westen desselben führt, hat ein persisches Consulat nothwendig gemacht, das Jahr aus Jahr ein mit einer Fülle von Arbeiten beschäftigt ist. Der gegenwärtige Consul ist ein freundlicher, bescheidener Mann. Er trug die persische Amtstracht, d. h. die persische Pelzmütze, einen kurzen Unterrock von violetter Seide, darüber einen bunten Oberrock von einem Kaschmirschal. Seine beiden Neffen unterstützten ihn im Dienste. Der eine präsentirte sich in europäischer Tracht, zu der die buntrothen wollenen Strümpfe nicht recht passen wollten, der andere ging halb europäisch, halb persisch. Er war mit *Feruk-Khan* in Paris gewesen und sprach, obwohl schwierig, das Französische. Die Wohnung des Persers liegt reizend.

Hat man den grofsen Platz verlassen und betritt nun die steile Bergstrafse, welche über das Gebirge gen Erzerum führt, so befindet sich in der Nähe der Wohnung des Mr. Fabbry, „Vice-Consul de diverses puissances“, und hinter dem türkischen Friedhof gelegen, das ächt orientalisch gebaute und eingerichtete Haus des Persers. Schon von weitem mahnt uns der Löwe mit dem Säbel in der einen Klaue und der Sonne auf dem Rücken auf der hohen Flagge am Mast, an das Menzil des iranischen Consuls. Die Aussicht über den Friedhof, welcher sich sanft den Bergabhang hinabzieht, durch den dunklen Cypressenwald nach dem blauen Meere hin, in dessen krystallener Fluth sich die lasischen Berge abspiegeln, ist unbeschreiblich schön. Als wir eines Tages die Bergstrafse hinabstiegen, ging die Sonne gerade zu Rüste. Die schneebedeckten Häupter des lasischen Gebirges waren mit sanft leuchtendem Rubinschimmer übergossen, der nach und nach in wunderbar wechselnden Farbenschmelz zu tiefer Bläue erlosch. Die Frühlingssonne hatte bereits den Hügeln, welche Trapezunt umgeben, die ersten grünen Boten der wärmeren Jahreszeit entlockt, und wundersam schaute auf die jungen Kinder des Frühlings der dunkle, alte Epheuwald hernieder, welcher die Thürme, Mauern und Zinnen der Kaiserburg hinaufrankt, ein würdiges Seitenstück des berühmten Epheu am Heidelberger Schlosse. Schade dafs wir das Glück nicht haben konnten, Trapezunt im vollen Blüthen- und Blumenkleide zu sehen. Nach den Versicherungen der dort lebenden Europäer und der Reisenden, welche die selten besuchte Stadt gesehen und beschrieben haben — vor allen gedenken wir Fallmerayers, der mit hochpoetischer Feder dem romantischen Trapezunt ein schönes literarisches Denkmal gesetzt hat, — mufs der Anblick der Stadt mit ihrer alten, selbst in das blaue Meer hineinreichenden kaiserlichen Feste, zur Zeit des vollen Frühlings entzückend sein. Aber auch so, wie wir dieselbe sammt ihrer Umgebung gesehen haben, bleibt der Eindruck auf uns dennoch unvergefslich.

Der grofse Platz *(Giaur meidan)*, in der Nähe der Landungsstelle am Hafen, der zugleich die Karawanen von und nach Persien kommen und gehen sieht, ist von einer langen Reihe von Gebäuden eingeschlossen, in denen sich in der Runde Werkstätten, Khane und Karawanseraien u. s. w. befinden. Die Strafsen, welche sich nach dem Meere zu und der Felsenfeste hin verlieren, sind grade nicht angenehm. Steinerne Mauern verschiedener Höhe bilden die ganze Länge derselben, durch das Thor —

die einzige Oeffnung an der Strafsenseite — schaut man in einen Hof hinein, in dem sich das meist einstöckige Haus befindet. Gemeiniglich ist in dem Hofe ein Gärtchen angelegt mit Blumen und fruchttragenden Bäumen, die bis zum Orangenbaum hin in Trapezunt vorzüglich gedeihen. Der Hof ist in den besseren Hausanlagen mit weifsen und schwarzen Kieselsteinen in bunten Zeichnungen gepflastert, und hat er nicht Raum genug für einen Garten, so steckt man ein paar Orangenbäume in etliche Fässer, um wenigstens etwas Grünes in seiner Nähe zu haben. Die Berge in der Nachbarschaft von zwei Stunden versorgen die Stadt mit frischem Quellwasser, das aus den Fontänen an den Mauern hervorsprudelt. Neben jedem Hahne hängt an einer Kette von Eisen ein Trinkgefäfs von gleichem Metall in Gestalt einer Bratpfanne. Da das Wasser durch Röhren abgeleitet wird, die unter den Häusern fortlaufen und meist in schadhaftem Zustande sind, so ist die Luft in den Wohnungen feucht und Fieber erzeugend.

Ein Spaziergang durch die Stadt nach dem Schlosse der Komnenen verschafft herrliche Genüsse. Von dem *Giaur meidan* führt ein langer gepflasterter Pfad nach einer Gasse, die durch eine byzantinische Kapelle, welche sich in nicht zu grofsen Dimensionen über der Mauer erhebt, besondere Aufmerksamkeit erregt. Quer wird der Bazar durchschnitten und bald steht man, den Weg thalabwärts links liegen lassend, auf der steinernen Brücke, die ein dichter Epheu von aufsen in üppigstem Wuchse bekränzt.

Die Brücke trennt die Griechenstadt, aus der wir herkommen, von der Türkenstadt, nach der wir wandern. Unter uns, in der Thaltiefe, mit ihren Gärten und Hütten, sendet ein schmaler Bach dem Meere sein gelbschmutziges Wasser zu. An seinem rechten Ufer erhebt sich in sanfter Aufsteigung die europäische Seite der Stadt. Schroffe, steile, zackige, zerklüftete Felsmassen stürzen sich auf der linken Seite in das Thal ab. Auf ihrer Höhe läuft in langer Linie, dunkelfarbig wie der Felsen unter ihm, von Mauern und Thürmen und Zinnen ein Kranz hin, dessen äufserstes Ende, in dem alten Hafen, sich in den Fluthen des Meeres verliert. Durch die hohlen Fenster der Komnenen-Burg schaut der blaue Himmel, jagt und pfeift der Wind. Von dem Fufse der Mauer bis zur Spitze des Wartthurmes rankt sich der Epheu hinauf; hier und da umschlingt die üppige Weinrebe den saftigen Feigenbaum und windet sich von Zweig zu Zweig, sich an die Mauer anlehnend. Dazu Geschichte und Legende der

Kaiserburg, die im Jahre 1461 aufhörte Sitz der griechischen Kaiser von Trapezunt zu sein, und die schönste Romantik ist fertig.

Jenseits der Brücke führt die Strafse bergan den Felsen der Altstadt aufwärts. Noch heute der alte Eingang, ein Doppelthor mit eisernen Thürflügeln; über dem ersten eine mehrzeilige Inschrift in byzantinischen Schriftcharakteren — alles recht wohl erhalten. Gleich hernach versteigt man sich zu des türkischen Pascha's Schlofs, läfst's aber linker Hand liegen, und klimmt nun, auf altem gutem Steinpflaster, Gassen und Gäfschen hinauf, bis man vor einem viereckigen Wartthurm steht. Bis hierher hatten wir ohne Begleitung, allein unserem guten Sterne vertrauend, die Entdeckungsreise ausgeführt.

Ein recht freundlicher türkischer Knabe schien der Hüter der mit eisernen Nägeln beschlagenen Thür zu sein. Einige kupferne Münzen öffneten uns den Zugang zur alten Warte. Wir betraten, immer bergan klimmend, mehrere Höfe, bis wir auf einer alten Steintreppe hinaufkletternd, den höchsten Theil der alten Komnenen-Burg erreicht hatten. Wir gingen von Gemäuer zu Gemäuer und hatten einen vortrefflichen Fernblick über Land und Meer. Dicht zu unsern Füfsen gähnte ein tiefer Abgrund, dessen grünes Frühlingskleid und muntere Heerden darauf den Eindruck des Schauerlichen nicht verwischen konnten. Wohler wird's Einem ums Herz, schaut man nach den Bergen hinüber oder nach den Häusern der modernen Stadt, die immer noch in langem Zickzack die alte Komnenen-Mauer mit Zinnen und Thürmen einschliefst. Und ganz in der Ferne leuchtet das Meer, eine grofse Zahl kleinerer Segelschiffe lassen sich vom Winde nach allen Richtungen ihrer Fahrt treiben.

Noch ein Blick zum Abschied auf das Trümmerwerk vor uns! Ein sehr starker und hoher Thurm ist noch ganz wohl erhalten; offenbar diente er ehemals als Warte, von der man weit aus ins Land hinein lugen konnte. Der Alte hat es mit erleben müssen, als Mohammed II. mit seinen Türken an ihm und seinen Mauer-Nachbarn Sturm lief, und steht immer noch steif und fest wie damals. Es sind nun grade 400 Jahre seit jenem Sturm vergangen. Das prächtige Schlofs mufs mit Hülfe der Erinnerung und der Phantasie reconstruirt und meublirt werden. Die stolze Fensterreihe mit ihren Bögen — in dreien sind sogar noch die Fenstersäulchen und Bogen darüber wohl erhalten — mahnt Einen mehr an das Vergängliche als alle Schriften über Leben und Tod. Man fühlt es tief im Herzen, dafs man

auf Gräbern schöner Werke steht. Wie jämmerlich schauen gegen die Bauten der Altvorderen die türkischen Häuser und Hütten im Grunde aus, die ihre Besitzer, um eine Hinterwand zu sparen, an die massiven Mauern des Komnenen-Palastes angekleckst haben. Fast fürchtet man, der Wind möchte die Kartenhäuschen losreifsen und in die Lüfte forttragen.

Auf der Höhe, in der Nähe der Warte, liegt auf einer Lafette von halb verfaultem Holze ein grofses Kanonenrohr. Als wir hier ein wenig ausruhten, erschien ein ältlicher Türke in Feiertags-Anzug, in Begleitung mehrerer Knaben, die sich wild herumtummelten. Ein Bursche von sieben Jahren zeichnete sich von den übrigen durch stolz-vornehmes Benehmen und durch sein kostbares Habit aus. Sein rother Tarbusch war mit alten goldenen Münzen, auf welche unser Dragoman sofort seine wissenschaftliche Jagd eröffnete, und mit weifsen Perlschnüren geschmückt. An der hinteren Seite der Kopfbedeckung waren drei lange Haarzöpfe mit eingeflochtenen Goldmünzen befestigt, die ihm lang auf den Rücken fielen. Der Kopf des Knaben war so glatt geschoren, dafs kein Härchen zu erblicken war. Seine Weste war von violetter Seide; ein sauber zusammengelegtes Taschentuch mit Goldstickerei an den Rändern stack in der Oeffnung auf der Brust. Jacke und Hose von feinem hellbraunem Tuche, und rothe Schuhe vervollständigten den Anzug. Der Mann erzählte uns mit väterlicher Freude, dsfs der Knabe heute noch beschnitten werden solle und dafs man diese Operation durch Näschereien und Kleiderpracht einigermafsen versüfse.

Beim Hinabsteigen bettelten uns liebliche Kinder an. Ich sah ein Bettelmädchen von sieben bis acht Jahren mit einem wahren Engelsgesicht. Dafs man da gern doppelt giebt, versteht sich von selbst.

Ein Knabe führte uns einen andern Weg nach Hause zurück, und zwar der Seite entgegengesetzt, welche wir gekommen waren. Wir passirten ein Thor, gelangten zu einer zweiten Brücke, oberhalb der vorher erwähnten, und befanden uns bald in dem gegenüberliegenden Stadttheil. Auch hier sind, in der Nähe eines grofsen Friedhofes mit schönen Denkmälern der Neuzeit, manche solide Ueberreste der Komnenen-Zeit zu erblicken.

Ehe wir Trapezunt verlassen, wollen wir noch einen Blick auf die Bevölkerung, auf Klima und sonstiges Wissenswerthe werfen. Die Zahl der Einwohner beträgt nach uns gewordenen Angaben an Ort und Stelle

etwa 30,000 Seelen, von der die bei weitem gröfsere Zahl der mohamedanischen Welt angehört. Unter den Christen nehmen die Griechen eine Hauptstelle ein, es sind Nachkommen der ehemaligen Byzantiner-Familien. Die Türken tragen sich wie in Konstantinopel, die Griechen haben ihr National-Kostüm, ihre Frauen zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit der Tracht aus. Sie verschleiern sich auf der Strafse und im Hause vor unbekannten Männern. Ich sah junge Mädchen, die sich mit einem grofsen weifsen Manteltuche verhüllten, das unten einen breiten violetten Streifen hatte. Jüngere Frauen bedecken das Gesicht mit einem schwarzen Gazeschleier, so dafs sie aussahen als trügen sie schwarze Masken. Unverschleiert sah Schreiber dieses nur alte, häfsliche Frauen. Wieder andere Frauen tragen ein langes, karirtes (meist blau und weifs) Tuch, das den ganzen Körper verhüllt und über den Kopf gezogen wird. So schleicht denn das ganze Geschlecht wie eine Schaar von Nachtwandlerinnen einher.

Obgleich die Mehrzahl der christlichen Bevölkerung der griechischen und armenischen Kirche angehört, so unterhält die katholische Kirche dennoch eine Anzahl von Kapuziner-Mönchen, die unter einem Pater-Praefectus stehen, und von Stadt zu Stadt wandern und das Wort Gottes predigen müssen. Ja sogar barmherzige Schwestern sind in Trapezunt anzutreffen, welche daselbst eine Mädchenschule eingerichtet haben. Protestantische Geistliche sind nicht vorhanden, sondern müssen erst bei besonderen Gelegenheiten, wie bei Kindtaufen und Trauungen, aus Konstantinopel verschrieben werden.

Das Klima ist in Trapezunt und der umliegenden Gegend eigenthümlich genug. Der Sommer dauert oft bis in den Monat December hinein. Der Winter ist kurz und meist durch Stürme eingeleitet. Von einem Frühling ist eigentlich nicht die Rede. Er wird durch einen beständigen Wechsel der Temperatur vertreten: bald Regen, bald Sonnenschein. Im Mai treten dichte Nebel auf. Dann erst fängt der heifse Sommer an. Unter den Krankheiten ist die Geifsel Asiens, das Fieber, vor allen vorherrschend.

Zu den Plagen des Landes gehört auch das Ungeziefer, grofses und kleines. Die Ratten sind in so bedeutender Stärke vorhanden, dafs sie des Nachts rottenweise gegen die Katzen erbitterte Angriffe ausführen. Vor den Menschen haben sie so wenig Angst oder Scheu, dafs sie in unseren Zimmern allnächtlich die geräuschvollsten Visiten auf und unter

unseren Betten ausführten. Scorpione sind, selbst in den reinlichsten Häusern, in den heifsen Sommermonaten sehr häufig; doch ist ihr Bifs weniger gefährlich als z. B. in Aegypten. Anstandshalber schweigen wir von den übrigen Sorten Ungeziefer, welche uns von Trapezunt an bis zur Rückkehr in die Heimath getreulich begleitet haben.

Trapezunt ist für den pontischen Handel der bedeutendste Ort, wie bereits oben mehrfach angedeutet worden ist. Die Menge des russischen Geldes, welches hier im alltäglichen Verkehr cursirt, macht zunächst auf eine besondere Verbindung zwischen Trapezunt und den russischen Küsten des schwarzen Meeres aufmerksam. Während österreichische, französische und türkische Dampfer eine regelmäfsige Verbindung zwischen Trapezunt und Konstantinopel unterhalten, ist russischerseits eine Linie zwischen Trapezunt und Poti (via Batum, s. weiter unten) eingerichtet, welcher ganz ausgezeichnete Dampfer zu Gebote stehen. Aufserdem stechen wohl an 1000 Segelschiffe jährlich in See, um mit dem nahen Tscherkessenlande Verkehr zu treiben. Natürlich spielt das Schmuggeln dabei eine Hauptrolle. Auch der Sclavenhandel bildet ein ziemlich einträgliches Geschäft, das aber durch russische Aufmerksamkeiten von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Gewöhnlich werden von Konstantinopel aus Agenten zu den Tscherkessen geschickt und mit vollster Einwillung und beglückt durch die träumerischen Aussichten auf ein Sultan-Harems-Leben lassen sich die jungen Tscherkessinnen von ihren nächsten Anverwanden verkaufen. Die mit so schöner Last befrachteten Schiffe, auf welche die Russen eifrig Jagd machen (die am Ufer wartenden leeren Schiffe werden gewöhnlich mit Raketen in Brand geschossen) gehen nun über Trapezunt nach Stambul. Bei einem Angriff der Russen auf ein Sclavenschiff ziehen die Mädchen freiwillig den Tod in den Wellen des schwarzen Meeres der Gefangenschaft oder der Ehe bei den Russen vor. —

VII. Kapitel.

Von Trapezunt nach Poti.

Am 11. März in der Frühe ankerte der schöne russische Dampfer Grand-Duc Constantin in dem Hafen von Trapezunt.

Am Abend fing der Südwind an zu wehen und trieb eine so flammende Gluth über Trapezunt, dafs unser ganzes Personal an Kopfweh und Schwere in den Gliedern litt. In der Nacht des folgenden Tages setzte sich der Südwind in Nordwind um, der einen reichlichen Regen mit sich führte.

Wir schauten sorgsam nach jeder Veränderung des Windes aus, um uns im Voraus auf der kurzen Strecke von hier bis Poti eine möglichst gute Fahrt zu prophezeien. Die Anzeichen schienen dagegen zu sein. Die Zeit bis zur Abfahrt wurde mit Verabschieden und mit der Bekanntschaft des Capitäns vom Grand-Duc Constantin, Fürst Maxutoff ausgefüllt. Der letztere, ein junger etwa 35 Jahr alter Seeoffizier, dessen freundliche Züge von blondem Haare beschattet werden, von feinen, durchaus nicht seemännischen Manieren, gehört zu den russischen Kriegern, welche sich in Sebastopol auf eine so heldenmüthige Weise ausgezeichnet haben.

Bei dem letzten grofsen Sturme auf die Festung befand er sich mit den Matrosen seines Schiffes auf seinem Posten zu Sebastopol. Sein Geschütz sendete Tod und Verderben den anstürmenden Feinden entgegen, aber immer neue Körper lebender Menschen ersetzten die Lücken der Gefallenen. Das Feuer der Verbündeten wurde immer mörderischer, Fürst Maxutoff war von den erschossenen Matrosen seines Schiffes umgeben, aus zahlreichen Wunden blutend hielt er Stand, auf brennenden Balken posto fassend. Das Feuer versengte die Sohlen seiner Stiefeln und brannte ihm Löcher in die Füfse. Eine Folge der erhaltenen Brandwunden ist der schwankende, von einem Stock unterstützte Gang des fürstlichen Kämpfers, der heute einen gewöhnlichen Transport-Dampfer commandirt.

Unsere Fahrt nach Poti, dem ersten südlichen Hafen an der russischen Küste des schwarzen Meeres, ward auf den 14. Abends angesetzt und alles

zur Abreise fertig gemacht. Wir waren in diesem Jahre die ersten Passagiere, welche die Reise nach dem Kaukasus unternahmen. Die sämmtlichen Consulate hatten ein jedes seine National-Flagge aufgezogen, auf dem Hauptmaste des russischen Schiffes flatterte die preufsische Flagge, auf den Masten daneben die russische. Ein russischer Offizier erwartete uns mit seinem Boote am Quai in der Nähe der Douane. Der preufsische Consul nebst seiner Dame, so wie der an dem Tage unserer Abfahrt erst angekommene russische Consul Maschnini hatten die Höflichkeit, den Reisenden das Geleit bis aufs Schiff zu geben.

Das Boot, nur wenig von dem bewegten Meere geschaukelt, trug uns bald zum Grand-Duc hinüber. Als es vom Ufer abstiefs, wurde auf dem Dampfer die preufsische Flagge herabgelassen, in dem Augenblicke, wo der K. Gesandte die Schiffstreppe bestieg, von neuem aufgehifst und von uns allen begrüfst.

In keinem Salon kann es eleganter sein als in dem grofsen Saalzimmer des Schraubendampfers. Von dem feinen Holz-Getäfel an der Wand an bis zum Silberspinde und zum Marmorkamin hin ist alles mit beinahe verschwenderischer Pracht eingerichtet. Das Schiff gehört zu den vier in Frankreich gebauten Dampfern der russisischen Kauffarthei-Flotte; es soll vorzugsweise der beste sein, da die übrigen elegant, aber weniger solid sind und die Maschinen alle Augenblicke schadhaft werden.

Der Abend brach inzwischen heran. Die Stadt mit ihren herrlichen Trümmern entzog sich immer mehr und mehr unseren Blicken, welche ihr den letzten Scheidegrufs zuriefen. Lange noch schimmerte die Schneekette in der vor uns liegenden Bergschlucht in die werdende Dunkelheit hinein, bis auch sie das Gewand der Nacht verhüllte.

Die Schiffsuhr schlug eben sieben Uhr. Es war die Stunde unserer Abfahrt. Plötzlich blendete ein heller Lichtschein das auf solches Schauspiel nicht vorbereitete Auge. Bengalische Feuer verbreiten über Schiff und Meer einen weithinleuchtenden Glanz. Prasselnd stiegen Raketen in die Luft, einen langen feurigen Bogen beschreibend, dessen flammender Kopf sich zuletzt in rothe Funken auflöste und sich langsam in das bläulich schimmernde Meer senkte. Auch die Trapezunter Freunde hielten zu alter Sitte. Ein Wald von Raketen stieg von allen Punkten der Stadt aus in die Luft empor; eine jede sagte uns: lebet wohl, reiset glücklich und kehret wieder zur lieben Heimath.

Selbst der Himmel schien an der rührenden Bewegung so vieler Menschenherzen unter ihm sein Theil haben zu wollen. Während die feurigen Linien himmelwärts stiegen, fielen im Glanze meteorischen Lichtes Sternschnuppen erdwärts nieder, als wollten sie ein gutes Augurium für unsere bevorstehende Reise anzeigen. So deuteten wir es in stiller Brust.

Die Anker wurden gelichtet, die Schraube setzte sich in Bewegung und pfeilschnell zog das Schiff, kaum merklich erschüttert, seine nasse Strafse dahin.

Schreiber dieses schlief wie ein Prinz in der sauber und nett eingerichteten Cabine. Am Morgen, gegen 5 Uhr, ankerte das Schiff in dem Hafen von Batum, der letzten Stadt auf türkischem Gebiete nach der russischen Grenze zu. Wie Alexander Dumas behaupten kann: le premier porte *russe* commence à Batoum, vermag ich nicht zu ergründen.

Die Passagiere letzter Klasse, welche sich mit uns zugleich auf dem Schiffe befanden, konnten jetzt genauer durchgemustert werden. Das waren Gestalten und Gesichter, zu denen allein der Waffenschmuck: Yatagans, Pistolen und Gewehre, den passendsten Commentar abgab. Die gröfsere Zahl der wilden Gesellen gehört den Bergvölkern an. Wie in einer Menagerie die feindlichsten Thiere ruhig nebeneinander leben, so sitzen hier wie alte gute Freunde Türken, Lasen, Ladscharen, Tscherkessen, Russen friedlich nebeneinander, rauchen den Tschibuk und schauen gleichgültig hin auf die herrliche Landschaft an dem langen Küstensaume des Pontus.

Batum ist ein guter Hafen; der kleine Ort besteht aus vereinzelt liegenden Gebäuden mit einer Umhegung von starkem Flechtwerk, worüber mäfsig hohes Buschwerk hinwegragt. Die Bucht, an deren einem Ende Batum liegt, ein sehr sicherer, natürlicher Hafen, zieht einen grofsen Halbkreis. Malerisch gruppirte Berge, die Gipfel mit blendend weifsem Schnee bedeckt, der zu den frischgrünen Matten und Wiesen am Fufse gar wundersam absticht, bilden die Einfassung des grofsen Bogens. Ganz im Hintergrunde, nach Mitternacht zu, steigen am fernen nebligen Horizonte dunkelfarbige zackige Bergkuppen aus dem Meere; da liegt die nördliche Grenze des türkischen Reiches in Asien; dahinter, mächtig wie der grofse allgewaltige russische Kolofs, ragen in blitzender Weifse die hohen riesigen Gipfel der kaukasischen Bergzüge über den winzigen türkischen Grenznachbar hinweg.

Nachdem der russische Dampfer, welcher eine Menge Neugieriger an das Ufer lockte, mit Hülfe dicker Taue und Winden bis an den Holzdamm vor Batum heranbugsirt worden war, begann die Aus- und Einschiffung der Waaren. Es ist kaum glaublich, wie grofs der Verkehr mit den Völkern des Kaukasus ist. Hunderte von Ballen mit Manufactur-Waaren wurden ausgeladen, um später, meist durch Schmuggler, von dem türkischen Hafen nach den tscherkessischen Küstenstrichen zu wandern, von wo aus die geldeinbringende Handelswaare tief in die Berge hinein getragen wird.

Der türkische Pascha von Batum, *Haleddin*, schickte seinen ersten Schreiber an Bord des Schiffes, um den preufsischen Gesandten zu begrüfsen. Der einzige Consul in Batum, der in dem traurigen Orte russischerseits residirt, erschien in eigener Person, um seine Höflichkeit zu bezeigen.

Ans Land wollten wir trotz aller Aufforderungen nicht gehen, da das kleine Dampfboot, welches die Verbindung zwischen Batum und dem nächsten russischen Hafen Poti unterhält, alle Augenblick erwartet wurde. Da das Schiff immer und immer nicht kommen wollte, so führte uns der Grand-Duc Constantin bei gewitterschwülem Himmel um 11 Uhr in die Richtung nach Poti.

Nach anderthalbstündiger Fahrt auf der ziemlich ruhigen See, immer Angesichts der bergigen Küstenlandschaft, begegneten wir einem kleinen Flufs-Dampfer. Es war das sehnlichst erwartete Fahrzeug, das uns bis Poti und von da ab stromaufwärts den Rion bringen sollte. Auf die Nachricht, dafs am Rion stürmische See sei, kehrten die beiden Dampfer noch einmal nach Batum zurück.

Wie hätten wir den Nachmittag besser zubringen können, als mit einer Besichtigung des türkischen Hafenplatzes? Zunächst besuchten wir den russischen Consul, der hier mit Frau und Kindern wie in einer Verbannung lebt. Auf einer Wanderung durch den Ort und in seine nächste Umgebung lernten wir viele Details kennen.

Die Häuser sind ohne Anwendung eines Nagels von Holz aufgeführt. Vereinzelt stehende Bäume, ja sogar die Grabstätten der Todten sind mit Flechtwerk umgeben, um sie gegen die alles benagenden Ziegenheerden zu schützen. Der Boden zu unseren Füfsen, wie die ganze Küste, erschien wie gepflastert mit bunten Kieselsteinen. Ein wenig landeinwärts überschritten wir auf unserer Strafse die Gräber traurigen Angedenkens

aus den Zeiten des Krim-Krieges her. Von 10,000 Tunesen, die von ihrer Heimath aus nach Batum geschickt waren, um Omar-Pascha gegen die Russen im Kaukasus Hülfe zu leisten, erlagen hier 6000 Mann elendiglich Krankheiten und schlechter Verpflegung. Ihre Gebeine ruhen unter unseren Füfsen.

Weiter landeinwärts betraten wir ein dichtes Gebüsch wild wachsender Rosen und Rhododendronen, die stundenweit zu den Berghügeln im Innern aufsteigen. Hier und da ragt ein entlaubter Baum aus dem Gebüsch hervor. Von seinen Zweigen hängen wie dünne Haarsträhnen die langen Fäden vertrockneter Schlingpflanzen bis zum Boden nieder. Dicht an dem Rande unserer Strafse erfreut der Anblick einer Menge blühender Veilchen. Zum Andenken pflückt sich ein Jeder sein Sträufschen. Eingeborene, meist Ladscharen, begegnen uns zu Fufs, zu Pferde und zu Wagen. Ihre Tracht besteht aus eng anliegenden Beinkleidern mit faltigem Obertheil von grobem braunem Zeuge wie die Jacke, die bei Manchem mit silbernen Schnüren eingefafst war. In dem seidenen oder baumwollenen Gürtel steckt ein silberbeschlagener Dolch und ein Paar Pistolen. Das lange Gewehr fehlt selten. Um den Turban ist die dem Kaukasus eigenthümliche Kapuze gelegt, und die langen gegen Wind und Regen schützenden Zipfel derselben um Ohren und Hals gebunden. Bunte Socken in den Schuhen oder Sandalen vervollständigen den Anzug der Leute, die durchaus kaukasischen Typus haben und der Mehrzahl nach *Cromlys* oder heimliche Christen sind.

Die *Araba*'s, denen wir begegneten, werden von Ochsen gezogen und finden sich in der ganzen Berglandschaft des Kaukasus wieder. Die beiden Räder derselben, grofse plumpe Holzscheiben, sitzen fest an der Achse und drehen sich mit derselben herum. Auf der Achse ruht, leicht und ohne andern Halt als den, welchen die oben liegende Last des Wagens dem Zapfen gewährt, das eigentliche Gestell. Mit diesem höchst einfachen Fahrzeuge wird durch Dick und Dünn, durch Thäler und auf Bergen, durch Flüsse und Moräste gefahren, ohne dafs je die Gefahr des Umwerfens einträte.

Von der Höhe aus, die einen Ueberblick über den Ort hin gestattet, läfst sich die Häuserzahl Batums ziemlich genau berechnen. Danach zählt die Stadt — kaum dürfte man die Anlage so nennen — gegen 450 Wohnhäuser. Auch ein Bazar ist da, ebenso schmutzig als die darin ausge-

stellten Eſswaaren und sonstigen Handelsartikel. Er zieht sich in Schlangenwindungen etliche Straſsen entlang. Die oberen Ränder der einzelnen Buden berühren sich so nahe, daſs querübergelegte Baumzweige ein ziemlich dichtes Laubdach bilden, unter dem es im Sommer schattig und kühl sein muſs. Der Bazar ist gepflastert, eine tiefe Gosse liegt grade in der Mitte der Straſse.

Das Klima der Stadt und des ganzen Küstenstriches in der Nähe ist im Allgemeinen gesund, nur in den Monaten Juli, August und September treten häufig Wechselfieber auf.

Den Schluſs unserer Wanderung bildete eine Visite beim türkischen Pascha. Sein *Diwan* oder das Amtsgebäude ist nicht weit vom Meere entfernt; in der Nähe liegt eine türkische Kaserne mit zwei Bataillonen Infanterie. Der Eingang zum Hause glich einem Scheunenflur, dessen Boden mit Kieselsteinen bedeckt ist. In dem dunklen Raume unten vor der Treppe stand eine Reihe Ladscharen-Gensd'armen in landesüblichem braunem Kostüme; so gut es ging, machten sie mit vieler Würde ihre Honneurs. Türkische Offiziere nahmen uns darauf in Empfang, führten uns eine schlechte Holztreppe hinauf und da befanden wir uns bald vor dem Pascha, einem schwarzbärtigen wohlbeleibten Vierziger von der besten Laune und einem unverwüstlichen Redefluſs. Er ergriff brüderlich die Hand des Ministers, führte ihn und uns in das Empfangszimmer, wir hockten alle auf dem Diwan nieder und nun begann die bekannte Reihe orientalischer Höflichkeiten: glänzende schöne Worte, süſses Rahatlatkum, Pfeifen, Kaffee, Limonade.

Der vortreffliche Pascha erzählte lang und breit von seinen erhabenen Absichten zur Civilisation der eingeborenen Bergvölker, von seinen Handelsunternehmungen und seinen Vorarbeiten zur Bildung der Jugend, für welche er bereits Lehrer aus Konstantinopel verschrieben habe. Obgleich noch keine Schulen eingerichtet waren, so legte er doch bereits vollständige Schullisten mit vielen Rubriken vor, die später, wenn alles im Gange sei, ausgefüllt und nach Konstantinopel geschickt werden sollten.

Er geleitete darauf den Minister bis ans Schiff zurück, ihn immer noch an der Hand haltend, und trennte sich voller Rührung. Einen Kawaſs lieſs er als Ehrenposten zurück. Als ich ihn auf dem Holzdamm bis zum Meeresufer zurückbegleitete, legte er mir mit gewichtiger Miene die Hand auf die Schulter, fuhr mit den Fingern seiner rechten Hand durch den Bart und

fügte die Worte hinzu: „Erfüllt eure Pflicht gegen den herrlichen Gesandten und ihr werdet wiederkehrend in mir stets einen Freund finden!“

Die Verladung der Waaren und des Gepäckes auf beiden Schiffen dauerte bis spät in die Nacht hinein. Nach einem rechtschaffenen Dîner auf dem Grand-Duc, wobei zum schäumenden Champagner Toaste auf Rufsland und Preufsen ausgebracht wurden, nahmen wir vom Prinzen Maxutoff und den Offizieren Abschied und siedelten unter bengalischer Flammen-Beleuchtung auf das schwankende „Täubchen“ (*Galuptschik*, so hiefs der kleine Dampfer) über, das aussah, als hätte es sich seit dem Jahre seiner Geburt anno 1859 nicht mehr gereinigt und gewaschen.

Unter Regen fuhren wir in der Frühe des andern Tages gegen 8 Uhr von Batum ab und erreichten nach vierstündiger Fahrt Poti. Trotz der strömenden nassen Himmelsgabe gingen wir auf das Deck.

Ein schmaler, dunkler Streif Landes mit vorspringenden Zungen lag vor uns da. Grofse Waldungen nahmen den ganzen Hintergrund ein. Die Berge waren wie verschwunden. Das Wasser des Meeres, vor der Mündung des Rion, hatte eine schmutzig gelbe Farbe. Bald befand sich das Schiff vor der gefährlichen Sandbank, welche jedes Fahrzeug zu passiren hat, um in den Rion zu gelangen. Vorsichtig sondirten unter stetem Zurufen die Piloten die Wassertiefe. Dank sei es den Regengüssen! Die Barre, über welche mit lautem Geräusche das Wasser des aufgeregten Flusses wie ein unbändiger Knabe hinübersprang, hatte acht bis neun Fufs Tiefe statt der gewöhnlichen drei bis vier Fufs. Unter lautem Geschrei, unter Aufhissen der preufsischen Flagge und unter dem Donner der Kanonen, welche von der Strandbatterie am Ufer aus erwiedert wurde, zogen wir in die Rion Mündung ein.

Wir fahren den Rion aufwärts, vielleicht nicht minder vergnügt wie weiland die griechische Heldenschaar, welche auf der funfzigrudrigen Argo bei Nacht in die Mündung des Phasis im kolchischen Lande einliefen. Wir befinden uns hier auf dem Boden uralter Sage. Die Erinnerungen an Jason und Medea, noch heute lebendig unter den Anwohnern des alten Phasis oder des heutigen Rion, werden uns tief in das Land hinein begleiten.

Einzelne Blockhäuser begegnen uns bereits hier und da am Ufer. Jungholz in weiter Ausdehnung zieht sich das rechte Ufer hinauf und scheint sich landeinwärts fortzusetzen. Auf der linken Seite überrascht der Anblick einer wohlerhaltenen alttürkischen Citadelle mit Thürmen und Mauern

in der Hauptrichtung dem Flusse zugekehrt. Vor einer Holzbaracke wird Halt gemacht. Der Kommandant von Poti, der brave russische Oberst K...... und der Chef der Douane kommen zur Begrüſsung des Gesandten. Die Einladung des Obersten, seine Gastfreundschaft anzunehmen, ist zu herzlich ausgedrückt, um sie zu verschmähen.

Da sitzen wir im alten Kolchis an dem Fenster des gut möblirten hölzernen Blockhauses, dessen Sauberkeit musterhaft zu nennen ist. Lustig flackert das Feuer im Kamin, die groſse Wanduhr bewegt ihr Pendel in lautem Tact langsam hin und her. Ganz oben in der Ecke des Zimmers, nahe am Fenster, brennt ein Oellämpchen vor dem Bilde der Maria mit dem Kinde. Der eintretende Russe, selbst wenn Niemand im Zimmer ist, wird nicht ermangeln sein Haupt zu entblöſsen. Die Anwesenheit des Heiligenbildes ist für ihn hinlänglich Grund, als Zeichen der Verehrung die Kopfbedeckung abzunehmen.

Werfen wir einen Blick aus dem Fenster. Planlos und vereinzelt stehen die Blockhäuser da, etwa 100 an der Zahl (vor zwei Jahren gab es nur ein Haus). Wie eine Mühle ruhen die Holzbaracken auf einem Gestell von Pfählen. In dem Raume darunter wälzen sich Schaaren groſser und kleiner Schweine behaglich im Koth. Poti — wie überhaupt der ganze Kaukasus — kann in der That das Paradies der Schweine genannt werden.

Die Baracken der Bewohner von Poti, meist von russischen Soldaten und wenigen Juden bewohnt, haben keine Fenster. Die Thür geht dagegen bis zum niedrigen Giebel des Schindeldaches hinauf. — Die gröſseren Häuser haben einen balkonartigen, vom Dache mitbedeckten Vorbau mit niedriger Holztreppe. Holzstämme vertreten die stützenden Säulen. Unter dem unsrigen hält ein russischer Soldat Schildwacht. Wasserstiefeln, ein grauer Mantel, ein riesiger *Papach* (die tscherkessische Pelzmütze) bilden das einfache Kostüm.

Trotz des strömenden Regens wagen wir einen Ausgang ins Freie. Alexander Dumas hat Poti zu lustig beschrieben, als daſs die Expedition nicht versucht werden sollte.

Ungeheurer Koth, unterbrochen von groſsen Teichen, bildet die Breiunterlage der Straſse. Wie aus Inseln so ragen die erhöhten Rasenstellen aus den Pfützen hervor, auf denen kahle, entlaubte Baumstämme vom Westwinde hin und her geschüttelt werden, der die Segelbarken 200 Schritt vor uns in raschem Fluge fluſsaufwärts treibt. Der Versuch, auch nur

zwanzig Schritte in dem kolossalen Kothe vorwärts zu kommen, mifsglückte vollständig. Im Angesicht der Schwierigkeiten, welche selbst den Angesiedelten in Poti das Vordringen im fetten Schlamm nur äufserst langsam gestattet, gaben wir bald die Hoffnung auf, ein Stück von Poti zu durchwandern.

Ein Ereignifs war nach unserem Eintritt in das Haus die Nachricht vom Fange eines grofsen Störes, des ersten, der in diesem Jahre Poti besuchte. Ein paar Stunden später liefsen wir uns den etwas süfslich schmeckenden *Ikra* (Caviar) trefflich munden.

VIII. Kapitel.

Reise von Poti nach Tiflis.

Am Sonnabend in der Frühe erhoben wir uns lange vor Tagesanbruch von unserem Lager im Blockhause zu Poti, um uns bei Zeiten auf dem „Täubchen" einzuschiffen. Das Vöglein war aber bereits den Flufs aufwärts gezogen, und so mufsten wir ihm, der gute Oberst an der Spitze, durch tiefsten Koth eine gute Strecke Weges nachziehen.

Der Regen hatte aufgehört, die Sonne schaute in Zwischenräumen durch das zerrissene, schnell dahinziehende Wolkenmeer auf Poti nieder. Wir wanderten das Ufer entlang. Blockhäuser waren eben im Bau begriffen, andere standen vollendet da. Mächtige Balken des schönsten Nutzholzes vom Nufsbaum, einen Fufs im Quadratdurchmesser, 12 bis 15 Fufs in der Länge, die hier an Ort und Stelle etwa einen Silberrubel kosten, versperrten uns oft den Weg. Russische Soldaten und Eingeborene des Landes mit dem dicken Papach auf dem lockigen Haupte grüfsten von allen Seiten. Zwei sehr ärmliche Gurier, die unserem Zuge begegneten, verneigten sich demuthsvoll und nahmen voller Respect die Pelzmütze vom Kopfe. „Voilà deux princes du pays!" rief uns lächelnd der Platz-Kommandant zu, auf beide hinweisend.

Endlich erreichten wir das „Täubchen". Man war eben noch damit beschäftigt, eine Menge Holzkloben auf Deck zum Heizen aufzuspeichern, da das Holz so gut wie umsonst zu haben ist.

Wir nahmen rührenden Abschied vom Obersten, der uns einen gurischen Edlen, seine Ordonnanz, bis Kutais als Führer und Dolmetscher mitgab. Die Glocke läutete zur Abfahrt, die preufsische Flagge wurde aufgezogen und unter dreimaligem Hurrah! vom Ufer her setzte sich das Schiff in Bewegung. Die Räder der Maschine wühlten die schmutzig gelben Wellen des angeschwollenen Rion in wilder Bewegung auf. Schwimmende Massen einer weifsen schaumartigen Substanz und losgerissene Baumstämme trieben in reifsender Schnelle, bald wie ein Pfeil vorwärts schiefsend, bald in Wirbeldrehungen auf der Oberfläche des Wassers dem Meere zu.

Das landschaftliche Leben an den beiden Ufern des Flusses bietet merkwürdige und auffallende Aehnlichkeiten mit den schönen Naturbildern in dem leider noch zu wenig besuchten heimischen Spreewalde dar. Die Ufer sind anfangs niedrig, das Wasser reicht bis zu ihnen heran, dünnes Laubholz bildet die Einfassung des Stromes. Hier und da zeigt sich in der Lichtung, tief liegend, ein ärmliches Blockhaus, von geflochtenen Hürden umzäunt.

Politisch beginnt auf dem rechten Ufer die Landschaft Mingrelien, auf dem linken Gurien. Der Weg am Wasser auf der letzteren ist sumpfig, quergelegte Baumstämme müssen als Chaussée und Brücke zugleich aushelfen.

Der Himmel hatte sich inzwischen zum heitersten Blau aufgeklärt, eine wärmende Sonne lachte am reinen Himmelsgezelt.

In grofsen Bogen, oft von der Breite des Rheines bei Köln oder des Niles bei Kairo, zog sich der Phasis aufwärts hin. Die Waldung wurde immer dichter, immer stärker. An den entlaubten Bäumen läuft den Stamm auf- und abwärts dunkelgrüner, üppig wuchernder Epheu. In Gestalt dünner grüner Schleier senken sich von den Zweigen die feinen ausgetrockneten Fäden verschiedenartigster Schlingpflanzen in unendlicher Abwechselung zum Boden hernieder, oft bis zum Wasser des Rion forthüpfend, dessen Fluth die leichte, bewegliche Last hin und her treibt. In Armesdicke kriecht in Schlangenlinien die vielgepriesene kolchische Weinrebe auf dem Boden fort, windet sich vom Stamm zu den Zweigen und Aesten des nachbarlichen Baumes hinauf, um von da aus die luftige Reise durch einen grofsen Theil des nächsten Waldrevieres anzutreten. In diesem unvergleichlich anmuthigen urwaldlichen Saale, dessen Decke das wundersamste Netz verschlungener Arabesken lebendiger Pflanzenformen,

dessen Säulen die epheuumrankte nordische und südländische Baumwelt bildet, breiten die bunten Kinder des Frühlings den reizendsten Blumenteppich aus. Wie schade, daſs drinnen in Gottes schönstem und natürlichstem Tempel, mit dem nur die Urwaldungen Amerika's, an den Stromufern des Mississippi und Ohio, verglichen werden können, das Fieber mit tödtlichem Gift das Menschengeschlecht verfolgt. Groſse Sümpfe und Moräste hauchen bei der brennenden Sonnenhitze Miasmen aus, die weit und breit die kolchische Landschaft durch Wechselfieber verpesten. Die russischen Offiziere und Soldaten, welche in diesen Theilen des Kaukasus stationiren, haben davon zu erzählen, da sie furchtbar unter dem Einfluſs des fieberreichen Klimas leiden. *Chinin*, das bekannte Gegengift gegen Fieber, wird hier in kaum beschreiblichen Quantitäten von Jung und Alt verschlungen. Die Wohlthat dieses Medicamentes erkennt der am besten, welcher einige Zeit in Asien zugebracht hat.

Gegen 4 Uhr Nachmittags nahm die Landschaft plötzlich einen anderen Charakter an. Hinter den Wäldern am Ufer erhoben sich baumreiche Hügel, immer steiler und steiler, zu einer groſsen Kette ansteigend, deren zerklüfteter Kamm in schwindelnder Höhe des Himmels Wolken berührt. Die Massen gefallenen Schnees auf dem Gipfel jagten uns eisigkalten Wind ins Gesicht.

Das Gehölz wird immer lichter und lichter. Wohlangelegte Dörfer zeigen sich hier und da am Ufer. Pferde- und Schweineheerden, seltener Rindvieh und Büffel weiden auf den grasreichen Uferwiesen. Die Mündungen einzelner Nebenflüsse des Rion stellen sich als breite Wasserstreifen dar. Auf der rechten Seite entwickeln sich ausgedehnte Ebenen, an deren Uferrande in langer Reihe nebeneinander sitzend, eine Schaar von Pelikanen den Fischfang betreibt. Ist das Glück dem gefiederten Fischer hold gewesen, so reckt er den weiten Schnabel in die Höhe, und gierig schluckend läſst er den gefangenen Fisch den Weg aller Speise gehen. Ein Schuſs! und mit schwerem langsamen Flügelschlage erhebt sich das ganze Volk, um auf dem jenseitigen Ufer ein neues Plätzchen für den Fischfang aufzusuchen.

Die Sonne des heutigen Tages hatte uns die überraschendsten und herrlichsten Naturgemälde beleuchtet; wir durften ihr wohl einen herzlich gemeinten Abschiedsgruſs zurufen, als sie im fernen Westen zu Rüste ging, noch zu guter letzt uns die Freude bereitend, die schneeigen Gipfel

des Achaltzichschen Gebirges mit rosigem Abendschimmer übergosssen zu sehen. Die Flagge wurde heruntergelassen, wie es Brauch ist auf den Schiffen am Abend; das Echo der zu gleicher Zeit abgefeuerten Kanonen des Dampfers tönte wie ferner rollender Donner von den Bergen wieder.

Drei Stromschnellen machen die Fahrt auf dem oberen Rion für den Dampfer unsicher und schwierig. Es schien aber, als ob das „Täubchen“ heute besonders gut flog, denn als gegen acht Uhr Abends drei Signalschüsse vom Dampfer her losgebrannt wurden, war das Ziel der Fahrt, die Stadt Maran erreicht, und die drei Stromschnellen lagen bereits weit hinter uns.

Das Schiff warf an dem rechten Ufer des Rion in der Nähe des oben genannten Ortes Anker.

Die Finsternifs liefs wenig mehr als einzelne Blockhäuser im Stile derer von Poti erkennen. Aus der Dunkelheit traten mehrere Gestalten immer deutlicher hervor, sich uns nähernd.

Der Kommandant von Maran in voller Uniform, ein alter Militär, und seine Begleiter stellten sich dem K. Minister-Residenten vor. Sie waren überrascht und erstaunt, in später Nacht die Mitglieder einer Gesandtschaft zu empfangen, von deren Ankunft sie auch keine Ahnung hatten.

Wir muthmafsten, dafs durch irgend welchen Zufall die betreffende Nachricht unserer Ankunft zu spät oder gar nicht von Tiflis aus abgegangen sein müsse.

Diese Muthmafsung, richtig oder nicht, half aber nicht über die Schwierigkeit der Weiterreise fort.

Pferde und Wagen waren bei Nacht nicht zu haben. Der Commandant von Maran war so freundlich, uns für den nächsten Morgen *Telegas* und *Troikas* in Aussicht zu stellen. Da gab's keine Rettung. Wir mufsten noch diesen Abend und die Nacht durch mit der urwaldlichen Verpflegung auf dem „Täubchen“ vorlieb nehmen.

Bald sollten wir erkennen, dafs diese kolchische Kost, in Vergleich zu der, welche unserer später erwartete, eine Götterspeise war! Kaum graute der nächste Morgen, so waren wir alle auf den Beinen. Das Gepäck wurde aufs Land gebracht, drei kleine Holzkasten mit vier Rädern — das waren die versprochenen *Telegas* des Kommandanten — damit beladen, vor jeden Kasten drei Pferde gespannt, das waren die *Troika*, — uns

ein Papier: die *Podoroschna* oder der Reisepostpaſs in die Hand gedrückt, und wir selber zu je zweien oben auf die Kasten und Koffer gepackt.

Seltsame Beförderung eines gesandtschaftlichen Personales! So dachte ich mir immer, müssen vor mehreren Jahrhunderten Chardin, Olearius, und wie sie alle heiſsen die alten Reisenden von damals, gefahren sein, und nun sollten wir die Annehmlichkeiten einer solchen Fahrt anno Domini 1860 an uns selber erleben.

Der überraschende Anblick der unsere Wagen umstehenden Menge entzog uns vorläufig allen ernsteren Gedanken über die verwegene Fahrt.

Eine Schaar blasser, schwammiger, aufgedunsener Gesellen, mit jenem Gesichtsausdruck, der in Konstantinopel oder in Kairo so unzweifelhaft den farbigen Eunuchen stempelt, lehrte uns augenscheinlich Anhänger der in Ruſsland verbreiteten Skopsis kennen. Weiſse Eunuchen, die sich aus religiösem Wahnsinn sectenartig zu einer groſsen Masse constituirt haben! Kaum kann man glauben, daſs sie, wie ein russischer General Schreiber dieses gelegentlich einer Unterhaltung über die sonderbaren Sectirer mittheilte, zu dem Acte der Selbstentwerthung durch den biblischen Satz: Aergert dich ein Glied deines Leibes, so reiſs es aus! getrieben werden. So viel steht fest, daſs die Skopsis ein äuſserst nüchternes, sparsames Volk sind, welches mit allem Eifer nach Geldbesitz strebt und deshalb vor allen gern in Geldgeschäften speculirt. Hat ein verheiratheter Skopsis einen Leibeserben erhalten, so beraubt er sich selber seines männlichen Werthes bis zur Wurzel hin. Sein Sohn wird dann in denselben eigenthümlichen Lehren auferzogen, und so lebt die Secte in steter Unität der Familien-Mitglieder weiter. Die russische Regierung, welche ihr liebes Wesen mit so vielen Secten im Lande hat, tritt vor allen gegen die Scopsis mit unerbittlicher Strenge auf. Man verbannt sie, steckt sie in den grauen Soldaten-Mantel, sucht ihren religiösen Ansichten in aller Weise hindernd in den Weg zu treten, und hat es doch noch nicht einmal so weit gebracht, die Anzahl der Skopsis zu vermindern.

Doch lassen wir die Skopsis, bedauern wir es, den Anblick so widerwärtiger Halbmänner in aller Frühe genieſsen zu müssen, und lassen wir die Kutscher aufsitzen und den Kosaken voranreiten, um auf der nächsten Station die Ankunft der Reisenden anzumelden.

Die Fahrt ging Anfangs recht langsam von Statten. Nicht etwa aus Trägheit der Pferde — diese zogen an, daſs ihnen das Fell rauchte —

sondern der Schlamm des aufgeweichten Lehmbodens und die rasche Folge sumpfiger Moräste boten dem schnellen Fortkommen so bedeutende Schwierigkeiten dar, dafs wir jede Meile nach Stunden zu zählen fürchteten. Obgleich die Meer- und Flufsfahrt bis nach Maran nur angenehm und bequem gewesen war, so gewährte trotz der unbehülflichen Stellung auf dem engen Raume des Gepäckes die Veränderung der Landreise eine Zerstreuung, die uns für den ersten Tag fast ganz beschäftigte und alles vergessen liefs, was unter anderen Umständen unerträglich erschienen sein würde.

Zunächst rollten die vom Kothüberzug fast unkenntlich gewordenen Räder der Telega an einer Reihe von Blockhäusern vorüber, welche ein dichter Zaun geflochtener Zweige umschlofs. Mächtige Bäume bildeten davor den schönsten natürlichen Park; in mannsdicker Stärke rankte sich die Weinrebe um ihre Stämme und Zweige. Grofse Schweine-Heerden weideten zufrieden auf dem fettigen Boden, mit ihrem grunzenden Rüssel die feuchte Erde hochaufwühlend.

Der Weg wurde allmählig fester; pfleilschnell flog die Troika dahin, lieblich hallte der klare Ton des Glöckleins am Joche über dem Kopfe des mittleren Pferdes durch Berg und Thal. Die Landschaft wurde von Werst zu Werst winterlicher. Das Thal des Rion hinaufsteigend blies uns Boreas mit so eisigem Hauche an, und fegte uns so feinen Staub in das Gesicht, dafs sich unsere Augen sehr bald rötheten und entzündeten und die Haut an Gesicht und an Händen wie abgeschält aussah.

In dieser Jahreszeit, vielleicht die ungünstigste die man zur Reise im Kaukasus wählt, kann man den Tag über zwei, höchstens drei Stationen oder 50 bis 60 russische Werst zurücklegen. Die letzteren werden durch die kleinen Posthäuser an der neuen Landstrafse bezeichnet. Man hält vor einem aus Holz oder Stein gebauten niedrigen Hause (*stanzie* auf russisch, obwohl hier tatarisch-türkisch gesprochen wird) an, wo gewöhnlich ein halbes Dutzend Kosaken mit ihren Pferden im Quartier liegen, der Posthalter (*smatritel*) läfst sich die Kaiserliche Postmarschroute *Podoroschna* zeigen, die Pferde — wenn solche zu haben sind — werden gewechselt und das Gepäck auf andere Telegas übergeführt. Alles das nimmt Zeit weg und erfordert Geduld; uns, den preufsischen Argonautenfahrern, pafste das sehr wenig, und wir hätten manchmal recht böse werden können, wäre nicht die Kälte gar zu grimmig gewesen.

Die *Podoroschna*, um auch darüber ein Wort zu sagen zu Nutz und Frommen der Nachkommenden, ist eine dreifache. Die wichtigste, am schwierigsten zu erlangende, ist die *Podoroschna kurrierska*, welche die Regierung nur ihren Courieren und besonders empfohlenen Ausländern einhändigt. Die Pferde, sobald solche nur irgend disponibel sind, müssen bei Vorzeigung eines derartigen Courier-Passes erster Klasse sogleich gewechselt, Telegas geliefert, und alles Sonstige auf das schnellste besorgt werden. Vortheile: Ersparnifs an Warten, schnelleres Fortkommen, billigere Fahrt, und — unmenschlich genug, aber glücklicherweise wahr — Zurücksetzung d. h. Wartenlassen aller übrigen Reisenden, welche das Unglück haben, keine derartige Podoroschna zu besitzen. Nummer Zwei kommt die *Krons Podoroschna*. Sie hat den Vorzug der Beförderung nach den Courieren und vor den Reisenden der folgenden Kategorie, die, Nummer Drei, nur mit einer gewöhnlichen Post Podoroschna versehen sind. Wenn so ein Unglücklicher Couriere oder Reisende mit Nr. 2. vor und hinter sich hat, so kann er tagelang auf den Stationen sitzen bleiben und es machen wie jener russische Tourist, der sein Bett auf die offene Strafse schleppte, sich dort hineinlegte und in dieser Lage bereits einige Tage auf Gelegenheit zur Weiterbeförderung wartete, als wir mit Nr. 1. in der Tasche an ihm und seinem Geduldslager vorübersausten. Wem Stellung, Gelegenheit oder Mittel fehlen, einen Postpafs zu erlangen, miethet sich einen Hauderer, kriecht mit seiner portativen Habe unter den Plan und läfst sich von einem und demselben Pferde- oder Ochsengespann wochenlang durch den Kaukasus langsam fortschleifen.

Bei Nacht kehrt man ein in das Posthaus. Ein oder zwei Zimmer mit Holzpritschen, Tischen und Stühlen, mit einem Kamin im Hintergrunde oder in der Ecke, empfangen den müden Wanderer. Wenn nicht bereits alles besetzt ist, in welchem Falle man auf dem Flur oder auf der Strafse bleiben darf, macht man es sich bequem so gut es eben geht. Das unsichtbare Büffet des Postmeisters, den ein Soldat, gewöhnlich ein polnischer Jude, in seinem Amte unterstützt, liefert einen Thee, der im dampfenden Samowar bereitet wird, vielleicht einen jungen, nach Naphtha schmeckenden Landwein, Eier und grobes schwarzes Brot. Kommt sonst noch etwas dazu, als Hühner, geräucherter Fisch u. s. w., so glaubt man sich nach einem Delicatessen-Laden versetzt. Etwas fehlt nie und das ist

der Schlaf, falls Einen die Erbfeinde des persischen Insectenpulvers nicht gar zu sehr incommodiren sollten.

Der Sonntag Lätare soll nimmer vergessen bleiben. Die Pferde wurden an diesem Tage nur einmal in Abschkwiti gewechselt. Wir waren erfroren und erklammt, durchgerüttelt und geschüttelt, abgestumpft an Leib und Seele. In reifsendem Fluge, dem Laufe der Flüsse folgend, ging es unaufhaltsam fort. Die Kirchgänger, besonders die buntbehangenen Frauen mit ihren grellfarbigen Kopf- und Brusttüchern, blieben in der Nähe der Dörfer vor den hölzernen Kirchen oder vor dem hohen einsam stehenden Glocken-Holzgerüst stehen und betrachteten neugierigen Blickes die drei beladenen Telegas.

Dunkle Nacht brach herein. Die Pferde standen plötzlich an einem Flusse — ich glaube es war die Kwirila — ohne Brücke; eine Fähre mufste uns hinüberführen. Die Sache ging mit dem ersten Wagen ganz vortrefflich, beim zweiten Wagen brach dagegen die Deichsel. Die ganze Karawane mufste auf dem andern Ufer nothgedrungen Halt machen, um anderthalb Stunden weit nach der letzten Station zurückzuschicken und eine andere Telega holen zu lassen.

In einer jämmerlichen Holzhütte safsen die Wächter der Fähre in Soldatenmäntel gehüllt, die kaukasische schwarze Pelzmütze auf dem Kopfe. Sie unterhielten ein hellloderndes Feuer und schauten mit stierem Auge in die rothe Flamme hinein. Die nächtliche Kälte veranlafste uns, einen Augenblick in die Hütte einzutreten. Der unausstehliche Qualm und Rauch vereitelte jedoch jeden Versuch, auch nur ein paar Augenblicke in dem erwärmten Raume zu bleiben.

Drei Stunden lang, bis gegen zehn Uhr hin, konnten wir Studien über die menschliche Empfindsamkeit bei fallendem Thermometer und über die Klarheit des winterlichen Sternenhimmels im Kaukasus anstellen. Längs des Hauses lief eine schmale lange Holzbank, wir setzten uns dicht aneinander auf dieselbe und erwarteten sehnsuchtsvoll die Ankunft der neuen Telega.

Als ich mit dem H. Minister einige Worte wechselte, mischte sich einer der Wächter in unser Gespräch mit einem kurzen: „Ja, Ja!“ —

Sprechen Sie deutsch? fragte ich ihn überrascht.

„Ja, mir seind Juden, mir Juden sprechen alle deitsch,“ erwiederte er, zufrieden anerkannt zu werden.

Sind Sie etwa aus einer russischen Provinz, wo auch deutsch gesprochen wird? fragte ich weiter.

„Nee, weil mir Juden seind, sprechen mir deitsch; mir Juden sprechen alle deitsch!“

Damit war die Sache abgethan; ein weiteres Gespräch mit dem Juden im russischen Soldatenmantel rein unmöglich. Ich streckte mich auf die lange Bank hin, um Hunger und Kälte zu verschlafen.

Endlich klingelte das Glöcklein der ankommenden Troika. Wir hörten das Rauschen des Wassers, welches die Fähre durchschnitt. Von der deichsellahmen Telega wurden die Sachen auf die neuangekommene umgepackt. Ein gräulicher Weg durch Morast und Sumpf brachte uns endlich in der Nacht nach dem Orte Magloki. Die Uhr zeigte auf Eins.

Wir traten taumelnd in die Postzimmer. Hier war alles besetzt. Russische Offiziere und Soldaten schnarchten in der warmen Atmosphäre; einige, welche von unserem Geräusche erwachten, rieben sich die Augen und schienen durchaus nicht verwundert, als wir entschlossen ihr Nachtquartier auf den Dielen theilten.

Kaum hatten wir ein paar Stunden empfunden, wie herrlich sich's in den Armen des kaukasischen Morpheus schlummert, als lange vor dem Hahnenschrei schmetternde Kavallerie-Signale ertönten. Der Trompeter blies zum Réveil. Bald safsen die Reiter — es war ein Trupp Kosaken — auf ihren Pferden, und wir andern auf den Telegas, wir mit stillen Befürchtungen vor Erlebnissen, deren Vorschmack wir bereits hinlänglich genug gekostet hatten.

Gegen Mittag — die Kälte schien von Stunde zu Stunde zuzunehmen — hatten uns die Telegas auf hartgefrorner Strafse nach Kutais gebracht. Die Stadt, welche bereits in Imeretien liegt, dehnt sich am Fufse langer Hügelketten aus. Die Häuser haben den Anblick schlechter Holzbaracken mit Holzdächern von grauem Schindelholz. Wenige sehen civilisirt aus, wie das grünbedachte steinerne Haus des Gouverneurs.

Am Eingang in die Stadt — eigentlich nur eine Masse zerstreut liegender Wohnungen — kam uns ein Kosak entgegengeritten, machte seine Honneurs und ritt uns als Führer voran, wohin? das wufsten wir alle selber nicht. Die Vermuthung lag nahe, dafs die betreffenden Befehle für unsere Beförderung nach Tiflis endlich angekommen seien. Wir hielten stillvergnügt vor einem Steingebäude.

Doch der Mensch soll nie zu früh frohlocken!

Das betreffende Gebäude war kein Posthaus, auch kein Sitz der Regierung, sondern wie sich's hernach herausstellte, das städtische Casino.

An der Treppe, die ein paar Stufen aufwärts führte, empfing den H. Minister der Polizei-Meister des Orts, ein Pole, in grofser Uniform.

Zwei schöne imeretische Fürstenkinder standen dicht bei der Thür. In ihrem kleidsamen Nationalkostüm sahen die freundlich grüfsenden Kaukasier noch einmal so schön aus.

Der Polizeimeister führte uns in einen grofsen geheizten Saal mit Nebenzimmern. Auf dem Fufsboden lagen rothe Tuchdecken, im Saale hing ein Kronenleuchter, an den Wänden Tapeten, dazu noch ein gluthausstrahlender Kamin, mit einem Worte Luxus über Luxus!

Zunächst erwärmten wir die erklammten und erfrorenen Glieder einigermafsen, nahmen ein vorbereitetes Frühstück von Caviar, Hering, Sardinen, Zwiebeln nebst anderen Leckerbissen in Angriff, liefsen gleich darauf das Dîner von vier Gängen verschwinden — der Polizeimeister mit seinem unverstandenen Russisch hatte die Güte uns fortdauernd Gesellschaft zu leisten — und tranken dazu den von Bodenstedt verherrlichten rothen Kachetiner.

Die leibliche Stärkung verlieh nun unsrer ganzen Umgebung den poetischsten Reiz. Welch' eine prosaische Natur ist doch der Mensch! Ich mufs gestehen, dafs mir selten ein Anblick so viel Entzücken eingeflöfst hat, wie die Aussicht vom Fenster des Casino aus nach dem gegenüberliegenden Berge. Auf dem steilsten Punkte desselben erheben sich die ansehnlichen Ruinen eines ehemaligen Schlosses. Der Postmeister mag's mit vielem andern verantworten, ob die Ruinen dem imeretischen König Salomon ihren Ursprung zu verdanken haben oder nicht. Da er nicht von der sagenhaften Königin Tamara gesprochen, welche im ganzen Kaukasus als privilegirte Schlofsahnfrau allen Ruinen vorsteht, so mag seine Aussage vielleicht ihre Begründung haben. —

Nachdem die Rechnung bezahlt — 20 schwere Silberrubel! — erwarteten wir die Equipagen und dehnten unsere zerschlagenen Glieder im Geiste bereits recht behaglich auf den gepolsterten Wagen-Kissen aus.

Vor den Fenstern liefs sich das Geklingel ankommender Troiken hören. Theilnahmlos schauten wir zum Fenster hinaus, bis plötzlich zwei winzig kleine Holzkasten mit Rädern, die wohlbekannten Telegas, still hielten.

Sollten das etwa gar die erwarteten Equipagen sein? Niemand wagte diese Frage in lauten Worten zu äufsern, obgleich sie nahe genug lag. Der Polizeimeister näherte sich freundlich lächelnd, sprach viele russische Worte, die uns der Dragoman verdollmetschte: der Herr bedaure, nur zwei Telegas haben auftreiben zu können, statt der nöthigen drei, doch würde alles gut gehen, wenn wir uns von vornherein gehörig zurechtsetzten. Das klang niederdonnernd!

In stiller Verzweiflung wurde das Gepäck aufgeladen und die preufsische Mission nahm in zwei Sectionen auf dem Höhepunkt des Kistenberges Platz. Der Sitz war furchtbar; nur die Strickenden, an welchen wir uns krampfhaft mit unseren blutig geschundenen Händen festhielten, schützten uns vor dem Herabstürzen.

Durch Berg und Thal folgten wir dem Laufe der Kwirila. Die Landschaft mufs im Frühling von wunderbarer Schönheit sein. Im Winter, bei einer Kälte, dafs die Thränen aus den Augen fliefsen, hört die landschaftliche Bewunderung auf. Als die Nacht bereits hereingebrochen war, passirten wir die hohe Wasserscheide des schneebedeckten Dwaleli-Gebirges, auf welchem sich eine neuangelegte, noch nicht ganz vollendete Bergstrafse in Schlangenlinien im Zickzack dahinzieht. Tief unter uns gähnten mächtige Abgründe; an der Bergwand gegenüber ragten schwarze Tannen von der weifsen Schneedecke wie Grabhölzer hervor, rauschende Giefsbäche stürzten von allen Seiten die Felswände das Thal hinab, mit kreischendem Geschrei umflatterten uns aufgescheuchte Eulen — mit einem Worte, es war eine Nacht, der als Schlufsbild der graulich-romantischen Umgebung nur noch die wilde Jagd fehlte.

Wir waren pfeilschnell, ohne Rücksicht auf Abschüssigkeit, Enge oder Unebenheit der Strafse, bergabwärts in Finsternifs und Nacht hineingefahren. Der russische *Jemtschik*, der vielleicht bei der grofsen Kälte zu viel über den Durst getrunken hatte, unterhielt sich auf das lebhafteste mit seinen Rossen, die er bald mit: Väterchen, Mütterchen, Täubchen und andern liebkosenden Namen zum eiligen Laufe anspornte — da, ich weifs es noch heute wie in jenem schrecklichen Augenblicke, tönte von unten her eine Stimme nach oben:

„Um Gotteswillen, ihr verfehlt den richtigen Weg!“

Unser Dragoman übersetzte die russisch oder türkisch gesprochenen Worte.

„Die Brücke, fuhr die Stimme fort, ist ja seit heute früh vom Strome weggerissen worden. Schlagt eine andere Richtung ein!“

Zum Glück standen die Pferde wie angewurzelt. Es war stockfinster. Vor uns rauschte in der Tiefe der Flufs, wir hörten es deutlich; die Brücke war weggerissen. Der Jemtschik hatte einen kürzeren Weg fahren wollen. Ohne die warnende Engelsstimme wären wir alle unrettbar verloren gewesen.

Um 10 Uhr Abends, — die Kälte nahm natürlich nicht ab, sondern in erschreckender Weise zu, — kamen wir auf ein windiges Plateau, wo der traurige Ort Suram liegt. Die Telegas wendeten rechts um und führten uns gradezu in den Hof der Stanzie hinein. Eiligst suchten wir die Zimmer auf, um uns einigermafsen zu erwärmen. Wir folgten dem Lichtschein, der uns durch einen grofsen Thürspalt zum Eintritt gar freundlich einzuladen schien und öffneten ohne anzuklopfen die Thür der Poststube.

Ein Talglicht brannte auf einem Tische, der mit Papieren und einem dampfenden Samowar besetzt war. Der Anblick der feurig blitzenden Theemaschine war verführerisch genug. Vor dem Tische safs ein russischer Polkownik oder Kosaken-Oberst. Seine Kosaken standen kerzengrade die Wände entlang und schienen die Befehle ihres Anführers in Empfang zu nehmen.

Der Herr Polkownik war, wie es alle russischen Offiziere sind, ein Muster von Liebenswürdigkeit. Er wollte sofort das Zimmer den vorgestellten Gästen abtreten; unser Minister lehnte das freundliche Anerbieten aber ausdrücklich ab, als er hörte, dafs ein anderes zweites Zimmer vorhanden sei, in dem augenblicklich einige Kosaken logirten.

Die guten Leutchen machten gern Platz, heizten den Kamin mit dürrem Reisig, reinigten das Zimmer mit einem grofsen Besen und bald waren wir häuslich eingerichtet. Zwei Kosaken brachten den Samowar, den der Oberst die Güte hatte uns abzutreten, und spielten mit vielem Geschick die Rolle höchst dienstbarer Geister.

Noch ein Weilchen und wir lagen sämmtlich ausgestreckt auf der langen Holzschlafbank oder auf dem Boden und schnarchten nach Herzenslust bis zum frühen Morgen.

Kaum sah der trübe Wintermorgen mit seinem blassen Leichengesicht durch die kleinen Fenster in die Stube hinein, so war die ganze Mission bereits auf den Beinen, und tummelte sich so wacker, als ob man die richtige Zeit der Abfahrt mit dem Eisenbahnzuge zu versäumen hätte.

Es wurde in aller Eile Abschied vom trefflichen Obersten genommen und da safsen wir wieder auf unsern zwei Telegas, von zwei lanzenkundigen Kosaken begleitet, die uns der Polkownik *honoris causa*, vielleicht auch der Sicherheit halber nebst seinen besten Wünschen mit auf den Weg gab.

Der Schnee fing an in dichten Flocken zu fallen, der scharfe Wind auf der Höhe von Suram trieb einen feinen, alles durchdringenden Staub in die Augen, die Kälte nahm wieder überhand. Eine Telega hatte dazu das Unglück, mit sammt dem Gepäck und den darauf sitzenden Reisenden in einen Sumpf mit dünner Eisdecke zu stürzen. Gott sei Dank! hatte niemand Schaden genommen, einige Verrenkungen abgerechnet, und alles genau besehen, brachen wir schliefslich in ein homerisches Lachen aus. Nur schien die Sache bedenklich zu werden, als Nachts darauf derselbe Unfall von Neuem eintrat. Der russische Jemtschik tröstete jedesmal mit dem ächt russischen *Nitschewo* „es ist nichts!“ — Wie mufs erst das „etwas“ aussehen, wenn dies in der landesüblichen Auffassung ein leeres „Nichts“ war?!

Die Landschaft auf der Hochfläche sah recht traurig aus; hier und da ein Dorf, das halb in der Erde lag, und dazu als Staffage wandernde Schweine-Pärchen. Damit war es aus. Später hatten wir Gelegenheit, diese menschlichen Wohnungen auf das genaueste zu prüfen. Wir fanden ein grofses viereckiges Loch, mit Brettern ausgelegt, tief in der Erde liegend; das Dach, nach dem Eingange etwas aufsteigend, war beinahe gleichen Niveaus mit dem Erdboden. Ein Loch in der Mitte desselben beleuchtete das Innere der Wohnung und führte zugleich den Rauch des Feuers nach Aufsen hin. Von weitem machen diese Hütten den Eindruck vieler Erdhügel.

Ein gehöriges Schneetreiben entwickelte sich, als wir von der tief liegenden Hochfläche zu den höher gelegenen Plateaus hinaufstürmten. Die Nacht brach endlich herein und nachdem wir mit unseren Telegas durch einen Flufs gefahren waren, dessen Wasser, in verschiedene Arme getheilt, bis an das Gepäck unter uns hinaufging, lag gegen neun Uhr Abends die Stadt Gori vor uns. Wir befanden uns im Herzen des alten Georgiens.

Wir hielten vor dem Posthause still, in der Nähe dunkler Felsmassen, die sich gekrönt von den Ueberbleibseln bemooster Mauerringe aus Olim's Zeit, in die Nacht hinein reckten und dehnten, und suchten zwischen einem Wirrwar von Equipagen, Tarantas und Telegas den *Smatritel* auf.

Der Postmeister erwiederte auf unsere bescheidene Anfrage, dafs sämmtliche Zimmer der Stanzie besetzt seien. Wir möchten deshalb in der nahegelegenen Gostinitza oder dem Hôtel des Orts absteigen. Auch in dem Hôtel war kein Platz zu finden. Draufsen auf der Strafse konnten wir mit unserem Gepäck und unserer Kälte nicht bleiben, also drangen wir in das nächste beste besetzte Postzimmer ein. —

Auf einer Holzpritsche, vor den Kamin herangerückt, safs halb entkleidet ein junger, bildschöner Mann. Sein schwarzes seidenartiges Haar an Kinn und Haupt wallte in Locken um Brust und Schultern. Er blickte mit seinen brennend schwarzen Augen melancholisch in die züngelnden Flammen, die vom Kamin her seine ganze Gestalt matt, aber doch deutlich genug erleuchteten.

Seine Füfse waren unbekleidet. Ein langes schwarzes Gewand umhüllte nachlässig geschlungen den halben Leib. Ein kleines Diamantkreuz blitzte im Flammenwiederscheine am Halse des jungen Mannes.

Zu seinen Füfsen kauerte in der Tracht der Tscherkessen ein anderer ziemlich gleichaltriger Kaukasier, minder schön als er.

Mit langsamen Handbewegungen unterhielt dieser das Feuer.

Ein dritter lag auf einer Pritsche in einer entgegengesetzten Ecke des Zimmers und schien zu schlafen.

Ein fliefsendes Talglicht, auf eine Flasche gesteckt, erleuchtete von einer anderen Seite her mit mattem Scheine die Menschengruppe in dem schlechtgeweifsten Zimmer.

Der schöne Mann wendete den Kopf beim Oeffnen der Thür langsam herum, schaute uns mit sanftem Blicke an und schien statt ärgerlich, erfreut zu sein, dafs Gäste sein heutiges Nachtquartier mit ihm theilen wollten.

Gegenseitige Vorstellung. Hauptresultat war, dafs jene interessante Persönlichkeit ein eingeborener Knäs oder Prinz war, der die geistliche Würde eines angehenden Archimandriten bekleidete und nach Tiflis reiste.

Wir sind ihm später auf der Strafse in Tiflis wieder begegnet. Er ging an der Spitze einer Procession. Er trug die hohe schwarze Mütze der griechischen Geistlichen mit schwarzem Schleier, eine seidene Soutane von gleicher Farbe und ein grofses Diamantkreuz auf der Brust. Die feurigen schwarzen Augen schienen in das schöne bleiche Gesicht gar nicht hineinzugehören.

Das Räthselhafte der Erscheinung fand später seine Auflösung. Un-

glückliche Liebe trieb den Fürsten D......f zu dem Entschlusse, der Welt für immer zu entsagen und Klostergeistlicher zu werden.

Als wir ihn im Posthause zu Gori begegneten, geleitete er eine theure Leiche gen Tiflis.

Wir waren bald in die lebhaftesten Gespräche mit ihm verwickelt. Er konnte überaus freundlich sein und lächelte mit einem Zauber, den ich selbst auf einem Frauenantlitz selten gesehen habe.

Das Anerbieten, ein bescheidenes Souper mit uns gastfreundschaftlich zu theilen, schlug er mit Dank ab, da die russische Fastenzeit gewisse strenge Gebräuche in der Enthaltsamkeit von Speise und Trank vorschreibt.

Dann legten wir uns auf Pritschen und den Erdboden hin und bald schliefen acht Tiflis-Fahrer, vom grusischen Fürsten herab bis zum deutschen Diener, in der engen Poststube von Gori den gesegneten Schlaf übermüdeter Pilger.

Der frühe Morgen sah uns in drei Telegas weiter fahren. Der Prinz war mit seinen Begleitern lange vor uns aufgebrochen und so hatten wir nicht einmal die Freude, ihm ein Lebewohl zu sagen.

Der steile Felsen vor unserem Auge sah wunderbar genug aus in der Beleuchtung des dämmernden Wintermorgens im Kaukasus. Die nackten Wände des Kegels umgürtete ein Ring von Mauern und Thürmen, die sich vom Fufse desselben bis zum Gipfel in langen Windungen fortzogen. Von wannen datirt die alte Feste? welche Geschlechter hausten darin? Niemand vermag eine sichere Antwort zu geben. Wie die vielen, meist sehr romantisch gelegenen Felsennester und Burgen auf den hohen Bergspitzen an den Eingängen der Thäler und Schluchten des Kaukasus sind auch sie dem Fluche des Sängers anheimgefallen. —

„Gott weifs es besser", würde sich ein Mohamedaner trösten.

Wir liefsen die Feste und den Berg links liegen. In rasender Eile trieb der versoffene Jemtschik, welcher sich kaum mehr auf der Kante des vorderen Kastens zu halten vermochte, durch eine ziemlich breite, gut aussehende Strafse einem Flusse zu, an dessen jenseitigem Ufer eine mächtige Bergkette mit Klöstern und Burgruinen den Weg zu versperren schien.

Wir standen an der rauschenden Kura, dem Kyros der Alten. Der reifsende Bergstrom, welcher grofse Eisstücke in wildem Wogenschwalle ortwälzte, hat vor 12 Jahren eine massive steinerne Brücke gänzlich weggespült. In der Nähe der wenigen stehen gebliebenen Pfeiler befinden

sich zwei Fähren, die Wagen und Reisende gegen einen bestimmten Tribut von einem Ufer nach dem andern befördern.

Am andern Ufer der Kura, auf der rechten Seite des Flusses, führt die Poststrafse, meist in Windungen auf- und absteigend, den hoch gelegenen Fufs des Berges entlang.

Der Jemtschik taumelte immer bedenklicher auf seiner zweifelhaften Kante. Endlich rollte er vom Bocke auf die Erde und blieb hier wie eine leblose Last liegen. Zum Glück passirten wir ein Dorf, in welchem ein Stellvertreter des verlornen Sohnes des Kaukasus aufgesucht werden mufste.

Geld und gute Worte führten bald zum Ziel. Man hat im Kaukasus nur die Schenke aufzusuchen, um aus der dort versammelten Schaar männlicher Dorfbewohner geeignete Exemplare zu seinen Diensten herauszufinden.

Dafs dort nicht Wasser getrunken wird, darf nicht erst besonders versichert werden. Wir sind in Georgien, und der Georgier pflegt sehr naiv von seltenen Bekanntschaften zu behaupten: „der trinkt Wasser wie Wein!“ Der Eingeborene, so brav, ehrlich und treu der Menschenschlag ist, zu dem er gehört, wird es nie zum Reichthum bringen, da er seine Verdienste regelmäfsig in die Schenke trägt. Und dabei ist er wählerisch! Man frage nur in den elenden schlechten Holzbuden am Wege nach Champagner und die verlangte Sorte wird sicher auf der Stelle gebracht werden.

Das Schneegestöber begann von neuem, als wir nach etwa zweistündiger Fahrt eine grofse Hochfläche erreicht hatten. Unser *Pascholl, Skarreh!* trieb Kutscher und Pferde vorwärts, da wir wünschten, gegen Abend in Tiflis einziehen zu können.

In dem Dorfe *Tzali* ist ein Posthaus, wo Pferde, Wagen und Kutscher gewechselt werden. Der Hof sah glänzender aus als wir erwarten durften.

Eine Menge russisch-kaukasischer Offiziere in reicher Uniform gingen erwartungsvoll auf dem Hofe hin und her. Bei der Ankunft der drei Telegas wandten sich Aller Blicke nach dem Thore hin, und als man hörte, dafs der Abgesandte Preufsens in eigener Person unter den angekommenen Reisenden sei, näherte sich ein Artillerie-Oberst mit militärischem Anstande, zeigte die Ordres vor, welche ihm vom Fürsten-Statthalter des Kaukasus zugekommen waren zum würdigen Empfang des preufsischen Ministers und zur bequemen Weiterbeförderung der preufsischen Mission nach Tiflis. Ein Seitenblick auf die bereitstehenden Equipagen gaben den schönen Worten den schönsten Nachdruck. Ein schneller bedeutungsvoller Abschiedsgrufs

wurde den Telegas zu Theil, die wir nie mehr in unserem Leben besteigen zu müssen hofften.

Ein bescheidenes Dîner erquickte uns mehr durch die wohl berechtigte Hoffnung auf die reichbesetzte Tafel in Tiflis am Abend, als durch die augenblickliche Fülle der vorhandenen, aus Thee, Eiern und Brot bestehenden Gänge. Ein Bruder des Obersten, der in der Nähe ein Landhaus besafs und als *Knäs* bezeichnet wurde, hatte den Minister zu seiner Tafel gebeten, allein Tiflis lag letzterem zu sehr am Herzen, als dafs das herrlichste Dîner der Welt Veranlassung eines längeren Aufenthaltes hätte werden können.

In einem bequemen Tarantas — einem zwischen zwei Holzbäumen mit Stricken festgebundenen gepolsterten Kutschenkasten, die Bäume auf der Vorder- und Hinterachse ruhend und die Stelle der Federn vertretend — flogen wir zur Hofthür hinaus. Freier athmete die Brust, stolzer wurde das Haupt getragen, denn wir fuhren wieder einmal menschlich.

Waren die Mittel der Beförderung so unerwartet verbessert worden, so schien sich jetzt das Wetter vollends gegen unsere Reise verschworen zu haben.

Das Schneetreiben nahm so überhand, dafs der Weg von Stunde zu Stunde höher und höher mit dem weifsen Wintertuche bedeckt war. Es wuchs so gewaltig, dafs sich der Schnee bereits zwei Arschinen hoch aufgethürmt hatte und das Fortkommen auf der schmalen Bergstrafse, unter der in der Tiefe das Wasser der Kura wirbelte und rauschte, immer schwieriger wurde. Gegen Abend, als uns bereits dichte Finsternifs von allen Seiten umgab, blieben die Pferde im tiefen Schnee und Kothe stecken und der Wagen schien nicht vor- und rückwärts zu kommen. Wir stiegen sämmtlich aus, versanken in fufstiefen Schlamm und wateten dem langsam fortgeschleiften Wagen nach. Ein Kosak — es waren ihrer zwei, die uns fortdauernd begleiteten — wurde bis zur nächsten Station vorausgeschickt, um frische Pferde zu holen, allein die letzteren erreichten uns erst, als wir todtmüde, nafs von oben und unten, klappernd vor Kälte, die Stanzie beinahe erreicht hatten.

Es war nicht etwa Tiflis, sondern wir befanden uns auf der vorletzten Station vor der 17 Werst abgelegenen Hauptstadt des Kaukasus.

An ein Fortkommen bei so bösem Wetter war gar nicht zu denken. Wir mufsten also gute Miene zum schlechten Spiele machen und uns zu-

nächst nach einem Nachtquartier in Hartiskali — so hieſs der elende Ort — umthun. In dem Gasthause oder der Schenke, vor welcher wir hielten, war angeblich kein Loch zu haben. Nach langem Warten und Hin- und Herreden drangen wir in ein verriegeltes Gemach, dessen Fuſsboden die mütterliche Erde darstellte und begrüſsten — nota bene fünf Personen — zwei Holzpritschen als hoffentlich letzte Lagerstätte vor Tiflis. Die beiden Holzpritschen bildeten das einzige Mobiliar in dem durchräucherten Zimmer.

Ein bärtiger Georgier, der seinen groſsen Pelz-*Papach* tief über die Augen geschoben hatte, protestirte feierlichst gegen den Act der Besitznahme von unserer Seite. „Das ist ja die Wohnung meines Knäs, was wird das werden, wenn mein Knäs kommt!?“ rief der Leibeigene klagend aus und schien zuletzt Miene zu machen, für seinen Herrn auf das Thatsächlichste einzustehen.

Vor dem Anblick blitzenden Silbers, das von unserer Hand in die seinige wanderte, schwanden dem guten Georgier alle Bedenken vor dem Knäs. Er überlieſs uns auf das Bereitwilligste das prinzliche Gemach, half sogar noch Thee und Eier kochen und lieſs es geschehen, daſs wir in dem fürstlichen Raume Leine zogen und unsere durchnäſsten Kleider und Wäsche zum Trocknen daran aufhingen. Die ausstrahlende Wärme des wohl unterhaltenen Kaminfeuers entlockte den vollgesogenen Stoffen reichliche Dampfwolken und uns selber lullte sie bald genug in den sanftesten Schlummer ein.

Sechs Pferde zogen am nächsten Morgen unseren Tarantas, dem zwei mit unserem Reisegepäck beladene Telegas langsam durch Schneelachen und Kothsümpfe folgten, immer in der Nähe, oft dicht am Rande der tosenden Kura die Straſse innehaltend.

Mit Ungeduld lasen wir die rothen Ziffern von den weiſsangestrichenen Steinen ab, welche am Wege in gleichen Abständen von einander aufgestellt sind und dem Reisenden die Entfernung von Tiflis nach russischen Werst angeben.

Von einem hohen Punkte der Bergstraſse, etwa noch 7 Werst von Tiflis entfernt, sahen wir endlich die ersehnte Stadt in mattem Dunste schimmern. In der Nähe der alten Königsstadt der Georgier, die den schweren Namen Mtzchet führt und auf der linken Seite der Kura höchst malerisch gelegen ist, biegt man rechts ab und nun breitet sich das Thal

der Kura aus, eingeschlossen von ganz bedeutenden Berggruppen. Ganz im Hintergrunde, in der Ecke eines von hohen Schneeketten gebildeten Kessels, lag Tiflis.

IX. Kapitel.

Tiflis.

Tiflis hat von jeher einen besonderen Reiz für mich gehabt. Die poetisch-lebendige Schilderung der Stadt und ihrer Bewohner unseres ausgezeichneten Freundes Bodenstedt hatte schon früher meine Phantasie auf das lebhafteste angeregt und in mir stille Wünsche hervorgerufen, die, wie es so oft im Leben geht, eben nur Folge und Ausdruck einer besonderen Befriedigung sind. Der lustige Perser Mirza Schaffy mit seinem Humor und seinen schlagfertigen Antworten, die schönen Grusinerinnen mit der fliegenden Tschadra, der rothe Kachetiner und die grofsen silbernen Trinkhörner der Georgier, die luftigen Häuser von Tiflis mit ihren grünen Dächern und Balkonen an der brausenden Kura, dies und vieles andere schwebte mir aus Bodenstedt vor und kaum konnte ich glauben, dafs meine Träume in wenigen Minuten zur puren Wirklichkeit werden sollten. Was Wunder, wenn ich in der poetischsten Stimmung von der Welt in Tiflis einfuhr.

Und nun, welchen Enttäuschungen sollte ich für den Augenblick entgegengehen!

Auf der gewundenen Bergstrafse stiegen wir durch Schnee und Koth eine letzte Höhe hinauf. Da lag Tiflis ganz nahe vor uns. Die weifsschäumende Kura wandte sich in der Tiefe durch hohe Felsenufer zwischen einem dunkelen Häusermeer hindurch, dessen hellgrüne Dächer von den dunklen Farbentönen der Gebirgsumgebung mit der alten Davidsburg freundlich abstachen. Hier auf dem einen Ufer lag die Neustadt, dort die Altstadt, beide zu den nahegelegenen Höhen terrassenförmig aufsteigend. Hatten wir das steinerne Kreuz mit der russischen Goldinschrift passirt, welche an die glückliche Erhaltung Kaisers Nikolaus I. erinnert, der an dem Standorte des Denkmals im Jahre 1837 aus dem Wagen geschleudert

wurde, so fuhren wir abwärts steigend grade in die Hauptstrafse von Tiflis ein, in den sogenannten Boulevard.

Die russische Sprache, mehr als die deutsche, hat eine sehr stark ausgesprochene Neigung, ausländische Bezeichnungen in sich aufzunehmen. Den Boulevard haben nicht etwa die französischen Ansiedler und Glücksritter ausgeheckt, mit denen Tiflis — man lese nur die Laden- und Thürschilder! — überschwemmt ist, sondern die russische Polyglotte. Selbst in den kleinen russischen Provinzialstädten finden sich die Boulevards wieder, neben den unvermeidlichen Gartenanlagen, mit denen als Vergnügungsort jede russische Stadt versehen ist und die den englischen Namen Vauxhall oder, wie die Russen aus Mangel des Buchstaben h das Wort aussprechen Vauxgall führen. Um ein drittes Beispiel aufzuzählen, erwähne ich noch das deutsch-russische *Postgausdomu*, wie ich es selber gelesen habe, aus dem deutschen Posthaus und dem russischen *domu* „Haus“ zusammengesetzt.

Wir fuhren also in die gröfste und schönste Strafse von Tiflis ein, in den Boulevard.

Welch' ein ekelhafter, widriger Anblick! Konstantinopel mit allem Schmutz schien mir ein mit Sand bestreuter Parquetboden zu sein. Die ganze Strafse war ein ellentiefer, wässriger Koth. Den Pferden und dem Rindvieh ging der Schlamm bis über den Bauch weg, die Leute in den niedrigen Droschken mufsten die Beine hochheben, um sich vor dem Andrang der alles bespritzenden Masse zu schützen, über den Damm vermochte Niemand bei Lebensgefahr hinwegzukommen. Gern will ich nun glauben, was Alexander Dumas in seinem „Caucase“ den Baron Finot sagen läfst: — il est tombée une légère ondée; elle suffit pour qu'on ait de la boue jusqu'à la cheville; si elle continue, on en aura demain jusqu'au genou; si elle persiste, on en aura après demain jusqu'à la ceinture. Vous ne savez pas ce que c'est que la boue de Tiflis, cher ami; mais avant de quitter la capitale de la Géorgie vous le saurez: il y a des moments où le rez-de-chaussée de votre drosky ne suffit plus, et où vous êtes obligé de monter sur la banquette comme Automédon. Alors on vous jette une planche de la maison où vous allez, et vous faites vos visites en passant sur un pont suspendu.

Dumas und sein Gewährsmann haben beide sicher nicht gelogen.

Wir befanden uns an der tiefsten Stelle des Kothes. Der Wagen hielt still, der Jemtschik drehte sich nach uns um.

„Wo befehlen Ew. Excellenz abzusteigen?“

Hôtel du Caucase, wurde ihm zugerufen. Er schüttelte bedenklich den Kopf und drehte sich noch einmal um.

Gostinitza Kawkas! wurde ihm auf russisch verdollmetscht.

Er fragte einen vorbeifahrenden Droschkenkutscher nach dem bezeichneten Hôtel. Dieser wies ihm die einzuschlagende Richtung.

Harascho! Pascholl matuschka! rief er, und wir wurden langsam durch den nassen Urstoff des schönsten Schöpfungswerkes nach dem Hôtel du Caucase geschleift.

Wenn man sich eine Zeitlang in den russischen Posthäusern zwischen Maran und Tiflis herumgedrückt hat, so macht die Erscheinung eines einförmigen Gebäudes mit breitem Thorweg und einer ersten Etage mit Holzbalkon den Eindruck eines Palastes.

Nach den Stöfsen zu urtheilen, fand die Einfahrt durch den Thorweg in den Hof des Palastes auf einem entsetzlich unebenen Steinpflaster Statt.

Im Hofe standen Equipagen, Tarantas und Droschken. Aus der offenen Küchenthür stieg uns wie Opferduft der Geruch einer cuisine française in die Nase. Um den ganzen Hof lief ein hölzerner Söller mit vielen Thüren. Da waren die Eingänge zu den Fremdenzimmern des ersten Hôtels in Tiflis.

In der Stubenreihe, welche nach der Strafse hinausgeht, befinden sich Buffets, ein Billard und Speise-Salons. Mr. Guillaume, ein französischer Koch, Besitzer des Hôtels, übt hier seine Herrschaft aus. Kaum hätte ich unter einer ungeheuren kaukasischen Pelzmütze den französischen Kopf herauserkannt. In den Zimmern befanden sich Reisende und Offiziere aller Waffen der Armee des Kaukasus, essend, spielend, plaudernd, lesend. Als Lectüre dient eine russische Zeitung aus Tiflis, mit dem Namen *Kawkas*, das französisch geschriebene Journal de St. Pétersbourg und die Pariser Illustration. Censurwidrige Stellen in der letzteren sind mit dicker Schwärze unlesbar gemacht und der Vergessenheit anheimgegeben. Während die angeschwärzte Illustration öffentlich für Jedermann ausliegt, ist die eingeschwärzte, welche die Censur nicht passirt, für gute Freunde in der Buchhandlung zu haben. Uebrigens ist man im Kaukasus mit der Presse bei weitem freier, als im ganzen übrigen Rufsland.

Speise und Trank — der milde purpurrothe Kachetiner mundete ganz vortrefflich, anfangs steigt er zu Kopf, später trinkt er sich wie liebes Was-

ser — nahm eine ganz geraume Zeit hinweg. Wir alle hatten ja viel nachzuholen.

Nun gings hinaus auf den Strafsensöller, und Häuser und Leute mufsten vor unsern Augen die erste, gewöhnlich eindrucksvollste Revue passiren.

Für einen grofsen Weltverkehr hat Tiflis eine ungemein günstige Lage. Neben der eingeborenen, in Sprache und Stammverwandtschaft vielfach verzweigten Bevölkerung, den Resten der alten Völkerwanderungen, treffen hier die Söhne des äufsersten Nordens mit den sonnengebräunten Klein- und Grofsasiaten zusammen und bilden ein belehrendes, unterhaltendes ethnographisches Mosaik.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört den Georgiern oder Grusinern an, den Bewohnern der gröfsten Provinz Transkaukasiens, deren Herz Tiflis bildet, obgleich die alte Hauptstadt eigentlich Gori ist. Die schönen edlen Körperformen der Männer und Weiber werden vor allem durch die kleidsame altherkömmliche Tscherkessentracht gehoben, welche den ersteren einen kriegerischen Ausdruck, den Frauen den Reiz holder Anmuth und Sittsamkeit verleiht. Von alten Zeiten her dem Christenthum ergeben, haben die Georgier in den Kämpfen gegen die mohamedanische Nachbarschaft, besonders gegen die berüchtigten Lesghier, schwere Kämpfe bestanden und einen hohen kriegerischen Sinn neben einem gewissen Stolz ihrer freilich nur noch in schwer zugänglichen Büchern aufgezeichneten geschichtlichen Erinnerungen bewahrt. Der Georgier, eine wahre homerische Figur, ist brav und edel, rosig und witzig, hat nie Geld, — das besitzt sein schlauer und gewandter Nachbar, der Armenier, — dagegen um so gröfseren Durst. Den Männern wie den Frauen mufs grofse Schönheit mit Recht nachgerühmt werden. Die dunklen Augenbrauen, welche sich über dem schwarzen glänzenden Augenpaar in zarten Bogen wölben, drücken den fein geschnittenen, regelmäfsigen Zügen den Stempel herrlichster Vollendung auf. Wir glauben, die in Georgien lebenden Europäer sind neidisch, wenn sie den Frauen die Künste der weifsen und rothen Schminke zutrauen, eher mag es sein, dafs sie weniger wirthschaftlich als unsere europäische Frauenwelt sind. Der Adel ist weitverzweigt und gebietet über etwa 14,000 Leibeigene, die zur Zeit noch der Wohlthat der bekannten kaiserlichen Ukase in Betreff der Aufhebung der Leibeigenschaft harren. Als die Russen, im ersten Decennium dieses Jahrhunderts, das

Land in Besitz nahmen, wurde neben manchen Freiheiten, wie der Lossprechung von der Recrutirung und dem Nichtzahlen von Steuern, den Eingeborenen nach bestimmten Rangstufen der erbliche Adel bestätigt und verbrieft. Seit der Zeit wimmelt es von *Knäs* oder Prinzen in Tiflis und Transkaukasien, die oft kaum das liebe Brot haben und durch Leistung der niedrigsten Dienste ihr Dasein fristen müssen. Einen würdigen Gegensatz dazu bilden die Nachkommen der alten einheimischen Königsfamilien, deren Söhne meist im Dienste des russischen Heeres sich durch Tapferkeit und Noblesse auszeichnen, wie die Töchter durch Schönheit, Anmuth und selbst durch Bildung und Geist eine Zierde der vornehmsten russischen Salons sind.

Die Armenier, theils in ihrem langärmligen National-Kostüm, theils in europäischer Civiltracht oder in russischer Uniform, steuern einen sehr bedeutenden Beitrag zur Bevölkerung von Tiflis bei. Neben ihren Geschäften als Kaufleute bekleidet eine nicht unbeträchtliche Anzahl Aemter und Würden im Militair- und Civildienste der russischen Regierung, zum grofsen Aerger der mohamedanischen Bevölkerung Transkaukasiens, welche auf die ehemals unter ihrer Herrschaft stehenden Giaurs mit scheelen Augen blicken. Der Armenier ist dabei ungemein ehrgeizig. Ein reicher armenischer Kaufmann opferte z. B. immense Summen, lediglich um die Erlaubnifs zu erhalten, russische — Generalshosen zu tragen.

Die Tataren, äufserlich schon an ihrer spitz zulaufenden Pelzmütze kenntlich, leisten niedere Dienste und werden in Tiflis als untergeordnete Klasse der Bevölkerung angesehen. Die Zahl dieser Parias kommt zum mindesten der armenischen Bevölkerung gleich.

Türkische Gesichter und türkische Trachten sind nicht selten in der Stadt, dagegen um so häufiger die von Stolz aufgeblähten Perser, die alljährlich etwa 10,000 an der Zahl von Persien aus nach Tiflis wandern, um als Kaufleute und geschickte kunstreiche Arbeiter, besonders als Maurer, Geld zu gewinnen. Ein persischer General-Consul, gegenwärtig *Mirza-Abdul-Rahim-Khan*, ist in Tiflis eingesetzt, um die Interessen der Unterthanen des Schahynschahs zu wahren. Der Hochmuthsteufel, welcher die Perser im eigenen Reiche den Europäern gegenüber bisweilen gewaltig plagt, verführt sie selbst in Tiflis zu den unbesonnensten Handlungen. Die russische Macht drückt ihn jedoch kräftigst. Die 100 Perser, welche im Durchschnitt alljährlich verschwinden, d. h. nach Sibirien wandern, können ein Lied da-

von singen, wie man im fremden Lande nie *goh churden*, d. h. Koth essen soll, um mit den Persern zu reden.

Auch die Juden bevölkern das Land. Wenn sie nicht in den russischen Soldatenmantel gesteckt sind, so leben sie gröfstentheils vom Kleinhandel und Schacher mit Europäern und Asiaten. Im Grofshandel erstickt sie der Armenier durch seine angeborene Fähigkeit, Schlauheit und Gewandtheit.

An der Spitze der europäischen Bevölkerung stehen vor allen die Russen, die Herren des Landes. Die Menge glänzender Uniformen in den Strafsen giebt das beste Zeugnifs, dafs im Kaukasus das Schwert nothgedrungen regieren mufs. Die kaukasische Armee, deren erprobte Tapferkeit, Ausdauer und vortreffliche Disciplin von allen auswärtigen Militärs anerkannt wird, bildet, gegenüber dem eigentlich russischen Heere, eine eigene Truppe, die sich mit Stolz ihrer Sonderstellung bewufst ist. Der schwarze kaukasische Papach auf dem Haupte eines russischen Soldaten, früher wohl verächtlich angesehen, als man den Kaukasus wie ein Klein-Sibirien betrachtete, kennzeichnet den Träger in der ehrenvollsten Weise. Offiziere und Soldaten, denen man in der Stadt begegnet, haben viel von ihren Expeditionen zu erzählen und manche tiefe Narbe bestätigt ihre kriegerischen Berichte mehr, als die Worte ihres Mundes.

Unter den übrigen, in Tiflis lebenden Europäern nehmen die Franzosen die nächste Stelle ein. Bei der vorherrschenden Sucht nach Luxus und Glanz machen die meisten Franzosen ein gutes Geschäft, bis zu den Putzmacherinnen und Schneidermamsellen hin, welche in den französischen Läden arbeiten, in denen die Nouveautés de Paris verkauft werden. Die Zahl der französischen Unterthanen, welche unter einem eigenen General-Consul (gegenwärtig Baron Finot) stehen, beläuft sich auf drei- bis vierhundert.

Nach ihnen kommen die Deutschen, die armen Deutschen. Wie überall, so wird auch hier deutscher Fleifs, deutsche Arbeitskraft und deutsche Gutmüthigkeit auf das Traurigste ausgebeutet. Wir können unsere Landsleute nicht genug vor den Menschen-Commissionären warnen, welche im Auftrage deutsche Arbeiter nach dem Kaukasus locken, wo sie schutzlos unter den härtesten Bedingungen, ohne Aussicht auf Ersparnisse, ein wahres Sclavenleben führen und oft elend zu Grunde gehen. Wir nehmen die aus religiösen Rücksichten ausgewanderten Würtemberger Kolonien aus, die seit

einer Reihe von Jahren im Kaukasus ansäfsig sind, eine eigene, für sich abgeschlossene Verwaltung haben und im vollsten Sinne des Wortes floriren, dagegen keinen deutschen Landsmann weder aufnehmen noch unterstützen.

Italiener, Griechen und sonstige Mitbewohner Europas sind hier und da noch anzutreffen; Engländer mufs man mit einer Laterne suchen, eine Folge gegenseitiger nationaler Antipathie.

Die Gesammtzahl der Bewohner Tiflis, das sich nach vielen Belagerungen und Zerstörungen seit achtzehn Jahren an Häusern und Leuten vervierfacht hat, beläuft sich gegenwärtig auf 100,000 Seelen. Der Mangel nationaler Einheit wird ersetzt durch die Interessen, welche ein Jeder in seiner Richtung verfolgt. Bei der grofsen Sprachverschiedenheit der einzelnen Völker, die auf etwa 70 Sprachen vertheilt sind, dient bei der asiatischen Welt das türkisch-tatarische Idiom, bei der europäischen die französische Sprache als Verständigungsmittel.

Unser Menschen-Studium konnte bei der beschriebenen Kothunterlage der Stadt vor der Hand kein besonders günstiges sein. Hier und da zeigte sich auf den Balkonen der benachbarten Häuser eine georgische Schönheit, verschwand aber bald wieder in das Innere der Wohnung. Die männliche Bevölkerung, meist, den ärmeren Klassen angehörig, arbeitete sich mühsam durch die Strafsen durch, die reicheren Leute nahmen die kleinen schnellen russischen Droschken zu Hülfe, nur um ein Paar Schritte über den Strafsendamm zu gelangen.

Wir zogen uns bald genug nach unserer Wohnung zurück, um mit Entsetzen den zerschlagenen und zerfetzten Inhalt der geschundenen und gespaltenen Reisekoffer zu durchmustern, mit wiederholten Verwünschungen gegen die Telegas, welche bereits längst unserer Erinnerung entschwunden zu sein schienen.

X. Kapitel.

Fürst Bariatinsky. — Der russische Soldat.

In einem wohl geheizten Zimmer des Hôtel du Caucase safsen vor dem langen Tische eine Reihe fröhlicher Gäste, so bunt, wie sie nur immer das Leben in der Fremde und unter Fremden zusammenzuwehen im Stande ist: Russen, Armenier, Georgier, Franzosen, Deutsche.

Auf der glatten Fläche der Nufsbaumplatte des Tisches blinkte der rothe Kachetiner in hellen Krystallgefäfsen, welche von Zeit zu Zeit russische Diener in schwarzem Frack und weifser Binde stillschweigend füllten.

Der weifse Dampf der russischen Papier-Cigarette, armenisches Fabrikat, hatte das Zimmer in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, aus dem nur selten beim flackernden Kaminfeuer eine der Gestalten in deutlicheren Zügen zu erkennen war.

Die Mehrzahl der Gäste trug die russische grüne Uniform mit Silberstickerei. Silberbeschlagene Tscherkessen-Säbel und die Landespelzmützen an und auf den Stühlen lehnend und liegend mahnten mehr als der Kachetiner an die Nähe des Kaukasus.

„Allen Respect vor unserem Fürsten Bariatinsky!, setzte ein Offizier das bereits begonnene Gespräch fort, sich an einen der deutschen Gäste wendend und wie zur Bestätigung seiner Aussage einen Seitenblick auf seine Kameraden werfend — ich sage Ihnen, so ein Mann, wie der ist, giebts wenige auf dieser Erde, und die sollen erst noch gesucht werden. Wissen Sie, was er war, als er vom Kaiser nach dem Kaukasus geschickt wurde? Hundert Mann Linien-Kosaken kommandirte er als Lieutenant und ist jetzt der allmächtige Statthalter S. M. des Kaisers im Kaukasus, ist Feldmarschall und verwaltet das Land als Vicekönig, hat einen unumschränkten Credit in St. Petersburg und kann Orden vertheilen, an wen er will, d. h. wen er einer Auszeichnung werth hält. Und der mufs sich schon durch ganz besondere Tapferkeit hervorgethan haben.“

„Ja wohl!, entgegnete dem Sprecher ein Nachbar linker Hand, dessen Brust das Georgenkreuz und dessen Gesicht tiefe Narben schmückten, das wissen seine Adjutanten am besten. Die schickt er alljährlich abtheilungs-

weise in die Expedition und kehren sie nicht mit Wunden und Narben zurück, da ist er bitterböse. Freilich ist er auch traurig, kostet es einem seiner Leute bei einer Affaire das Leben, und fallen gar viele, da ist er wüthend wie eine Löwin, der man die Jungen gemordet hat.“

„Der Fürst ist ein ganzer Mann, fuhr der erste Sprecher fort. Tapfer, muthig, edel durch und durch, gütig wie ein Kind, liebenswürdig, daſs man sich in ihn vernarren könnte, hat er in drei Jahren die Herzen von Feind und Freund überwunden. Noch vor zehn Jahren konnte man sich nicht von Tiflis nach Gori begeben, ohne sich vorzusehen und eines Angriffes gewärtig zu sein; heute ist der Kaukasus so sicher zu bereisen, wie irgend ein civilisirtes Land der Erde, und fallen auch hin und wieder Schüsse auf dem rechten Flügel an der Linie, so passen die Kosaken auf und lassen die Bergbewohner nicht aus den Augen. Seit Schamil, der berüchtigte Tscherkessenfürst, in unsere Hände gerathen ist, — und der Fürst hatte geschworen, seiner habhaft zu werden, — haben die Bergvölker auf dem linken Flügel alle weiteren Angriffe aufgegeben und sich unterworfen. Auch der Nachfolger Schamils, Mehemed Emin, hat bereits die Waffen gestreckt und wird übermorgen, reich beschenkt vom Fürsten, nach St. Petersburg abgehen, um die Ehre zu haben S. M. dem Kaiser vorgestellt zu werden.“

„„Was bezeichnen Sie mit dem l i n k e n Flügel der Kriegsoperationen?““ fragte ein Deutscher, dem die Terminologie im Kaukasus unbekannt war.

„Wenn man aus den Fenstern des Winter-Palais in Petersburg nach dem Kaukasus schaut“, antwortete der Gefragte, ein blutjunger Offizier, der am folgenden Morgen mit Depeschen von Tiflis nach der Kaiserstadt als Courier abgehen sollte, „freilich eine ziemlich weite Entfernung, so liegt der östliche Theil des Kaukasus, also die Berglandschaft nach dem kaspischen Meere zu, wo Schamil seine Felsennester hatte, linker Hand; der westliche: rechter Hand, und nach dieser Bestimmung werden die beiden Flanken als linke und rechte unterschieden.“

„Freilich! fuhr der erste Erzähler fort, der linke Flügel ist jetzt ruhig; in zwei Monaten geht aber der blutige Waffentanz auf dem rechten los, und das ist keine Kleinigkeit. Da wird es Blut und Menschen kosten. Wir führen hier zu Lande nicht nur Krieg mit den Menschen, sondern müssen noch vielmehr mit der Natur kämpfen. Die Schwierigkeit des Terrains ist unbeschreiblich. Niemand hat das Land bis jetzt gesehen. Die Berge er-

heben sich wie ungeheure Felsenmauern von allen Seiten, und auf den Spitzen thronen wie Adler im Horst die Tscherkessen in ihren festen, steinernen Auls. Von Spionen geleitet müssen die russischen Krieger sammt ihrem Gepäck, Mann hinter Mann, die steilsten Gebirgspfade passiren und oft geschieht's, dafs Mann und Pferd in gähnende Abgründe rettungslos hinabstürzen. Ein Glück ist es für die Angreifer, dafs die Schapsuchen und Ubichen, gegen die jetzt die neue Expedition eröffnet wird, die Taktik nicht erfunden haben. Ein jeder Tscherkesse vertheidigt mit seiner Familie sein steinernes Haus auf das kräftigste, und erst in höchster Noth kommen die Nachbaren zu Hülfe. Es ist wahr, die Schapsuchen sind tapfere Krieger, ohne Imams noch sonstige Chefs lebend, ohne Einrichtungen staatlicher Natur; allein wie alle Gebirgsvölker sind es Räuber, die jede offene Feldschlacht vermeiden, einen beständigen Guerrillas-Krieg führen, und wie Räuber in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht und ausgeräuchert werden müssen."

„„Und wie ist der Kampf?""

„Sie können sich leicht vorstellen, ein verzweifelter von Seiten der Gebirgsvölker, besonders der Einzelkampf. Die Tscherkessen oder wie sie sich selber bezeichnen, die *Adige* schiefsen selten mit Kanonen. Die Kugeln sind in diesem Falle aus gehämmertem Kupfer. Das Pulver riecht etwas englisch. Ihre alten Schufswaffen sind unbeholfen, doch hat sie in neuester Zeit der Schmuggelhandel an der Küste in den Besitz einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Revolvern gebracht. Sind eine gehörige Zahl von Schüssen gegenseitig gewechselt worden, so löst sich die Masse in Einzelkampf auf. Beim Angriff nimmt der Tscherkesse den Säbel zwischen die Zähne, die Pistole in die linke Hand, den breiten Dolch in die rechte. In einer Entfernung von zwanzig Schritten werfen sie den letzteren nach dem Körper des Feindes. Das ist eine der schrecklichsten und gefährlichsten Waffen."

„Und der russische Soldat?"

„Sie meinen den Soldaten des Kaukasus. Das ist ein Mann, wie er im Buche steht. Sie würden schwerlich so viele gute und prächtige Eigenschaften bei irgend einem andern Soldaten der Welt finden. Er ist tapfer und edel, arbeitsam und dabei genügsam. Mögen die Zouaven in Algier tapfer sein, wir zweifeln nicht daran, so haben sie doch nicht mit den unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Natur des Kaukasus nach

allen Seiten hin hemmend und störend in den Weg legt. Der Soldat bei uns ist nicht allein Krieger im Kampf, er ist zugleich Anbahner der Civilisation im weitesten Sinne des Wortes. Er zerstört die Felsennester der tscherkessischen Auls, um bald hernach Kolonistendörfer anzulegen, er sprengt Felsen, baut Dämme, ebnet und chaussirt, um den Heeren sowohl als den Reisenden und den Kaufleuten Wege zu öffnen, wo früher nur der wilde, unbändige Sohn der Berge zu gehen wagte. Werfen Sie nun einen Blick in den innern Menschen, wie sehr würden Sie in Ihren Ansichten vom russischen Soldaten enttäuscht werden, vielleicht wie beschämt anerkennen müssen, dafs unter dem groben Tuchmantel oder unter dem zottigen Schafpelz des Kriegers auf der Expedition ein warmes menschliches Herz schlägt.“

„Jede Compagnie bildet eine besondere Familie für sich, der Chef derselben ist das „Väterchen“, für den im Lager wie in der Schlacht zuerst gesorgt wird. Nach einem beschwerlichen Marsche macht die Compagnie Abends spät Halt. Weder Unwetter, noch Hunger und Durst, noch Müdigkeit verhindert die treuen Soldaten, zuerst für ihr Väterchen ein trocknes und bequemes Lager zu bereiten und dann erst an sich selber zu denken, d. h. sich in Pelz und Mantel zu hüllen und auf dem blofsen durchfeuchteten Boden die ganze Nacht zuzubringen.“

„Vor dem Beginn eines Treffens nehmen sie ohne Commando die Kopfbedeckung ab, beten wie gute Christen und bekreuzigen sich. Auf dem Schlachtfelde suchen die Leute einer jeden Compagnie ihre Brüder; finden sie einen Todten, so weinen und jammern sie, wie um ein gestorbenes Mitglied der Familie, begraben ihn auf gemeinschaftliche Kosten und kaufen für ihn geweihte Wachskerzen und Bilder. Jeder Soldat hat ein Testament gemacht. Die Hälfte seines Sparpfennigs — und wenn es ein Rubel ist — hinterläfst er seiner Familie daheim, ein Viertheil seinem Freunde, oft auch dem Compagnie-Chef, den Rest der Compagnie-Kasse.“

„Ja wohl, fiel dem Erzähler ein Kamerad in die Rede, Mitleid und Barmherzigkeit ist keine der geringsten Tugenden unserer Soldaten. Ich könnte Ihnen rührende Züge von Herzensgüte vorführen. Hier fällt mir grade eine Geschichte ein, die ich selbst miterlebt habe und bei der ich Augenzeuge war. Im Jahre 1857 waren wir auf einer Expedition im feindlichen Lande begriffen. Von Mangel und Noth getrieben, es war mitten im Winter, liefen eine Menge tscherkessischer Familien zu uns über und

die russischen Soldaten beeilten sich, die fremden Gäste freundlich aufzunehmen. Der Fürst Orbeliani, derselbe, welcher gegenwärtig Gouverneur von Tiflis ist und damals eine Abtheilung der Expedition commandirte, bemerkte einen Unteroffizier, welcher, so schien es ihm, scheu vorüberschlich und unter seinem Schafpelz etwas Umfangreiches sorgfältig verbarg. Er rief den Träger heran und in der Meinung, der Soldat verstecke irgend einen geraubten Gegenstand, befahl er ihm den Pelz fortzunehmen. Was meinen Sie, das er unter dem zottigen Felle so sorgfältig barg? ein halb erstarrtes Kindchen, das der brave Kriegsmann an seiner Brust unter dem Pelze erwärmte! Der Fürst drehte sich gerührt um, und schien so was wie Wasser aus den Augen zu wischen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verstrich der Abend auf das angenehmste und belehrendste, und wir schienen beinahe mehr Gefallen an dem russischen Soldaten, dem Ueberwinder des Kaukasus, als an den Bergvölkern und den Bewohnern der Städte selber zu finden.

Die Kämpfe der Russen gegen die Tscherkessen haben ihre eigene poetische Seite, die selbst im fernen Europa, wo genaue und ausführliche Berichte selten hin gelangen, ungewöhnliche Spannung und Theilnahme erregt. Was Wunder, wenn wir hier an der Quelle mit ganzem Ohre den Berichten lauschen, welche Augenzeugen und Mitkämpfer am prometheischen Felsen bei guter Stimmung in ungeschminkter Form zum Besten geben!

Alexander Dumas, welcher den Kaukasus im Jahre 1859 verliefs, hat in seinem „*Le Caucase depuis Prométhée jusqu'à Chamyll*" eine Schilderung seines literarischen Triumphzuges geliefert, bei welchem Russen und Tscherkessen den belebten Hintergrund bilden.

Ohne einzelne Thatsachen, abgesehen von der dichterisch erlaubten Ausschmückung, in Abrede zu stellen, wird die Glaubwürdigkeit der Erzählungen und des Erlebten im Kaukasus eben so sehr in Zweifel gezogen, als die Indiscretion andererseits einem schweren Tadel anheimfällt.

„Qu'il revienne, ce Monsieur Alexandre Dumas!" hört man als beliebteste Schlufsphrase aller Urtheile über den französischen Schriftsteller.

Der Abend des 25. März war eben hereingebrochen. — Gegen 6 Uhr fuhr eine vierspännige Galakutsche in den Hof des Hôtel du Caucase, wendete um und erwartete geladene Gäste, um sie nach dem Palais des Fürsten Bariatinsky zu führen.

Die prächtigen Thiere, vier Rappen, standen bald auf der steinernen Auffahrt vor dem Eingange zum einfach, aber nicht ohne Geschmack erbauten Palais des Fürsten-Statthalters, gegenüber der Wache, in der Mitte des Boulevard von Tiflis.

Zwei kaukasische Schildwachen machen die *honneurs*, ein reich costümirter Pförtner öffnet die grofse Glasthür; eine breite, mit Teppichen belegte, mit blumen- und blüthentragenden Gewächsen decorirte Treppe führt zunächst zum grofsen Empfangssaal.

Als Hauptschmuck fällt beim Eintritt ein wohlgetroffenes Oelbild Kaiser Alexanders II. in Lebensgröfse in die Augen.

Ein Riesenkranz wirklicher Blumen hängt an seidenen Schnüren von der Decke hernieder. Ein Lichtkranz über den Blumen verbreitet glänzende Helle in dem grofsen Saale, in welchem der Fürst allwöchentlich die mündlichen und schriftlichen Gesuche von Bittstellern persönlich entgegennimmt.

In dem nächsten anstofsenden Gesellschaftszimmer, woselbst russische Offiziere und Civilbeamte eine leise Unterhaltung miteinander führten, stand ein langer Tisch an der Hauptwand. Eine Menge von Luxusartikeln, meist Pariser Industrie, bedeckte seine ganze Fläche. Es war eine Ausstellung von Geschenken und Gaben, die für einen wohlthätigen Zweck unter der Aegide des Fürsten ausgespielt werden sollten.

An der Wand gegenüber hing eine Sammlung von Porzellanmalereien, meist der heiligen Geschichte entlehnte Vorwürfe behandelnd.

Im dritten Salon war, nach ächt russischer Sitte, ein Tisch mit Speise und Trank zum Vorimbifs aufgestellt. Kaviar, Sardinen, Rettige, Käse, feine Liqueure, mit einem Worte eine Menge den Appetit reizender Sachen werden vor jedem russischen Diner auf einem besonderen Tische, wo möglich in einem Nebenzimmer verabreicht und stehend an- und eingenommen. Dann erst geht das eigentliche Essen an.

Ich hatte die Ehre, dem Fürsten zum erstenmale vorgestellt zu werden und ihn zu sehen. Eine schöne männliche, ächt ritterliche Gestalt von einer einnehmenden Liebenswürdigkeit. Die Züge des Fürsten, dessen Stammbaum bis auf Rurik, den Gründer des russischen Reiches aufsteigt, gehören

dem Typus des rein Soldatischen an, aber mit jener Beimischung des Edlen und Humanen, das sich so beredt und so vielsagend in den Augen und in den Linien um die Mundwinkel auszudrücken pflegt.

Herr Baron v. Minutoli hatte die Güte, auf die besondere Specialität meiner Studienrichtung aufmerksam zu machen.

„Ist es möglich, rief mir der Fürst zu, voller Erstaunen und voller Freude zugleich — wissen Sie denn, dafs ich der glückliche Besitzer der gröfsten und vollständigsten Bibliothek über altägyptische Literatur im ganzen russischen Reiche bin?“

Das war mir allerdings ganz neu, und ich verhehlte meine Ueberraschung keinesweges.

Der Fürst erzählte darauf in der heitersten Weise die sonderbare, ihn hoch ehrende Geschichte der Erwerbung dieser Bibliothek. In einem deutschen Bade weilend, begegnete der russische Feldmarschall in Civilkleidern einer Person, offenbar einem Badegaste, die von Krämpfen befallen plötzlich vor ihm auf den Erdboden niedersank. Von Niemand unterstützt, hob ihn der Fürst vom Boden auf, brachte ihn nach seiner Wohnung und sorgte für augenblickliche Hülfe. Aus Dankbarkeit vermachte die Person, der russische Akademiker Goulianof, bekannt durch eine eigenthümliche Richtung in der Auslegung altägyptischer Schriften und durch seine kritische Beleuchtungen der Champollion'schen Arbeiten, seine ganze, aus 3000 Bänden bestehende Bibliothek dem Fürsten Bariatinsky. Der Held des Kaukasus blieb nicht zurück in den Beweisen edelmüthiger Gesinnung. Er übernahm die ägyptische Erbschaft unter der Bedingung eines Jahrgehaltes von 2000 Silberrubel. Goulianof bezog die Summe zwei Jahre lang, bis ihn der Tod seinen Lieblingsstudien entzog. Der Katalog dieser Sammlung, welche in dem Bibliothekzimmer des fürstlichen Statthalters vom Kaukasus in Tiflis aufgestellt ist, wurde auf Alexander von Humboldt's Anrathen und mit Unterstützung des Herrn von Radowitz vom Professor Buschmann in Berlin angefertigt.

An dem Dîner beim Fürsten nahmen an sechszig Personen, Herren und Damen, den ersten russischen und georgischen Familien angehörig, Theil. Unter den anwesenden Herren mufste vor allen die Gegenwart des Herrn von Krusenstern, des Chefs der Civilverwaltung des Kaukasus, eine besondere Anziehung auf die deutschen Landsleute ausüben. Herr von Krusenstern gehört zu den wenigen Personen im Lande, die an der

Spitze eines der verschiedenen Zweige der Verwaltung stehend, sich nicht nur der allgemeinsten Zufriedenheit, sondern sogar, und bei einem Beamten deutschen Ursprunges ist dies hoch anzuschlagen, sich eines vorzüglichen Lobes erfreuen. Güte und Sanftmuth malen sich neben einer vollendeten Amtsstrenge in den Zügen des vortrefflichen Mannes, dessen bescheidenes Wesen einen eigenen Zauber auf jeden ausüben mufs, der Gelegenheit hat, mit ihm in nähere Berührung zu treten.

Unter den Damen befanden sich drei georgische Fürstinnen, den alten Königsfamilien entsprossen, die bekanntlich ihren Stammbaum bis 100 Jahre vor der Geburt des Erlösers hinaufreichen lassen, andererseits aber im Zusammenhang mit jüdischen Wanderstämmen stehen sollen, die sich im Kaukasus niederliefsen und später als Könige des Landes das Christenthum annahmen. Leider waren die Damen, so sehr wir uns den Anblick gegönnt hätten, nicht in Landestracht erschienen, sondern trugen die neuesten Pariser Moden.

Nach einem ebenso reichen als auserlesenen Dîner begab sich die Gesellschaft in das sogenannte persische Zimmer des Fürsten. Hier ist alles, bis zu der buntbemalten Laterne, welche die Stelle des Kronleuchters vertritt, in persischem Geschmack eingerichtet. Die feinen wollenen Teppiche auf dem Fufsboden, die prachtvoll gestickten Decken auf Tischen und Stühlen, die seidenen Vorhänge mit ihren eigenthümlichen Mustern und Zeichnungen, die Wanddekorationen und Stalaktitenornamente, welche um den oberen Rand des Zimmers liefen und die Decke zu tragen schienen, und eine Menge kleinerer Gegenstände verriethen die iranische Herkunft.

In der Nähe des Einganges erregt eine eigenthümliche Sammlung, auf drei grofsen Sammetscheiben befestigt, die Aufmerksamkeit des Eintretenden. In den mehr als hundert kunstlos gearbeiteten silbernen Platten von etwa anderthalb Zoll Durchmesser, bald rund, bald halbmondförmig gestaltet, welche die Sammetschilde bedecken, liegen für den Eingeweihten blutige Geschichten aus den Kämpfen im Kaukasus niedergeschrieben. Mit einem jeden Zeichen hatte Schamil die Brust eines tapferen Helden seiner Tscherkessen geschmückt. Den Odem des Lebens und das Zeichen der Ehre verlor der Träger wohl in den meisten Fällen zu gleicher Zeit.

Mir ward bange vor so viel blutigen Siegeln. Ich wandte gern mein Auge zu dem schönen Oelbilde daneben, das Werk eines wackern deutschen Landsmannes, der sich im Allerhöchsten Auftrage den Kriegszügen

der russischen Soldaten gegen die Bergvölker mit Pinsel und Säbel anschliefst und im Lager eine allgemein bekannte Persönlichkeit ist. Hr. Horschelt, aus München, den wir später auf unserer Rückreise über Tiflis kennen zu lernen das Glück hatten, eine ächte Künstlernatur, weilt bereits mehrere Jahre hier, unter Eingebornen und Russen im Kaukasus gleich beliebt. Seine Arbeiten, vor allen seine vortrefflichen Aquarellen, sind von einem besonderen historischen Interesse und tragen neben der klaren Ausführung eine Charakter-Wahrheit der Personen, Rassen, Trachten und des landschaftlichen Lebens an sich, die dem Beschauer mit der höchsten Achtung vor dem so reich begabten Talent erfüllen mufs.

Das grofse Oelbild an der Wand stellt Tiflis dar. Der Standpunkt ist unten am Fufse der Davidsburg genommen. Das Bild ist eine schöne, fast dichterische Composition von unendlicher Wirkung.

An der Wand gegenüber hängen zwei kleinere Bilder, das eine einen Tscherkessen zu Pferd, das andere eine Scene aus dem Kriege mit den tapferen Bergvölkern darstellend.

Unter diesen Bildern liegt in einem Sammt-Etui, unter Glas, der silberne, reich gearbeitete, mit funkelnden Diamanten besetzte Marschallstab des Fürsten.

Die Fahnen des Statthalters als Gebieters des schwarzen und des kaspischen Meeres decoriren schweigend-beredt eine reiche Sammlung orientalischer Waffen an der Wand dem Fenster gegenüber.

Eine reiche Auswahl silberner und goldener Gefäfse, meist von historischer Bedeutung (auch das Trinkhorn Ernst August's ist darunter), über und nebeneinander aufgestellt, vervollständigen die Ausschmückung des persischen Zimmers in der vornehmsten Weise.

Die Anwesenheit reich geschmückter georgischer Damen und russischer Offiziere in glänzenden Uniformen mit schimmernder Ordenspracht in dem kleinen orientalischen Salon, worin jeder Gegenstand ein geschichtliches oder künstlerisches Interesse hatte, erhielt durch die geistreichen Unterhaltungen des fürstlichen Wirthes, oft mit einem Anfluge feiner Ironie ihre eigentliche Bedeutung. Ich glaube, dafs den Damen gegenüber liebenswürdige Laune und angeborenes feines Benehmen dem Statthalter ebensoviel glänzende Siege sichern, als auf dem Schlachtgefilde unter Kriegern sein Muth, seine persönliche Tapferkeit und sein unbestreitbares Feldherrntalent.

Um 8 Uhr verabschiedete sich der K. Gesandte vom Fürsten, der ihm für sich und uns die Statthalter-Loge im Theater zu Tiflis zur Disposition gestellt hatte. Obgleich während der russischen Fastenzeit, in der wir augenblicklich lebten, der Besuch des Theaters verpönt ist, durfte heute ein Concert eine Ausnahme von der Regel machen.

Das Theater, gegenüber von unserem Hôtel in dem grofsen Bazar am Boulevard gelegen, überrascht den fremden Besucher in der angenehmsten Weise. Nicht grofs, – es enthält aufser dem Parquet und den zugehörigen Logen einen Rang und darüber ein Amphitheater, — ist es nach den Zeichnungen seines Erbauers, des Fürsten Gagarin, in arabischem Geschmacke, zum Theile Nachahmungen der berühmten Alhambra, ausgeführt.

Alexander Dumas, der sich auf solche Dinge gewifs gut versteht und vieles ähnliche gesehen hat, spendet dem kleinen Theater in Tiflis kein geringes Lob. Hier setze ich in der deutschen Uebersetzung seine eigenen Worte her:

„Der Saal ist ein Feenschlofs, nicht durch Reichthum, sondern durch Geschmack. Vielleicht kosten die Vergoldungen nicht hundert Rubel, aber ich zögere dennoch nicht zu behaupten, dafs der Saal in Tiflis zu den reizendsten Schauspielräumen gehört, die ich in meinem Leben gesehen habe.“

„Freilich geben hübsche Frauen einem hübschen Saale ein schöneres Aussehen, und in dieser Beziehung, wie in seinem Baustil und seiner Ausschmückung läfst der Tifliser Saal, Gott sei Dank, nichts zu wünschen übrig.“

„Der Vorhang ist wunderhübsch; in der Mitte erhebt sich ein Fufsgestell, auf welchem der Maler eine Gruppe abgebildet hat, die zur linken Hand des Zuschauers Rufsland, zur rechten Georgien darstellt.“

„Auf der Seite Rufslands verlieren sich in den sogenannten Mantel Harlekins Petersburg und die Newa, Moskau und sein Kreml, die Brücken, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Civilisation.“

„Auf georgischer Seite treten gleicherweise in den Hintergrund zurück: Tiflis mit seinen alten Festungstrümmern, seinen Bazaren, seinen jähen Felsenabdachungen, seiner tobenden und unbezwungenen Kura, seiner Himmelsreine, kurz mit seiner Poesie.“

„Am Fufse des Gestelles, nach russischer Seite hin: Das Kreuz Constantin's, das Kästchen St. Wladimir's, die Pelze Sibiriens, die Fische der Wolga, die Aehrenfelder der Ukräne, das Obst der Krim, d. h. die Religion, der Ackerbau, der Handel, die reiche Fülle.“

„Auf georgischer Seite: Glänzende Stoffe, prachtvolle Waffen, Gewehre mit Silberfassung, Kandschare in Elfenbein und Gold, damascirte Schaskas, Gontas in vergoldetem Silber, Mandolinen mit Perlmutter ausgelegt, Tambourins mit den kupfernen Schellen, Zournas von Ebenholz, d. h. der Schmuck, der Krieg, der Wein, der Tanz, die Musik."

„Rufsland, ein trübsinniger Gebieter, den seine Gröfse nicht zu erheitern vermag."

„Georgien, ein frohsinniger Sclave, den seine Knechtschaft nicht trübe zu stimmen vermag."

„Es ist meiner Treu etwas schönes, seine Abstammung von Rurik herzuleiten, Ahnen zu haben, die als Könige in Starodont herrschten, seinen Namen bis auf Gagara den Grofsen zurückzuführen, sich bei Hofe und in den Salons unter dem Namen Fürst Gagarin anmelden zu lassen; aber wenn man heute zum Fürsten Gagarin sagte: Verzichtet auf Fürstenthum, Ahnen, Adel und Krone oder auf den Pinsel, — ich glaube, Fürst Gagarin bliebe bei seinem Pinsel und würde sich Herr Gagarin oder lieber Gagarin nennen, ohne andern Titel vorher noch dahinter. Künstler seines Schlages schaffen ihre Werke, um kurzweg Michel-Angelo, Raphael und Rubens zu heifsen."

Wir wollen die pathetische Ueberschwenglichkeit der gewandten französischen Feder auf sich beruhen lassen; die Schilderung des Theaters bleibt jedenfalls eine ziemlich genaue und entspricht den angenehmen Eindrücken, die wir selber bei unserem Besuche von seinen Räumen gewannen.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Tiflis und noch gegenwärtig ist eine italienische Operngesellschaft beschäftigt, mit tüchtigen Gesangskräften. Trotz des ziemlich starken Besuches reichen die täglichen Einnahmen bei weitem nicht aus zur Erhaltung des Theaters, so dafs der stets grofsmüthige Fürst Bariatinsky genöthigt ist, alljährlich aus seinem Beutel beträchtliche Subsidien zu gewähren.

Wir erhielten unsere Plätze in einer Seitenloge des Statthalters vom Kaukasus. Mr. Lelly, ein hoher Beamter der diplomatischen Abtheilung der fürstlichen Kanzlei, der sich in derselben Loge befand, konnte als besonderer Verehrer der italienischen Oper dankbaren Zuhörern die genauesten Erklärungen über Tifliser Theater-Verhältnisse gewähren.

Das heutige Concert ward von einem matten polnischen Pianisten gegeben, ein Neapolitaner unterstützte ihn als guter Violinist, eine Floren-

tinerin, Primadonna des Theaters, sang einige Arien zur grofsen Befriedigung des klatschenden Publicums, jedoch in der eigenthümlich italienischen Manier.

Das Orchester, aus Italienern und der Mehrzahl nach aus Deutschen -- Potsdam stellt ein nicht unbeträchtliches Contingent — bestehend, spielte recht wacker.

Das Concert war äufserst schwach besucht, hier und da tauchten in den Logen des ersten Ranges und des Parquets einige georgische Schönheiten im National-Costüm aus dem Halbdunkel ihres Platzes wenig erkennbar hervor. Es war dabei äufserst kalt, die Beleuchtung spärlich und ein Geruch nach Lampenblak, der die Nerven in der empfindlichsten Weise erregte.

Ein Jahr später sah ich eine Opern-Vorstellung in Tiflis, die den trüben Eindruck des ersten Besuchs ganz vergessen liefs.

XI. Kapitel.

Ein Bibliothekar im Kaukasus.

Zwei Tscherkessen in prachtvollem, silbergesticktem Costüm fragten nach meiner Adresse. Es war früh am Morgen.

Ich war in Verlegenheit, sie zu empfangen: ihre Sprache — nicht einmal das Tatarisch-türkische, die *lingua franca* des Kaukasus, verstand ich — war mir unbekannt.

Unser Dragoman, sonst doch eine lebendige Polyglotte, wufste gleichfalls nicht aus noch ein; ein grusinischer Diener des Hauses wurde als zweiter Dragoman zu Hülfe gerufen. Ich fragte deutsch, der Dragoman übersetzte meine Worte dem Grusiner in das Russische, der Grusiner übertrug das russisch gesprochene in das Tatarisch-türkische oder Georgische, was weifs ich, und nun erst verstanden wir uns!

Der Fürst schickte mir die Cataloge seiner Bibliothek, eine Zusammenstellung nach verschiedenen Prinzipien geordneter buntgefärbter Zettel, die sehr sauber und übersichtlich in Cartons niedergelegt waren. Der

Statthalter liefs mir zugleich den Wunsch aussprechen, ein Urtheil über diese neuerdings erst von seinem Bibliothekar geordneten Cataloge zu fällen.

Ich hatte kaum die Kasten geöffnet, als ein braver Offizier der kaukasischen Armee mich eilends zu sprechen begehrte.

Es war der Rittmeister Corradini. Das Georgenkreuz auf seiner Brust, das Annenkreuz am Säbel sagten mir deutlich genug, dafs ich die Ehre hatte einen der Tapferen zu sehen, die Tscherkessenkugeln und Tscherkessenmessern furchtlos entgegengehen.

„Ah, Monsieur, sagte er mir im geläufigsten Französisch, vous allez me perdre sans le savoir peut-être! ayez pitié de moi! vous avez les catalogues de notre prince?"

Mir wurde bei den hastig und athemlos gesprochenen Worten selber angst und bange. Ich bejahte die Frage.

„Sie wissen vielleicht noch nicht, fuhr er fort, dafs ich der Bibliothekar des Fürsten bin. Wenn Sie ihn kennen würden! er ist wie ein Kind so gütig, so zärtlich, aber auch streng und zornig wie der Löwe. Ich habe die Bibliothek ordnen und die Form und Anordnung der Cataloge gradezu erst erdenken müssen, um dem Fürsten das Finden und Holen eines Buches ohne Zeitverlust noch Mifsverständnifs zu gestatten. Welche Arbeit für mich! Lieber vor einer Batterie stehen, als vor solchen pappenen Soldaten."

„Sie wissen, der Fürst leidet zeitweise so furchtbar an Rheumatismus, fuhr er fort, dafs er nicht im Stande ist, ein Glied zu rühren, geschweige sich von seinem Sessel zu erheben. Er will ein Buch haben. Nehmen wir an Lamartine's Poesien. Er klingelt den Kosaken. Der bringt ihm die Farbentafel. Jeder Wissenschaft habe ich eine besondere Farbe zugetheilt."

„So findet man die Theologie im.... „schwarzen Kasten" fiel ich ein.

„Ganz recht, im schwarzen, die Medicin im rothen u. s. w. Der Poesie habe ich die rosenrothe Farbe gegeben. Der rosenrothe Kasten wird geholt, unter L findet sich Lamartine und die Nummer des Buches. Der Kosak geht zum rosenrothen Spinde, sucht Nummer so und so heraus und das gewünschte Buch wird dem Fürsten gebracht."

Lachend stimmte ich dem Systeme des guten Rittmeisters bei und verstand nun die farbigen Zettel.

„Ja draufsen in Europa ist die Sache leichter, aber denken Sie nur daran, dafs hier im Kaukasus Lesen und Schreiben beim gemeinen Mann

etwas seltenes ist. Der Kosak kann nur Zahlzeichen erkennen, die Farben weiſs er ja zu unterscheiden, somit ist das Suchen eines Buches ohne die geringste Schwierigkeit verknüpft, und, was die Hauptsache ist, der Fürst verliert nicht die Geduld."

Ich konnte nur von neuem das System des Rittmeisters loben.

„Also Sie werden meine Cataloge beim Fürsten nicht tadeln?"

„Im Gegentheil, erwiederte ich, in der verdienten Weise bestens loben."

„Oh, Sie machen mich unendlich glücklich! rechnen Sie auf jede Art von Dienstleistung meinerseits."

Hätte ich die nach guten und schlechten Einbänden, sowie nach der Höhe der Bücher, wohlverstanden nicht nach ihrem Inhalt, geordnete kaiserliche Bibliothek einer der ersten Hauptstädte Ruſslands ein Jahr früher gesehen, anstatt ebensoviel Zeit später, so hätte ich die Kühnheit gehabt, bei S. D. dem Fürsten Statthalter den gehorsamsten Antrag zu stellen, den tapfern Rittmeister Corradini auf einige Zeit als Muster-Oberbibliothekar nach und die gelehrten Herren der gemeinten Bibliothek nach den Schlachtfeldern des Kaukasus zu senden.

Die Bibliothek würde gewonnen, der Kaukasus freilich verloren haben.

Wir befanden uns nächsten Tages im Pallast des Fürsten.

Der Rittmeister Corradini war mit mir in Gespräche über neuere Literatur in Europa versunken, holte einige Prachtwerke der fürstlichen Bibliothek aus ihren Fächern hervor und zeigte mir Porträts und Gruppen feindlicher Tscherkessen, die in Aquarell-Manier von ihm selber mit künstlerischer Vollendung während verschiedener Campagnen ausgeführt waren.

Man sieht, Mr. Corradini ist ein Talent seltener Art. Er ist von Geburt kein Russe. Seine Eltern waren Florentiner.

Plötzlich trat der Fürst in Begleitung einiger Adjutanten in den Saal.

Das Gespräch ward bald auf die Bibliothek und die Cataloge gelenkt.

Ich spendete dem Systeme der Anordnung und der Ausführung das höchste Lob.

„J'en suis content, schloſs der Fürst seine Bemerkungen, voyez tout ça est de mon invention."

Dem Rittmeister Corradini leuchteten die Augen. — Ich glaube ihn verstanden zu haben.

Ich hatte die Ehre, den Fürsten durch die neugebauten Räume seines Bibliothekzimmers begleiten zu dürfen.

An der einen Wand desselben befindet sich eine grofse vortreffliche Relief-Karte des Kaukasus, eine sehr gelungene Arbeit russischer Offiziere, die in zwei oder drei Exemplaren vorhanden ist.

Der Fürst zeigte mir das Terrain des letzten Feldzuges, der bekanntlich mit der Einschliefsung und Gefangennahme Schamils in der tscherkessischen Feste *Weden* endete.

Wir verfolgten den schwierigen Weg durch das Längenthal des Koissu, welches nach dem kaspischen Meere zu ausmündet, mit der auf den Höhen von *Andi* neu angelegten Festung *Preobragenski* („Verklärung", so genannt nach dem kaiserl. russischen ersten Garde-Regiment) auf der linken Seite des Flusses und hielten auf dem Berge von *Gunib* still. Hier lagerte Schamil mit seinen Naibs oder Lieutenants und seinen Tscherkessen.

Der Fürst hatte sein Hauptquartier auf dem gegenüberliegenden Berge in dem Aul *Kegher* aufgeschlagen.

Die Einschliefsung und Umzingelung Schamils begann. Immer enger und dichter wurde der Kreis der russischen Bajonette, immer gröfser die Zahl der Todten. Aber es galt einen grofsen Zweck.

Die Tscherkessen wünschten zu unterhandeln.

„Keine Unterhandlung! rief ihnen der Fürst zu: ist in dem Zeitraume einer Stunde Schamil nicht mein Gefangener, Weden nicht freiwillig geöffnet: so wird die Feste ein Aschenhaufen, keinem lebenden Wesen Pardon geschenkt werden."

Die Geschütze wurden gerichtet, alles zur blutigen Entscheidung vorbereitet.

Schamil hatte gehofft zu entkommen. Sein guter Stern, der ihn so oft und so wunderbar den Händen der Russen entzogen hatte, schien untergegangen zu sein.

Es verging keine Stunde.

Schamil erschien umgeben von seinen Naibs, streckte die Waffen und stellte sich unter den Schutz des russischen Doppeladlers.

Der linke Flügel des Kaukasus war mit einem Schlage unterworfen. — Ich fühlte in diesem Augenblicke einen eigenen Stolz, an der Seite des Siegers zu stehen.

Im Laufe der belebten Unterhaltung berührte der Fürst-Statthalter die

neuen Feldzüge, welche in etwa zwei Monaten „an der Linie“ bevorstehen und gegen die Tscherkessen in dem langen, nach dem schwarzen Meere zu gelegenen Thale des *Kuban* gerichtet sind, vorzüglich gegen zwei Völker, die *Schapsuchen* und die *Ubichen*, mit welchen die russischen Krieger blutige Kämpfe zu bestehen haben werden. Bereits oben ist ihrer gedacht worden.

Viel friedlicherer Natur war die Unterhaltung am Schlusse unserer Wanderung durch die Neubauten des fürstlichen Pallastes, die zuletzt zu den Gartenanlagen hinter dem Gebäude führten. Terrassen mit Springbrunnen bilden den hervorragendsten Theil des kleinen Sanssouci, zu dessen Pflege und Erweiterung ein Gärtner aus Preufsen berufen worden ist. Der Namen Lenné hat der preufsischen Gartencultur einen Ruf verschafft, der dem Vaterlande ihres Stifters allenthalben zur höchsten Ehre gereicht.

XII. Kapitel.

Tiflis.

Wie heiter, wie fröhlich läfst sich's durch Tiflis zu Fufs wandern, durch seine breiten und engen Strafsen, durch seine Hallen und Bazare, über seine Brücken und an dem Fufse seiner Berge, wenn schönes trockenes Wetter einen Ausgang gestattet. Schlimmsten Falles hilft eine Droschke aus, wenn es nicht grade Sonntag ist, an welchem Tage die meisten Kutscher, Anhänger der Malakanen-Secte, als fromme Altgläubige feiern, oder ein Reitpferd, obwohl man in Rufsland lieber fährt als reitet und mehr Geschick im Fahren als im Reiten entwickelt. Die Wanderung stimmt fröhlich, man empfindet unter dem Schutze des russischen Doppelaares das Gefühl wohlthuender Sicherheit, nicht jene unheimliche Beklemmung, welche den Fremdling bei Spaziergängen durch morgenländische Städte beschleicht, wo die Muselmanen düstere Blicke voll Hafs und Verachtung wie Pfeile auf den Frengi abschiefsen, der es, wenn auch in Kawassen-Begleitung, wagt in das labyrinthische Wirrsal ihrer Strafsen und Gassen einzudringen.

Die Bazare von Tiflis ziehen sich mitten in der Stadt am Ufer der Kura bis zum Fufse der Berge mit den Resten der Davidsburg hin. Ein

Blick auf die zahlreichen Bewohner der engen Läden und Buden giebt sofort Zeugnifs, dafs wir mit einem Fufse in Europa, mit dem andern in Asien stehen. Tiflis ist die politische Scheide der beiden grofsen Ländermassen. Die europäischen Kaufleute, zu denen sich der stolze Armenier lieber gesellt, als zum asiatischen Kleinkrämer, der von der Hand in den Mund arbeitet und lebt, vertreten den Grofshandel mit europäischen Producten und Industriewaaren, die Asiaten den kleinen fleifsigen Arbeiter. Diese sitzen in ihren malerischen Trachten in dem engen Loche ihrer Buden und pochen und hämmern und handthieren, dafs es eine Lust ist mit anzusehen. Die Waffenschmiede verarbeiten alte Läufe und Klingen, die werthvollsten aus dem Daghestan, zu Schufswaffen, Säbeln und Dolchen von ächt tscherkessischer Form, die Schneider nähen eifrig an den geschmackvollen Anzügen des Kaukasus, hin und wieder das Auge von der Arbeit erhebend, um den Vorübergehenden zum Kaufen zu ermuntern. Die Pelzhändler haben eine wahre Menagerie von zottigen Pelzen auszuhängen; die tscherkessische Burka und der schwarze oder weifse Papach bildet den Hauptartikel ihrer Waare. So ist ein jeder in seiner Weise beschäftigt: Sattler, Schmied, Schreiner und wie sie alle nach Zünften vertheilt sind. Hier und da, wie zwischen zwei Bretter eingeklemmt, hockt ein armer Schuster und näht und hämmert die tscherkessischen Schuhe zurecht oder flickt einen unbrauchbar gewordenen Kosakenstiefel. In dem Bazare fiel uns die Menge und Auswahl des Wildprettes auf, von dem Hirsche und der Gazelle an bis zum Fasanen und zur Taube hin, die letztere sicher keine Speise für altrussische Magen, da sich die Gläubigen hüten das Symbol der Unschuld und Reinheit aus devoter Rücksicht gegen den Heiligen Geist zu verzehren.

Wir kauften einige Kleinigkeiten von den Waffenschmieden und Silberarbeitern, die eine besondere Fertigkeit in Filigran oder durchbrochener Dratharbeit auszeichnet. Die grusinischen Frauengürtel sind so geschmackvoll, dafs die vornehmste europäische Salondame nicht anstehen würde damit den schlanken Leib zu umgürten. Ein tscherkessisches breites Dolchmesser mit doppelter Rinne, der Mittelstreifen damascirt, trug den mohamedanischen Namen des Meisters *Ali* und die Jahreszahl 25 (1225) und kostete 10 Silberrubel.

Beim Zusammenrechnen des Kaufpreises bedienen sich die europäischen und asiatischen Kaufleute des durch ganz Rufsland verbreiteten Rechen-

brettes (*Schótti* genannt), dessen wesentliche Einrichtung in Folgendem besteht. Im Innern eines viereckigen Holzrahmens befinden sich nebeneinander fortlaufend eine Reihe von Drähten, die je zehn Holz- oder Knochenkugeln enthalten, welche wie Perlen auf Fäden, so auf jeden Drath gezogen sind, dafs sie leicht hin und her bewegt werden können. Jede Kugel des ersten Drathes stellt einen Einer, jede des zweiten einen Zehner, jede des dritten einen Hunderter dar u. s. w. Soll nun z. B. 6 + 7 + 5 addirt werden, (denn nur für die Addition und Subtraction ist das Rechenbrett ein mechanisches Hülfsmittel, ähnlich wie die Finger und Fingerknöchel für sogenannte alte Weiberrechnung), so zählt der Kaufmann zuerst 6 Kugeln ab, bleiben 4 übrig (da ja jeder Drath 10 Kugeln enthält); er soll aber 7 zufügen. Er legt die 4 zu den 6, schiebt von der zweiten Reihe der Zehner eine Kugel = 10 nach rechts oder links ab, so dafs sie allein steht und von den Einern 3 Kugeln ab (4 + 3 = 7). Resultat: 6 + 7 = ein Zehner und drei Einer = 13. An die drei Einer schiebt er neue 5 Kugeln an, hat also im Ganzen 8 Einer. Gesammtresultat seiner Rechnung 6 + 7 + 5 = 1 Zehner 8 Einer = 18. Theoretisch sieht die Sache langweilig aus, in der Praxis geht die Mechanik so schnell wie unsere Rechnungsweise von Statten, so dafs selbst in den Abtheilungen der russischen Ministerien derartige Rechenbretter nicht fehlen. Auch die Chinesen bedienen sich eines solchen Hülfsmittels beim Rechnen, wie in dem zweiten Bande der „Reise der Oesterreichischen Fregatte Novara um die Erde“ S. 124 ff. erzählt wird.

Als wir auf unserer Expedition durch die Stadt die Kura zu überschreiten im Begriff waren, fesselte das Bild des Flusses unter uns, wir standen auf der Brücke, unsere ganze Aufmerksamkeit. In sehr beträchtlicher Tiefe tobte und rauschte die Kura in ihrem Felsenbette, eilenden Laufes fortstürzend von Felsblock zu Felsblock. Kein Schiff kann sich der Wüthenden anvertrauen, und nur Flöfse, aus langen Baumstämmen zusammengezimmert, lassen sich auf dem Strome abwärts treiben. Auf einer trockenen Erdzunge im Flusse lagerten Hunderte wiederkäuernder, langhaariger Kameele, gröfser und stärker als die ägyptischen, während die Esel hier zu Lande kleiner und schwächer als die ägyptischen sind. Die Kameele dienen im ganzen Kaukasus als Lastthiere; in Tiflis sah ich ihren Rücken mit mächtigen Oel- und Weinschläuchen beladen.

Auf einer Anhöhe liegt das Haus des Directors der Sternwarte, H. Moritz, von deutscher Abkunft. Die Aussicht von hier aus über die Stadt

Bayerische Staatsbibliothek München

und die weifsschäumende Kura ist lohnend und versüfst die Anstrengung einer langen Aufsteigung, um bis auf die Höhe zu gelangen. Wir waren erstaunt, hinter der gewaltigen Bergmasse, an deren Fufse auf der rechten Seite der Kura der eine Theil der Stadt liegt, mit Schnee bedeckte Kämme aufsteigen zu sehen, um ein Bedeutendes höher, als der Bergkolofs mit der Davidsburg und der kleinen Kapelle, welche dem Angedenken des der Volkswuth in Teheran 1829 zum Opfer gefallenen russischen Gesandten Gribojedow geweiht ist.

Beim Heimgange verlockte uns weniger das Bedürfnifs, als vielmehr Neugierde in ein Tifliser Wirthshaus einzulaufen. Im innern Hafen ging es stürmisch her. Die Frau und Gebieterin des Hauses prügelte einen Mann durch, der einen Hund auf das Dach geworfen hatte. Der Hund war heruntergefallen und jammerte mit entsetzlichem Geheule. Russische Soldaten, die einzigen Gäste in dem ziemlich reinlichen, mit Bildern kaukasischer Generäle geschmückten Zimmer liefsen sich in keiner Weise durch die Scene stören, sondern tranken bis zum unvermeidlichen Schweifsdurchbruch den bestellten Thee. Der Thee verbreitet sich auf der Karte der Getränks-Isothermen in gewaltiger Ausdehnung. Rufsland, Persien und die östlich von beiden gelegenen Ländermassen verehren bis zu den Gestaden des Theelandes par excellence die Theepflanze und das daraus bereitete Getränk, dem sie gemeinsam die Benennung *tschaï* gegeben haben. Der Russe von ächtem Schrot und Korn scheint den Thee als ein angenehmes Mittel zum Transpiriren anzusehen; man darf nur zuschauen, wie er von Petersburg und Moskau an bis zum Kaukasus hin mit einer Art von Eifer die volle Theekanne leert, bis ihm die hellen Schweifstropfen an der Stirn perlen, um die aufgestellte Behauptung wahr zu finden. —

Nachdem wir die Bazare, in der Richtung nach unserem Hôtel hin, von Neuem durchmessen hatten, betraten wir die geöffnete Hauptkirche der Stadt, berühmt durch die Wandmalereien, ein Werk des fürstlichen Künstlers Gagarin. Wie alle Gotteshäuser von Tiflis, so ist auch dieses in einem für das Auge wenig angenehmen Stile erbaut. Die Klöpfel an den Glocken, welche in ziemlich ansehnlicher Zahl in den niedrigen Glockenstühlen hängen, werden durch Schnüre in Bewegung gesetzt, welche wie Telegraphendräthe quer über die Strafse fortlaufen. Das Innere der Kirche konnte als eine Nachahmung der Aja Sophia *en miniature* betrachtet werden. Die Frauen, meistens Georgerinnen, bildeten den gröfseren Theil der Kirch-

gänger. Sie beschäftigten sich damit, theils die Heiligenbilder und deren Goldrähme mit Küssen zu bedecken, theils sich vor denselben zu bekreuzigen, theils kleine Wachskerzen anzuzünden und in den Kandelabern und Leuchtern vor den Bildern aufzustecken. Der krasseste Bilderdienst herrscht hier wie in allen Ländern vor, wo der Kultus der griechisch-katholischen Religion eingeführt ist. In dem hintersten, durch eine Holzschranke von der übrigen Kirche abgeschlossenen Raume lagerten andere Frauen auf Kissen und schwatzten munter miteinander. Wieder andere Weiber entfernten sich durch eine besondere Thür.

Neben den Kirchen steht gewöhnlich, der Strafse zugekehrt, ein Heiligenbild unter Gitter und davor eine Menge brennender Wachskerzen. Die letzteren werden bei dem Wachshändler nebenan gekauft, angezündet und dann aufgesteckt. Besonders häufig drücken russische Soldaten den Heiligen ihre Ehrfurcht aus, wobei sie die Mütze vom Kopfe nehmen und sich in militärisch grader Stellung vor dem Bilde vielfach bekreuzigen. So bildet Rufsland in seinen äufserlichen religiösen Gebräuchen einen Uebergang zum öffentlichen Kultus der asiatischen Religionen.

Die Zeit unserer Abreise von Tiflis rückte immer näher heran. Jede Stunde unseres letzten Aufenthaltes wurde daher in bester Weise benutzt, um Land und Leute weiter zu studiren, besonders nachdem das Wetter in so günstiger Weise umgeschlagen war, dafs wir den Fährlichkeiten einer Wanderung auf nassem Boden getrost Trotz bieten konnten.

Ein Ritt zu Pferde, in Begleitung eines preufsischen, gegenwärtig in russischen Diensten stehenden Landsmannes, des Garde-Kapitän H. v. Bünting, verschaffte uns die sehr erwünschte Gelegenheit, die nächste Umgebung der Stadt in Augenschein zu nehmen. Als Ausgangspunkt unseres Rittes nahmen wir den steilen, oft recht schwierigen Weg, welcher in den Berg unter der Davidsburg hin eingemeifselt ist und abwärts in die Stadt hineinführt. Das Panorama von dieser Seite ist nicht weniger lohnend, als von der Höhe des Moritzschen Hauses aus. Erwähne ich noch der herrlichen Aussicht über Tiflis hin auf dem Balkon des hochgelegenen persischen General-Consulates, so habe ich meiner Meinung nach diejenigen Stellen bezeichnet, die einem schaulustigen Wanderer Gelegenheit gewähren, sich für alle Zeit ein treues Bild von Tiflis einzuprägen.

An dem linken Ufer der Kura, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, liegen die Vorstädte von Tiflis. Vor allen nennungswerth ist die zu beiden Seiten der Strafse lang sich ausdehnende würtembergische Kolonie *Marienfeld.* Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, mitten unter Georgiern und Russen in Tiflis auf Landsleute aus Schwaben zu treffen, die süddeutsches Haus- und Hofwesen und heimische Sitte wie mit einem Zauberschlage nach dem fernen Kaukasus versetzt haben. Die Gehöfte sind meist in deutschem Stile angelegt, mitunter hat sich ein Hausvater ein schmuckes Landhaus hergerichtet, das er meistentheils an Offiziere der kaukasischen Armee vermiethet. An der Thür der sauberen und reinlichen Wohnungen, die uns so behaglich anheimelten, ist ein Holzbrettchen angenagelt, worauf weifs auf schwarz der Name und Stand des einwohnenden Hausvaters verzeichnet steht. Die Peters und Christophs unter den Vornamen sind so häufig anzutreffen, als die Schulzes und Müllers unter den Zunamen. Die Tracht der deutschen Ansiedler, welche von religiösen Scrupeln geplagt, vor einigen Jahrzehnten zuerst nach Jerusalem pilgern wollten, dann nach Odessa verschlagen wurden, ohne sich da wohl zu fühlen, und zuletzt bei Tiflis und an einigen anderen Orten des Kaukasus eine Ruhestätte fanden, ist so altfränkisch, als man sie nur immer im Würtembergischen zu bewundern vermag, und dafs sie dabei in der Mode nicht vorgeschritten ist, kann aus eigener Anschauung redlich versichert werden. Marienfeld soll 120 Familienväter zählen, die ohne Ausnahme Lutheraner sind. Ihre Festtage sind seltsamerweise nach dem russischen Kalender geregelt, der bekanntlich von dem unsrigen um zwölf Tage abweicht. Die Kirche ist in deutschem Stile aufgeführt. Der regelmäfsige Besuch derselben gehört zu den Pflichten eines jeden Hausvaters der Kolonie. Versäumung desselben würde die Ausstofsung des Betreffenden zur Folge haben. Marienfeld und die übrigen deutschen Kolonien des Kaukasus, die sich durchweg eines vorzüglichen Wohlstandes erfreuen, dessen Grundlage neben dem Ackerbau die Zubereitung von Wein und Bier bildet, haben ihre eigene, in sich abgeschlossene Verwaltung, die in keiner Weise von der russischen Regierung beschränkt wird. An der Spitze steht der Schulze und ein Rath, aus den ältesten und würdigsten Hausvätern zusammengesetzt.

Gegen das Ende der mit einer Baumallee bepflanzten langen und breiten Strafse der Kolonie liegt linker Hand, der Kura zu, die Schützenkaserne der Garnison von Tiflis. Ein grofser Platz befindet sich vor dem hübsch

gebauten Hause. Hier ist die militärische Turnanstalt, welche zu gleicher Zeit als Vorschule dient. Jedes Regiment der kaukasischen Armee schickt hundert jüngere Soldaten hierher, welche neben dem Turnen lesen, schreiben und rechnen lernen und sonst unterrichtet werden.

Die Strafse mündet zuletzt in den Tifliser Vauxhal, den sogenannten *Mudschtehid*, in welchem sich an den Sommerabenden, gewöhnlich bei Concert, die schöne Welt von Tiflis zu vereinigen pflegt. Der recht hübsch angelegte Garten liegt dicht an dem hohen Ufer der Kura, welche sich an dieser Stelle durch ein sehr enges Felsenbett mit lautem Tosen hindurchdrängt. Der Name Mudschtehid ist persischen Ursprunges. Die Perser bezeichnen damit den höchsten Grad der Gelehrsamkeit, einen Mann, der es so weit gebracht hat, die zweiundsiebenzig persischen Wissenschaften von Grund aus zu kennen und dessen höchster Ruhm die vollendete (religiöse) Gesetzkenntnifs ist. Ein solcher Ausbund von Gelehrsamkeit war *Hadschi Mir Fetha* von Täbriz, der im Jahre 1828, als die kaukasischen Regimenter nach Täbriz marschirten, mit den Russen gemeinsame Sache machte und, da seines Bleibens in Persien nicht länger möglich war, nach Tiflis übersiedelte. Er erhielt neben einer Pension den Platz des heutigen Gartens zum Geschenk, und wohnte und lebte hier dem Studium seiner zweiundsiebenzig Wissenschaften. Nach seinem Tode trat sein Sohn die Erbschaft an. Da er inzwischen von Sehnsucht nach dem persischen Vaterlande geplagt ward, verkaufte er den Garten der russischen Regierung, die den ehemaligen Gelehrtensitz nunmehr dem öffentlichen Vergnügen weihte. Der Name des *Mudschtehid* ist aber seitdem geblieben.

Tiflis hat einen grofsen Ruf seiner Schwefelbäder wegen. Auch nach dieser Seite hin schien uns eine Belehrung wünschenswerth. Die Bäder befinden sich dicht am Fufse des *Dagh* oder Berges, auf der rechten Seite der Kura. Als das beste wurde uns das Bad *Melikoff* bezeichnet. Man bezahlt für die Stunde 60 Kopeken an den Besitzer und 20 Kopeken Trinkgeld an die Diener. Das Badehaus ist einstöckig. Die geöffnete Thür liefs eine ganze Bevölkerung russischer Soldaten und grusinischer Arbeiter erkennen, die dicht nebeneinander hockend ihrer Toilette die gebührende Rechnung trugen. Ein kleines Zimmer wurde uns als nächster Aufenthalt angewiesen. Das Badezimmer besteht aus einem dunklen, nach Schwefel-

dämpfen riechenden kleinen Gemache, in dessen Mitte sich ein ausgemauertes Bassin befindet. Aus einer Röhre in der Fensterwand fliefst das heifse Wasser in das Bassin hinein. Man legte uns zunächst auf ein hölzernes langes Brett, rieb uns mit dem auch in arabisch-türkischen Bädern angewendeten rauhen Tuchhandschuh ab und seifte uns dann in eigenthümlicher Weise ein. Die Seife wird nämlich in einem Kübel zu Schaum geschlagen, in einem Sacke von dünnem Zeuge aufgefangen und dieser über dem Körper des Badenden ausgedrückt. Die in grofsen Blasen durch die Oeffnungen des Zeuges hervorquellende schaumige Masse erzeugt auf der Haut das Gefühl der Berührung mit Spinneweben. Das Eintauchen in das warme mineralische Wasser des Bassins bezeichnet den Schlufs der Tifliser Badgebräuche.

Der als Numismatiker ausgezeichnete General Bartholomäi, der General-Lieutenant v. Minckwitz, Chef der Gensdarmerie, der General und Adjutant v. Trombowsky, welcher den gefangenen Tscherkessenfürsten *Schamil* nach Petersburg begleitete, Baron v. Tornow, Chef der Kaiserlich privilegirten Handelsgesellschaft auf dem kaspischen Meere, sind so rühmlichst bekannte Persönlichkeiten des Kaukasus, dafs wir von Tiflis nicht Abschied nehmen können, ohne wenigstens durch die Erwähnung ihrer Namen den Tribut erkenntlichster Gesinnung abzutragen. Wir verdanken zum Theil ihnen, neben reicher Belehrung, die vollständigsten Aufschlüsse über Leben und Leiden jenseits des Araxes, Aufschlüsse, welche den höchsten Werth hatten, da die bisherigen Angaben über Persien um so verworrener wurden und sich stets widersprachen, je mehr wir uns den Grenzen des iranischen Reiches näherten.

Vor allen interessirte uns lebhaft die Fortsetzung der Geschichte mit dem providentiellen Ringe Schah's *Nasr-ed-din*, des gegenwärtigen Beherrschers der Gläubigen in Iran.

Als nämlich Kaiser Nicolaus I. seine transkaukasischen Provinzen besuchte und auf seiner südlichen Reise die Stadt *Eriwan* berührte, sandte *Muhammed-Schah* seinen damals fünfjährigen Sohn und Thronerben *Nasr-ed-din* zur Begrüfsung entgegen.

Wir entlehnen nach Chodzko's Uebersetzung die Schilderung der Zusammenkunft dem persischen Reichshistoriographen *Riza-Kuli-Khan.*

„Der prinzliche Thronfolger und Erbe der Krone Irans, begleitet von seinem *laleh* (Lehrer), vom *Emir-i-nizam* (Generalissimus der Armee) und von mehreren andern Grofswürdenträgern, wurde vom Baron Rosen, dem General-Gouverneur von Tiflis, in den Salon des Hauses eingeführt, welches der Czar vor der Hand bewohnte. Man lud sie ein, auf Lehnstühlen Platz zu nehmen, die zu dem Zwecke in Bereitschaft gestellt waren. Plötzlich geht eine der Seitenthüren auf, der Kaiser Nicolaus tritt rasch ein, nimmt den Prinzen auf den Arm und verschwindet mit seiner Beute in der Tiefe des anstofsenden Gemaches. Wir sahen ihn gleich darauf wiederkehren, um die Thüre hinter sich zu schliefsen. Ein Paar Minuten nachher lief der Lehrer hinzu, um durch das Schlüsselloch zu ergucken, was aus seinem Zögling werden würde. Der Czar hatte sich niedergesetzt und hielt den Prinzen auf seinen Knien; der letztere plauderte mit Witz und beantwortete die Fragen des Kaisers, die von einem Dollmetscher Sr. Majestät übersetzt wurden. Eine Viertelstunde darauf holte Nicolaus aus einem Kästchen einen prachtvollen Diamantring mit seinem Porträt in Miniatur hervor und fragte das Kind:

„Sieh einmal diesen Talisman. Kannst du mir sagen, wer der grofse Herr ist, den du darauf abgebildet siehst?“

„„Nun, das bist du ja selber, du grofser Onkel.““

„Wohl, so nimm diesen Ring und denke daran: so oft dir irgend etwas fehlt, so verlange es nur von diesem grofsen Onkel. Wirst du es auch thun, lieber Neffe?“

„„Ja, du grofser Onkel.““

Der Czar küfste das Kind und trug es nach dem Salon zurück. Er lobte den Witz und frühreifen Verstand des Knaben, den er seinem Lehrer zurückgab, und unterhielt sich in leutseliger Weise mit dem *Emir-i-nizam* und anderen persischen Offizieren.

Nach dem Tode *Muhammed-Schahs*, — wir geben nunmehr die Fortsetzung der Geschichte, — traten in Persien wie gewöhnlich bei dem Hinscheiden eines Königs Unruhen ein, welche dem Thronfolger gefährlich zu werden drohten. *Nasr-ed-din* befand sich in der kritischsten Lage ohne alle Stütze in Täbriz. In seiner Angst denkt er an den Ring, drückt die Kapsel desselben und schaut das Bild des Kaisers an mit den Worten: „Wirst du dein Wort halten und mir helfen, lieber Onkel?“ — Wenige Minuten später öffnet man die Thüre, der russische Gesandte, Hr. v. Ani-

tschkoff, tritt ein mit Gefolge, begrüſst den Prinzen als Schah, und bewirkt durch sein energisches Auftreten die Erhebung *Nasr-ed-dins* auf den Thron seines Vaters.

Baron v. Tornow, dessen „Grundzüge des muselmanischen Rechtes" sich eines so gerechten Lobes erfreuen, hat in neuester Zeit sein Amt als Generalprocurator niedergelegt, um sich mit ganzem Eifer den Interessen des vaterländischen Handels und der vaterländischen Gewerbethätigkeit hinzugeben. Er ist das Haupt der obengenannten Gesellschaft, die mit den übrigen Compagnieen, welche Hebung des Handels durch Herstellung regelmäſsiger und schneller Transportgelegenheiten bezwecken, in Verbindung steht. Das kaspische Meer bildet das Centrum aller Linien. Als bedeutendste industrielle Anlage sind die neugeschaffenen Etablissements von *Baku* zu nennen, in welchen die berühmten Naphthaquellen zu verschiedenen gewerblichen Zwecken ausgebeutet werden. Der alte Sitz der Feueranbeter, von denen nur noch drei *Geber* indischer Herkunft am Leben sind, wird gegenwärtig zu den nützlichsten Fabrikanlagen umgewandelt. So wird es denn nicht mehr gar lange dauern, daſs die berühmten Feuersäulen, Feuertempel und Feueranbeter von *Baku* nur noch in der Erinnerung fortleben.

Unter allen berühmten Personen, deren Bekanntschaft uns Tiflis besonders lieb und werth gemacht hat, war es eine allein, die wir vermiſsten und nicht aufzufinden vermochten, Bodenstedt's lustigen *Mirza Schaffy*, den Weisen von Gjändscha. Freilich hatten die Zeitungen schon ein Paar Jahre vor unserer Anwesenheit in Tiflis die Kunde von seinem Hinscheiden gemeldet und wir hätten somit nur sein Grab besuchen können. Niemand wuſste uns anzugeben, wo ein gewisser Mirza Schaffy nach seinem Tode gebettet worden war. Wir trösteten uns mit der Vorstellung, daſs nicht Grabhügel noch Monumente eines Dichters Ruhm bewahren, sondern daſs in seinen Liedern sein Name fortlebe. Aber auch darin wurden wir gewaltig getäuscht. Niemand, weder Perser noch Grusiner, weder Russe noch sonst ein Europäer kannte die Lieder des lebenslustigen Mirza, Lieder, die bei uns in der deutschen Heimath bis in das Volksleben eingedrungen sind. Ist Mirza Schaffy denn so ganz verschollen, daſs niemand einmal mehr eine Erinnerung seines Namens und seiner Lieder hat? Eine einzige Person, der Apotheker Schmidt, von Geburt ein Deutscher, der bereits 30 Jahre im Kaukasus lebt, hatte eine

schwache Vorstellung von einem armen Tataren, der einst Bodenstedt's Lehrer für das Tatarische gewesen war. Er vermuthete, das müsse Bodenstedt's lustiger Mirza Schaffy gewesen sein. Armer Mirza, dachte ich, wie undankbar war das Schicksal gegen dich, daſs deine Lieder nur im fremden Gewande dich der Unsterblichkeit und dem Conversations-Lexicon geweiht haben!

Als wir uns bereits zur Weiterreise hinlänglich gerüstet hatten, verehrte mir Hr. Schmidt eine groſse Blase mit persischem Insectenpulver.

„Nehmen Sie es ja mit, Sie werden dessen in Persien sehr benöthigt sein."

— Wie, erwiederte ich, wir reisen nach Persien, wo ich das Pulver aus erster Hand beziehen kann und....

„Sie werden viel Insecten, aber kein Körnchen Insectenpulvers in Persien vorfinden. Persien hat nur den Namen geliehen, die Sache wächst auf unserem kaukasischen Boden."

Mit welchen Enttäuschungen muſsten wir Abschied von Tiflis nehmen: Mirza Schaffy und — persisches Insectenpulver!

Ein Beamter der Kanzlei des Fürsten-Statthalters, der früher bereits längere Zeit in Persien gelebt hatte und die persische Sprache meisterhaft gut verstand und sprach, Hr. Melik Begliaroff, Armenier von Geburt, hatte höheren Ortes den Auftrag erhalten, die preuſsische Mission bis zur persischen Grenze als Reisemarschall zu begleiten. Wir haben die Gesellschaft des trefflichen Mannes um so lebhafter schätzen gelernt, als seine Kenntnisse und seine Freundschaft uns mehr als einmal Gelegenheit gaben, ihm aufrichtigst dankbar zu sein.

XIII. Kapitel.

Von Tiflis nach Dschulfa.

Am Morgen des 31. März herrschte ein reges Leben auf dem Hofe des Hôtel du Caucase. Wir rüsteten uns eben zur Weiterreise nach Persien; obwohl am Abend vorher der gröfste Theil des Gepäckes aufgeladen und aufgeschnallt war, so ging doch eine Menge Zeit mit dem Verpacken der kleinen Hand-Bagage verloren. Endlich safsen wir in zwei bequemen, gut gepolsterten Tarantas, das schwere Gepäck rasselte in der kleinen Telega nach; ein letzter Abschiedsgrufs ward den anwesenden deutschen Freunden von Tiflis zugerufen. Das herzliche bon voyage des französischen General-Consuls Finot, der eben und in aller Eile in das Hofthor eintrat, um uns Adieu zu sagen, geleitete uns zum Hôtel hinaus. Auf wie lange, ohne es zu ahnen, sollten wir der Wohlthat eines europäischen Wirthshauses entbehren!

Die Wagen klapperten durch die Strafsen des Bazars, wo eben die Läden geöffnet wurden, und durch den asiatischen Theil von Tiflis; wir mufsten lange fahren, ehe die letzten Häuser der Stadt hinter uns lagen.

Jetzt erst warfen wir einen Blick auf unsere nächste Umgebung. Ein freundlicher Kosaken-Offizier mit einer Abtheilung der ihm untergeordneten Leute trabte lustig neben unseren Wagen einher. In den blauen Uniformen mit den rothen Streifen sahen die sauberen Söhne des Don recht schmuck aus, die lange Lanze und der zottige schwarze Papach gab ihnen den Ausdruck des Kriegerischen, der in den gutmüthigen, blondbärtigen, blauäugigen Gesichtern gar nicht zu liegen schien. Es war ein Vergnügen, die kleinen Kosaken-Pferde so munter einhertraben zu sehen. Scheinbar ohne Ermüdung legten sie eine deutsche Meile nach der andern zurück.

Wenn ich einem Kosaken mit seinem Pferdchen begegnete, da fiel mir immer die rührende Schilderung eines alten Soldaten vom Kaukasus ein, der lange mit ihnen zusammengelebt hat und ihre Sitten und die Eigenthümlichkeit ihres Charakters bis in die geringsten Details kennt.

Bekanntlich zerfallen die im Kaukasus stationirten Kosaken, welche von den Gegenden des Don hierhin verpflanzt worden sind, in zwei grofse,

von einander sehr verschiedene Corps: in die Linien-Kosaken und in die eigentlichen Donischen Kosaken. Die ersteren bilden sechs Schwadronen, sind wie die Tscherkessen uniformirt und bewaffnet und dienen im Lande als wachsame Vorpostenlinien. Sie haben ihre Kolonien, in denen sie mit Weib und Kind wohnen, und hier vererbt das Soldaten-Handwerk vom Vater auf den Sohn. Sie erhalten jährlich nicht ganz 30 Rubel Besoldung, müssen sich aber dagegen ein Pferd halten, für welches ihnen nur in Kriegszeiten Fourage-Rationen vergütigt werden.

Verschieden davon sind die rein russisch uniformirten Donischen Kosaken mit dem Papach der russisch-kaukasischen Armee, die auf drei Jahre nach dem Kaukasus commandirt zu werden pflegen.

Während die Tscherkessen die Linien-Kosaken als ebenbürtige Gegner anerkennen, haben sie vor den letztgenannten keine besondere Furcht und verachten sie sogar. Wehe dem Tscherkessen, der zu den Seinigen mit einer Lanzenstichwunde heimkehren würde! Man würde ihn als Feigling bezeichnen, der vor einem Donischen Kosaken floh.

Der Kosak ist ein guter Christ und ein guter Sohn. Ruft ihn die Pflicht seines Soldatenstandes nach dem Kaukasus, so versäumt sein „Mütterchen“ gewifs nicht, ihm das Kreuzlein um den Hals zu binden und ein Pferdchen mit auf den Weg zu geben. Das wird gehegt und gepflegt, als wär's ein Kind des Hauses, und das Pferd scheint seinerseits den Kosaken ganz genau zu kennen und zu verstehen. Wird es krank, da wird der Kosak traurig, und stirbt es ihm, da läfst er den Kopf hängen, und kann den Schmerz, das liebste Andenken des Mütterleins daheim verloren zu haben, kaum verwinden. Nicht selten sucht er im Branntwein zu vergessen, was ihm Kummer bereitet, und so wird bisweilen aus dem guten Soldaten und Sohne ein Trunkenbold.

Zunächst führte uns die Strafse nach Persien an Bergabhängen entlang, die sich ziemlich weit hinzogen. Linker Hand blieb die Kura liegen. Eine frische, kühle Luft wehte uns in's Angesicht. Bald mufsten wir mit den Wagen ein hohes Plateau ersteigen, auf welchem sich eine prachtvolle Fernsicht nach einer Fülle schneebedeckter Höhenzüge mit Vorderterrassen darbot. Wie ein dünner Schleier umschwebte bläulicher Dunst die Gipfel und Kämme der malerischen Gebirge.

Ein tiefes, altes Seebecken unterbricht die grade Strafse, das Thal von *Kumiss*, wie sie's nennen, berüchtigt wegen seiner schwierigen Passage bei

schlechtem Wetter. Hat es geregnet, oder ist sonst ein feuchter Niederschlag, so bildet sich ein beinahe undurchdringlicher Morast. Wir hatten von besonderem Glück zu sagen, dafs der Weg von der Feuchtigkeit der letzten Regengüsse einigermafsen ausgetrocknet war. Unten, in der Tiefe des Beckens, zieht sich ein Bach entlang, der spärliche Rest der alten Seefluth, deren Dämme und steile Ufer sich in weiter Ferne vor uns ausdehnten.

Das Panorama über die reizende Landschaft, welche uns die Reise im Seebecken auf kurze Zeit geraubt hatte, trat von Neuem hervor, als wir das steile Ufer am entgegengesetzten Ende des Sees erklommen hatten. Nicht weit davon, es war die zweite Poststation, an welcher die dampfenden Pferde gewechselt wurden, meldeten sich zwei russisch redende Ordonnanz-Offiziere bei unserem Minister. Das Dorf daselbst sah sehr ärmlich aus, eigentlich nur schiefstehende Hütten, die wie ihre Umzäunung roh aus Flechtwerk aufgeführt waren, oder Erdlöcher, wie sie oben bereits beschrieben worden sind. Wenige Wohnungen waren aus Stein gebaut, wie das Posthaus, vor dem Pferde und Telega schnell gewechselt wurden.

Das Zeichen zum Aufbruch liefs nicht lange auf sich warten. Reifsend schnell sausten die Wagen in der Mitte der grofsen Tataren-Steppe dahin. Kosaken und Tataren, die letzteren höchst malerisch und wild costümirt, sprengten daneben einher. Grofse Rinder- und Schaafheerden bedeckten die Grasflächen der weiten Steppe, um das erste Frühlingsgrün, mit welchem sich die Erde anfing zu schmücken, sofort in den hungrigen Bauch zu befördern.

Gegen Mittag hatten wir ein elendes Dorf, *Sarwan*, erreicht. Ein Kosaken-Unteroffizier machte unserem Gesandten seine militairische Meldung, die Herr Begliaroff getreulich verdollmetschte. Alles ist hier streng soldatisch vorgeschrieben und wird mit der gröfsten Pünktlichkeit ausgeführt.

Am Ufer eines kleinen, schmutzigen Baches wurde ein bescheidenes Frühstück ausgebreitet; wir hockten und lagerten uns herum. Grofse Schäferhunde kamen dicht heran und schauten mit bettelnden Augen zu.

Die Steppe nahm kein Ende, so schien es für heute. Nichts unterbricht die todte Oede und Leere. Das einzige Bunte, woran das Auge wie auf Ruhepunkten haftet, sind die in blutrothe Stoffe gekleideten Frauen der Tataren, welche auf den Dächern ihrer Erdlöcher herumhocken und stehen.

Die nächste Station führte den Namen *Maraklu.* Hier waren vor dem Posthause etwa ein Dutzend tatarischer Reiter aufmarschirt. Die Kirchhöfe sehen hier und bei den späteren tatarischen Dörfern muhamedanisch aus. Die Steine, bisweilen sehr hoch, haben die Gestalt aufrechtstehender, oben abgerundeter Platten. Wir waren beinahe bis zum Fuſse ansteigender Vorberge herangerückt.

Traurig wie die Steppe, eintönig wie das Dasein in der Steppe, kann nur die Schilderung einer Reise durch dieselbe sein. Es raubt fast den Muth, der Beschreibung der todten Landschaft belebte Worte zu leihen.

Wir hatten kaum die Höhen vor uns erstiegen, als sich vor unseren Blicken neue groſse und traurige Steppenflächen ausdehnten, bevölkert von erdbewohnenden Tataren, deren Weiber mit dem schweren Wasserkruge auf dem Rücken von den Ufern der Kura her zu ihren Höhlen heimkehrten. Die Kura flieſst hier in einem breiten, steinigen Bette mitten durch die Steppe. Ihr Lauf läſst sich weithin verfolgen, da ihre Ufer, ebenso wie die zahlreichen Inseln in Mitten des Bettes, von üppigem Gestrüpp und Gebüsch eingefaſst sind, das sich, so weit das Auge reicht, in Schlangenwindungen durch die Steppe hinzieht. Die Straſse durchschneidet hier an einer Stelle den Fluſs, über den eine alte, recht stattlich aussehende Brücke in persischem Stile, von den Russen die „rothe“ getauft, hinüberführt.

Die groſse Fläche hat den Namen der Karaja-Steppe. Bewohnt wird sie von Tataren, genauer den turkomanischen Terekeme. Mit dem Namen Tatar wird im Kaukasus eigentlich die ganze nördlich vom Araxes, also auf russischem Gebiete wohnende muhamedanische Bevölkerung bezeichnet.

Die Jagd auf der groſsen Steppe soll sehr ergiebig sein, vorzüglich giebt es da viel wilde Schweine.

Der Gesandte entschloſs sich auf Anrathen des russischen Reisebegleiters, die Nacht über in dem einsamen Flecken *Saloglu* zu bleiben. Das Haus, in dem wir wohnten, war nach Art aller russischen Posthäuser im Kaukasus eingerichtet, d. h. ganz leidlich, mit Ausnahme der Küche. In dieser Beziehung ist ein Jeder auf das, was er mitbringt, angewiesen. Die Bewohner von Saloglu hausen als ächte Troglodyten in ihren Maulwurfslöchern. Der aus dem Deckenloche aufsteigende Rauch, oder gar eine Frau, die mit dem Kruge auf dem Kopfe wie ein Gespenst langsam aus der Erde emporzusteigen scheint, ist ein besonderes Ereigniſs, das unsere ganze Aufmerksamkeit erregt. Ein Blick aus dem Fenster unserer Station nach dem

Horizonte hin läſst eine Reihe langer Vorberge erkennen. Auf der Hochfläche bis zu ihrem Fuſse hin lagern groſse Kameelheerden, welche den kaufmännischen Waarentransport nach Persien hin vermitteln.

Am Ufer der Kura nahmen wir unsern Thee auf einem persischen Teppich ein. Frauen gingen und kamen, um aus der Kura Wasser für den Hausbedarf zu schöpfen.

Der Chef des Bezirkes, zu dem Saloglu gehört, tauchte plötzlich in unserer Nähe wie aus dem Boden hervor. Es war ein alter, würdiger, russischer Oberst, der sich auf einige Zeit nach Tiflis beurlaubt hatte, aber um den Befehlen des Fürsten-Statthalters zu entsprechen, zu Pferde den Weg von Tiflis bis hierher zurückgelegt hatte, lediglich um den Gesandten einen Augenblick zu begrüſsen. Einer so groſsen Etiquette wurde natürlich allseitig mit der ausgesuchtesten Höflichkeit begegnet.

Der alte Oberst, der nur russisch sprach, erzählte viel von den Nomaden und ihrem Leben in der Steppe.

„Jetzt ist's kalt und windig hier, so berichtete er unter anderem, aber warten Sie noch ein paar Monate, da können Sie etwas von Hitze in der Steppe verspüren. Die brennenden Strahlen der Sonne versengen und dörren die Grasdecke, mit der sich im Frühling der Boden zu schmücken angefangen hat. Dann ziehen bei der unerträglichen Hitze die Nomaden mit ihren Weibern, Kindern, Heerden und sonstigem Hab und Gut nach den Bergen, um da ihr Quartier unter Zelten aufzuschlagen."

Ich war neugierig zu wissen, worin der Wohlstand dieser so ärmlich eingerichteten und so dürftig bekleideten Nomaden bestände. „Glauben Sie mir, erwiederte der gute Oberst auf meine Frage, daſs manche von ihnen bis zu 200,000 Silberrubel baares Vermögen besitzen, ohne daſs sie daran denken, so groſse Summen durch Zinsanlegung nutzbar zu machen. Ihr einziger Luxus besteht darin, daſs sie sich schöne Teppiche, Samovars und Gläser kaufen und ihre Weiber mit Ketten und Ducatenschnüren behängen, die oft einen Werth von 2000 Rubel haben." Grade so wie bei uns, dachte ich bei mir selber, und wunderte mich gar nicht über Nomadenluxus und Nomadenliebe in der einsamen Steppe.

Am frühen Morgen 5 Uhr hieſs es wieder einsteigen. Wir legten von da an mit einem ausgezeichneten Jemtschik und vortrefflichen Courierpferden in 12 Stunden 110 russische Werst, etwa 16 deutsche Meilen zurück. Den Abend und die Nacht über blieben wir in dem Dorfe *Dilidschan.*

Die Reise durch eine grofse Berglandschaft mit einer Fülle blüthenreicher Längen- und Querthäler war von höchst malerischer Wirkung und verfehlte nicht auf uns alle einen unvergefslichen Eindruck zu machen.

Zunächst mufste in der Richtung nach SW. ein gutes Stück Steppe abgeschnitten werden. Wie der Wind sausten wir in unsern gebrechlichen Fuhrwerken darüber hin. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir wie im Fluge begegneten, bestanden in weidenden Ziegen-, Büffel- und Kameelheerden. Die vegetationsleeren Höhen, welche in geringer Elevation das nächste Reiseterrain bildeten, wurden bald überwunden und kaum zwei Stunden hernach hatten wir den Ort *Hussein-Beglu* erreicht und 25 russische Werst zurückgelegt. Die Steppe verliert von hier an allmählig ihren Charakter, die Berglandschaft zeigt sich bereits in den anmuthigsten Formen.

Laut rieselnde Quellen und weifsschäumende Bäche liefen neben uns munter her oder traten uns sogar in den Weg. Allein wir passirten auf unserer Strafse gar leicht die murmelnde Wasserader. Wie im Wettrennen so jagt der Schwarm berittener Kosaken und Tataren an uns vorüber, die behenden Röfslein bald hier, bald dort in schnellen Wendungen herumwerfend, mit Lanze und Flinte auf einander zielend, mitten im rasenden Lauf vom Pferde springend, sich wieder hinaufschwingend, dafs es eine Freude ist, den rossetummelnden Kindern der Steppe zuzuschauen.

Wir haben später dieselben Scenen sich oft wiederholen sehen, und immer mit gleicher Theilnahme unsererseits. Der Tatar in seiner kleidsamen, für das Leben auf dem Pferde berechneten Tracht: der bauschigen weiten Hose, dem kurzen Rocke mit den lang herabhängenden Aermeln, der schwarzen Pelzmütze, die wie ein spitzes Thurmdach gestaltet ist, dazu als Bewaffnung der breite Dolch am Gürtel, das lange Feuergewehr, bisweilen auch noch Säbel und Pistolen, — ich sage, der Tatar hat in seinem ganzen Wesen Etwas, das in Physiognomie und Charakter halb an den Europäer, halb an den Asiaten erinnert. So entspricht er in seinen ausgeprägten Eigenthümlichkeiten ganz und gar seiner geographischen Stellung.

Als die mittägliche Sonne über unsern Häuptern stand und so freundlich schien, als wäre Adonis bereits aus dem langen Winterschlafe erwacht, da standen wir am Fufse eines zweiten Höhenzuges, dessen Erhebung über dem Meeresspiegel nicht unbedeutend sein mufste, da sein Haupt noch mit einer blendend weifsen Schneedecke umhüllt war. Die Abhänge des Gebirges waren mit Bäumen und Strauchwerk besetzt, denen die Frühlings-

sonne so eben die ersten zarten Blattknospen hervorgelockt hatte. Mitten in dem Bergkessel lag der Ort *Usüntala*, die siebente Poststation von Tiflis aus, in einer beinahe poetisch schönen Landschaft. Wir begegneten auf unserer Strafse einer langen Karawane, aus 170 beladenen Kameelen bestehend, deren hohl und dumpf klingende Halsglocken dem lautlos und langsam dahinschleichenden Zuge etwas düsteres gaben. Neu war bei dieser Gelegenheit für uns der Anblick junger, noch nicht reisefähiger Kameele, welche auf dem Rücken der Mutterthiere festgeschnürt hingen und mit gespitzten Ohren und grofsen Augen dummneugierig in die Welt hineinschauten.

Das Thal der *Akstafa*, bekannt im Kaukasus wegen seiner Heilquellen, hat einen vollständig alpinischen Charakter. Anfangs ist der Weg von stachlichem Rosendorn eingefafst, der uns bis zu den buntfarbigen Porphyrmassen geleitet, durch welche mühsam genug die grofse Strafse hindurchgesprengt ist. Nachdem wir eine mit Inschriften in russischen, georgischen und persischen Zügen geschmückte Quelle linker Hand liegen gelassen hatten, zogen wir in *Istibulach* ein. Wie überall, so auch hier grofse Parade vor dem fremden Gesandten. Das Truppencorps von Istibulach bestand aus acht Kosaken und einem Offizier, in einer Reihe aufmarschirt. Als die Wagen die Fronte passirt hatten und nun still hielten, trat der Offizier an den Wagenschlag heran, um seine militärische Meldung zu machen, deren schnell gesprochener Inhalt den Horizont meiner russischen Sprachkenntnisse überstieg.

Istibulach, auch Karavanserai geheifsen, ist ein Nomadendorf, die Häuser zum Theil wie Schwalbennester an den Steilabhängen der felsigen Berge angeklebt, welche von allen Seiten mit schneeigen Koppen und schwarzem Unterholze auf die Strafse herüberhängen. Eine reichlich sprudelnde Quelle schwätzt wie eine Waldnajade den Menschenkindern da unten im Thal die neuesten Geschichten vom dunklen Forst vor, während wir unbekümmert um das friedliche Gemurmel der lieben Nachbarin mit den Eingeborenen um alte Münzen ehemaliger georgischer Könige feilschen, und erst nach glücklicher Acquisition der numismatischen Schätze Ruhe und Zeit zum Frühstück gewinnen.

Wer du auch seist, Wanderer, wenn du deinen Fufs auf diese Strafse setzest, um nach Persien zu pilgern, nimm freundlichen Rath an. Bereite dich vor, bald Abschied vom frischen Bergesgrün, von der lustigen Wiese,

mit einem Worte von dem vegetativen Leben der europäischen Landschaft zu nehmen. Du stehst an der eigentlichen Grenze Europas und Asiens, fülle also deine Erinnerungen zum letzten Male mit den heiteren Bildern lieblicher Scenen droben am Berge und unten im Thale an, gleich ist es für lange, lange Zeit mit der landschaftlichen Romantik aus. Der Berg Bambak bildet geographisch gedacht die Scheidewand zwischen Georgien und Armenien, zwischen Europa und Asien, zwischen frischem Leben und tödtender Dürre, zwischen Civilisation und Barbarenthum.

Die neunte Poststation nannte man *Tschurussân.* Von da bis Dilidschan, auf einer Ausdehnung von zwanzig Werst, windet sich die Strafse durch prachtvolle Thalgründe hindurch. Läfst die Bergwand rechter oder linker Hand nur einigermafsen den Blick frei, so leuchten aus dem Aether die weifsen Spitzen der Bergkämme in wunderbarem Glanze in das Thal hinein. Die Baumwelt an den Abhängen des Weges, der immer mehr und mehr ansteigt, von auffallender Schönheit und Gröfse, geleitete uns schliefslich gegen 4 Uhr Nachmittags nach einer schneebedeckten Hochfläche, von wo aus die behenden Rosse bergabwärts in rasender Schnelle mit uns nach Dilidschan zueilten.

Das Posthaus liegt recht malerisch in einem Thale mit vollständigem Alpencharakter. Gegen Abend machte ich einen Ausflug, um mir Land und Leute, so gut Zeit und Licht ausreichen wollte, genauer in Augenschein zu nehmen. Das Dorf Dilidschan steckt halb in der Erde, ebenso die Kirche, welche auf einer Höhe die ganze Gegend beherrscht. Eben kam ein langer Zug von Weibern aus der Kirchthür und stieg bergabwärts dem Dorfe zu. Weifse Schleiertücher verhüllten den Kopf, das Gesicht und den ganzen Oberkörper; rothe und buntfarbige Röcke guckten unter denselben hervor. So sahen keine Tataren aus. Ich hörte auf meine Erkundigungen hin, dafs dies Dorf in der That das erste ist, welches von Armeniern bewohnt wird. Und das bewies auch der Anstrich von Wohlstand, der aus einzelnen sauber aus Stein oder Holz gebauten, mit Söllern und Balkonen versehenen Häusern hervorleuchtet. Der Armenier, so verschmitzt und schlau er ist, so fleifsig ist er als Kolonist und Ackerbauer, so sparsam und sorgfältig in seinem ganzen innern und äufsern Hauswesen.

Der Kirchhof des Ortes liegt auf einem entgegengesetzten Hügel des Gotteshauses. Man gelangt zu ihm bei einer Quelle vorübergehend. Aus einem Felsen hervor spendet sie ihr klares Wasser, der mit mehrsprachigen

Inschriften versehen ist, die an der Felswand eingemeifselt sind. Wenn nicht Menschenhand oder besondere Naturereignisse die Züge der Buchstaben zerstören, so werden diese Felsentafeln nach Jahrtausenden vielleicht ein ähnliches Aufsehen erregen, als die Felsenstelen mit trilinguen Keilinschriften im alten Assyrien, Medien und Persien. Den Kirchhof zeichnet kein besonderes Grabdenkmal aus, vielmehr dienen grofse, gewöhnliche Feldsteine, platt und ziemlich ordnungslos auf der Erde liegend, als Merkmale und Erinnerungszeichen an die Todten darunter. Auf einem der Steine sah ich weder Inschrift noch sonst etwas an den Tod mahnendes, vielmehr als sonderbare Hieroglyphe, von mir nicht verstanden, einen — Mann zu Pferde.

Der nächste Morgen, es war der zweite April, sah uns früh 6 Uhr bereits auf den Beinen. Unser Weg, nicht weniger anmuthig durch seine Natur, als es der gestrige gewesen war, führte durch einen lieblichen Thalgrund, durch welchen sich ein rauschendes Bächlein in allen möglichen Windungen durchschlängelte. An seinem Ufer sah's wohnlich und erquicklich für das Auge der deutschen Reisenden aus. Da gabs Wassermühlen, Holzsägereien, saubere Häuser, fleifsige Menschen. Man fühlt gleich den ersten Augenblick, dafs hier das Gebiet der Malakanen beginnt, deren Dörfer und Kolonieen zu den besten und reichsten Wohnplätzen des Kaukasus zählen.

Keine Kirche der Welt hat bekanntlich so viel Secten aufzuweisen, als die russische. Unter Druck und Verfolgungen haben sich die Anhänger derselben mit einer Zähigkeit zu behaupten gewufst und ihre Lehren, oft von der sonderbarsten Art, imgeheim zu predigen und zu verbreiten verstanden, dafs der russischen Regierung eigentlich gar kein anderes Mittel übrig geblieben ist, als die Secten zu verbannen und am Verbannungsorte zu dulden. Von den im Kaukasus weilenden Sectirern haben wir bereits oben die sehr eigenthümlichen Skopsis genannt; hier müssen noch aufser den friedlichen Malakanen die „Springer“ und die „Sonnabendsfeierer“ erwähnt werden. Der Name der Malakanen bedeutet so viel als Milchesser. Wir werden später Gelegenheit haben, noch einmal diesen russisch-kaukasischen Galaktophagen zu begegnen.

Der Weg wurde allmählig steiler, die Luft immer dünner und schneidender, und die Bergvegetation spärlicher an den Abhängen des engen Thalgrundes, durch den laut rauschend eine Quelle der Akstafa über Geröll

und losgerissene Steinblöcke in die Tiefe dahinstürzte. Bald wurde der Weg so schlüpfrig und gefährlich, denn Schnee und Glatteis bedeckte die gewundene Bergstrafse, dafs wir genöthigt waren aus unseren Fuhrwerken zu steigen, die ein jedes von acht dampfenden Pferden gezogen wurden. Wie sie auf die Höhe des Berges kamen, schien mir ein wahres Wunder.

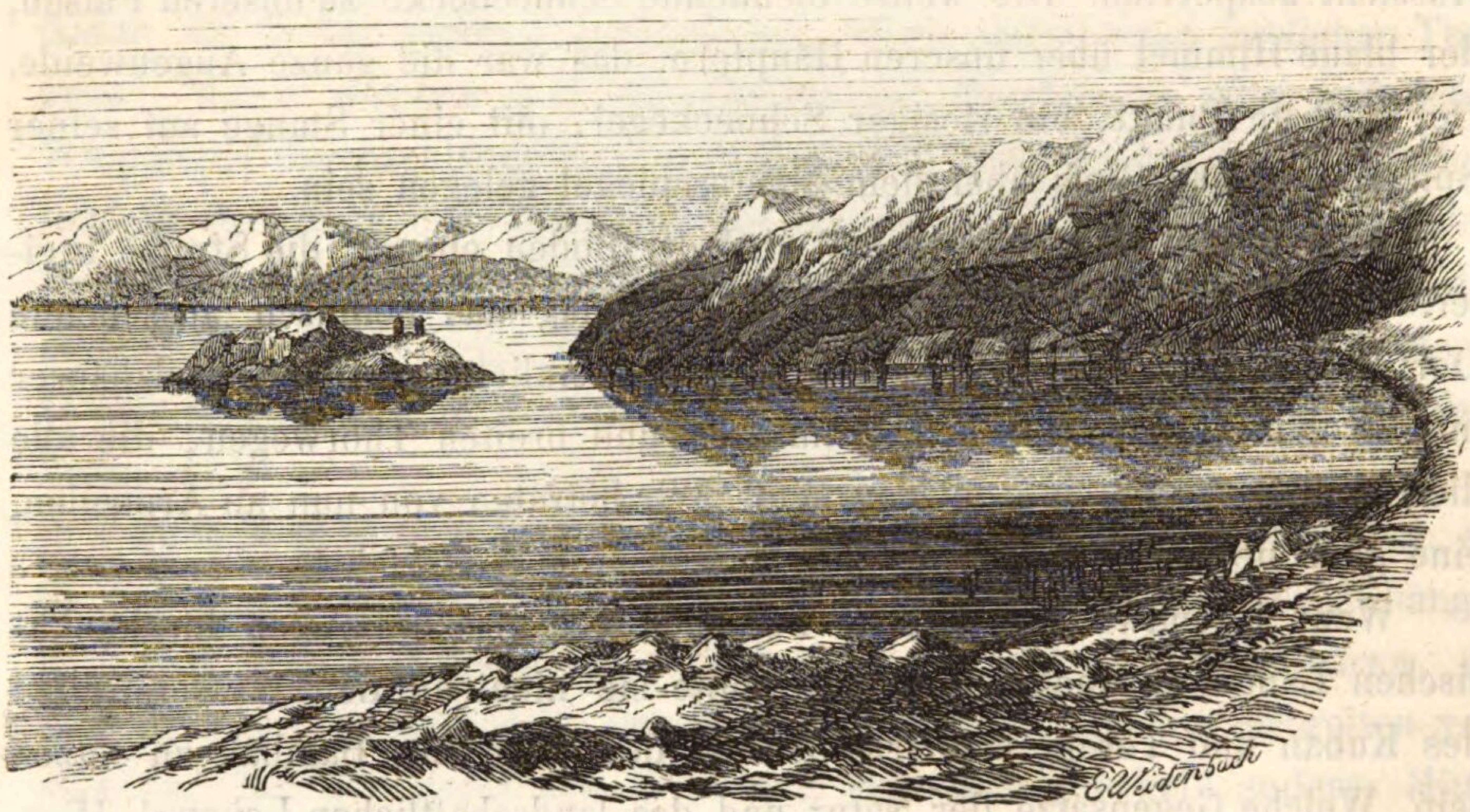
Auf unserer Fufsreise nach dem Kamm des hohen Gebirges begegneten wir einer grofsen Zahl von Kameelen, welche mit schweren Lasten bepackt auf dem eisigen Boden unter ihren Füfsen wie Anfänger im Schlittschuhlaufen hin und her rutschten. Nach zweistündiger Wanderung hatten wir den *Ischak-Meidan*, die Höhe des Gebirges, das uns mit dem Namen des Bambaks bezeichnet wurde, erreicht. Anfänglich zeigte sich nichts als ein Kreis von Schneeköpfen, die uns von allen Seiten umgaben und jede Aussicht absperrten. Die weifse blendende Schneedecke zu unseren Füfsen, der blaue Himmel über unseren Häuptern, das war die ganze Augenweide. Der höchste Punkt, ein riesiger Schneekegel, mit einer Stange auf seiner Spitze, soll 7000 Fufs über dem Meeresspiegel gelegen sein.

Eine kurze Strecke dahinter wird der Boden ebener, die Strafse breiter. Mitten in einem unendlichen Moraste lag das heimisch aussehende Dorf *Semionowka*, von Malakanen bewohnt, reinlich aussehende Holzhäuser mit Strohdächern, steinernen Hofmauern und breiten Thorwegen, die alle die Hauptstrafse entlang gelegen sind. Wir betraten von nun an Armenien, eine ganz neue Natur begleitet uns auf unserer Weiterfahrt.

Wenn irgendwo eine Grenze zwischen Europa und Asien im kaukasischen Lande anzunehmen ist, so sollte sie nicht an den Wasserstreifen des Kuban und Terek, sondern hier auf der Höhe des Bambak zu setzen sein. Welche Gegensätze der Natur und des landschaftlichen Lebens! Hier, auf der asiatischen Seite, alles öde und todt, eine vulkanisch-zerklüftete vegetationsleere Gebirgslandschaft, dort, in Europa, Leben und üppige Fülle der Pflanzenwelt in ihren mannigfachen Erscheinungsformen. Dieser Charakter verwischt sich nicht, so weit man von nun an sich dem iranischen Reiche nähert.

Trotz der Eigenthümlichkeit der erstarrten, doppelt todten Natur in unserer Umgebung auf der Höhe der Strafse von Semionowka, wenig geeignet, das Gemüth frisch und fröhlich anzuregen: mufs jener Passage über den Berg mit besonderer Dankbarkeit für einen unbeschreiblich schönen Naturgenufs gedacht werden, der sich uns bald genug darbot. In über-

raschender Pracht und Herrlichkeit lag plötzlich der durch manche Phänomene räthselhafte Goktscha-See vor unseren Augen, ein Alpensee, eingefaſst von malerisch gruppirten Schneebergen, die sich in dem lichtgrauen glatten Wasserspiegel wie schwarz-weiſse Federfahnen abspiegeln. Dazu ungeheure Stille, nicht jene zur Ruhe und zur Beschaulichkeit einladende Stille, sondern erschreckende Einsamkeit, in der das Herz bange schlägt, in der wir kaum zu athmen wagen. Und doch war der Anblick schön, so unendlich schön, daſs wir aus den Wagen in den tiefen Morast stiegen, um uns in unbeschränkter Weite so lange als möglich des herrlichen Naturschauspieles zu erfreuen.



Die Straſse geht allmälig bergab, wendet sich nach der nordöstlichen Spitze des vulkanischen Sees, näher bezeichnet durch die russische Poststation *Tschubukli*, und steigt dann wieder aufwärts die steile westliche Uferseite entlang bis zum Dorfe *Ellenowka*. Die Dörfer an der Poststraſse, sämmtlich von den fleiſsigen Malakanen bewohnt, müssen den Weg zu allen Jahreszeiten, besonders aber im Winter, in freiem und fahrbarem Zustande erhalten. Daſs dies keine Kleinigkeit ist, sollten wir bald aus eigener Erfahrung kennen lernen. Plötzlich eintretende Schneewehen (chasses de neige)

bedecken in kürzester Frist die Strafse am See oft fünf bis sechs Fufs hoch mit Schnee, so dafs jede Wegspur unsichtbar gemacht wird. Die armen Bewohner am Goktscha-See schippen Jahr aus Jahr ein den Schnee von der Bergstrafse weg, sind dafür von allen Lasten und Steuern befreit, vielleicht noch überglücklich, als Sectirer so wohlfeilen Kaufes vom Zahlen wegzukommen.

Wie an den übrigen Stationen der Strafse, so erwartete auch hier am schönen Alpensee den K. Minister-Residenten Preufsens eine offizielle Begrüfsung, diesesmal in deutschen Tönen und in der liebenswürdigsten Weise ausgesprochen. Ein junger russischer Offizier in voller Uniform, höherer Beamte im Dienste des Gouvernement von Eriwan und Sohn des früheren russischen Gesandten in Teheran, Graf Simonitsch, erwartete mit etlichen Kosaken vor dem kleinen Posthause am Goktscha-See die preufsische Ambassade, welche thalabwärts zu der nördlichen Uferspitze desselben herniederstieg. Nach den herzlichsten Begrüfsungen auf beiden Seiten, wobei selbst der persische silberne Kalian, die bekannte Wasserpfeife der Rothköpfe jenseits des Araxes, seine Rolle spielte, wurde nach kurzem Aufenthalte das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Auf der langen Dachkante des Posthauses safsen ein Dutzend geschwätziger Starmätze und schienen nach dem lauten Gezwitscher zu urtheilen in der lebhaftesten Unterhaltung miteinander begriffen zu sein. Bald senkten sie den Kopf in der Richtung nach uns hin, bald erhoben sie ihn sonnenwärts, vor lauter Wohlbehagen die gelben Schnäbel weit aufsperrend. Wir nahmen die Erscheinung der munteren Thierchen als eine gute Vorbedeutung für unseren Uebergang am Goktscha-See mit auf den Weg.

Die Strafse, so eng, dafs kaum ein Wagen Platz finden konnte, erhebt sich steigend und sinkend etwa funfzig bis hundert Fufs über dem Ufer des Sees. Die Lawinen hatten ihn wenige Stunden vor unserer Ankunft vollständig verschüttet, und eine Menge der Anwohner war augenblicklich damit beschäftigt, den Rädern eine Fährte frei zu legen. Der Schnee konnte beseitigt werden, aber nicht das Glatteis, mit welchem die gefährliche Bergstrafse ihrer ganzen Länge nach bedeckt war. Der Uebergang, der etwa eine Stunde dauerte, war schauerlich genug. Bald gleiteten die Räder bis zur äufsersten Kante der Strafse nach der Seite des steilen Seeufers ab und nur viele Menschenhände, welche eiligst in die Felgen eingriffen, konnten uns allein vor der drohenden Gefahr des Hinabsturzes retten. Graf

Simonitsch ging dabei allen mit dem besten Beispiel voran. Bald versank der Wagen in der Schneemasse, welche nach der Bergseite zu sechs bis zehn Fufs hoch eine steile, gefährliche Mauer bildete; bald stürzten die Pferde an den abschüssigen glatten Stellen der Strafse und der Wagen rollte den liegenden Zugthieren auf den Leib. Während der ganzen Zeit unseres Ueberganges waren wir lautlos stille, im Angesichte so augenscheinlicher Gefahr hätte man den Pulsschlag des Herzens hören können.

Unglücksfälle an der bezeichneten Strafse sind nicht selten und mahnen während einer winterlichen Fahrt zu grofser Vorsicht. Nicht allein die Karawanen haben Verluste zu beklagen, indem ihnen belastete Thiere in die Tiefe seeabwärts stürzen, sondern auch von Reisenden werden einzelne Unglücksfälle aufgezählt. So theilte uns Graf Simonitsch mit, dafs vor kurzer Zeit ein Wagen, der einen Holländer nebst Frau und Kinder nach Eriwan bringen sollte, von der steilsten Höhe der Bergstrafse in die Tiefe stürzte, merkwürdigerweise, ohne dafs jemand ernstlich beschädigt wurde. Wie durch Gotteswunder waren die Reisenden gerettet und kamen mit dem freilich entsetzlichen Schreck glücklich davon.

Die Strafse von hier bis nach Eriwan hin ist aufserdem verrufen durch ein Räubergesindel, das oft arg wirthschaftet und sich der strafenden Gerechtigkeit durch die Flucht nach der nahe gelegenen türkischen Grenze zu entziehen weifs. Es sind dies Tataren, die besonders von Kars her das russische Gebiet unsicher machen und Reisenden und Karawanen auf der Strafse auflauern. Vor allen zeichnete sich ein gewisser Jelik als Hauptmann einer Bande aus, die ganze Dörfer brandschatzte und das Entsetzen der Wanderer war. Oft geschah es, dafs Jelik ganz allein in ein Dorf einkehrte, sich Speise und Trank vorsetzen liefs und Geld und anderes, was ihm nöthig war, verlangte. Niemand unter den Dorfbewohnern wagte ihn zu verrathen, aus Furcht seiner Rache anheimzufallen. Doch war es schliefslich den Kosaken gelungen, seinen Aufenthalt auszukundschaften. Jelik safs in dem Zimmer eines Malakanen-Dorfes und liefs es sich wohlschmecken. Ein Kosak schlich sich heran, sah den Räuber sitzen und erschofs ihn in dieser Stellung durch das Fenster.

Graf Simonitsch zeigte uns den Kosaken in seiner Begleitung, eine sehr gutmüthig aussehende Person, der das treffliche Pferd des erschossenen Räuberhauptmannes ritt.

Nur durch aufmerksamste Wacht Seitens der Kosaken kann dem räu-

berischen Wesen auf der wenig belebten Strafse das Handwerk einigermafsen gelegt werden. Die Kosaken schleichen in allen Richtungen umher und liegen oft tagelang bei Schneesturm und den furchtbarsten Unwettern auf der Lauer.

Einen besonders lieblichen Anblick von der steilen Höhe der Goktscha-Bergstrafse aus gewährt die Insel Sewanga. „Es befinden sich auf derselben Spuren eines heidnischen Tempels, der im Jahre 305 von armenischen Bekehrern zerstört sein soll. An der Stelle dieses Tempels stehen jetzt noch die Ruinen eines von Tiridat erbauten Klosters und ein steinernes Kreuz, das dem grofsen Gregor geweiht ist. Im benutzbaren Zustande trägt die Insel zwei Kirchen, von denen die eine im Jahre 880 von der Fürstin Takuja erbaut und durch ihren Leichnam geheiligt ist, und die andere im Jahre 1654 von den Tiflisern aufgeführt und unterhalten wird. Es residirt daselbst ein Erzbischof mit einigen Mönchen, die aufser mit Beten und Fasten sich auch noch mit Garten- und Ackerbau, so wie mit Fischerei beschäftigen.“ (A. Nöschel, Bemerkungen über den Goktscha-See im Kaukasus. St. Petersburg 1854 S. 4.)

Hat man die Bergstrafse im Rücken, so führt der Weg über einen breiten Wasserfaden, die sogenannte falsche Senga. Der See, welcher unter andern wunderbaren Phänomenen (Goktschastein, plötzliche Wolkenbildungen, Mondnebelbogen, Luftströmungen durch das Sengathal u. s. w.) periodische Niveauschwankungen zeigt, die oft stündlich beobachtet werden können, führt durch diesen sichtbaren Arm, so wie durch andere unterirdische Abflüsse, einen Theil der Wassermasse des Sees durch die Sengaschlucht der eigentlichen, ächten Senga zu, an deren steilem Ufer die armenische Stadt Eriwan gelegen ist. Bei dem armenischen Dorfe Tschasar bildet die falsche Senga einen 70—75 Fufs hohen, schönen Wasserfall.

Gegen 1 Uhr Mittags zogen wir in das russische Kolonisten-Dorf *Ellenówka* ein, eine wohleingerichtete Niederlassung der Malakanen. Ehrwürdige Weifsbärte begrüfsten, die Pelzmütze in der Hand, den aussteigenden Minister-Residenten, geleiteten ihn bis zum Gastzimmer des Posthauses, dessen Wände so rein und manierlich aussahen, wie der hölzerne Fufsboden und die Tische und Stühle darauf.

Ellenówka liegt dicht am See. Der Rand desselben war mit dünnem Eise bedeckt. Eine kleine Zahl von Barken mit und ohne Segel stationirte am Ufer. Die Leute von *Ellenówka* bedienen sich ihrer, um zum Fisch-

fang auf den See auszufahren. Die Bewohner des flüssigen Elementes haben einen gepriesenen Ruf und die Forellen, Karpfen und Schleien des Goktscha wandern bis nach Tiflis und Eriwan.

Trotz der Besorgnifs vor Fieberanfällen, die sich sehr häufig nach dem Genusse von Fischen einstellen, konnten wir der Verführung nicht widerstehen und die ganze Mission labte sich an dem Genusse der vortrefflichen Lachsforellen des Goktscha-Sees.

Der Weg von *Ellenówka* bis Eriwan ist unbeschreiblich traurig, besonders in der Jahreszeit, die wir zur Reise durch den Kaukasus zu wählen genöthigt waren. Die Natur hat hier die Spuren vulkanischer Thätigkeit ohne Unterbrechung so massenhaft hinterlassen, dafs man keinen Schritt thun kann, ohne auf die Zeugen ehemaliger Umwälzungen durch das Feuer im Innern des Erdkörpers zu stofsen.

Die Strafse, welche vom Goktscha-See aus in das Innere vom russischen Armenien führt, läfst den armenischen Flecken *Neu-Bajaset* linker Hand liegen. Dies ist wohl der bewohnteste Platz unter den 60 bis 65 Ortschaften an den Seeufern, welche heute zu Tage von Armeniern, Tataren und russischen Kolonisten bewohnt sind. Früher soll die Bevölkerung bei weitem stärker gewesen sein. „Aus der Menge von Ruinen, auf welche man an den Ufern des Sees überall stöfst, zu urtheilen, mufs die ganze Gegend in früheren Zeiten in der That stark bewohnt gewesen sein. Ueberall findet man Ueberbleibsel von alten Abdämmungen und Wasserleitungen (Hauptzeugnisse alter Cultur!); eine Menge von Plätzen, auf denen man vierkantige Löcher mit einem verfallenen Steinwall umgeben, als die Rudera menschlicher Wohnungen erkennt; viele zerstörte Kirchen, oft von mühsamer Arbeit, und, was mir besonders interessant war, mit einer in Stein gehauenen verticalen Sonnenuhr, deren Stundentheile aber gleich grofs schienen; endlich verödete Kirchhöfe, auf welchen man bisweilen sehr verzierte, aus vulkanischem Gestein ausgearbeitete Denkmäler in die Erde versunken sieht.“ (Nöschel, l. l. S. 7.)

Nach einstündiger Fahrt bergauf und bergab auf dem vulkanischen Boden, dessen Spur die weite Schneedecke und winterliche Sümpfe kaum zu verbergen vermochten, erreichten wir um drei Uhr die Station *Aktha* (*Achty*). Die Berglandschaft hier erinnert in manchen Beziehungen an den Anblick des steinigen, wilden Kataraktenlandes Schelal, an der ägyptisch-nubischen Grenze. Die Hütten des Tatarendorfes sind roh aus Steinen auf-

geführt, mit Erde bedeckt und von seltsamen Strohpyramiden überragt. Hier und da begegnet man einem aus Thierdünger gebauten sonderbaren konischen Hügel mit Eingang. Die Alten des Dorfes begrüfsten wie in *Ellenówka* den fremden Gesandten. Auch hier wohnen neben den Tataren Malakanen. Ein bedeutendes Ereignifs hatte in der letztvergangenen Zeit ihre kirchlichen Zustände erschüttert. Ein junger, hübscher Mann von dreifsig Jahren galt als der Heiland der Secte. Die russische Regierung hatte den Heiland nach Sibirien transportiren lassen. Die Malakanen, besonders die Malakaninnen, getrösten sich seiner Wiederkunft mit der erbaulichen Vorstellung, dafs es für ihn ein leichtes ist, sich von Sibirien aus plötzlich nach dem geliebten Dorfe *Aktha* zu versetzen, wenn anders es ihm in Sibirien nicht besser gefallen sollte, als bei ihnen. Ich glaube, die guten Malakanen warten noch heute.

Zwei Stunden später safsen wir in dem abgelegenen Posthause von *Fontanka*. Der Weg bis dahin ist ungemein steinig, und es ist ein Wunder, wenn schwache Wagenachsen ihn überwinden. Glänzende Stücke schwarzer und rother Lava (Obsidian) bekunden aufs neue den vulkanischen Charakter der traurigen Gegend.

In der Station lagerte eine kleine Schaar donischer Kosaken und tatarischer und armenischer Reiter, die uns den Nachmittag und Abend auf das angenehmste zu unterhalten wufsten. Es gab Schauspiel über Schauspiel; der unermüdliche junge Graf Simonitsch dirigirte alles mit unverwüstlichem Humor.

Ein kräftig gebauter, junger Armenier gab zunächst seine Reiterkünste zum Besten. In langem Galopp sprengte er auf seinem erst dreijährigen Rosse vorwärts, warf seine Pelzmütze auf die Erde und langte sie, den Körper und den rechten Arm vom Sattel abwärts zur Erde niederbeugend, behend auf. Er schofs das Gewehr ab, schwang sich unter den Bauch seines dahineilenden Thieres und lud die Schufswaffe von neuem. In voller Carrière war es ihm ein leichtes, vom Pferde hinabzuspringen, eine Strecke nebenher zu laufen und sich mit gleicher Geschicklichkeit wieder aufs Rofs zu schwingen. In derartigen Fertigkeiten sind die Armenier und Tataren gleich ausgezeichnet.

Ein Ringkampf folgte den Exercitien zu Pferde. Der Wettkampf, von mehreren Paaren armenischer und tatarischer Bewohner ausgeführt, hat viel Aehnlichkeit mit den bekannten schweizerischen Ringspielen. Niemand war

im Stande, trotz langen Kämpfens seinen Gegner zu überwinden, und so trennten sich die Paare abgespannt und athemlos.

Ein Thierkampf zwischen fettschwänzigen Widdern schlofs sich dem vorigen Schauspiele an. Die Leute hier zu Lande entwickeln eine eigene Passion für derartige Kämpfe und setzen eine besondere Ehre und grofsen Stolz auf den Besitz von Kameelen, Büffeln, Widdern und Hähnen, welche im Kampfe mit ihresgleichen Siege davon getragen haben. Die Heerden fettschwänziger Schafe, denen wir hier in Armenien zum erstenmale begegneten, und die uns, zu meinem persönlichen Leidwesen, treue Begleiter durch ganz Persien geblieben sind, zeichnen sich vor unserem gewöhnlichen Schafe durch einen breiten, dicken, beweglichen Fettklumpen am Hintertheil des Körpers aus, der sich an der Stelle des Schwanzes befindet und einen sehr häfslichen, widerlichen Anblick gewährt. Die fettschwänzigen Schafe, viel gröfser und stärker als unsere gewöhnlichen Hausschafe, bilden den Hauptreichthum der *Ilats* oder nomadisirenden Wanderstämme Mittel-Asiens bis zu dem chinesischen Reiche hin. Die Kampfwidder, ungewöhnlich kräftig gebaute Thiere, fast so hoch und stark als das wilde Bergschaf, das hier in Armenien und Persien in dem Gebirge lebt und sich nicht scheut, angegriffen selbst auf den Menschen loszugehen, werden von ihren Besitzern wie bissige Hunde an die Kette gelegt, da sie in ihrer Wildheit alles Lebende als Feinde betrachten und mit den starken Hörnern attakiren. Bei dem Wettkampf werden die beiden Partheien von der Kette befreit und nun beginnt der merkwürdige Kampf. Die Thiere scheinen sich anfangs messen zu wollen; sie stehen still und schauen sich unverwandt an. Der Schwächere zieht es oft vor, das Feld zu räumen, wird aber dann von dem Stärkeren verfolgt und unbarmherzig gestofsen. Bleiben beide auf dem Platze stehen und nehmen den Kampf als ebenbürtige Gegner auf, so treten sie zunächst einige Schritte zurück und stofsen dann mit Stirn und Hörnern so heftig aufeinander, dafs man glauben sollte, die Schädel müfsten auseinander bersten. Oft verwickeln sie sich mit den Hörnern und sitzen wie angeleimt zusammen. Erst menschliche Hülfe vermag sie aus dieser Lage zu befreien. Der überwundene Theil, welcher die Stöfse seines erbosten Gegners nicht auszuhalten vermag, zieht sich eiligen Laufes zurück, bei seinem Herrn Schutz suchend, wird aber vom Feinde verfolgt und so hart an den Weichtheilen seines Körpers von dessen Stöfsen zugesetzt, dafs das Blut durch den dicken Wollpelz zum Vorschein kommt.

Die menschliche Umgebung schaut den kämpfenden Thieren mit grofser Neugierde und Spannung zu, und begrüfst den glücklichen Besitzer des vierfüfsigen Siegers, der seinen Liebling an die eiserne Kette legt und mit ihm stolz von dannen zieht.

Der Kampf der Gesänge folgte nach kurzer Pause. Zuerst kamen die Tataren und Armenier an die Reihe. Den unmelodischen Klängen, welchen ein Europäer an den Ufern des Nil, wie in der arabischen Wüste, in Konstantinopel wie an den Ufern des Euphrat und Tigris ebenso wenig Geschmack abgewinnen kann, als in dem armenischen Fontanka, lauscht man nur gern in stiller nächtlicher Einsamkeit. Da ist es nicht die Melodie, sondern der Ton der Stimme, welche die Nähe menschlicher Wesen anzeigt und dadurch beruhigend wirkt und gefällt. Bei Tage, besonders wenn der Gesang und die begleitende Musik lange anhält, könnte man bis zur Verzweiflung von den argen Mifstönen getrieben werden. Umgekehrt findet der Morgenländer die europäische Musik abscheulich und geräth bei den leisesten Tönen nationaler Melodieen in die eigenthümlichsten Verzückungen.

Den Schlufs der Gesangsvorträge bildeten sieben oder acht Kosaken, wahre Garde-Grenadier-Gestalten, an der Spitze einen Unteroffizier als Vorsänger, der in Bezug auf körperliche Gröfse trotz seines ungeheuren blonden Schnurrbartes weit unter dem niedrigsten Militärmafse stand.

Die Kosaken hegen und pflegen eine in neuerer Zeit erst bekannter gewordene Volkspoesie von eigenthümlich sentimaler Färbung, die in angenehmen melodiösen Weisen von den fruchtbaren Ufern des Don an bis zu den traurigen Gestaden des Araxes allabendlich von den blonden Söhnen der Steppe abgesungen werden. Was die Leute dabei fühlen und empfinden, davon kann die Soirée musicale in Fontanka ein schlagendes Beispiel liefern.

Die Sänger und der Vorsänger bildeten einen kleinen Kreis. Die Gegenwart hoher und höchster Vorgesetzten veranlafste sie, eine vorschriftsmäfsige kerzengrade Stellung einzunehmen, unverwandten Auges, die Hände grade an den Leib gelegt.

Der Gesang begann. Die Melodie hatte viel vom Choral, die Stimmen waren durchweg gut. Die Melodie ging allmälig in schnelleren Tact über. Der Unteroffizier-Vorsänger sang allein, die übrigen bildeten den Chor. Von den gesungenen Worten war mir nur Napulian d. h. Napoléon verständlich. Der Unteroffizier konnte die Macht der Empfindungen nicht mehr

überwältigen. Zuerst bewegte er im Tact, doch kaum merklich die Füſse, dann die Beine, dann die Hände, dann die Arme, zuletzt ging die kleine Gestalt, dem die Freude aus den Augen glänzte, in einen vollständigen Kosakentanz über.

Seine Leute standen kerzengrade, keiner verzog eine Miene. Die Entzückungen des kleinen Vorgesetzten durften ihnen keinen Grund zu einer ähnlichen Begeisterung abgeben, und wenn Orpheus mit der Leier selber leibhaftig erschienen wäre.

Wir fragten nach dem Inhalte des Liedes. Es war politischer Natur. Der Dichter fing mit dem unglücklichen Krimkriege an, und ersucht den Kaiser Napulian, gefälligst wiederzukommen. Gott habe die Russen strafen wollen, sein Wille sei erfüllt, die Belohnung könne ja nun nicht ausbleiben und der Sieg sei gewiſs.

Die Leute wurden beschenkt. Die Kosaken hatten bald eine Quantität asiatischen *Wodka* an Ort und Stelle geschafft, bestiegen das Dach des Hauses und sangen aus Dankbarkeit die ganze Nacht in stehender Stellung ihre Kosakenlieder durch, so daſs wir kaum die Augen zu schlieſsen vermochten. Und wenn dies geschah, drang uns ein Hurrah in die Ohren, das einen Siebenschläfer erwecken muſste.

In aller Frühe wurde die Station verlassen und der Weg nach Eriwan eingeschlagen. Die vulkanische Natur der Gegend verläugnete sich nirgends. Groſse, wie Pech glänzende Stücke schwarzen und rothen Obsidianes lagen auf der ganzen steinigen Straſse umher.

Um 7 Uhr Morgens sahen wir den Ararat in majestätischer Gröſse vor uns liegen. Wenig Berge, mögen sie selbst höher als der Gipfel des Sündfluthberges (16,070 Par. Fuſs) sein, wirken durch ihren Anblick so mächtig auf die Anschauung, als der hohe armenische Wetterprophet, eine Folge seiner isolirten Stellung auf dem armenischen Hochlande.

In der Nähe eines armenischen Dorfes hatten wir eine Höhe überwunden, die uns eine freie, unbehinderte Aussicht gestattete. Eine groſse Ebene dehnte sich lang vor unseren Blicken aus. In einer Entfernung von etwa zehn deutschen Meilen erhob sich unserem Standpunkte gegenüber, auf der anderen Seite der Ebene, die gigantische Pyramide des Ararat, mit dem sogenannten kleinen Ararat, einem niedrigen fast regelrechten Kegel, an seinem Fuſs. Die Luft war so klar und durchsichtig, daſs der Gipfel des Ararat wolkenfrei dalag und daſs wir, selbst ohne Gläser, sehr

deutlich die drei Spitzen, zwischen welchen der Volkssage nach die Arche Noah's geruht haben soll, zu unterscheiden im Stande waren. Nach rechts zu fällt der Kolofs zu niedrigen Höhenzügen ab, die sich wie eine lange Mauer bis zum fernen Horizonte hinziehen. Der gröfste Theil des grofsen und kleinen Ararat, so wie der anstofsende Gebirgsrücken war mit Schnee bedeckt. Ein dunkler, in matte Nebel gehüllter Streifen zeigte die Grenze des schneelosen Theiles an, der sich in sanftem Abfall zur Ebene herabsenkte. Dem Ararat nahe schlängelte sich der gewundene Araxes wie ein dünner Silberfaden durch die Ebene. Deutlich war in der Mitte derselben die Stadt *Eriwan*, und in einiger Entfernung davon *Etschmiadzin*, das armenische Rom, zu erkennen.

Wir rücken Persien immer näher. Seit dem Jahre 1827 ist der Ararat der riesige politische Markstein geworden, an welchem das russische, türkische und persische Reich zusammenstofsen.

Der Weg niederwärts zur Ebene, die immer noch beinahe 3000 P. F. über dem Meeresspiegel liegt, ist abschüssig, steinig wie ein Wüstenplateau. In der Nähe eines mit Wasser gefüllten Kanals, hart an der Strafse, welche sich durch die Ebene hinzieht, begegneten wir einer bedeutenden Kameelkarawane. Graf Simonitsch, von Jung und Alt hier zu Lande gekannt und werthgeschätzt, forderte die Leute des grofsen Zuges auf, einen Kameelkampf zur Schau zu geben.

Die Wagen hielten, wir stiegen aus, um das seltene Schauspiel zu geniefsen. Zwei männliche Thiere wurden vorgeführt und von den Karawanenführern nahe aneinander gebracht und in jeder Weise gereizt. Man schob und stiefs sie aneinander, kniff und zwackte sie in den Leib, und ermunterte sie mit lauter Stimme so lange, bis eines der Thiere aus seinem Phlegma herausfuhr und zornig wurde. Meiner Meinung nach hätten die Kameeltreiber das Ziel des Angriffes sein müssen. Beide Thiere äufserten nun nach Kameelweise ihre Wuth auf das Thatsächlichste. Schnaubend und grunzend drückten und schoben sie die ungeschlachtenen Leiber aneinander und drängten sich in langsamen Bewegungen von dem Platze, den sie grade einnahmen. Diesem ziemlich ungefährlichen Manoeuvre folgte nun der eigentliche Zweck des Drängens und Schiebens; beide suchten die günstige Gelegenheit, sich, wie man's nennt, ein Bein zu stellen. Lange quälten sich beide ab, ihr Ziel zu erreichen, bis dann endlich das eine Thier mit den Vorderbeinen niederstürzte und von dem andern an der

Halsmähne gepackt wurde. Man rifs nun beide auseinander und schickte sie zu den übrigen Thieren des Zuges. Auf dem Wege dahin brach die Wuth der einmal erzürnten Kameele von neuem los, doch brachte sie eine tüchtige Tracht Prügel bald zur Ruhe.

Die Sonne fing an in der Ebene bereits gehörig zu brennen. Je mehr wir uns der Stadt Eriwan näherten, je trockener, erdiger wurde der Weg, so dafs wir schliefslich in Staubwolken von allen Seiten eingehüllt waren. Da wo sich die Senga zwischen steilen Felsenufern rauschend hindurchdrängt, liegt die alte armenische Hauptstadt. Hat man die Höhe vor Eriwan erstiegen, so breitet sich Stadt und Festung wie ein grofses Bild sehr malerisch aus. Hier herrscht mit Ausnahme weniger Gebäude bereits der persische Stil vor. Ein dunkelgrauer, würfelförmig gestalteter Erdhaufen bildet ein Haus, viele solcher Würfel nebeneinander gestellt bilden die Stadt. Unzählige kleine weifsrindige Pappeln überragen blätterlos die Häuserwürfel. Die Festung, etwas höher gelegen als die übrige Stadt und an der einen Seite, da wo das alte Schlofs des ehemaligen persischen *Serdars* liegt, von der Senga bespült, ist ein künstlicher Bau, aus Erdklumpen mit gehacktem Stroh aufgeführt. Wenn es einmal stark regnete, sollte man meinen löse sich die ganze Festung in Schlamm und Brei auf.

Wir fuhren in die Stadt durch die längste Strafse ein. Die Fenster an den Häusern, hoch gelegen, waren stark vergittert, die Thüren klein und geschmacklos. Die Bevölkerung auf der sonnigen Gasse wie ausgestorben, hier und da begegnete man einem armenischen Bewohner.

Die Strafse mündet in den grofsen *Meidan* oder Platz. Von der einen Seite wird dieser durch die Hallen des Bazars und durch Karavanseraien gebildet, von der anderen durch russische Gouvernements-Gebäude. In der Mitte des Platzes so etwas wie eine Gartenanlage und ein Springbrunnen aufser Dienst.

Die Wagen hielten vor dem Hause des Gouverneurs von Eriwan, des Generals Kolubakin.

Hôtels für Leute, die „von draufsen“ hergekommen sind und in Eriwan Rasttag zu halten gedenken, besitzt die Stadt nicht. Ein *Konak* oder Gastfreund, dem europäische Sitten und Gewohnheiten nicht fremd sind, mufs die fremden Wanderer aufnehmen.

Der General Kolubakin war auf die Ankunft der preufsischen Mission vorbereitet. Sein Neffe, Graf Simonitsch, hatte bereits an der Grenze des Eriwanschen Gouvernements die Honneurs des Empfanges mit der ihm angebornen Herzlichkeit so anspruchslos erzeigt, als habe seiner Sendung kein officielles Commando zu Grunde gelegen. Im Hause des russischen Generales war alles mit europäischem Comfort zum Empfange in Bereitschaft gesetzt. Wir zogen in die gastlich geöffneten Räumlichkeiten, halb europäisch, halb asiatisch decorirt, mit jenem Wohlbehagen ein, dessen sich der Europäer nie entschlagen kann, der aus dem Leben unter uncivilisirten Völkern plötzlich auf ein heimisches Terrain versetzt wird. Jeder Gegenstand, selbst der unscheinbarste, den wir in Europa kaum beachtet haben, erscheint uns neu, beachtungswerth, angenehm.

Der russische General ist ein Respect einflöfsender *Konak*. Ein martialisches Gesicht, stramme, ächt soldatische Haltung, so eng anliegende Uniform, dafs der blofse Anblick des hohen zugeknöpften Kragens hinreicht, um Halsschmerz zu erregen, kurze abgebrochene Art zu reden, und eine Vergangenheit, deren bester Theil unter den Tscherkessen des Kaukasus verlebt ist, geben dem gestrengen Herrn General das Recht zu imponiren. Neben dem russischen Mars thront als liebliches Gegengewicht seine Gemahlin, ausgezeichnet durch anmuthsvolle Weiblichkeit, voller Wärme und Empfindung für alles Gute und Schöne, aber mit einer vom fieberreichen Klima Eriwans so erschütterten Gesundheit, dafs der Anblick der armen Dulderin das gröfste Mitleid einflöfsen mufs. Welch' ein Gegensatz: der Gemahl, Se. Excellenz der Gouverneur von Eriwan, mit einem eisernen Körper und einer Löwenstimme und die zarte Blume an seiner Seite, die ein blofser Hauch umzuknicken drohte! Doch singt ja schon der Dichter:

Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.

General Kolubakin war übrigens nicht so schlimm, als er aussah. Neben Säbelgeklapper, Paradetritt und barschem Commandiren gab es eine Seite in seinem Wesen, die man hochschätzen mufste und unter der rauhen Hülle kaum ahnte: eine nicht blofs oberflächliche, sondern gründliche Neigung sich zu unterrichten und belehren zu lassen, ein Drang nach wissenschaftlicher Forschung, die sich bei ihm, der fern vom europäischen Büchertische lebte, in der eifrigen Verfolgung der neuesten und besten Erschei-

nungen der französischen Literatur concentrirte. Der General schreibt und spricht das Französische mit einer Geläufigkeit und Eleganz, die ihresgleichen unter Nichtfranzosen zu suchen hat und unsere ganze Bewunderung erregte.

Seiner Meinung nach war es nothwendig, dafs die fremden Gäste zu allererst in seiner Begleitung Kenntniss von Eriwan und der unmittelbaren Umgebung der Stadt nahmen. Für den Tag unserer Ankunft ward deshalb ein Ritt zu Pferde durch die Stadt, für den folgenden ein Ausflug nach Etschmiadzin, dem armenischen Rom, verabredet.

Der ausgesprochene Wunsch des Generals hatte eine ungewöhnliche Zahl aufgeputzter Tataren-Khane und tatarischer Reiter auf dem grofsen Meidan versammelt, die sich mit ihren Pferden herumtummelten, ehe sie sich der Begleitung anschlossen. Der Bazar, durchaus asiatisch, das Quartier der Tataren, die armenischen Viertel, der Garten des ehemaligen Serdars in der Nähe des felsigen Ufers der Senga, auf der anderen Seite der Stadt, wurden besucht, und zuletzt die persische Feste in Augenschein genommen.

Europäischen Truppen kann das Erdbollwerk durchaus keinen Schrecken einflöfsen. Das buntbemalte Lusthaus des letzten Serdars und die Moschee, gegenwärtig ein Pulvermagazin, gaben die ersten grofsartigen Beispiele des persischen Baustiles und der persischen Blumenornamentation ab. Das in der Nähe befindliche europäische Lazareth, von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit, war mit russischen Soldaten angefüllt, welche meistens vom Fieber befallen waren und ihrer Genesung harrten.

Der abendliche Aufenthalt in einem hell erleuchteten Bade persischen Ursprunges, mit Spiegeln und Blumenmalereien an den Wänden, war belustigend genug durch die Bemühungen der Tataren, uns nach Landessitte auf das vollkommenste zu behandeln, d. h. so stark und so lange zu kneten, dafs es mir vorkam, als sei mir jeder Knochen im Leibe zerbrochen. Die Unmöglichkeit, mich meinen Quälern mittelst des tatarisch-türkischen Idioms verständlich zu machen, liefs mich die ganze Reihe der üblichen Badetorturen überstehen, bis ich erst zur Besinnung kam, als man mich wie durch ein Loch im Backofen in ein Bassin mit brühheifsem Wasser schob, aus dem ich mich mit einem lautem Angstschrei durch eine zweite Oeffnung zu retten suchte. Zum Schlusse wurde als Erfrischung Eriwaner Braunbier mit persischen Kalians gereicht, beide so wenig zu einander

passend, als der europäische Verehrer des kalten Wassers in der warmen Brühe der tatarischen Badstube.

Reisende mit gesandtschaftlichen Pässen und Empfehlungen haben den Vorzug vor gewöhnlichen Touristen, die besonderen Merkwürdigkeiten einer fremden Stadt leicht und schnell kennen zu lernen. Freilich wird immer das Beste aufgetischt, während die ordinären Pilger, zu deren Klasse ich mich sonst zu rechnen habe, erst lange suchen und anklopfen müssen, freilich aber dafür mit manchen Nebendingen vertraut werden, die eben nicht als Glanzpunkte auf dem fremden Boden leuchten.

So wurde auf den 3. April unser Besuch in dem Mädchen-Institut von Eriwan angesagt, bevor wir unseren Ausflug nach dem armenischen „Dreikirchen" unternehmen wollten.

Das in Rede stehende Institut, unter der Leitung einer Deutschen, Madame Berghaus, die während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Rufsland ihre deutsche Muttersprache vergessen hat, dafür aber sehr gut russisch parlirt, bildet eine Erziehungsanstalt junger Damen. Zwei Klassen enthalten ungefähr vierzig Schülerinnen, die in den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen unterwiesen werden. Die Mädchen tragen sich in Blau und Weifs, den vorgeschriebenen Farben, die Offiziere des gelehrten Mädchenbataillons, d. h. die Fleifsigen, sind durch eine rothe Schleife an der linken Schulter ausgezeichnet. Es ist ungemein interessant, aus der versammelten Kindermenge die verschiedenen Nationalitäten herauszuerkennen. Auf einen Blick unterscheidet man die russische, georgische, armenische und tatarische Rasse. Das Institut wird durch Pensionats-Beiträge (60 bis 100 Rubel jährlich), durch freiwillige Gaben und durch den Erlös von Theater-Vorstellungen unterhalten, in denen die Mädchen als Acteurs zu ihrem eigenen Besten spielen müssen. Die Waisen, welche einige Freistellen besetzen, haben den Vorzug, oft noch sehr jung an den Mann zu kommen. Für das höchste Gebot der *Kebine* oder der Mitgift werden sie an die anwesende heirathslustige Männerschaar öffentlich unter den Auctionshammer gebracht!

„Und sind die Ehen erfahrungsmäfsig glücklich?" fragte ich.

„*Odschi! Odschi!* gar sehr!" erwiederte Madame Berghaus.

Ländlich, sittlich! dachte ich bei mir im Stillen. Gott *Amor* wird in Eriwan gewaltig geprellt.

Der Weg bis *Etschmiadzin* dauert etwa zwei Stunden. Auf der stei-

nigen Strafse vergifst man die Zeit beim Anblick des ehrwürdigen Ararat, dessen Spitze eine böses Wetter verkündigende Nebelkappe verhüllte. Der majestätische Schneeberg erhob sich rechter Hand von unserem Wege. Die tatarischen Berittenen hielten mit der langen bepuschelten Lanze ein wahres Reise-Festturnier.

Etwa zehn Minuten vor der Ankunft sahen wir drei Kirchen mit Thürmen, in einem eigenthümlichen Stile erbaut, vor uns. Die mittlere war die gröfste. Hier ist der Sitz des Katholikos, des Papstes der armenischen Christen.

Etschmiadzin spielte in dem Kriege der Russen und Perser, welcher nach dem Siege von *Elisabethpol* und nach der Eroberung von *Eriwan* und *Täbriz* mit dem für die Perser ungünstigen Frieden von *Turkmantschai* (d. 10/22. Februar 1828) endete, eine bedeutende hervorragende Rolle. Die Provinzen Eriwan und Nachitschewan gehörten noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zum persischen Reiche. Die armenischen Christen, von jeher ein Spielball in den Händen fanatischer Sunniten und Schiiten, die bald unter dem Namen der Türken, bald unter dem der Perser die alten Landesbewohner bedrückten und quälten, erhoben lange Zeit vergeblich ihre Stimme um Hülfe, da politische Schmerzensschreie in diesen Gegenden vor dem blanken Säbel verstummen. Die Tyrannei nahm so überhand, dafs eines schönen Tages der armenische Katholikos mit den Heiligthümern von *Etschmiadzin* und dem ganzen Mönchstrosse den hohen Klostermauern den Rücken wandte, zu den russischen Nachbarn floh und hier Schutz und Hülfe suchte.

Die Perser liefsen sich den Abzug nicht so ruhig gefallen, und verlangten die Auslieferung des armenischen Papstes. Die Russen hatten ihn zu lieb, um ihn herauszugeben, und so ward unter anderen Gründen auch dieser Umstand die Ursache zu einer Kriegserklärung. Graf Paskewitsch, der später durch den Beinamen Eriwanski geehrt ward, rückte mit einer russischen Armee in Armenien ein, eröffnete den Feldzug mit der Eroberung von *Etschmiadzin* d. 27. April 1827, nahm *Eriwan* und *Nachitschewan* ein, setzte über den *Araxes*, bemächtigte sich der Stadt *Täbriz* und war bereits mit seinen Soldaten bis zum *Kaflan-kuh* vorgedrungen, als sich die Perser plötzlich, aber leider zu spät, eines Besseren besannen und durch den bekannten Vertrag von *Turkmantschai* dem ganzen Kriege ein Ende machten. Rufsland erhielt auf ewige Zeiten die Khanate von *Eriwan* und *Nachitschewan*, so wie den früher ihm bereits einmal gehörigen Theil des

Khanats *Talisch*, am kaspischen Meere, und aufserdem eine Summe von zwei Kururen Tomans oder einer Million persischer Ducaten.

Nach dem für die russischen Waffen glücklich beendigten Feldzuge gegen die Perser zog der Katholikos der Armenier von Neuem in *Etschmiadzin* ein. Das ganze Kloster ward durch russische Freigebigkeit restaurirt und verschönert und bald lud der mohamedanischen Ohren so verhafste Ton der hellen Kirchenglocken von Etschmiadzin zum christlichen Gottesdienste ein. Seitdem blüht das armenische Rom als ein vielbesuchter Wallfahrtsort, zu dem wenigstens einmal in seinem Leben der fromme Armenier pilgern mufs.

Etschmiadzin, der Ort, ist weder schön noch grofs. Das Kloster mit der Kirche, wovon sich eine leidliche Abbildung in dem bekannten Werke von *Gille* über den Kaukasus vorfindet (S. 319), ist von einer hohen Erdmauer umschlossen, die auf drei Steinlagen ruht und in angemessenen Entfernungen von Thürmen unterbrochen wird. In den Kriegen der Türken und Perser ist sie oft berannt worden und hat stets ziemlich lange Widerstand geleistet.

Das Thor, welches den Eingang in das Innere öffnet, führt zuerst in einen langen Gang, der durchaus kein kirchliches Aussehen hat, sondern rechts und links eine lange Reihe von Buden enthält, die den Bazar von *Etschmiadzin* bilden.

Am Ende des Bazars, der von armenischen Kaufleuten besetzt ist, die meistentheils Lebensmittel zum Verkauf anbieten, tritt man, sich links wendend, in den grofsen Klosterhof ein. Alles zeugt hier von grofser Ordnung, Sauberkeit und hat einen Anflug von Wohlstand, den man in den christlichen Kirchen des Morgenlandes so häufig vermifst. Im grofsen Viereck ringsumher liegen an der innern, der Kirche zugekehrten Seite der hohen festungsartigen Mauern die Wohnungen der Mönche, die Speisesäle, die Küchen, die Keller (*Etschmiadzin* bereitet einen ganz vorzüglichen Landeswein), die Druckereien u. a. m. In der Mitte des Hofes, der mit grofsen Steinplatten belegt ist, erhebt sich die Kirche, der St. Peter der armenischen Christenheit.

Die Grundform ihres Planes ist ein regelrechtes Viereck. Die Hauptseite desselben, da wo der grofse Eingang ist, schmückt ein Vorbau, der auf vier Säulen ruht und mit ganz vorzüglichen Sculpturen versehen ist. Dieser Vorbau dient als Träger des Glockenthurmes. Rechter Hand vom

Eingang, an der Kirchenmauer, befindet sich eine Marmortafel mit einer armenischen und englischen Inschrift. Beide sagen aus, dafs an dieser Stelle der ehemalige englische General-Consul in *Täbriz*, Macdonald, begraben sei.

Die drei andern Seiten der Kirche haben je einen fünfseitigen Anbau, der in gleichen Abständen von den Ecken der Kirchenwände dreiviertel jeder Seite einnimmt. Ein Hauptthurm überragt das Schiff der Kirche, vier Nebenthürme erheben sich an den Ecken. Im Innern der Kirche stützen vier Pfeiler in Kreuzform die reich bemalte Kuppel. Die ganze innere Fläche der Wände, Kuppeln und Halbkuppeln des Heiligthumes ist mit Blumenmalereien in bunten grellen Farben und mit einem Ueberflufs von Flittergold so reich geschmückt, dafs das Auge unruhig hin und her irrt. Die wohlthuende Wirkung harmonischer Gestaltungen fehlt ganz und gar; nach dem gewaltigen und doch beruhigenden Eindruck, welchen der Anblick christlicher Baudenkmäler des Abendlandes auf den empfänglichen Beschauer erzeugt, würde man vergeblich in der armenischen Kirche von Etschmiadzin suchen. Wie die Kirche als geistiger Inhalt, so ist auch ihre plastische Gestaltung bestrebt, keiner grofsen, allgemeinen, leitenden Idee zum Ausdruck zu dienen, sondern sich in tausend kleinliche, äufserliche Einzelheiten ohne Form, ohne Plan zu verlieren. Nur eine rohe, kindliche Menge kann an den bunten Gestalten einen Gefallen finden, die dem Gedächtnifs entschwinden, sobald man die Kirche im Rücken hat. Zu dieser überladenen Ornamentation die Fülle von heiligen Bildern, welche wie in einem Bildermuseum die glatten Wände von oben bis unten bedecken! Wer Curiosa sucht, wird in diesen Oelbildern, meistens ältere und jüngere Copien italienischer Meister, manchen Beitrag seiner Studien entdecken. Den frommen Gefühlen der Begeisterung, der Erhebung zu Gott, der Versenkung in sich selber kann ein solcher bunter Bilderkram keine Stütze sein, sondern mufs abziehen und ablenken von den reinen Gefühlen stiller, beschaulicher Andacht.

Die Kirche von *Etschmiadzin* ist dem Schutzpatron *Gregorius von Nazianz* geweiht (wie die beiden anderen Klöster den heiligen Frauen *Gaiane* und *Rhipsime*), der im vierten Jahrhundert den von den Römern in die Herrschaft seiner Väter wieder eingesetzten König *Tiridates III.* zum Christenthume bekehrte. Dem Andenken dieses apostolischen Schutzpatrons, welcher den Beinamen des „Erleuchters“ führt, ist ein Tabernakel gewidmet,

das sich ziemlich in der Mitte der Kirche befindet. Es bezeichnet die Stelle, wo Christus niedergestiegen und dem heiligen Manne erschienen sein soll. Daher wohl der Name von Etschmiadzin, welcher so viel heifst als er ist herabgestiegen. Nicht weit davon wird ein Stein aus dem Fufsboden gehoben, der wie ein Deckel ein Wasserloch von geringer Tiefe schliefst. Dem neugierigen Besucher wird dann klar gemacht, dafs die ganze Kirche auf Wasser stehe. Dies sei der Grund, weshalb sie im Laufe der Zeiten allen Erdbeben Trotz geboten habe.

Nach diesen Merkwürdigkeiten öffnete man eine kleine stark verschlossene Thür neben der Apsis im Hintergrunde der Kirche und packte den ganzen hohenpriesterlichen Ornat des Katholikos aus: die bunten, goldgestickten Mefsgewänder, die Gürtel, die Tiara u. s. w., alles meist älteren Ursprungs. Seide, Gold, ächte Perlen, Rubinen, Smaragden und Diamanten bilden durchweg das Material, aus welchem die kostbaren Bekleidungsgegenstände (zum Theil Geschenke von Rom her) sehr kunstvoll gefertigt waren.

Den feierlichsten Augenblick unserer Anwesenheit in der Kirche von *Etschmiadzin* veranlafste der auf Befehl des Katholikos geöffnete und enthüllte Reliquienschatz, der, wie ich hörte, nur einmal im Jahre den zahlreichen Pilgern nach *Etschmiadzin* während des feierlichen Gottesdienstes gezeigt und auf das Andächtigste geküfst wird.

Die anwesenden Mönche, etwa ein halbes Dutzend der Zahl nach, bekleideten sich in die kirchlichen Festgewänder und näherten sich voller Hochachtung und unter dem Gesange von Mefsknaben dem heiligen Orte, welcher die Reliquien in sich schlofs.

Der Schlüssel zur Thür ging von Hand zu Hand und wurde auf das Zärtlichste geküfst. Eine dunkle Kammer barg, in kostbaren Tüchern wohl verhüllt, die heiligen Schätze der armenischen Kirche, die mit Weihrauchsduft geräuchert und der Reihe nach unter stetem Singen auf zwei reine Tische gelegt wurden.

Anwesendes armenisches Volk fiel auf die Knieen nieder, bekreuzigte sich und schlug den Erdboden mit der Stirn.

Mit grofser Vorsicht wurden die einzelnen Reliquien von ihren Umhüllungen befreit und nur mit Hülfe kostbarer Tücher berührt und uns zum Küssen dargeboten.

Es waren dies in chronologischer Reihe:

1. ein Stück Holz von der Arche Noah;
2. die Lanze der Passion, d. h. der oberste Theil des Holzschaftes derselben sammt der eisernen Spitze, mit dem armenischen Kreuze in Hohlarbeit darin;
3. ein vom Evangelisten St. Johannes geschnitztes hölzernes Kreuz mit einer Darstellung der Abnahme des Welterlösers;
4. die Hand Sancti Gregorii;
5. die Hand Jacobs von Nisibe.

Nachdem wir diese Reliquien einige Zeit lang betrachtet hatten, wurden sie in derselben feierlichen Weise wieder in den dunklen Wandschrein gethan und die mit Goldblech beschlagene Thür desselben wohl verschlossen, wir selbst aber in's Freie geführt, um dem Katholikos selber vorgestellt zu werden.

Ein Seitengebäude, das nach einem zweiten sehr freundlichen Hofe führt, in dem sich Gartenanlagen, kleine Kanäle und Springbrunnen befinden, enthält die Wohnung des Hochehrwürdigen. Ganz europäisch decorirt, wenn man die grofsen buntfarbigen Teppiche persischen Ursprungs ausnehmen will, enthält sie zunächst einen grofsen Empfangssaal, in dem an der oberen Wand die Reihe der armenischen Päpste in Oelbildern aufgestellt sind.

Kleinere Räume führen zuletzt zu einem Gemache, in dem der Katholikos im vollsten Priesterornat auf einem Sopha safs.

Der Patriarch Matthäos imponirte durch seine Erscheinung in der würdigsten Weise. Ein Kleid von violetter Seide umhüllte die Gestalt des greisen Katholikos, dessen Antlitz mit langherabwallendem schneeweifsem Barte ein unendlich feiner, geistvoller Schnitt markirte. Die grofse schwarze armenische Priestermütze bedeckte das Haupt, und Schleier von schwarzer Atlasseide fielen von derselben auf die Schultern herab. Das Bild des Welterlösers hing an einer goldenen Kette und in Diamantfassung auf seiner Brust.

Mit jener unvergefslichen Würde, welche den orientalischen Kirchenvätern angeboren zu sein scheint, gemischt mit einer sofort für ihn einnehmenden Freundlichkeit, empfing er den Gesandten Preufsens und die übrigen Mitglieder der Mission, sich zu jedem einzelnen wendend und mit grofser Leichtigkeit und Sachkenntnifs das Gespräch eine gute halbe Stunde im Flufs haltend.

Als wir schieden, reichte er uns die Hand zum Kusse, segnete uns und drückte, nach Landessitte, einen Kufs auf die Stirn eines jeden.

Mir selber liefs er durch den russischen Dollmetscher sagen, dafs sich sein Herz zu mir besonders hingezogen fühle. Eine so grofse Theilnahme des ehrwürdigen Kirchenvaters konnte ich natürlich nur mit grofser Rührung empfangen.

Ein russisches Frühstück, das in aller Eile in dem grofsen Empfangssaale hergerichtet ward, liefs eine geschmackvolle Neigung zum europäischen Leben auch nach dieser Seite hin nicht verkennen, und empfahl sich vor allem durch die starken, sehr wohl mundenden Weine von Etschmiadzin. Sind wir doch auf dem Gebiete Vaters Noah, der hier zu Lande eine vielfach in Sage und Schrift gefeierte heilige Person ist und der die erste Weinrebe in den fruchtbaren Boden der Landschaft des Ararat gesenkt hat.

Die Geistlichkeit von Etschmiadzin gehört durchaus nicht jener rohen, unwissenden, stumpfsinnigen Klasse mönchischer Einsiedler an, wie man sie leider zu häufig Gelegenheit hat in den christlichen Klöstern des Morgenlandes anzutreffen. Die Armenier im Gegentheil bekunden eine gewisse geistige Regsamkeit für ihre kirchliche und weltliche Literatur und ein eingehendes Studium für das Schriftverständnifs der altarmenischen Handschriften. Sie hegen und pflegen diese Literatur mit Vorliebe und wie bereits Venedig, Moscau und Wien ein zahlreiches Gelehrtenthum entwickelt, dem als bedeutendstes Hülfsmittel zur Verbreitung armenischer Schriftwerke die Buchdruckerkunst zur Seite steht, so hat auch Etschmiadzin eine gelehrte Schule aufzuweisen, deren Bemühungen das Erscheinen manches durch den Druck allgemein verbreiteten Buches zu danken ist. Die Buchdruckerei von Etschmiadzin versorgt die armenische Christenheit in Asien, die durch gewaltsame Entführungen vom Boden der Väter und durch freiwillige Auswanderungen über einen grofsen Theil dieses Continents verbreitet ist, mit den nöthigen literarischen Hülfsmitteln für Schule und Haus. Mit der Druckerei, die von Mönchen gehandhabt wird, ist zugleich eine Holzschnitzerei zum Druck von Holzschnitten verbunden, die sich aber freilich nach den mir bekannt gewordenen Proben noch in ihren ersten Anfängen befindet.

In der Schule von Etschmiadzin, die in mehrere Klassen eingetheilt ist, empfangen armenische Knaben, die sich zum priesterlichen oder gelehrtweltlichem Mönchsstande ausbilden wollen, von den Mönchsprofessoren

geistige und leibliche Nahrung. Ihre Bekleidung entspricht ihrem künftigen Stande, giebt aber den hoffnungsvollen Sprossen der armenischen Kirche ein düsteres, unheimliches Aussehen.

Die Bibliothek des Klosters soll ausgezeichnete Schätze handschriftlicher Natur enthalten, doch bin ich gar kein Kenner der armenischen Literatur, so dafs ich vor den Handschriften, die in zwei Zimmern ordentlich und systematisch aufgestellt sind, dastand, ohne vielleicht zu ahnen, welche Kostbarkeiten zu sehen ich das Glück hatte. Besonders machten mich die Priester auf eine sehr starke Handschrift in Folio aufmerksam, die eine Geschichte des armenischen Volkes seit den ältesten Zeiten seines historischen Auftretens enthalten sollte. Ein drittes Zimmer der Bibliothek enthält ein Paar Tausend gedruckter Bücher, die zum Theil aus den Pressen der klösterlichen Druckerei hervorgegangen sind.

Wir verliefsen endlich Kloster und Klosterbrüder, um noch einen Blick auf den wohlangelegten grofsen und künstlichen See aufserhalb der Mauern von Etschmiadzin zu werfen, der eine Reihe querfeldein laufender Kanäle mit dem überflüssigen Wasser der hydraulischen Anlagen im Innern des Klosters speist, das in sein Becken abfliefst und ein ziemlich bedeutendes Wasserquantum darstellt. Neben dem See zeigt man einige bauliche Ueberreste aus dem Alterthume. Zwei Kapitäle, halb zerschlagen und verwittert, sollen den Zeiten Königs Tiridates angehören. Weshalb man sie so frei und ohne Sorgfalt liegen läfst, mufs anfangs unbegreiflich erscheinen, erklärt sich aber bei der durchgehenden Abneigung der Morgenländer gegen die Erhaltung antiker Baulichkeiten, selbst solcher, denen Zufall oder fromme Selbsttäuschung den Namen irgend eines Heiligen als ehrwürdigen Stempel aufgedrückt hat.

Unsere Rückkehr nach Eriwan ward durch kein Ereignifs oder durch eine Gelegenheit, Land und Leute nach einer besonderen Seite hin kennen zu lernen, ausgezeichnet. Im Angesichte der persischen Festung, welche auf dem rechten Ufer der *Senga* sich sehr malerisch auf steilen Felsabhängen erhebt, rollte der Wagen am linken Gestade des Flusses, der hier tief im engen Felsenthale fliefst, den steilen Weg bergabwärts, und über die *Senga*-Brücke dem *Meidan* oder Hippodrom von *Eriwan* zu, wo Kosaken so eben einen Mörder einbrachten, der auf einer zweirädrigen *Araba* in Ketten gefesselt dalag.

Am 4. in der Frühe des Tages setzten wir unsere Weiterreise nach

Persien fort, zunächst in der Richtung von *Nachitschewan*, dem *Naxuana* des alten Geographen *Ptolemaeus*. Der Ararat, welchen am gestrigen Tage eine dichte Nebelkappe verhüllte, hatte als Wetterprophet Wort gehalten, denn ein tüchtiger Frühlingsregen fiel vom Himmel und erquickte die dürre, schon längst nach Wasser lechzende Landschaft.

Auf dem Wege liegt als erster Ort von einiger Bedeutung *Naurosoli*. In einiger Entfernung von den Wohnungen der tatarischen Bevölkerung desselben und linker Hand von der Strafse sahen wir ein wildes, schmutziges Lager von *Ziganis* oder Zigeunern, die allenthalben im Lande umherziehen und jedes Mittel, Geld und Gut zu erwerben, für recht halten. Bei den mohamedanischen Hochzeiten und sonstigen Feierlichkeiten hier zu Lande führen die Töchter der Zigeuner ihre Tänze auf und vertreten die Rolle der morgenländischen Bajaderen, deren Zahl in Persien noch vor zweihundert Jahren von so grofsem Umfang war, dafs sie förmlich organisirte Trupps bildeten.

Die begleitenden Tataren, welche neben unseren Wagen herritten und sich von Station zu Station ablösten, zeichneten sich durch Führung einer langen Lanze mit Puschel daran vor den bisherigen Stammesgenossen äufserlich aus. Diese Tataren, welche sich *Kingerli* nennen, bilden einen grofsen Stamm in der übrigen Masse ihrer Namensvettern, der sich vor allen durch seine Vorliebe für Pferde und Pferdezucht bemerkbar macht, den Ackerbau hafst und in den Dörfern getrennt von der übrigen Bevölkerung lebt. Sie sind als Pferdediebe sehr gefürchtet und scheuen selbst nicht den Mord und Strafsenraub, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Anstatt diesen Ruf zu vermeiden, suchen sie im Gegentheil eine besondere Ehre in dem Renommée, ein tüchtiger, schlauer Pferdedieb zu sein. Wie in den früheren Zeiten, als sie noch unter persischer Herrschaft standen, dienen sie auch jetzt noch den Russen als eine Art von Landesmiliz. Sie erhalten monatlich zehn Silberrubel von der Landesregierung, wofür sie sich und ihr Pferd erhalten und ausstatten müssen, und dienen dafür auf den ganzen und halben Poststationen als Späher und Wächter gegen Räubergesindel aller Art, das die Gegend von der nahen persischen und türkischen Grenze her unsicher macht. Man sieht sie in Abtheilungen von zehn Mann an den Stationen zu Pferde halten, oft hohe Punkte mit ihren schnellen und gewandten Thieren erkletternd, um eine weitere Aussicht in die Ferne zu geniefsen. Ein flüchtiger Blick auf das Gebahren dieses

kriegerischen Reitervolkes unter einander genügt, um jedes Zusammentreffen mit einem derselben allein unter vier Augen nicht sehr herbeizuwünschen.

Bei unserer Einfahrt in *Naurosoli* begegneten wir einem sehr schmutzig aussehenden Zigeunermädchen von der Bande, welche sich draufsen vor dem Orte gelagert hatte. In ihrer Farbe und Gesichtsbildung war sie in nichts von einer Negerin verschieden, auch die schönen blendend weifsen Zähne wiesen auf diesen Vergleich hin, obgleich wiederum das lange pechschwarze Haar sie von der Negerrasse trennte. Sie war sehr dürftig mit rothen Fetzen und Lappen behängt, die sie nachlässig um den dunklen Körper geworfen hatte. Die Zigeuner, als deren Heimath neuere Forschungen *Indien* mit grofser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen haben, sind über ganz Asien hin zerstreut. Ihr unstätes Leben treibt sie bald hier, bald dort hin. Wir werden Gelegenheit haben, sie später in Persien wiederzufinden und Näheres über sie anzuführen.

Für einen Pferdekenner und Pferdeliebhaber mufs der Aufenthalt in diesen Theilen Armeniens ein besonderes Interesse durch das Studium der schön gestalteten, meist kräftig gebauten Pferde darbieten, die aus den Pferdezüchtereien der reichen tatarischen Khane hervorgehen. In östlicher Richtung von unserer Strafse, eingeschlossen von den Flüssen *Aras* und *Kur*, liegt die bergische Landschaft *Kara-bagh* (Schwarzgarten), berühmt durch die Schönheit ihrer Pferde, die weniger von den Persern, wohl aber von den Russen und den Eingeborenen geschätzt und gesucht werden. Ein Tataren-Khan liefs in Naurosoli einen prächtigen Hengst, goldfarbig, von arabischem Blute, vorführen, der als Beschäler weithin in der Gegend berühmt, zugleich aber wegen seiner Wildheit so berüchtigt ist, dafs ihn bis zum Zeitpunkte unserer Anwesenheit Niemand zu bändigen wagte.

Mit dem Anschauen des schönen, edlen Thieres beschäftigt, bemerkten wir kaum, dafs eine grofse Menge von Tataren, alte und junge, aus den Löchern ihrer niedrigen Erdhütten gekrochen war, und theils auf der Strafse, theils auf den Dächern herumstand und hockte, um uns fremde Gäste näher in Augenschein zu nehmen. Die Weiber, das Gesicht ziemlich unverhüllt, hatten in angemessener Ferne von den Männern ihren Standort gewählt. Ihre Züge zeichnete eine unangenehm berührende Häfslichkeit aus, etwas Hexenartiges, das zu dem schönen Typus der kräftigen Männerwelt in keiner Weise pafste. Sie waren mit enganliegenden Hosen bekleidet,

die über dem Fuſsknöchel zusammengeschnürt werden, dazu trugen sie Röcke von bunten Stoffen, die an den Seiten aufgeschlitzt waren, und hatten sich rothe oder weiſse Tücher um den Kopf und den Hals geschlungen. Auch diese Tracht ist unschön und harmonirt wenig mit der kleidsamen Umhüllung der Männerwelt. Leider haben beide Geschlechter die Gewohnheit, sich die Nägel an Händen und Füſsen und sonstige Körpertheile, vor allen aber die Männer den Bart, mit *Henneh* roth zu färben, so daſs sie bisweilen ein wahrhaft teuflisches Aussehen haben.

Es ist eigenthümlich, wie die Sitte der rothen Färbung so durchgehend bei den Völkern des Orients ist. Sie mag auf alten Gewohnheiten beruhen, die zum Theil schon von den Alten angedeutet worden sind, ein gutes Stück ihres Bestehens verdankt sie indeſs dem Aberglauben, daſs die Färbung mittelst der Hennehpflanze vor gewissen Krankheiten schützen soll. Nicht nur die Menschen bemalen in der angedeuteten Weise sich selber, sogar den Schimmeln unter den Pferden wird der ganze untere Theil des Schwanzes reichlich mit Henneh roth gefärbt.

Um ½11 Uhr erreichten wir die nächstgelegene Station *Kamerlu*. Eine Schaar berittener Kingerli-Tataren begrüſsten mit einem lauten *Saloh!* den Gesandten. An ihrer Spitze ritt, ausgezeichnet durch sein glänzendes, reich mit Silber besetztes Costüm, der Anführer oder *Jüzbaschi* des Häufleins, ein Khan des Ortes, in den wir bei ziemlich gutem Wetter einzogen. Das Wort *Khan*, früher gleichbedeutend mit Gouverneur eines Ortes und einer Provinz, hat in diesen Theilen Ruſslands so wie in Persien seine alte Bedeutung verloren und entspricht einem erblichen Adel nach unseren Anschauungen. Während, wie im östlichen Asien, als Titel Khan, z. B. von Khiwa, gradezu den König bezeichnet, ist das Wort *Khan* dem Eigennamen nachgesetzt, wie z. B. Jahijà Khan nur Ausdruck einer adligen Rangstufe.

Die Gebirgsformen zur linken Hand unserer Straſse treten immer näher. Ein wildes, ödes, zerklüftetes Gestein ohne eine Spur von Vegetation, von dunkelbrauner Färbung, durch und durch vulkanischen Ursprunges. Vor allen fällt ein gigantischer Bergkoloſs von violettrothem Gestein, in einer Entfernung von etwa zwei deutschen Meilen ins Auge. Hier ist der Aufenthalt einer reichen Zahl von Tigern, Panthern und Bären, die bisweilen in die Hochebene herniedersteigen und, mit Ausnahme der Bären, den freigelegenen tatarischen Dörfern unangenehme Besuche bereiten. Die Bären werden von den Eingeborenen in keiner Weise gefürchtet. Sie ver-

meiden den Anblick der Menschen und lassen sich durch das blofse Schreien der Kinder in die Flucht treiben.

Der Ararat, rechter Hand liegend, blieb den ganzen Tag über bis zur halben Höhe verhüllt, nur der kleine Ararat war einigermafsen sichtbar.

Auf der öden, menschen- und pflanzenleeren Hochfläche, welche die gewöhnliche Poststrafse durchschneidet, begegneten wir zum erstenmale wandernden *Kurden*, die mit ihren Weibern, Kindern und Pferden ihr Sommerlager aufsuchten. Alles war beritten, die Weiber zu Pferde trugen die kleineren Kinder auf dem Arme; eine Anzahl der Pferde war mit den braunen Filzzelten der Nomaden bepackt.

Der Anblick der Schaar, die aus etwa zwanzig Familien bestehen mochte, erinnerte uns an das nahegelegene Gebiet der Kurden, welches von nun an stets zur rechten Hand bis nach der persischen Stadt Täbriz hin liegen blieb. Wenn man vom Ararat eine Linie gezogen denkt nach dem persischen Meerbusen hin, so sind die Wohnsitze der Kurden durch die gröfsere nördliche Hälfte derselben bezeichnet, während den letzten Theil derselben die Zelte und Wohnstätte der räuberischen *Bakhtiaren* einnehmen. Politisch sind sie auf den Gebieten des türkischen und persischen Reiches sefshaft, nur ein sehr kleiner Theil wohnt im russischen Armenien in der Nähe des Ararat. Ihr Hauptreichthum besteht in Pferden, ihre Hauptbeschäftigung im Plündern und Rauben. Sie sind eine Plage der Karawanen und Reisenden, die sich vor ihren Angriffen förmlich loskaufen müssen. Sie sind von Alters her in Stämme eingetheilt, die unter eigenen Aeltesten stehen. Ihre Religion, obwohl mit vielen fremden Elementen vermischt, ist die mohamedanische. Ihre Sprache, auf die man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden ist, gehört zu dem grofsen indogermanischen Sprachstamme, genauer zu dem medopersischen Zweige derselben.

Einzelne Stämme derselben sind in Folge von Kriegen und inneren Zerwürfnissen bis in das Innere Persiens gewandert, wie z. B. mehrere Kurdenstämme in der Nähe des Berges Demawend südlich vom kaspischen Meere als *Ilat* oder Nomadenstamm ihre Zelte aufgeschlagen haben (es sind dies die Stämme der *Hadschewènd*, *Kuddschur* und *Kelardescht* in Mazenderan).

In der nächsten Station *Dawalu*, achtzehn Werst von Kamerlu entfernt, wurde uns zu Ehren ein grofser Büffelkampf mitten in der engen Gasse des Dorfes veranstaltet, und eine grofse Pferdeschau zum Besten ge-

geben. Die Büffelkämpfe gehören unstreitig zu den aufregendsten Schauspielen, da man mit ängstlicher Spannung den Bewegungen und mörderischen Stöfsen der starken Thiere folgt, die im wüthendsten Zorne auf einander losstürzen. Das Ende des Kampfes bezeichnete der Augenblick, in welchem sich beide Büffel so sehr mit ihren Hörnern verwickelt hatten, dafs nur die Hülfe der Menschen sie aus der schwierigen Lage zu befreien vermochte.

Von den Pferden wurden hier acht Stück jedes im Preise von 60 bis 100 Silberrubel für unsere Weiterreise auf persischem Gebiete erstanden und voraus nach Nachitschewan geschickt. Eigenthümlich ist die Art der Unterhandlung. Der Verkäufer ist auf keine Weise zu bewegen, das Pferd, welches sein Eigenthum ist, zu verkaufen. Er bietet es als Geschenk an. Dieser Aufmerksamkeit, welche bei allen Völkern des Orientes eine durchgehende Erscheinung ist, liegt nicht etwa, wie man vermuthen könnte, die edle Absicht zu Grunde, den Fremden durch ein Gastgeschenk zu ehren oder zu erfreuen, sondern die Erwägung, dafs das erwartete Gegengeschenk hoffentlich den in der Stille berechneten Preis bei weitem übersteigen wird. Schliefslich wird man ungeduldig, dann wird ein entsetzlich hoher Preis gefordert und von nun an nimmt das Handeln kein Ende. Graf Simonitsch, unser treuer Begleiter bis zur persischen Grenze, half aus den gröfsten Schwierigkeiten heraus. Ist der Kauf abgeschlossen, so ergreift der Verkäufer den Zügel des Pferdes mit dem Rockzipfel, der Käufer empfängt mit dem Zipfel seines Rockes vom Verkäufer den Zügel; darauf reichen sie sich unter Beglückwünschungen die Hand.

Die nächste Station *Sadarek* ist ein verrufenes Räubernest. Der Weg dorthin belebte sich einigermafsen durch den Anblick blühender Aprikosenbäume, die hier und da gartenartige Anlagen bildeten und von einer niedrigen Erdmauer umhegt waren, während die würfelförmigen Hütten der Tataren in einiger Entfernung davon aufgeführt waren. Zur rechten Hand unserer Strafse lagerte sich dunkles Gewittergewölk um die Gipfel des Ararat, hier und da blitzte ein Sonnenstrahl durch eine Wolkenspalte hindurch und erleuchtete die gewundene Silberfurche des Aras. Vom Südabfall des Ararat an dehnten sich in der Richtung vor uns hin niedrige Höhenzüge aus mit alten Höhlen, in denen man die Spuren der Zeitgenossen der alten Assyrer in neuester Zeit entdeckt hat. Die rothe Bergmasse des Atschdechan, vulkanisches Gestein in wunderbaren Formen, steigt rechts

in die Höhe. Auch hierin sind alte Höhlen vorhanden, die gegenwärtig den Aufenthalt kurdischer und tatarischer Räuber und ihres Raubes bilden. Von hier aus beunruhigen sie die Landstrafse Tag und Nacht. Auf der Höhe des Felsenpasses, welcher hier zu Lande unter der Bezeichnung des Wolfsthores bekannt ist, hielt ein Tatar Wacht, indem er auf die lange Flinte gestützt aufmerksam nach allen Seiten hin auslugte.

Mit Sonnenuntergang zogen wir in das Dorf *Baschnaraschen* ein. Der alte Tataren-Khan *Halil-Beg*, ehemaliger Perser, welchem das Dorf gehört, hatte seine Söhne in reichstem Waffenschmuck entgegengesendet und liefs durch dieselben die Bitte ausdrücken, in seiner Behausung das Absteigequartier zu nehmen. Es war dies somit der erste *Istakbal.*

Nach einer zwölfstündigen Reise, so lange hatte der Weg gedauert, konnte ein solches Anerbieten wohl nur mit dem gröfsten Danke angenommen werden. Das Haus ist ganz persisch eingerichtet. Wir scheinen in dem *Enderun* zu logiren, denn die Frauen sind unter uns in einem niedrigen Erdgeschofs eingesperrt worden und benutzen die offenen Thürritzen, um die fremden Gäste näher in Augenschein zu nehmen. Die Zimmer sind sauber geweifst, mit Wandnischen und Kaminen versehen, das grofse Fenster mit den bunten Glasscheiben schliefst uns von der einen Seite des Hofes ab. Persische Teppiche von ausgezeichneter Güte bedecken allenthalben den Fufsboden.

Zum erstenmale wurden wir mit einer ächt persischen Mahlzeit bewirthet. Die Speisen wurden nach orientalischer Sitte alle mit einem Male aufgetragen. Wir hockten rings herum, der alte *Halil-Beg* gab erst wiederholten Aufforderungen nach, an dem Mahle Theil zu nehmen. Die Söhne standen hinter uns, die rechte Hand an den Dolchgriff gelehnt, als ein Zeichen, dafs sie jeden Augenblick bereit seien, uns mit den Waffen zu vertheidigen. Von Zeit zu Zeit verrichteten sie die Dienste bei Tische, welche sonst nur von den Dienern des Hauses geleistet zu werden pflegen. Es ist das ein schönes Stück morgenländischer Sitte, dafs der Gastfreund seinen Gast selber bedient oder durch seine Söhne bedienen läfst.

Die vorgesetzten Schüsseln, aus denen mit den Händen gegessen wurde, bestanden aus ächt persischen Gerichten, als da sind *Pilau*, *Tschilau*, *Kebab*, Honig, Ziegenkäse, Butter, Zwiebeln und dazu dünnes und langes Fladenbrod. Die Perser nennen *Pilau* den mit Fett und sonstigen Ingredienzen zubereiteten Reis, die Lieblingsspeise des Morgenländers, *Tschilau* den nur

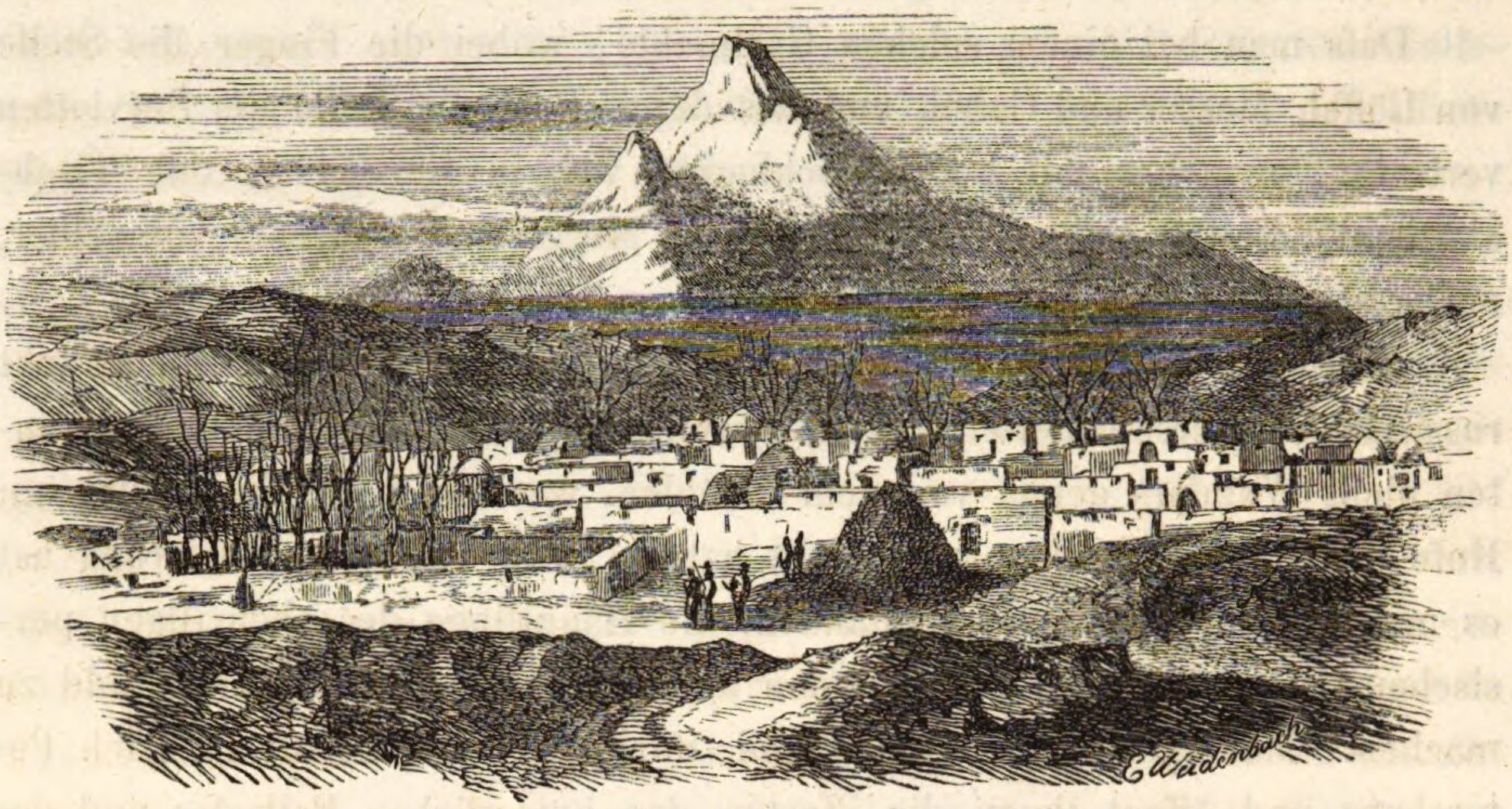
in Wasser gekochten Reis und *Kebab* die auf eiserne Spiefse gesteckten stark gepfefferten und über einem Kohlenfeuer gebratenen kleinen Stücke Hammelfleisches.

Dafs man bei einem solchen Gastmahle, wobei die Finger die Stelle von Löffel, Messer und Gabel, und das dünne Brot die Stelle der Servietten vertraten, manches mit heruntergeschluckt, was in Europa zu den Tischabscheulichkeiten gehört, versteht sich im Morgenlande zu sehr von selber, um weiter davon zu sprechen.

Halil-Beg und seine Söhne, welche an ihrer tatarischen Nationaltracht russische Offiziersepauletten trugen, waren eifrige Russenfreunde, und konnten nicht Wunders genug von dem erzählen, was sie in St. Petersburg am Hofe des Czaren gesehen und erlebt hatten. Die russische Regierung hat es mit grofsem Geschicke verstanden, die Häuptlinge des ehemaligen persischen Landes für sich zu gewinnen und den Interessen Rufslands hold zu machen. Man giebt ihnen Orden und Offizierspatente, beruft sie nach Petersburg und öffnet ihnen die Pforten des kaiserlichen Pallastes und der hohen Aristokratie. Kommen die guten Mohamedaner zurück, so sind sie die gröfsten Russenfreunde geworden, die nicht anstehen würden, bei einem ausbrechenden Kriege die Waffen gegen ihre eigenen Glaubensgenossen zu ergreifen und gegen sie zu Felde zu ziehen.

Am 6. April wendeten wir dem gastlichen Hause *Halil-Beg's* den Rücken. Unsere Karawane war heute durch die Anwesenheit zweier Pferdehengste, eines prachtvollen Karabagh-Goldfuchses und eines Schimmels aus der Pferdezüchterei *Halil-Beg's* vermehrt worden. Je näher wir der persischen Grenze kamen, je gröfser wurde aufserdem die Schaar der begleitenden Tataren, welche im gestreckten Trabe neben den dahineilenden Wagen einherreiten. Die Pferderasse, das merkt man bereits hier, ist in Asien von einer seltenen Ausdauer im Lauf. Nach kaum einstündiger Fahrt hatten wir eine Abzweigung des *Aras* erreicht, der in zahlreichen Armen von kaum zwei Fufs Wassertiefe die Poststrafse durchschneidet. Der Flufs hat die Eigenthümlichkeit, alle Jahr seinen Lauf zu verändern, so dafs der Strafsenbau darunter sehr leidet.

In *Kiwrách*, woselbst die Pferde gewechselt wurden, hatten wir einmal wieder die Freude, auf zwei Europäer zu stofsen, die sich in den Personen des russischen Districtshauptmannes und des vielgereisten und vieler Sprachen kundigen Polizeimeisters von Nachitschewan, Mr. Quartano, dem



Gesandten vorstellten. Unter den Armeniern und Tataren, welche die ebengenannte Stadt und den nach ihr bezeichneten Bezirk bewohnen, bilden beide neben dem Doctor und Schuldirector die Noblesse des südlichsten Theiles Rufslands. Der ehemalige Oberst Quartano ist nebenher ein wahrer Schatz für die Reisenden, da er der einzige Europäer ist, mit welchem man sich in seiner Muttersprache zu unterhalten vermag. Er spricht ebenso geläufig deutsch, französisch, spanisch, italienisch als russisch und tatarisch und hat mehr als Einer die Welt gesehen und kennen gelernt. Hr. Baron v. Minutoli, dem die spanische Sprache nach seinem langen Aufenthalt unter Spaniern sehr geläufig war, durfte billigerweise erfreut sein, in spanischen Tönen angeredet zu werden. Oberst Quartano, gegenwärtig ein sehr rüstiger Siebenziger, ist nebenbei ein eifriger Verfolger der deutschen und spanischen Literatur und beklagt nur eines, hier an der Welt Ende unter uncivilisirten Mohamedanern seine letzten Tage verleben zu müssen, ohne in seinem Alter die geistigen Früchte europäischer Civilisation schmecken zu können.

Wir verdankten den Mittheilungen des guten Obersten manche antiquarisch interessante Belehrung über die Gegend, welche wir durchreisten. In den Bergzügen rechter Hand, auf dem Gebiete des Khans von *Maku*, be-

findet sich den von ihm gegebenen Nachrichten zufolge eine Höhle, aus der bereits viele antiquarische Merkwürdigkeiten zu Tage gefördert worden sind. In Nachitschewan verehrte mir später Mr. Quartano den Fufs eines bronzenen Stieres von daher, so wie das assyrische gehenkelte Kreuz, die auf die Anwesenheit dieses alten Culturvolkes in Armenien deutlich hinweisen.

In der That nimmt Armenien in den Urzeiten menschlicher Geschichte, den Nachrichten der assyrischen und ägyptischen Denkmäler zufolge, eine sehr hervorragende Stellung ein. Die Siegesinschriften der Pharaonen nennen Land und Volk Armeniens: *Rumenen.* Es wurde von den ägyptischen Heeren zum erstenmale unter der glanzvollen Regierung des ägyptischen Alexander: Tothmosis III. (1625—1577 vor Chr.) betreten und hier an irgend welchem Berge, mit grofser Wahrscheinlichkeit am Ararat, die nördlichste Grenze des grofsen ägyptischen Reiches aufgestellt. Die Inschriften führen ausdrücklich dieselbe unter dem Namen der „vier Stützen des Himmels" auf. Möglich, dafs diese Benennung eine uralte einheimische war. Die vulkanischen Berge linker Hand sind in gleicher Weise alter Höhlen wegen weit und breit bekannt. Es sind das Steinsalzlager, die noch heutigen Tages ausgebeutet werden. Die Leute, welche hierin arbeiten, treffen sehr häufig auf uralte Granithämmer, welche zum Lossprengen der festen Salzlagen dienten und von den Arbeitern vergessen oder verloren worden sind. Diese Steinsalzhöhlen haben dem nahegelegenen Dorfe, unserer nächsten Station *Bögdus*, den Namen gegeben, weil derselbe so viel als das deutsche „Grofssalza" bedeutet.

Die Spuren des Alterthumes, welche die Gegend bis zum Araxes hin auszeichnen, finden ihren werthvollsten Gipfelpunkt in den mosaischen Nachrichten über Schöpfung des Menschengeschlechtes und Vernichtung desselben durch die Sintfluth. Alle Versuche, die Lage des Gartens *Eden*, in der biblischen Ueberlieferung durch die vier Flüsse des Paradieses bestimmt, von denen der Euphrat (Phrat) und Tigris (Hidekel) unzweifelhaft feststehen, aufzufinden, sind als gescheitert zu betrachten, sobald man nicht das Land Armenien und das Quellgebiet der genannten beiden Ströme im Auge hat. Es kommt darauf an, die beiden andern Ströme: Pischon und Gihon und die von ihnen umflossenen Landschaften nachzuweisen. Dafs der eine derselben der Araxes sein müsse, der heutige Aras, gestehen alle diejenigen zu, welche die geographisch bestimmte Lage des Paradieses festhalten. Für den vierten Flufs bliebe dann vielleicht eines der kleineren Berggewässer

übrig, welche sich in nördlicher Richtung in das schwarze Meer ergiefsen, oder, wie andere nicht ohne grofse Wahrscheinlichkeit wollen, der *Phasis*, der Flufs des Goldlandes par excellence. Schon ältere Theologen verstehen unter Pischon den Phasis, persisch *Fâsch*, der das Land Chavila d. i. Colchis umfliefst, unter Gihon aber den Araxes, der auffallend genug im Persischen *Dschêhun* genannt wird. Das von letzterem umflossene Land *Kusch* wäre dann das Land der *Kossäer*, d. h. der Kurden, welches die Alten in die Nachbarschaft von Medien und des kaspischen Meeres setzen. Link (Urwelt I, 307. 1. Aufl.) hält Kusch für das Land um den Kaukasus; Pischon ist ihm Phasis, Gihon der Kur (Cyrus), und da die Quellen aller vier Flüsse nicht gar weit von einander abliegen, so findet er das Paradies in dem Hochlande Armeniens und Grusiniens, der Heimath der Obstbäume und mancher Getreidearten. (Vergl. Winer, Biblisches Real-Wörterbuch I. S. 286 ff.) Auch Bunsen in seinem bekannten Bibelwerke (I. p. 11) ist der Meinung, dafs in der Sage Armenien der Mittelpunkt sei. „Da bietet sich sogleich für *Pischon* und das Land *Chavila* der altberühmte, ins schwarze Meer sich ergiefsende *Phasis* und das Goldland *Kolchis* dar, das Land des goldenen Flusses; ebenso für *Kusch*, das Land der *Kossäer*, eines Urvolkes in den Bergen Mediens und Susianas. Der *Gihon* mufs also der Araxes sein, welcher an der Nordgrenze Mediens vorbeifliefst und in das Kaspische Meer einströmt.“ Diese Meinung über die Lage des Paradieses ist somit nicht vereinzelt oder von mir aufgestellt, sondern allgemeiner vertreten. Sie findet ihre grofse Stütze in der verbreiteten armenischen Volkssage, dafs die durch Vegetationsreichthum ausgezeichnete Oase von *Ordubâd*, unterhalb Dschulfa, am linken Ufer des Aras, die Lage des Paradieses Eden bezeichne.

Die uralte Volkssage, welche den Berg Ararat mit der Sintfluth und dem Erzvater Noah in Verbindung setzt, darf als ein sehr wichtiger Beitrag zur Bedeutung *Ararats* (denn so hiefs das Land Armenien und der Berg erst nach ihm) in vorhistorischen Zeiten angesehen werden. Dem Quelllande des Euphrat und Tigris benachbart, ist der Ararat ein Hauptpunkt für die älteste Geschichte der Menschheit, die sich immer nur auf einem kleinen begrenzten Gebiete, selbst in der Sage, zu bewegen pflegt. Die Anschauung, sagenhafte Ueberlieferungen und historische Begebenheiten auf räumlich weit ausgedehnte Ländermassen zu übertragen, ist moderner Natur. Die alten Erzähler, mag es der Verfasser des Pentateuch, mögen es die Urheber der assyrischen und ägyptischen Steininschriften sein, be-

wegen sich stets auf begrenzten kleinen Gebieten. Stammverwandtschaften und annalistisch behandelte Geschichte der Familien und Stämme, das ist die Grundlage der Urhistorie, die dem umfassenden Kosmopolitismus ganz und gar fern steht.

Hier, am Fuſse des Ararat, hat die Ursage der Schöpfung des ersten Menschen ihren bedeutungsvollen Ursprung verliehen, von hier aus fand den Ansichten des biblischen Erzählers zufolge die Wanderung der ersten Stämme den Euphrat und Tigris abwärts bis gen Sinear statt, von hier aus, nachdem die Noachiten im armenischen Lande Weinberge gepflanzt und Menschengeschlechter durchlebt hatten, wanderte Abram's Stamm nach Ur in Chaldäa, um zuletzt in Canaan das verheiſsene Land zu finden. Der Weg, welchen bis nach Aegypten hin die Abrahamiten vom Adam an verfolgten, ist merkwürdig genug. Es ist die durch die Denkmäler assyrischen und ägyptischen Ursprunges, die ältesten Urkunden menschlicher Geschichte neben der heiligen Schrift, verbürgte groſse Völkerstraſse vom Nil aus durch Canaan bis an das rechte Euphratufer hin und von hier aus aufwärts bis nach Armenien. Da endet die Urgeschichte und alle geographische Anschauung. Die Anwohner dieser groſsen Straſse, nach den ägyptischen Denkmälern der achtzehnten und neunzehnten Dynastie, sind Armenier, Assyrer, Chetiter und Aegypter, d. h. alles Völker, welche, nach denselben ägyptischen Denkmälern, zur ersten der vier Menschenrassen gehörten, der rothen Rasse. Darf es Wunder nehmen, wenn Adam's Name, biblisch gedacht, den rothen bezeichnet, grade wie noch heute die mohamedanischen Anwohner des rechten Arasufers unter der allgemeinen Benennung der *Kyzyl-baschis* aufgeführt werden, d. h. der rothköpfigen, von der Farbe der Haut, nicht etwa vom Haar her gesagt. Es ist hier nicht der Ort, die gegebenen Andeutungen weiter auszuführen, sie können nur Fingerzeige sein, die tieferen eingehenderen Betrachtungen als Grundlagen dienen.

Die letzte Station vor Nachitschewan ist das oben erwähnte *Bögdus* oder Groſssalza. Viele Tataren, zu Pferde, hatten sich am Eingange des Dorfes aufgestellt und machten mit aufgesetztem Gewehre von persischer Form ihre Honneurs. Hier und in den nächsten Dörfern, welche wir passirten, sahen die Wohnungen der Menschen wie riesige Grabhügel aus. Selbst die Erdklumpen, aus denen diese Häuser aufgeführt sind, schaden dem Bilde in keiner Weise. Unter den Bergmassen linker Hand zeichnet sich der weithin sichtbare vulkanische Kegel des sogenannten schwarzen Schlangen-

berges aus, berüchtigt durch die Anwesenheit vieler giftigen Reptilien. Einen Mafsstab für seine Höhe gewährten die Wolkenlagen, welche seinen Gipfel dicht umschleiert hatten. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang lag das gartenreiche Nachitschewan vor uns. Der Name des Ortes, der ehemals durch Monumente und eine zahlreiche Bevölkerung armenischen Ursprunges ausgezeichnet war, jetzt aber verfallen und verlassen ist, bedeutet im Armenischen soviel als die „erste Wohnung". Natürlich mufs Noah herhalten als erster Bewohner derselben zu gelten; darum wird auch sein Grab in der Nähe von Nachitschewan den Leuten gezeigt.

Der Hauptgrundbesitz in Stadt und Umgebung ist in den Händen zweier Brüder, *Kalbelai-Khan* und *Ismael-Khan*, beide Offiziere in russischen Kosaken-Regimentern. *Ismael-Khan* hatte sich's nicht nehmen lassen, seinen prachtvollen Schimmel zu besteigen, den schwere goldene Ketten um Hals und am Kopfe schmückten, und sich an die Spitze einer grofsen Anzahl tatarischer Reiter zu setzen, um den preufsischen Abgesandten bei seiner Ankunft in Nachitschewan zu begrüfsen.

Das Haus des russischen Schuldirectors diente als Absteigequartier. Ein russischer Oberst kommandirte die Ehrenwache vor dem Hause. Die Einwohner der Stadt, Armenier und Tataren, präsentirten Hrn. Baron von Minutoli Salz und Brod auf einem Teller, eine rührende Landessitte, wozu Einer derselben eine kurze Anrede hielt. Man sieht, dafs die Ankunft einer Gesandtschaft in Nachitschewan ein besonderes Ereignifs für die Stadt ist, in welcher Noah seinen ersten Wohnsitz nahm.

Die Häuser der Schule, der Douane, der Post und der wenigen Beamten der russischen Regierung sind aus Stein gebaut. Die ganze übrige Stadt sieht wie ein durchstochener Erdhaufen aus. Das grofse und sehr geräumige Haus *Ismael-Khan's* ist im persischen Geschmack aufgeführt, doch mit den Verbesserungen einer wohlangelegten europäischen Haushaltung. Die baulichen Ueberreste des Mittelalters vor seinem Hause, ein grofser schöner Thurm in arabisch-persischem Stile und ein Thor mit zwei halbverfallenen minaretartigen Thürmen darauf, aus der Seldschuckenzeit, gaben die ersten schönen Beispiele morgenländischer Baukunst im wirklichen Sinne des Wortes. Im Hofe des Khanes sahen wir, die Mauer entlang, eine Reihe von acht Falken und Sperbern auf eisernen Ständern sitzen, die hier zur Jagd auf Gazellen und Vögel abgerichtet werden und neben schönen Pferden eine noble Passion reicher Leute bilden. Diese Liebhaberei ist persischen

Ursprunges. In unserer Gegenwart wurde ein Falke auf ein graues Rebhuhn mit rothen Augenrändern losgelassen. Wie ein Pfeil schofs er auf das Rebhuhn zu und hielt es so lange mit seinen Krallen am Erdboden fest, bis der herzueilende Diener das geängstigte Thier aus der gefährlichen Lage befreite. Bei der Jagd auf Gazellen leisten die Falken dem Jäger grofse Dienste, da die flinken Thiere weder von Pferden noch Hunden zu erreichen sind. Der Falke schiefst auf die Gazelle los, setzt sich auf den Kopf derselben und beginnt damit, dem armen Thiere die Augen auszuhacken. Dem Jäger wird es nun leicht, sich der Beute zu bemächtigen.

Die Perser pflegen den Hausthieren, auf welche sie einen besonderen Werth legen, als Pferden, Eseln, Hunden u. s. w. Amulette umzuhängen. So trugen auch die Falken *Ismael-Khan's* rothe Amulette um den Hals, um sie vor Krankheit oder sonstigem Unglück zu bewahren. Der Kampf zweier fettschwänzigen Widder interessirte uns diesmal weniger, als die Falken und Sperber mit ihren klugen Augen.

Wir nahmen fünf volle Tage unseren Aufenthalt in Nachitschewan. So sehr es uns drängte, baldmöglichst die so nahegelegene persische Grenze zu erreichen, so sehr durfte die persische Hofetiquette nicht aus den Augen gelassen werden, welche den Empfang fremder Gesandten durch den persischen *Mehmendâr* oder Reisemarschall gebietet. Der für die preufsische Mission bestimmte war immer noch nicht angekündigt worden, wir mufsten deshalb bessere Nachricht abwarten. Ein tatarischer *Tschapâr* oder Courier brachte uns die erbauliche Kunde, dafs der persische Herr Mehmendâr, der unsere Gesandtschaft an der Grenze empfangen und über Täbriz bis Teheran geleiten sollte, in der Meinung, wir kämen durch Kleinasien, den Weg nach Erzerum statt nach Dschulfa eingeschlagen habe und bei dieser Irrfahrt von den Kurden rein ausgeplündert worden sei. Die voraussichtlich längere Verzögerung unserer Abreise gab uns somit Gelegenheit, mehr als wir hofften von Nachitschewan, seiner Bevölkerung und seiner Umgegend kennen zu lernen, und so liefen wir bald zu Pferde, bald zu Fufs durch Stadt und Land. Des Abends hatten wir häufig Gelegenheit, den Gesang des Mollah von Nachitschewan zu hören, der das niedrige Kuppeldach der Moschee bestieg und nun, die Hände in die Seite gestemmt, die spitze persische Mütze hintenübergesetzt, seinen Glaubensgenossen das schiitische Glaubensbekenntnifs mit gellender Stimme zurief. Der Mollah war zufällig während unserer Anwesenheit in

Noah's Stadt, eine sehr wichtige Person für seine Landsleute mohamedanischer Religion. Im Fastenmonat Ramazan ist bekanntlich Speise und Trank Allen, die nicht altersschwach, krank, im Kriege oder auf Reisen begriffen sind, durch das Religionsgesetz streng untersagt. Man kann sich denken, mit welcher Sehnsucht die gewöhnlich sehr verstimmten hungrigen Schiiten den Gesang des Mollah erwarten, der ihnen Befreiung vom lästigen Zwange des Fastens verkündigt. Was man bei Tage versäumt, wird nun bei Nacht so gründlich nachgeholt, dafs erfahrungsmäfsig der Monat Ramazan Veranlassung zu vielen Krankheiten wird, die gröfstentheils in Unmäfsigkeit und Ueberfüllung ihre Ursache haben.

Unter den merkwürdigen Stätten Nachitschewan's verdient eine Erwähnung das oben schon genannte Grab Noah's, ein oft besuchter Wallfahrtsort armenischer Christen. Das Grab liegt aufserhalb der Stadt, nicht weit entfernt von den Trümmerhaufen der persischen Feste, welche ehemals die Citadelle von Nachitschewan bildete. Man reitet eine kleine halbe Stunde und befindet sich schliefslich vor einem sehr niedrigen thurmartigen Rundbau, der in gleicher Höhe über und unter der Erde steht. Eine kleine Thür, durch die ich nur in gebückter Stellung einzutreten vermochte, führt in einen kellerartigen Raum im Innern, dessen Bogenwölbungen, ziemlich roh und in modernem Stile ausgeführt, von einer Säule in der Mitte gestützt werden. Ein beschmutzter Altar steht in der Nähe der Säule. Unter ihm soll in einem vermauerten Kellergewölbe das Grab des ersten Bürgers von Nachitschewan sein. Ein Stein mit unbekannten Schriftzügen soll die Stelle genau bezeichnen. Die Armenier müssen einen starken Glauben besitzen, um das wirkliche Grab Noahs so wenig zu bezweifeln, dafs sie die Umgebung des Thurmes als Grabstätte nach ihrem Tode gewählt haben. Hier ist nämlich der altarmenische Kirchhof gelegen. Die Grabdenkmäler hierselbst sind sehr einfacher Natur. Auf einem Haufen von Feldsteinen liegt ein langer, behauener Steinblock von röthlicher Farbe. Darauf befindet sich die längere oder kürzere Inschrift, welche Bezug auf den Todten darunter hat.

Die griechische Kirche der Stadt, klein aber sehr einladend am andern Ende von Nachitschewan gelegen, besuchten wir am Oster-Sonntag. Die Kirche, weifs angestrichen mit grüner Bedachung, ist in Kreuzesform angelegt. Beim Gottesdienst stehen die Männer rechts, die Weiber links. Man bekreuzigte sich sehr häufig. Die heiligen Texte wurden in psalmo-

dirender Weise abgesungen. Der Pope, ein junger schöner Mann mit langem Haupthaar und ebenso langem Barte, hatte einen sehr feierlichen Ausdruck in seinem ganzen Wesen. Als der Leib des Herrn zur Schau gestellt wurde, schnitt er aus dem geweihten runden Brote ein dreieckiges Stück heraus, verzehrte es und reichte auf dem Teller den Rest des Brotes dem Hrn. Baron v. Minutoli. Den Schlufs des Gottesdienstes bezeichnet das dargereichte Kreuz, welches von der ganzen Gemeinde geküfst werden mufs. In der Nähe der Kirche befindet sich ein alter Todtenacker, der seiner häfslichen, schwarzen Scorpione wegen sehr berüchtigt ist. Der Stich dieser Thiere, wenn auch nicht jedesmal tödtlich, verursacht viele Schmerzen und ist gewöhnlich mit Anfällen von Krämpfen verbunden. Die freie Aussicht von diesem Todtenacker aus nach dem Ararat hin ist, besonders Abends, unvergleichlich schön. Im Westen, links vom Ararat, thürmen sich gewöhnlich goldgeränderte Wolkenschichten auf. Der riesige Berg schien durchsichtig zu sein und verdeckte durch seine Gröfse den kleinen Namensvetter beinahe vollständig. Am östlichen Horizonte lagerten sich scharfkantig zerklüftete vulkanische Bergmassen neben dem unheimlich dunklen Schlangenberge, hinter denen lange schneebedeckte Bergketten mit jähem Steilabfall emportauchten, vom Sonnenuntergang bald wie mit Feuersgluth, bald mit sanftem rosigen Schimmer übergossen.

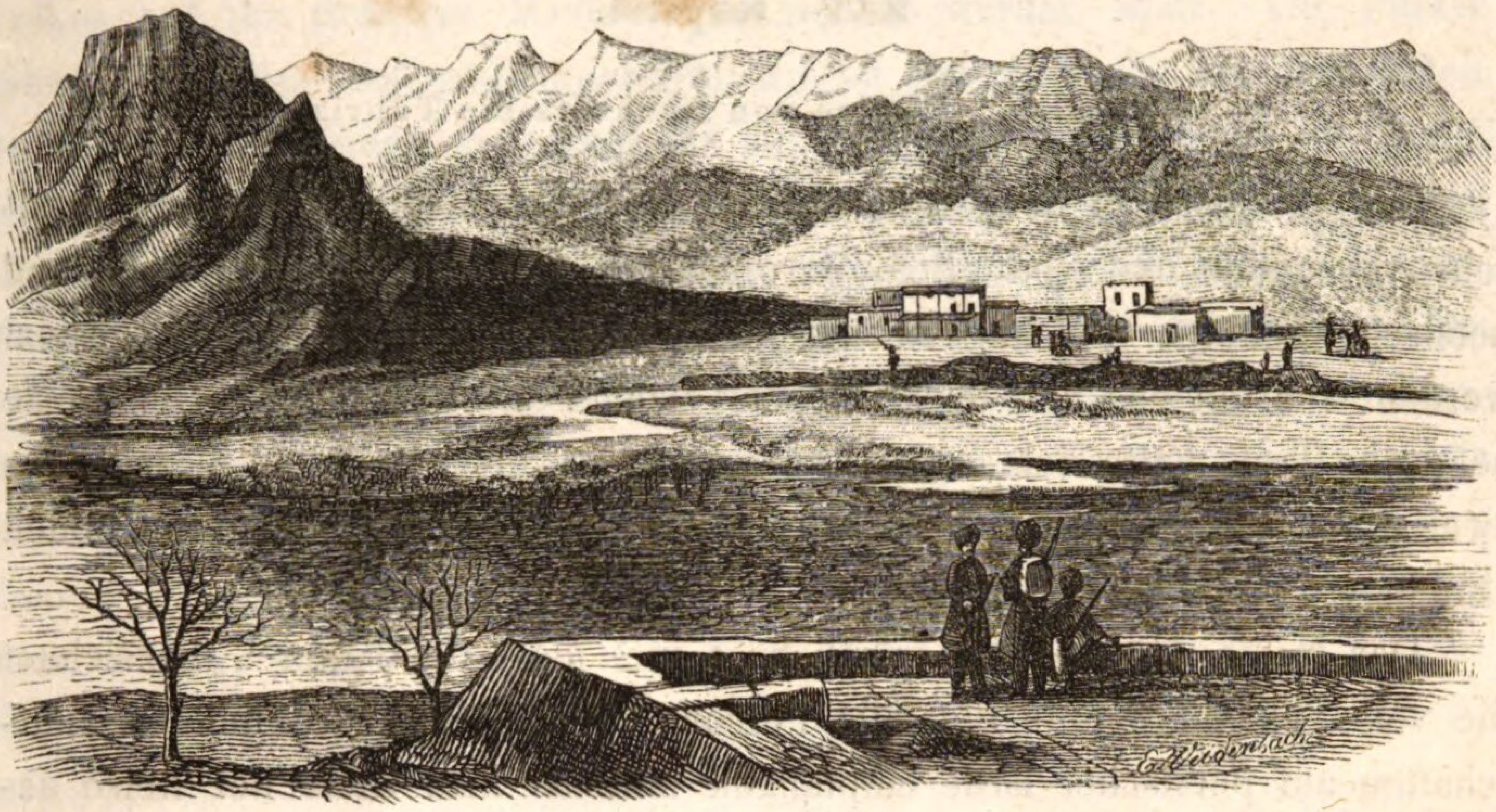
Die Hitze ist bereits entsetzlich drückend, und dabei ist man aus Gesundheitsrücksichten genöthigt, sich so warm als möglich zu halten.

Am 11. April verliefsen wir in zahlreicher Begleitung den gastlichen Ort Nachitschewan, um in einem Tagemarsche die persisch-russische Grenze zu erreichen. Das Gepäck wurde auf Pferde und Maulthiere geladen, als vorbereitende Probe zur Weiterreise auf persischem Gebiete. Wir selbst legten den letzten Theil des Weges auf russischem Gebiete im Wagen zurück. Obgleich die ganze Landschaft, von vulkanisch zerklüfteten, vegetationsleeren Bergen eingeschlossen, einen unendlich traurigen, düsteren Charakter darbietet, so fehlte es dennoch nicht an einzelnen Momenten, in welchen die pittoresken, eigenthümlichen Formen der vulkanischen Erhebungen, der Aufenthalt des Bären und des wilden Bergschafes, von uns vielfach betrachtet und besprochen wurden. Jede Spur des Menschen und der menschlichen Kultur verschwindet je mehr man sich dem *Aras* nähert. Der einsame Kosakenposten vor dem Felsenthore vor Dschulfa wirkt ordentlich trostreich durch die Gegenwart menschlicher Wesen.

Nach vierstündiger Fahrt hielten wir um 1 Uhr Mittags vor dem Hause des Quarantäne-Directors in Dschulfa. Der brausend und pfeilschnell dahinschiefsende Flufs ist ziemlich breit, an den tiefsten Stellen sinkt das Senkblei vier bis fünf Klafter hinab. Sein Anblick, so lebendig durch die bewegte Wassermasse, welche sich der Kura zuwälzt, verwischt in keiner Weise den überaus traurigen Eindruck der öden Berglandschaft, welche er durchströmt. Das Haus des Directors, das wir bis morgen frühe bezogen, liegt an einer hohen Stelle des linken Arasufers und ist so wohnlich als möglich eingerichtet. Nur mit den Gartenanlagen vor dem Hause will es dem russischen Beamten in keiner Weise vorwärts gehen. Die Bäume und Sträucher auf den künstlichen Terrassen am Flusse ertragen schwer die brennende Sommersonne und gehen meist ein. Für jede Art von Kultur scheint das Land um Dschulfa dem Fluche der Unfruchtbarkeit anheimgefallen zu sein; nur grofse schwarze Scorpione, langhaarige Tarantel-Spinnen und der giftige Tausendfufs befinden sich auf dem höllischen Boden wohl. Neben dem russischen Quarantäne-Hause liegen ein Paar Hundert Schritte seitwärts die elenden Hütten und Ställe der hier stationirten donischen Kosaken. In einem der hofartigen Räume sahen wir einen grofsen Haufen von Ballen mit englischen Kattunwaaren aufgespeichert. Die Kosaken hatten jüngst einen guten Fang gethan und sich einer ganzen Schmuggler-Karawane mit allen Waaren und Leuten bemächtigt. Die gefangenen Schmuggler safsen ziemlich gleichgültig neben den Ballen und bettelten uns in türkischer Sprache an. Die von ihnen massenhaft nach Rufsland eingepaschte englische Waare, meist Kattun, macht von Trapezunt aus den weiten Weg über Täbriz, um dann nordwärts die russische Grenze heimlich zu überschreiten. Die eigentliche russische Douane liegt übrigens nicht hier in Dschulfa, sondern in Nachitschewan, woselbst die Waaren declarirt und verzollt werden.

Der Anblick nach dem gegenüberliegenden persischen Ufer war keinesweges erhebend. Keine Spur von Vegetation auf dem dunkelen Plateau, das sich vor uns erhob und in mehrere Kettengebirge endete. Ein bedeutender Bergkegel versperrte aufserdem nach der linken Seite unseres Standortes hin die freie Aussicht.

Auch nicht die leiseste Spur einer Kunststrafse liefs sich erkennen. Weifse Linien, welche in Bogenwindungen die dunkle Fläche durchschnitten, bezeichneten den gewöhnlichen Weg, welchen Reisende und Karawanen



einzuschlagen pflegen, um nach Täbriz, der Hauptstadt der Provinz Azerbeidschan, zu gelangen. Die persische Douane am gegenüberliegenden Ufer des Aras sah so traurig aus als die ganze landschaftliche Umgebung. Kastenförmig aufgeführte Hütten mit Fenster- und Thürlöchern lagen in einer Reihe nebeneinander. Hier werden die europäischen Gesandtschaften in dem Zimmer des ersten persischen *Tschaparkhanèh* oder des Posthauses empfangen. Persische Soldaten in der rothen Uniform der Regimenter von Azerbeidschan, die Diener der *Mehmendâre* und sonstige Bewohner der elenden Colonie nebst einer Menge von Reit- und Packpferden tummelten sich auf dem Platze vor dem Posthause herum.

XIV. Kapitel.

In Persien. — Reise von Dschulfa bis Täbriz.

Am 12. April in der Frühe nahmen wir Abschied von unseren russischen Freunden und von allem europäischen Leben. Zwei russische und persische Fähren, welche von der Fluth des Aras in Bewegung gesetzt werden, führten uns und unser Gepäck nach Persien hinüber. Der ganze persische Trofs hatte sich an der Landungsstelle versammelt, an ihrer Spitze zwei *Mehmendâre*, welche den Abgesandten Preufsens auf iranischem Boden empfingen.

Der Name *Mehmendâr*, wörtlich so viel als „Gasthalter", bezeichnet die vom Schah ernannte offizielle Person, welche Gesandte und Gesandtschaften auf persischer Erde empfangen und bis zum Ziele der Reise geleiten, mit Pferden und sonstigem Nothwendigen versehen, für Beschaffung von Lebensmitteln sorgen und auf alle nach persischen Vorstellungen durchaus erforderlichen Ehrenbezeugungen Seitens der Städte und Dörfer, welche die Gesandten auf ihrem Wege berühren, ihr Augenmerk richten müssen. Der offizielle Mehmendâr, der die preufsische Mission empfing, war ein persischer Oberst oder *Serhènk* aus *Täbriz*. Als zweiter Mehmendâr hatte sich ihm der Gouverneur des Distriktes von *Marand*, den wir zunächst bereisen mufsten, zugesellt. Das war ein *Schahzadèh* oder Prinz von der Familie des Kaisers, also vom Stamme der Kadscharen.

Hr. Baron v. Minutoli mufste dicht am Ufer des Flusses das reich geschirrte Ehrenpferd turkomanischer Rasse besteigen, die Mehmendâre ritten ihm zur Seite, wir andern folgten hinterher mit dem gesammten berittenen Persertrofs. Vor dem Hause der Tschaparkhanèh wurde abgestiegen, eine kleine Treppe mit fufshohen wackligen Stufen führte zu einem kleinen schmutzigen Gemach mit glaslosen, nur mit Papier verklebten Fenstergittern. Der einzige Schmuck darin war ein persischer Reiseteppich.

Reden folgten auf Reden. Bei meiner damaligen geringen Kenntnifs vom Persischen verstand ich anfangs wenig mehr als die häufig wiederholten Worte *dustì* „Freundschaft", *memleket-i-Prus* „Königreich Preufsen", *memleket-i-Iran* „Königreich Persien" und *kheili khub* „sehr schön". Alles

übrige konnten wir indefs aus der Uebersetzung des Dragomanen bald ergründen. Es waren blumenreiche, höfliche Reden, wie sie dem Perser so sehr geläufig sind, deren Schätzung jedoch bei genauerer Kenntnifs des Volkes auf ihr richtiges Maafs zurückgeführt werden mufs. Die Perser haben eine form- und gedankenreiche Art zu sprechen, die bei den ersten Begegnissen mit ihnen unbedingt für sie einnimmt. Freilich ist die Kunst des *harf zedèn*, wörtlich des Buchstaben Schlagens, d. h. Redens bei ihnen eine so allgemeine und so gewöhnliche Erscheinung, dafs man sich wundert, wenn einer nicht viel redet. Wahrscheinlich gehört der dann zu den gescheuten Leuten, die den Mund nicht viel öffnen, und wenn sie es thun, ihren praktischen Gebrauch von den drei wichtigsten Worten des persischen Lexicons machen, nämlich von *bäli* „ja“, *tscheschm* „augenblicklich“ und *ferda* „morgen“. Mit *bäli* gewinnt man die Grofsen, mit *tscheschm* erscheint man gefällig, mit *ferda* spart man Mühe und Geld, nicht etwa Zeit, denn Zeitersparnifs ist in Persien, wie im ganzen lieben Oriente ein vollständig unbekannter Begriff.

Die persische Lebenssitte erfordert beim Empfange eines Gastes gewisse streng beobachtete Gebräuche. Ob man beim Eintritt desselben sitzen bleibt, oder sich ein wenig erhebt, oder ihm entgegengeht, ob man die Wasserpfeife (den *Kalian*, gewöhnlich nach Teheraner Aussprache *Kaliûn*) ihm zuerst anbietet, ob man ihm Thee bringen läfst -- das alles erfordert eine gewisse Erwägung, deren Inhalt die Rangabstufung ist. Dafs man gegen unsere Mission von der zuvorkommendsten Artigkeit in dieser Beziehung war, darf als keine leere Versicherung gelten.

Um neun Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, um in vier Tagemärschen die Hauptstadt der Provinz Azerbeidschan *Täbriz* zu erreichen. Auf Courierpferden reitet man den etwa 16 deutsche Meilen langen Weg bequem in einem Tage.

Die Anordnung des aus 40 Menschen und etwa 50 Pferden bestehenden Zuges war wiederum der persischen Etiquette entsprechend. Den Zug eröffneten die berittenen *Dschelaudâre* oder Stallmeister (der That nach Stallknechte), welche an der Hand die *Jedäk* oder Luxuspferde führen. Der vornehme Perser wechselt auf der Reise sein Reitthier gern, mufs also Reservepferde haben, die in prunkhafter Weise, mit schönen gestickten Decken, den sogenannten *Zinpusch* behangen, voranmarschiren. Hierauf in zwei Reihen acht *Serbâz* oder Soldaten, die den ganzen Weg zu Fufs

einhergehen mufsten. Statt der Gewehre trugen sie Stöcke in den Händen, wiederum zum Zeichen, dafs die Ehrenperson des Zuges über eine Polizeigewalt zu verfügen hat. Unmittelbar hinter ihnen ritten der Gesandte und die beiden Mehmendâre, dann wir übrigen und der ganze persische Dienertrofs. Die letzteren führen alles mit sich zu Pferde, was zur Nothdurft und Nahrung des Leibes gehört. Der *Kaliundâr* oder Pfeifenmann und der *Abdâr* oder Wassermann werden am häufigsten in Anspruch genommen. Der erstere hat an seinem Pferde den ganzen Apparat zur Wasserpfeife hängen, bis auf das glühende Kohlenbecken und den mit Wasser gefüllten Lederschlauch hin, die beide unter dem Bauche des armen Pferdes hin- und herschaukeln. Neben den ledernen Wasserflaschen des *Abdâr* prangt eine Auswahl von Trinkgefäfsen in Lederüberzügen an dem Gürtel des Reiters. Alle sonstigen Gefäfse und Küchengegenstände sind in gleicher Weise mit ledernen Umhüllungen versehen und hängen an dem Gürtel des reitenden Dieners oder sind mit Riemen an dem Sattel des Pferdes befestigt. Wenig appetitlich ist der Anblick der sauren Milch, die in einem Zeugbeutel mitgeschleppt wird, der an dem Hinterschenkel des Pferdes herabhängt. Die durchträufelnde Flüssigkeit giebt dem Pferdeschenkel einen sehr widerlichen Anblick, der vor dem Genufs der so transportirten Milch zurückschreckt. Hat die Milch in dieser Weise ein gut Stück Weges hinter sich, so ist in dem Beutel eine weifse, käseartige Masse zurückgeblieben, die von den Persern unter dem Namen *Mas* gern zu Brod gegessen wird und bei Blutruhren als Stopfmittel gute Dienste leistet.

Die Tracht der Leute war bis auf den Teheraner Mehmendâr hin die landesübliche. Wie sich bei uns Mütze und Hut von einander unterscheiden, so unter der persischen Kopfbedeckung die enganliegende braune Filzmütze von der hohen, oben schräg eingeknifften schwarzen Pelzmütze. Die Höhe der Mütze und die Art der Einkniffung ist ein Gegenstand der Mode; die Kostbarkeit derselben hängt von der Güte des Felles ab; die theuersten werden aus den berühmten feingekräuselten schwarzen Lammfellen von Bukhara gefertigt.

Um sich gegen die blendenden Sonnenstrahlen zu schützen, haben die Perser eine eigenthümliche Vorrichtung ausgesonnen, die ihnen das Ansehen augenkranker Leute giebt. An der Mütze ist ein beweglicher breiter Augenschirm befestigt, der mittelst einer Schnur nach allen Seiten hin

geschoben werden kann. Dieser unschöne Augenschutz führt bei ihnen den Namen *Aftab-gerdan* „die Sonnenwende".

Die Perser rasiren sich, wie alle Mohamedaner, den Kopf. Nur die Derwische lassen das Haupthaar lang wachsen, tragen aber dafür nur in seltenen Fällen eine Kopfbedeckung. Die übrigen Perser lassen jedoch hinter jedem Ohre einen Haarzopf stehen, der lang herabhängt und das Aussehen der altägyptischen Kinderlocke hat, wie sie bei den bekannten Figuren des Harpocrates am häufigsten auftritt. Auch die weifsfarbige libysche Rasse zeichnete sich den ägyptischen Denkmälern zufolge durch eine solche eigenthümliche Haartracht aus. Die persische Locke, *zulf*, welche unter der Pelzmütze zur Hälfte hervorsieht, giebt den Persern, besonders der jüngeren Bevölkerung, einen koketten Anstrich.

Die Perser lassen sich den Bart wachsen und halten es für schimpflich, keinen Bart zu haben. Allmonatlich färben sie denselben im Bade pechrabenschwarz, wobei sie es verstehen, dem Haare eine grofse Weichheit und einen natürlichen Glanz zu verleihen. Der Bart ist ihnen so werth, dafs Beraubung desselben als der gröfste Schimpf gilt und dafs sie denselben zum Zeugen ihrer Betheuerung nehmen, obgleich sie in dieser Beziehung lieber gleich nach dem ganzen Kopfe greifen.

In ihrer Kleidertracht haben sie viel Aehnlichkeiten mit europäischen Formen aufzuweisen. Das Hemd (*pirahèn*), nur bis zum Bauchnabel reichend, hat nach der rechten Seite der Brust hin eine Oeffnung, die mittelst eines Knopfes geschlossen werden kann. Darüber tragen sie einen kurzen Rock (*serdarí*) mit Aermeln (*astín*), die unter den Armen und am Ellenbogen eine Luftöffnung haben. Ueber dieses Unterkleid (*kebâ*), das durch den ledernen *bende-kemär* oder den Gürtel zusammengehalten wird, ziehen sie einen Rock von ähnlichem Schnitt, jedoch nur mit halben Aermeln, oder den *kuredschì*. Dieser Rock, wenn es ein *khellât* oder Ehrenkleid ist, wie solches vom Schah als Auszeichnung bisweilen vornehmen Persern verliehen wird, hat oft einen hohen Werth, da er in jenem Falle aus kostbaren Kaschmirshawls gefertigt und mit feinem Pelze besetzt wird.

Die Beinkleider der Perser oder die *scherwâl* sind sehr weit. Auf Reisen trägt man Stiefel (*tschekmèh*), sonst spitz zulaufende Schuhe (*käfsch*); die Sohlen beider, wörtlich wahr, sind mittelst eines Klebestoffes befestigt, so dafs man auf feuchtem Boden Gefahr läuft, die Sohlen unter den Stiefeln zu verlieren und auf der Natur-Sohle laufen zu müssen. Die Perser

wie alle Mohamedaner verabscheuen das Gold als Putzgegenstand am Leibe und ziehen daher das Silber demselben vor. Der Ursprung dieser Scheu liegt in dem Gebote des Korans, alles Gold beim Beten zu entfernen. Ihre Ringe, Siegel und Gebetzeiger oder *kibleh-nema* sind daher von Silber. Als Ringsteine tragen die Perser vor allen gern die bekanntlich in Persien gefundenen Türkise (*firuzèh*), die sie nach Gröfse, Farbe und Reinheit sehr hoch schätzen. Selbst die Diener unseres Trosses trugen Türkise in Silberfassung an den Fingern.

Der Teheraner Mehmendâr, der über seinem persischen Unterkostüm einen europäischen Diplomatenrock mit reicher Goldstickerei trug, und darüber einen grünkragigen Jägerrock gezogen hatte, gab die nothwendigsten Erklärungen über Land und Leute, denen wir zunächst begegnen sollten. Der Schahzadèh und Vetter des Kaisers erkundigte sich nach europäischen Verhältnissen und erzählte gelegentlich Geschichten von Persien und Persern, um unser Urtheil über sein Vaterland und seine Landsleute zu erleichtern. So vergafs man den überaus traurigen Anblick der wilden, wüsten Berglandschaft, durch welche unser Weg führte. Kein Hälmchen Gras erheiterte den dunklen, steinbesäten Grund und Boden, nur an einzelnen Stellen bedeckte eine weifse, krystallinische Salzkruste (*schur*) die erdigen Plätze in der Nähe der Strafse.

In einer felsigen, kühlen Thalspalte, durch welche sich dem Aras zu ein Bach hindurchdrängte, dessen Wasser zur Bewegung kleiner Mühlräder benutzt wird, machten wir halbweges Halt. Die persischen Diener packten ihre kalte Küche aus und deckten den Tisch auf dem blofsen Erdboden. Ueber uns hatten sie ein viereckiges buntes Zelt aufgeschlagen, das nach allen vier Seiten hin mit Leichtigkeit geöffnet werden kann, so dafs man gegen die Strahlen der Sonne geschützt wird. Diese Reisezelte sind äufserst bequem, da sie ohne grofse Schwierigkeit transportirt und aufgestellt werden können. Um 4 Uhr hatten wir, immer aufsteigend, das elende Dorf *Eirandebil* erreicht und für heute unsere Tagereise beendigt. Wir hatten das Durchschnittsquantum eines gewöhnlichen Karawanen-Tagmarsches von fünf Fersach zurückgelegt, etwas weniger als vier deutsche Meilen.

Die persische Fersach, heute zu Tage ein durchgehend gebrauchtes Wegemaafs, ist uralten Ursprunges. Schon der alte Herodot gedenkt derselben unter der altpersischen Benennung *Parasangês*, der nach seiner glaubwürdigen Angabe dreifsig griechische Stadien, d. h. also 18,000 Fufs

entsprechen. Bereits zu Herodots Zeiten gab es in Persien Poststrafsen mit „königlichen Rasten“ (*σταθμοὶ βασιλήιοι*) und „sehr schönen Herbergen“ (*καταλύσιες κάλλισται*). Noch heute zu Tage besteht dieselbe Einrichtung fort. Die „königlichen Rasten“ heifsen gegenwärtig *Tschaparkhanèh*, den „Herbergen“ entsprechen die Karawanseraien. Wie Herodot nach Parasangen und Stationen rechnet, so zählen die Perser grofse Entfernungen nach Fersachs und Tschaparkhanehs. Bei Herodot kam nach je vier bis fünf Parasangen eine Rast, dasselbe Verhältnifs ist noch heute mafsgebend.

Vor Eirandebil fand ein kleiner *Istakbal* oder eine Einholung Statt. Acht Mann Soldaten mit ihrem *Wekil-baschi* (Sergeant) an der Spitze hatten sich vor dem elenden Dorfe aufgestellt und präsentirten das Gewehr. Trotzdem sie in Paradeuniform erschienen waren, hatte ihr Anblick hingereicht, um das Urtheil jenseits des *Aras* über persisches Soldatenthum nicht übertrieben zu finden. Die Bewaffnung war alt und schlecht, ebenso das Lederzeug und die Uniformstücke. Die Flinten, französischen Ursprunges, hatten Feuerschlofs, waren aber meist unbrauchbar. Nachdem Frankreich die Feuerschlofsgewehre abgeschafft hatte, wanderte die schlechte Waffe nach Persien, um hier die gesammte persische Infanterie mit dem unvermeidlichen Schiefsprügel zu versehen.

Das Volk von Eirandebil hatte einen Ausschufs von etwa zehn Personen, alle in einem traurigen Aufzuge, zum Empfange entgegengesandt. Die Leute hatten neben der kriegerischen Macht Platz genommen. Ein ehrwürdiger *Rischesefid* oder Graubart, wahrscheinlich der *kedkhoda* oder Dorfschulze, hielt ein Lamm unter dem Arme und erwartete die Ankunft des Gesandten. Mit einem Ruck trennte er den Kopf des Opferlammes vom Rumpfe, und liefs nun zwischen Kopf und Körper auf dem blutbespritzten Boden den ganzen Zug hindurchreiten. Dieser Art, jemanden willkommen zu heifsen, liegt der Gedanke zu Grunde, dafs die Opfernden in gleicher Weise bereit seien, ihr Blut für den Gefeierten zu vergiefsen, als das hingeschlachtete Lamm. Die Sitte, die sich bei unserer Weiterreise sehr häufig wiederholte, scheint uralten Ursprunges zu sein, wenigstens lesen wir bei Herodot etwas Aehnliches.

Als der Perserkönig Xerxes sich anschickte, sein gewaltiges Heer von Asien aus nach Europa auf der Schiffbrücke überzusetzen, liefs er in folgender Weise ein Menschenopfer bringen. „Er befahl denen, wie Herodot berichtet, die dazu bestellt waren, sie sollten den ältesten von Pythios

Söhnen heraussuchen und ihn mitten durchhauen, und wenn sie ihn durchgehauen, sollten sie die beiden Hälften, die eine zur rechten, die andere zur linken des Weges hinlegen, und da sollte das Heer zwischen durch gehen. Als nun diese Leute dasselbe gethan, ging nach diesem das Heer zwischen durch (VII, 39—40).“

Gebräunte Männer, verschleierte Weiber, nackte Kinder lagen auf den Dächern der Hütten und sahen uns Fremdlinge in die Gassen ihres Ortes neugierigen Blickes einziehen. Eine Hütte, so hoch, dafs man in stehender Stellung die Hand bequem aufs Dach legen konnte, empfing uns in ihrem einzigen Raume. Persische buntbedruckte Filzdecken, ein eigener, nicht zu verachtender Artikel der persischen Industrie, und wollene Teppiche stachen von den braunen Erdwänden der inneren Behausung grell genug ab.

In dem engen Hofe vor dem Hause lagerte unsere persische Ehrenwache, die männliche Bevölkerung steckte den Kopf über die niedrige Erdmauer und schien höchlichst erbaut vom nordischen Europäerthum unter Irans brennender Sonne.

Beim Eintritt in die Hütte überraschte uns zum erstenmale das übliche persische *Pischkesch* oder Gastgeschenk, das wir während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Persien in unendlichen Auflagen empfangen haben. Der Geber desselben, der prinzliche Vetter des Kaisers, hatte den Gebräuchen seines Landes entsprochen, indem er auf zwei hölzernen Plateaus (*muedschemijeh*), bei deren Anblick mir sonderbarer Weise stets das Bild umgekehrter Sargdeckel vorschwebte, zehn grofse Zuckerhüte (*schäker* oder *kend*), mit blauem Papier umwickelt, mit einem englischem Etiquet aus Bombay, vier Packete *Tschai's* oder Thees, zwölf Kästchen mit ächt persischem *Schirîn* oder Zuckerwerk, und vier grüne Glasflaschen mit Baumwollenstöpsel, deren Inhalt die milchweifse Flüssigkeit von *ab-i-limûne* oder ausgeprefstem Citronensaft war, zum Zeichen freundschaftlichster Gesinnungen darbot. Den wartenden Dienern, welche derartige symbolische Gaben zuckersüfser Freundschaft mit besonderer Eile, der guten Aussichten halber, herbeitragen, mufs natürlicher Weise nach Landessitte ein goldenes *Enâm* oder der Dank des Empfängers gespendet werden.

Während unseres Aufenthaltes in *Eirandebil* bekamen wir einen eigenthümlichen Begriff von persischer Soldatenehre. Ein Paar *Katirtschi* oder Packknechte unserer kleinen Karawane hatten mit dem Sergeanten und der Schildwache unserer militärischen Bedeckung, Gott weifs warum, einen Streit

bekommen, der mit den allgemein üblichen Schimpfreden *päder sukhteh* „du, dessen Vater verbrannt ist!“ — *püser-i-sek* „du Sohn des Hundes!“ — „wessen Hund war dein Vater?“ — „Grofsvater der Dummheit!“ — „Natterngift!“ und ähnlichen lieblichen Bildern reichlich gespickt war, und schliefslich mit einem Ohrfeigenconcert endete, das von den Packknechten auf den Backen der Soldaten in schnellstem Tacte ausgeführt wurde. Die Soldaten verhielten sich dazu ganz passiv und beklagten sich kaum über die erniedrigende Behandlung, der ein europäischer Soldat guter Zucht wahrscheinlich mit dem blanken Säbel sehr bald Einhalt gethan haben würde. Es bestätigt dieses kleine Reiseintermezzo, was ich später in Persien so oft Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, dafs nämlich der *Serbâz* oder Soldat der ruhigste, friedlichste, bescheidenste, dabei willigste und nüchternste Mensch von der Welt ist, sonst wäre er eben nicht freiwillig Soldat geworden. Der Perser von Rasse, vor allen der wilde Sohn der Zelte, läfst sich nicht so leicht in den *Nizâm*rock stecken und ist dann unbändig und übermüthig, wie wir an einzelnen Beispielen die Erfahrung während unseres Sommeraufenthaltes in *Schemirân*, am Fufse des Elburs, gemacht haben. Im Gegensatz dazu zeichnen sich ganze Landschaften und Städte durch eine so grofse Feigheit und Furchtsamkeit aus, wie z. B. die Gileken oder die Bewohner der Provinz des *Gilân* am kaspischen Meere, ferner die Bewohner der durch ihre industrielle Thätigkeit berühmten Stadt *Kaschân* und anderer, dafs sie schlechterdings für den Soldatenstand ganz untauglich sind.

Unsere Weiterreise am folgenden Tage (d. 13. April) war im Grunde genommen ebenso langweilig als am vorhergehenden. Verwöhnt durch die malerischen wechselvollen Gestaltungen der imponirenden Gebirgslandschaft wendeten wir selten das Auge nach den riesigen natürlichen Mauern, welche uns auf der Hochfläche Reisende von allen Seiten einschlossen. Eher noch interessirten uns Neulinge in Persien die Sitten und Gewohnheiten der iranischen Begleitung, von den Mehmendâren an bis zum geringsten *Mehtèr* oder Stallknecht hin. Hat man von Eirandebil aus über vulkanisches Eruptionsgestein hinweg die Strafse nach rechts eingeschlagen, so zeigt sich auf einer malerisch gelegenen, oben abgeflachten Felswand in breiter Ausdehnung und in terrassenförmiger Lage das grofse, halb in Trümmern liegende Dorf des *Il-Härzän*, gegenwärtig noch aus 600 *Khanewâr* bestehend. Die Perser schätzen nämlich, und ich mufs diese Bemerkung ein- für allemal voraus-

schicken, die Einwohnerzahl eines Ortes, einer Stadt und einer ganzen Provinz nach *Khanewâr*, d. h. nach Familien, nach Häusern (da ja jedes Haus nur von einer Familie bewohnt wird) und geben in dieser Bezeichnungsweise ihre statistischen Angaben. Dafs die letzteren, wie überall im Orient, höchst mangelhafter Natur sind, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Am sichersten scheint es immer noch, nach der Zahl der Khanewâr eine approximative Schätzung vorzunehmen, wobei man im Durchschnitt 6 bis 7 Personen auf eine Familie zu rechnen hat. Der *Il-Härzän* würde demzufolge aus einer Bevölkerung von ungefähr 4000 Seelen bestehen. Das Dorf, hier zu Lande *Dasch-Härzän*, d. h. „das steinerne Härzän" genannt, war einst viel gröfser und bewohnter. Die Mehrzahl der Dörfer auf der Hochfläche, die wir durchritten, und am Rand der Gebirge, gehören gleichfalls dem Stamme der vielfach zerstreuten *Härzän* an.

In östlicher Richtung von unserer Strafse schliefsen beinahe unzugängliche Felsmassen die Landschaft *Karadagh*, das persische Montenegro, ein. Hier hausen, besonders in der Richtung nach dem kaspischen Meere zu, die turkomanischen *Schahsewèn* nebst anderen minder berühmten *Ilâts*. Der Hauptort der *Schahsewèn*, deren Zahl durch etwa 10,000 Zelte näher bestimmt ist, heifst *Mischkin*, im Norden des über zwölftausend Fufs hohen *Sewalân*-Gebirges. Würden die Berge des Karadagh und der von uns augenblicklich bereisten Landschaft im Besitz einer wohl geordneten Regierung sein, so hätte man schon längst Vortheil von den reichen Kupfer- und Bleigruben gezogen, die sich allenthalben in deutlichen Spuren nachweisen lassen.

Auf unserer Strafse, linker Hand, hatten wir nach etwa zweistündigem Marsche in dem berühmten Karawanentempo *jawasch, jawasch!* Gelegenheit, eine altpersische Karawanserai in Trümmern und Ruinen zu erblicken, die erste, der wir begegneten. Die Perser bezeichneten dieselbe als Abbassijeh, d. h. als ein Werk des grofsen Schah-Abbas (1586—1628), der in Iran in aller Munde lebt und einen Ruf wie Friedrich der Grofse oder Napoléon I. bei uns hat.

Seine Regierung, besonders ausgezeichnet durch fortdauernd glücklich geführte Kriege gegen die Türken, bildet einen Glanzpunkt in der traurigen Geschichte der persischen Spätzeit. Handel und Wandel blühten zum letztenmale unter dem wenn auch despotischen und vielleicht zu hoch geschätzten Scepter Abbas des Grofsen. Die an den Karawanenstrafsen durch

ganz Persien hin angelegten Karawanseraien, Herberge für Menschen und Thiere und Waaren gewährend, sind selbst in ihren Ruinen so stattliche, so herrliche Bauwerke seiner Zeit, dafs kein Königspallast der modernen Beherrscher den Vergleich mit einer Karawanserai Abbas' auszuhalten im Stande ist. Die soliden, aus grofsen behauenen Blöcken bestehenden Fundamente und Unterbaue, die prächtigen, mit Inschriften und Arabesken in Mauerwerk und bunten Glasuren ausgeführten, gewölbten Portale, die künstlich und sehr geschickt zusammengefügten Mauersteine, die Treppen, Corridore, Zimmer, Ställe, Brunnen u. s. w., sie geben einmüthig Zeugnifs davon, dafs einst glücklichere, bessere Tage in Persien geblüht haben und dafs die gegenwärtigen Zustände so riesenhafte Rückschritte der älteren Zeit gegenüber darstellen, dafs der Vergleich nach allen Seiten hin zum Nachtheil der modernen staatlichen Verhältnisse ausschlägt.

So leicht und so vortheilhaft es wäre, die mehr oder weniger verfallenen *Abbasijen* durch passende Restaurationen in brauchbaren Zustand zu versetzen, so wenig geschieht, d. h. gar nichts, um sie ihren alten Zwecken wiederzugeben. Im Gegentheil, man bestiehlt und zerstört alte Baustücke, um ein bequemes Material zu elenden Wohnungen und Khans in Städten und Dörfern zu gewinnen.

Die Perser haben ein schändliches Sprichwort, das genau dem französischen *après moi le déluge* entspricht und den Schlüssel zu mannigfachen sonderbaren Erscheinungen im Charakter der Perser liefert. Sie sagen gewöhnlich *dunjâ päs merdeg-i-men tscheh derjâ tscheh ser-ab* „die Welt mag nach meinem Tode ein Meer oder leerer Wüstenschein werden.“ Mit diesem sauberen Sprichwort erklärt man leider allzudeutlich die Sorglosigkeit für jede Art dauernder Wohlthat, welche möglicherweise der Nachkommenschaft oder den zukünftigen Geschlechtern zu Gute kommen könnte. Eine solche Zerfahrenheit rächt sich aber andererseits durch die Theilnahmlosigkeit, welche Kinder und Erben den Werken der dahingeschiedenen Vorderen schenken. Wenn es ein Haus ist, da verläfst der Sohn nach dem Tode des Vaters die Wiege seiner Kindheit und baut sich ein neues Nest. Das alte Haus zerfällt, stürzt ein und dient höchstens armen Bettlern und lungernden Hunden als eine vorübergehende Zufluchtstätte.

Dafs der Anblick derartiger zerfallenen Karawanseraien der guten alten Zeit kein besonderes Vergnügen dem Philanthropen einflöfst, wird um so glaubhafter erscheinen, als die gegenwärtigen *Tschaparkhanehs* und *Khane* in

so auffälligem Gegensatz zu den alten Werken stehen. Wir betrachteten beim Vorüberreiten mit stiller Trauer die herrlichen Ueberreste der Zeiten des grofsen Abbas', und erwarteten sehnsüchtig den Augenblick, der uns bessere Scenen vor Augen führen würde, als wir bis jetzt von heutiger persischer Lebensfähigkeit gekostet hatten.

Eine wunderbar verschlungene thalartige Felsenstrafse führt zu der Ebene, in welcher der grofse, gartenreiche Ort *Marand* liegt. Dem persischen Lieblingsbaume, der Pappel, hatte die Frühlingssonne die ersten grünen Blätter entlockt und die kleinen Pappelhaine stachen in der starren, todten Felsennatur rings in der Umgebung wundersam lieblich ab. Uns war wie dem Wanderer zu Muthe, der nach langer Reise durch die Wüste die grüne Oase erblickt.

Die Sonne brannte heifs am Himmel — es war erst gegen 10 Uhr Vormittags; — während ich einen Blick der Neugierde auf die Reihe schneebedeckter Bergkuppen am südlichen Horizonte warf, hatte die persische *Aftâb* meine unbekleidete linke Hand, mit der ich den Zügel des Pferdes hielt, zur Zielscheibe ihrer brennenden Kraft ausersehen. In wenigen Minuten war die Hand durch einen Sonnenstich so verbrannt, dafs sie unter schmerzhaftem Gefühl stark geröthet dick auflief.

Um 1 Uhr Mittags trafen wir vor *Marand* ein; der organisirte Volksjubel äufserte sich auch hier in der stereotypen Weise.

Zwei Reihen graubärtiger Stadtbewohner einerseits, Soldaten des azerbeidschanischen rothjackigen Regiments andererseits bildeten in der langen Pappelallee vor Marand Spalier. Unter der berittenen Schaar, welche den Glanz des *Istakbal* vermehren half, befand sich in der Kopftracht seines Standes, dem weifsen Turban, der *Schekh-el-islam* oder Mufti des Ortes. Leute zu Fufs, Lämmer und — Geier unter den Armen, drängten sich scheu an uns heran, um als symbolische Freudenzeichen die unschuldigen Thiere dem preufsischen *Eltschi* zu opfern. Die berittenen Diener unseres Trosses trieben sie mit dem *Kimtschi*, der persischen Peitsche, zurück, weniger aus zärtlicher Rücksicht gegen uns, als aus innerster Ueberzeugung und daraus folgendem Mifsbehagen, dafs von dem etwaigen *Enâm* für das freundschaftliche *Pischkèsch* nichts für ihren Säckel abfallen würde. Und das wäre ein entsetzlicher Formfehler gewesen! Bei einem *Eltschi* kein *mudachìll*, kein Nebenbenefiz!

Wir müssen uns gewöhnen, von jetzt an persische Titel zu führen.

Unser vortrefflicher, stets heiterer Minister wurde mit dem *Dschenab-i-eltschi* „der Excellenz des Gesandten“ beehrt. Meine Wenigkeit zeichnete der Titel des *Naib* oder „Stellvertreters“ aus, der Dragoman, welcher in der Selbstbenennung Suliman-Bey alte Reminiscenzen an Konstantinopel wach gerufen hatte, war der *sahib mutardschim* „Herr Uebersetzer“. Selbst der Kammerdiener des Eltschi, der ehrliche Rabe, erhielt in der Benennung *Nazir* „Haushofmeister“ eine Standeserhöhung, wogegen der arme deutsche Koch Schutter schlecht genug wegkam. Die Perser waren nämlich höchlichst erstaunt, dafs wir „ein Kameel“ als Koch von der Heimath bis nach Persien mitgeschleppt hatten, da in ihrer Sprache der unschuldige Eigenname des *Aschpaz* oder Koches soviel als Kameel bedeutet. Der Witz der persischen bösen Zunge konnte in dem Kameel-Koch nur ein sehr günstiges Feld für Sticheleien finden. Wie gut, dafs Schutter damals kein Wort Persisch verstand.

Marand bietet den Anblick einer verfallenen, einst jedoch blühenden Stadt dar. Grofse behauene, mit Schrift und Ornamenten aller Art bedeckte Blöcke bezeugen einen älteren Blüthezustand, der bei den Leuten nur noch in der Erinnerung fortlebt. Uralt (sie hiefs früher *Maranda*), bildet sie gegenwärtig den Mittelpunkt des *Il* der *Jekenlu*, welcher nach den Angaben an Ort und Stelle aus 2000 *Khanewâr* oder Familien, d. h. Zelten besteht. Sie enthält c. 1000 Häuser und liefert 17,000 Toman *Maliât* oder Steuer und 1000 *Khelwâr* Getreide an die Regierung.*) Will man noch mehr wissen, so bemerken wir, dafs Marand, wegen der nahen russischen Grenze, 9 *fotsch* oder Regimenter und 1000 Kanoniere als Garnison, aufserdem eine schlimme Art bissiger Wanzen (*gäneh*) besitzt, die es besonders auf die fremden Ankömmlinge abgesehen haben. Nach der Residenz aller Wanzen, *Mianèh*, kamen wir erst später; *Marand* ist gleich-

*) Ein für allemal bemerken wir, dafs Folgendes das in Persien übliche Münzschema ist:

1 Toman = 10 *Sahibqran*,
1 „ = 2 *Penabat*,
1 „ = 10 *Schahi*.

Der Toman, eine Goldmünze, hat den Werth von etwa 3 Thlr. $2^1/_2$ Sgr. *Sahibqran*, gewöhnlich *Gran* gesprochen, und der *Penabat* sind Silbermünzen, der *Schahi* ist eine Kupfermünze.

Khelwar ist ein gewöhnliches Getreidemaafs = 100 Teheraner Batmans, 1 Batman = 640 Miskal, 1 Miskal = 0,288 Loth Zollgewicht (vergl. Blau, Commercielle Zustände Persiens. Berlin, 1858. S. 174 ff.)

sam eine Vorbereitungsschule für wanzenfeindliche Personen. Im Allgemeinen kann sich Persien eines aufserordentlichen Reichthumes kleiner, aber häfslicher Thiere rühmen, welche mit Scorpionen, Taranteln, Tausendfüfsen beginnen und mit der schweren und leichten Insecten-Kavallerie enden, die ich mit ihrem eigentlichen Namen gar nicht bezeichnen mag. Selbst die Erinnerung daran ist mir aus begreiflichen Gründen sehr schmerzhaft. Die Perser haben durchaus keinen Abscheu vor den vielbeinigen Kolonisten ihres Körpers, sorgen vielmehr durch behutsame Abnahme und Versetzung auf Gottes Erdboden für eine möglichste Verbreitung der Nachkommen der ägyptischen Landplagen.

In dem Hause des *Schekh-el-islam* fanden wir für heute ganz leidliches Quartier. Der *Talâr* oder Hauptsaal des Hauses, in dem wir auf dem Erdboden neben einer ganzen Ladung von Zuckerhüten, Theepäckchen, Zuckerwerk, Limonensaft-Flaschen und — Rhabarberstengeln hocken und liegen, ging nach einem Gärtchen hinaus, dessen Pflege der fromme Bewohner des Hauses sehr vernachlässigt zu haben schien. Die Aussicht nach demselben wurde durch die fehlenden Glasscheiben des grofsen gewaltigen Holzgitterfensters, das nach persischem Baustile eine ganze Wandlänge einnahm, sehr erleichtert. Die angeklebten Papierscheiben hatte des Winters Strenge bis auf wenige Reste unbarmherzig mitgenommen. Der *Hâkim* der Stadt, unser prinzlicher Mehmendâr, machte seinen Besuch, wir erwiederten denselben, und so kam allgemach ein herrlicher Abend über Marand hereingezogen. Wir plauderten von der Heimath, ergingen uns in süfsen Erinnerungen und machten Pläne für die Zukunft, da — erhoben sich von dem engen Gartenraume vor unserem Fenster Mongolfièren in die Luft. Mongolfièren? Ja, sicher Mongolfièren und zwar der preufsischen Mission zu Ehren, der man persischerseits ein so unerwartetes Schauspiel geben zu müssen glaubte.

Die Ballons waren aus feinem Papier gemacht und die Luft darin durch brennende Zündmassen erwärmt. Welch' ein Vergnügen für die Perser, als sie hoch in die Luft stiegen und die Lichtfunken in dem reinen Aether hin und herschwammen, mit welchem Stolz sah man auf uns, als wir mit den Augen den Bewegungen der papiernen Dinger folgten. Alle umstehenden Perser, höchst ergriffen von diesem *tamascha* oder „Vergnügen“ sonder Gleichen, brachen in ein gemeinsames *beh*, *beh*, *beh* „schön,

schön, schön!“ aus. Dafür mufste selbstverständlich ein ganz besonderes goldenes *Enâm* gespendet werden.

Am Morgen des nächsten Tages, — die Sonne hatte eben am Horizonte ihr feuchtes Bett aus rothen Nebelstreifen verlassen, — wurde wie gewöhnlich unter grofsem Lärmen Alles zur Weiterreise in Bereitschaft gesetzt. Ohne Zeitverlust geht's in Persien wie im ganzen Orient nun einmal nicht ab. Das persische *ferda* „morgen!“ tönt mir ebenso nachhaltig als das gleichbedeutende arabische *bukra* noch heute vom Morgenlande her in die Ohren. — Ehe die Pferde und Maulthiere gesattelt und gezäumt, aus dem Stalle geführt, vor der Thüre aufgestellt, beladen und bepackt sind, vergeht so viel kostbare Zeit, dafs einem Europäer Gift und Galle in den Geduldskasten steigt. Man liegt und drückt sich gestiefelt und gespornt so lange herum, schlürft ein Glas Thee nach dem andern herunter, bis endlich das lang ersehnte *heme hazìr est* „alles ist fertig“ ertönt. Dann fehlt aber sicher noch etwas, und wenn der persische Diener den europäischen Sattel verkehrt aufs Pferd gelegt haben sollte.

Die verschiedenen Trinkgelder sind nach allen Seiten hin reichlich ausgestreut, Bettler umstehen mit flehenden Worten den Zug, endlich ist alles mehr oder weniger befriedigt und hinaus geht's wieder in das persische Hochland. Wir steigen fortdauernd bis nach Täbriz zu; Dschulfa, am Araxes, liegt 2500 Fufs über dem Meeresspiegel, Täbriz 4600 Fufs, bei einer Entfernung von 16 deutschen Meilen, die beide Punkte von einander trennt, kommen mithin 131¼ Fufs Steigung auf die Meile.

Etwa 2 Stunden in südlicher Richtung von *Marand* schiebt sich quer vor die Strafse ein quellenreicher Höhenzug hin, über den ein *Kotèl* oder Pafs hinwegführt. Der Weg, in den harten Stein gehauen, ist so steil, dafs ihn höchstens Fufsgänger und Reiter, d. h. nur solche, die auf p e r s i s c h e n Pferden sitzen, gefahrlos zu passiren im Stande sind. Er windet sich in Schlangenlinien an den Steilabhängen des Felsen jäh und abschüssig hinauf. Von der Höhe hat man ein entzückendes Panorama nach den gewaltigen hintereinander als Parallelketten aufsteigenden Bergen des *Karadagh*, die im Vordergrunde mit einzelnen pyramidenförmig gestalteten, isolirt stehenden Kegeln in der Ebene von *Marand* abschliefsen.

Auf der anderen Seite des Felspasses geht der Weg abwärts noch steiler und abschüssiger als hinauf, und führt in ein enges Thal mit einem ärmlich aussehenden Dorfe an einer ziemlich bedeutenden Wasserader. Die

Karawanen schlagen nicht gern diesen ebenbeschriebenen Pfad ein, sondern wenden sich von *Marand* rechts ab, um auf einem Umwege den Steilübergang zu vermeiden.

Bei unserer Passage über den unbenannten *Kotèl* (in Persien führen mit wenigen Ausnahmen Berge, Bergpässe und meist auch Flüsse keinen besonderen Namen, sondern werden nach der zunächst liegenden bedeutendsten Stadt bezeichnet) hatten wir Gelegenheit, ein sonderbares Phänomen zu beobachten, den Wechsel kalter und warmer Luftschichten, je nach den verschiedenen Punkten unseres augenblicklichen Standortes. Bald stürzte warme Luft wie aus einem Ofen auf uns los, bald und plötzlich berührte uns ein eisig kalter Luftstrom, so dafs wir uns fortdauernd in der seltsamen Täuschung befanden, in wenigen Momenten vom Sommer in den Winter versetzt zu sein.

Unsere kleine Karawane marschirte in ihrem langsamen Tempo vorwärts, die *Abdârs* reichten von Zeit zu Zeit das gefüllte Wassergefäfs, häufiger noch die *Kaliandârs* die wohl zubereitete Wasserpfeife. Aus einem solchen *Kaliân* (häufiger nach der gewöhnlichen Aussprache *Kaliûn*), aus dem man mittelst eines Holzrohres, weit seltener mittelst eines langen gewundenen Lederschlauches (pers. *marpîtsch*) den abgekühlten Rauch in sich hineinzieht, darf man schon der Schicklichkeit halber nicht mehr als drei bis vier Züge thun. Jeder Zug eines Persers ist freilich so langathmiger Natur, dafs ein Europäer an dem eingesogenen Qualm ersticken müfste. Dann wird die Pfeife dem im Range Nachfolgenden gereicht und so wandert sie zuletzt, doch nur verstohlen, zu der dienenden Klasse, welche den Rest, halb Tabacks-, halb Kohlendampf, tapfer herunterschluckt und nach einer Weile durch Mund und Nasenlöcher wie durch einen Schlot in weifsen Wolken wiederum herausfahren läfst.

Unser Weiterritt, in der Richtung nach *Safiân* (ich hörte auch *Sufian* aussprechen), bot wenig erfreuliche Seiten dar, insofern wir uns durch eine förmliche Armee bettelnder Männer und Frauen, darunter Derwische und Heilige, durchzukämpfen hatten. Die Ankunft einer fremden Gesandtschaft giebt für alle, welche durch Unglück, Krankheit oder auch durch eigene Unthätigkeit auf die Wohlthat ihrer Mitmenschen angewiesen sind, das Zeichen zum Aufbruch. Unser Zug begegnete fortdauernd gröfseren und kleineren Abtheilungen solcher Bettler, die uns mit lauter Stimme anschrieen und mit sehr ausdrucksvollen Geberden ihren Wunsch nach un-

serem Gelde zu erkennen gaben. Die Weiber waren in grofse dunkelblaue Tücher eingehüllt, vor den Augen war ein weifser undurchsichtiger Schleier angebracht. Neben unseren Pferden einherlaufend, suchten sie Mitleid zu erregen durch die Anrufungen *be-häzret-i-Isa* „bei der Excellenz Jesu", *be-häzret-i-Mirjam* „bei der Excellenz Maria", *be-izet-i-peghomber* „bei der Ehre des Propheten". Die Derwische, in ihrem landesüblichen Costüm, meist ohne Kopfbedeckung und mit schwarzem lang herabwallendem Haupthaar, schrien ihr bekanntes *ja hu* „o Er", oder *ja haq* „o Gott!" entgegen, gewöhnlich von den Geldgeschenken wenig befriedigt, welche wir ihnen zu geben für gut befanden.

Bei dem allgemeinen Wassermangel im Reiche *Irân* erklärt sich die Vorliebe der Perser, einer vorhandenen Quelle ihre längere Gegenwart zu schenken. So wurde halbwegs gegen 10 Uhr Vormittags an einem murmelnden Bache ein Zelt aufgeschlagen und wir nahmen, Perser und Europäer, auf dem Filzteppich unser persisches *Nahâr* oder Frühstück ein. Der Schahzadeh als guter Muslim enthielt sich des Ramazans wegen aller Speise; der zweite Mehmendâr, weniger gewissenhaft als der Prinz, hieb tapfer ein, da ja der Koran den Gläubigen auf der Reise Speise und Trank gestattet.

Am Ausgang des Gebirges lag *Safiân* vor unseren Augen. Den Hintergrund bildeten schneebedeckte lange Bergketten, hinter einander zu beträchtlichen Höhen aufsteigend. Feierlicher schweigsamer Empfang von Seiten des *Kedkhoda* oder Ortsschulzen und einiger Leute aus dem Dorfe, Geleit bis zum Quartier, das in einer elenden Hütte aufgeschlagen war, Zuckerhüte und Theepackete konnten als die Fortsetzung der bekannten ceremoniellen Gebräuche angesehen werden. Die Hitze, so stark wie bei uns im Hochsommer, liefs uns das schattige Dach der Hütte sehr wohl bekommen. Das neugierige Volk umstand das Gehöft und die grofse Neuigkeit, dafs ein *Padischah* aus Frengistan seinen *Eltschi* zum König der Könige gesendet hatte, schien für den Tag das Hauptgespräch im Diwan der Weisen von Sufian zu sein.

Die Sonne des 15. April hatte sich kaum erhoben, als wir bereits auf den Pferden safsen, um heute in feierlichem Istakbal in Täbriz einzuziehen. Voraussichtlich stand uns ein schwerer Tag bevor, denn die persische Höflichkeit erfordert Umstände aller Art, die mit grofsem Zeitverlust verknüpft und nicht einmal unterhaltender Natur sind. In Hitze und Staub stunden-

lang in ceremonieller Haltung reiten, sitzen, reden müssen, ohne dafs man eigentlich so recht begreift, wozu so viel Aufwand menschlicher Geduld und Spannkraft nützt, ist wahrlich keine kleine Aufgabe.

Für die erhaltenen *Pischkesch* der Bewohner des Ortes *Safiân* mufste ein goldenes *Enâm* unsererseits gespendet werden, ehe wir frei ausreiten konnten. Unter den Gastgeschenken stand eine Flasche armenischen Weines (*scharâb*) obenan, den ein mohamedanischer Perser hochachtungsvoll vor die Füfse unseres Ministers auf den Boden niedergesetzt hatte. So ausgezeichnet fast durchweg die persische Traube ist, so wenig bemühen sich die Eingeborenen, und zwar nicht Mohamedaner, sondern nur Christen und Juden, für eine ordentliche Bereitung des „Vaters des Verderbens“ oder des Weines Sorge zu tragen. Sie keltern die Trauben nach unserer Art, bewahren den Most in grofsen thönernen Gefäfsen und ziehen den abgeklärten Wein auf Flaschen, die bei dem Mangel von Korkpfropfen mit Baumwolle (*pembèh*) zugestopft werden. Da im Lande Holz ein sehr seltener Artikel ist, so ist den Leuten selbstverständlich die Aufbewahrung des Weines in Fässern etwas Unbekanntes. Der so bereitete Wein, von dunkelrother oder braungelber, kandisartiger Farbe, ist meistens sehr scharf und dem europäischen Magen wenig zuträglich. Trotz des Verbotes im Koran trinken die Perser den Wein in ebenso grofsen Massen als den *Arak* oder Branntwein, nur vermeiden sie die Oeffentlichkeit. Täbriz, die Umgegend des Urmieh-Sees, Hamadan, Jsfahan und einige Dörfer in der Nähe von Schiraz haben einen besonderen Ruf wegen ihrer Weine. Als die beste Sorte kann ich in der That den von Juden zubereiteten Schirazer Wein empfehlen. Versendet werden alle diese Weine nur in höchst seltenen Fällen, dagegen um so reichlicher an Ort und Stelle getrunken.

Unser Zug setzte sich endlich in persisch geordneter Weise in Bewegung. Unsere rothgekleidete militärische Ehrenwache marschirte vorauf, dann folgten die Luxus- oder *Jedèk*-Pferde. Ihnen schlossen sich etwa acht oder zehn Mann irregulärer Kavallerie an. So lange wir uns auf dem Gebiete des Ortes *Safiân* befanden, behaupteten zehn mit Rohrstöcken bewaffnete *Safianer* ihren Ehrenplatz vor dem Gesandten und gingen so stolz vor ihm einher, wie einst die Lictoren in Rom vor ihrem Magistrate. Nun kam erst der Gesandte mit den persischen Mehmendâren, dann wir übrigen und zuletzt als *Pes-khaneh* oder „Hinterhaus“ der Dienertrofs, welcher nichts mit Küche und Zelt zuthun hatte. Diejenigen nämlich, welchen die

Sorge dafür oblag, oder das *Pisch-khaneh* „Vorderhaus“ war lange vor uns voraufgeritten, um in geeigneter Entfernung von Täbriz ein Zelt aufzuschlagen, in welchem wir uns in die europäischen Uniformen zu werfen hatten.

Linker Hand von der Strafse hatten wir die Aussicht nach einer dunklen Berglandschaft mit jenen eigenthümlich gezackten Kämmen, die den bleibenden Charakter der persischen Höhenzüge bilden. Nach rechts hin öffnete sich eine weite, von Rinnsalen durchschnittene Ebene, welche am äufsersten Horizonte durch den Anblick des konisch gestalteten Bergkegels auf der Urumiehhalbinsel den einzigen Ruhepunkt gewann. Die Ebene, welche sich bis zu den Ufern des genannten Sees ausdehnt, war an einzelnen Stellen mit den Zelten von Nomadenstämmen bedeckt, die, wie es schien, auf der Wanderung zu ihren *Jelak* oder Sommerstationen begriffen waren.

Vor uns erhob sich am südlichen Himmel eine steile Bergkette, hoch überragt vom gewaltigen 8000 Fufs hohen *Sehänd*-Berge. Am Fufse der mit Schnee bedeckten Gebirgsmasse, jedoch in dichte Nebelstreifen eingehüllt, lag die Stadt *Täbriz.*

XV. Kapitel.

In Täbriz (Tauris).

Hat man sich der Stadt auf anderthalb Fersach genähert, so tritt immer deutlicher das Bild derselben entgegen. Wenn auch nicht so malerisch gelegen, als manche andere Stadt, die wir bis jetzt auf unserer Reise kennen gelernt hatten, ist doch die grofse, weitausgedehnte, dunkelbraune Häusermasse, die sich zum Theil terrassenförmig erhebt, von angenehmer Wirkung für das Auge. Nach einer, wenn auch nur kurz dauernden Reise durch öde Landschaften hat das Bewufstsein, sich den Wohnstätten zahlreicher Menschen zu nähern, etwas Erheiterndes, Aufmunterndes.

In nördlicher Richtung vor der Stadt, deren Namen die modernen persischen Etymologen von *täb* „Fieber“ und *rikhten*, *riz* „zerstreuen, vertreiben“, also gleichsam „Fiebervertreibend“ ableiten, fliefst ein *tschai* oder

Flufs, der mittelst einer Brücke ächt persischen Stiles überwunden wird. Dieselbe besteht aus einem aufsteigenden Damme, aus der eigentlichen hochgelegenen Brücke mit Bogen und einem abwärts gehenden Damme, alles mit Geländern versehen, roh aus Feldsteinen ausgeführt und entsetzlich schlecht gepflastert. An den Enden der Brücke stehen je zwei thurmähnliche Pfeiler mit kuppelartiger Oberwölbung. Man dankt Gott, wenn man zu Pferde sitzend eine solche Brücke im Rücken hat. Gewöhnlich vermeidet man sie am besten, wenn man quer durchs Wasser reitet.

Am andern Ende der Brücke hatten sich die Grofsen der Stadt und ihre Diener, alle beritten, aufgestellt, um Hrn. Baron v. Minutoli im Namen des Schahzadeh und Hâkim oder Gouverneurs von Täbriz feierlichst zu begrüfsen. Der Gesandte mufste zu allererst sein bequemes Reitpferd verlassen, auf ein haushohes Ehrenpferd turkomanischer Rasse klettern und auf ungewohntem Sattel seinen Sitz einnehmen. Ein grofses persisches Zelt, auf einem aufgewühlten Ackerboden aufgeschlagen, bezeichnete das nächste Ziel unserer Reise. Man stieg ab, wohl an hundert Pferde hielten vor dem Zelte. Im Innern desselben war ein prinzliches Gastgeschenk aufgestellt: Zuckerhüte, Zuckerfladen, Thee und vieles andere, womit man einen europäischen Cafetier zu beglücken im Stande gewesen wäre. Auf etwa zwanzig Stühlen persischer Construction, d. h. so eingerichtet, dafs man bei einigermafsen festem Sitze mit dem Mittelstück des Stuhles durchbricht, nahmen Europäer und Perser Platz. *Khôsch omedîd! Zechmet keschidîd!* „Seid willkommen! Ihr habt Euch Mühe bereitet!" tönte es von den Persern allerseits entgegen. *Kheir!* „im Gegentheil!" wurde geantwortet, *rahmèt bud* „es war Erholung!" Der ganze blumenreiche Schatz persischer Phraseologie wurde gründlich ausgebeutet und zwischen den Wortblumen Kalian, Thee, Zuckerwerk, Limonade herumgereicht.

Unter den anwesenden Persern glänzte als Stern erster Gröfse ein *Sartip* oder General, welcher an der Spitze des Artilleriewesens stand. Wir erhielten durch seine Güte die Kunde, dafs im Falle eines Krieges Persien eine Million Soldaten auf die Beine zu stellen im Stande sei, und dafs die Zeughäuser zur Bewaffnung einer so imposanten Macht vollständig ausgerüstet seien. Diese Angabe, aus so lauterer Quelle geflossen, mufste billigerweise einen hohen Begriff von der persischen Macht gewähren, und uns vorbereiten, Wunderdinge im Innern des iranischen Reiches kennen zu lernen.

Ein chaldäischer Christ, der ausgezeichnet gut und schnell die französische Sprache beim Dollmetschen anwandte, stand aufrecht in der Versammlung unter dem Zelte, natürlich in Strümpfen, wie die übrigen persischen Offiziere und Civilbeamte, welche den *Istakbal* dirigirten, und nicht wufsten, wie sie auf den Stühlen ihre Füfse verbergen sollten. Es gilt nämlich bei den Persern für einen Verstofs gegen gute Sitte und Anstand, in Gegenwart eines Vornehmeren die unteren Extremitäten zur Schau zu stellen.

Nachdem Herrliches gesprochen und erwiedert worden war, fand eine allgemeine Erhebung statt. Aufs Neue wurden die Pferde bestiegen und der Einzug in die Stadt nahm seinen Anfang.

Die Sonne brannte sengend heifs, der Staub wirbelte in dichten Wolken empor und verhüllte den Zug wie dichter Nebel. Der Anblick der Strafsen und Häuser von Täbriz war niederschlagend. Von der grofsen Stadt liegt etwa die Hälfte in Schutt und Trümmern da. Erdbeben, die sich in Täbriz sehr häufig wiederholen, die Hand des Menschen, Krieg, der Zahn der Zeit, mit einem Worte jede nur denkbare Ursache der Zerstörung hat dazu beigetragen, einen so beträchtlichen Theil der Stadt in traurige Trümmerhaufen umzugestalten. Die Strafsen, meist sehr eng und winklig, bieten ein abschreckendes Bild orientalisch-asiatischer Liederlichkeit dar. Schmutz und Unrath in Löchern und Pfützen, Pflastersteine, die des Schicksals Tücke nach Orten befördert hat, wohin sie gar nicht gehören, Hunde und Aas, alles liegt chaotisch wild durcheinander, dafs man genöthigt ist, die Augen mehr nach dem Erdboden, als auf die Umgebung zu richten. Die Häuser, eigentlich nur hohe Erdmauern mit kleinen Thüröffnungen, laufen in gewundenen Linien nach allen Richtungen hin und geben den Strafsen von Täbriz, wie überhaupt allen persischen Städten, ein sehr häfsliches Aussehen. Hier und da stecken Kinder und tiefverhüllte Weiber den Kopf neugierig über die Mauer hinweg, um den Einzug der preufsischen Gesandtschaft genauer in Augenschein zu nehmen.

Wir mufsten in Sonne und Staub, inmitten unruhiger und tobender Pferde, wohl über eine Stunde reiten, ehe wir den Ort unseres nächsten Aufenthaltes erreicht hatten. Beinahe ganz aufserhalb der Stadt liegt ein grofser Obstgarten, der grade in voller Blüthe stand, in seiner Mitte hinter einem grofsen Wasserbecken mit invalidem Springbrunnen ein Lustschlofs des Schah, aus den Zeiten Feth-Ali-Schah's herrührend. Unter dem Donner

von Geschützen, die in der *Ark* oder Citadelle von Täbriz abgefeuert wurden, zogen wir in den Obstgarten ein, höchlichst erfreut, den Fufs aus dem Bügel zu heben, um in gemächlichen Räumen der Ruhe und Erholung zu pflegen.

Leider wurde diese wohlberechtigte Hoffnung durch weitere endlose persische Ceremonien vereitelt. Wir hatten nämlich mühsam die kleine Treppe erklettert, welche zu dem Hauptsaal des Königl. Pallastes führte, waren kaum in den grofsen, buntbemalten und mit Spiegelscheiben besetzten Saal getreten, der uns als Quartier dienen sollte, als sich in grofsem Mafsstabe alle jene Scenen erneuerten, die wir bereits in kleinen Portionen in den Standquartieren unserer Reise bis Täbriz sattsam genug durchgekostet hatten. Auf den von Motten zerfressenen Filzteppichen, mit denen der Boden des Saales in allen möglichen Richtungen bedeckt war, hatte man gewaltige Zuckerhutladungen, Kandismassen, Theepakete, Zuckerwerk aller Art und vieles andere, welches der Gouverneur von Täbriz als Gastgeschenk dargeboten hatte, aufgespeichert. Ringsherum waren Stühle aufgestellt, auf welchen die vornehmeren Perser unserer Begleitung Platz nahmen; wer keinen Platz fand, kniete nach persischer Sitte auf den Fufsboden nieder, die *Ferraschen* des Gouverneurs und sonstige Diener des Trosses standen in der Nähe der Thür.

Neue Anreden, Complimente, Begrüfsungen, Beglückwünschungen, Betheuerungen!

Wir hatten mit Gottes Hülfe endlich die nöthige Einsamkeit und Ruhe erreicht, um uns wieder in den richtigen Seelenzustand zu versetzen. Hin und wieder störte freilich die Ankunft eines Persers mit einem Lamm unter dem Arme, oder einer Schachtel mit Zuckerwerk in der Hand, die er als Zeichen der Hochachtung Seitens seines Herrn dem Baron v. Minutoli präsentirte. Natürlich blieb er Angesichts des *Kurban* so lange auf dem Platze, bis er für das *Pischkesch* ein besonderes *Enâm* erreicht hatte. Sollte es gestattet sein, die glühenden Bewunderer Preufsens unter den Persern in Täbriz nach den empfangenen Zuckerhüten und nach den gespendeten Tomans der Zahl nach anzugeben, so möchten zweihundert opferfreudige Seelen sehr gering angeschlagen sein.

Die Besuche und Gegenbesuche, vor allen die feierliche Audienz beim *Hâkim* von Täbriz, dem Schahzadeh *Bahram-Mirza*, zu schildern, wird man uns gern erlassen. Der Prinz, in den funfziger Jahren seines Alters ste-

hend, hat einen sehr milden Ausdruck. Er ist ein Enkel *Feth-Ali-Schahs* und der Onkel des Schahs *Nassr-ed-din.* Er gehört somit zur Zahl jener unglaublich reichen Familie, die *Feth-Ali-Schah* seiner Dynastie hinterlassen hat. Derselbe hatte als Gemahl von etwa hundert Frauen 57 männliche und 203 weibliche Kinder erzeugt. Als er starb, im Jahre 1834, hatte er das Glück, von 784 Söhnen, Enkeln u. s. w. beweint und betrauert zu werden. Es versteht sich von selber, dafs eine so grofse Familie eine ganz besondere Stütze der einheimischen Dynastie sein mufs. Die einflufsreichsten und wichtigsten Stellen und Aemter, vorzüglich die Plätze als Gouverneure der hauptsächlichsten Städte und Provinzen Persiens, sind ihnen übergeben, so dafs das ganze Land mit einem Netz kadscharischer Beamten überzogen ist, welche alle durch gemeinsame Sympathien miteinander verbunden sind und als die wesentlichste Stütze der gegenwärtigen Dynastie dastehen. Andererseits mufs aber auch nicht verschwiegen werden, dafs bei einer so zahlreichen Familie königlichen Ursprunges das Land immer mehr und mehr verarmen mufs, da jedes Mitglied derselben Anspruch auf standesmäfsigen Unterhalt und Lebensweise macht.

Der Vater *Bahram-Mirza's*, der vor dem Tode seines Erzeugers, *Feth-Ali-Schah's*, dahingeschiedene persische *Naib-Sultaneh* oder Kronprinz *Abbas-Mirza* hat einen besonderen Ruf in der neueren persischen Geschichte. Durchaus gewonnen und eingenommen von den Fortschritten europäischer Civilisation, war er nach allen Seiten hin bestrebt, die segensreichen Einrichtungen *Frengistans*, so weit dies möglich war, auf persischen Boden zu verpflanzen. Leider fand er in dem Fanatismus *Feth-Ali-Schah's* Hindernisse, die er nicht zu überwältigen vermochte. Nach langer Ueberredung setzte er allein die Organisation einer nach europäischem Muster bewaffneten und geschulten Armee (*nizâm*) durch. Unter der Leitung französischer und englischer Offiziere, an ihrer Spitze der französische General Gardanne, trat im Jahre 1808 der persische *nizâm* zu Teheran ins Leben.

Täbriz, einst blühend und reich an schönen Bauten und Denkmälern, deren Gröfse selbst die wenigen traurigen Reste bekunden, die den Sturm der Zeiten bis auf den heutigen Tag überlebt haben, hatte allmählig durch Krieg und Erdbeben (*zilzileh*) so viel gelitten, dafs die Stadt elend herunterkam. Erst seit dem Regimente des vorhergenannten Schahzadeh Abbas-Mirza fing sie an, sich einigermafsen zu erholen und als Haupthandelsplatz Persiens eine neue Bedeutung zu gewinnen. In der Nähe der russischen

und türkischen Grenze, auf der grofsen Karawanenstrafse von Teheran nach Trapezunt gelegen, ist Täbriz für den Handel ein Mittelpunkt geworden, der Innerasien mit Europa verbindet. Die bedeutendsten kaufmännischen Geschäfte sind hier in den Händen von Persern, Armeniern und Europäern. Zugleich ist hier die von der Regierung verpachtete Douane (gegenwärtig bringt sie alljährlich über 200,000 pers. Ducaten ein), welche für exportirte und importirte Waaren eine gewisse, gesetzlich vorgeschriebene Steuer erhebt, obwohl auch dabei, wie dies in allen persischen Einrichtungen der Fall ist, das Willkürliche und Ungesetzliche in starken Dosen vertreten ist. Wenngleich die Perser seit ihren Wanderungen nach Konstantinopel den europäischen Handel vielfach selber übernommen haben, so haben dennoch griechische Häuser und das brave Schweizer Haus Dinner, Hanhardt & Comp. den gröfsten Theil der importirten europäischen Waaren in ihren Händen. Leider sind die Perser unzuverlässige Geschäftsleute, so dafs die commerciellen Verbindungen mit ihnen grofse Vorsicht erheischen und oft bedeutende Verluste herbeiführen. Dabei ist das Volk arm, grofse Geschäfte daher selten möglich, so dafs sich die europäischen Kaufleute mit kleinen Gewinnen begnügen müssen. Englische Waaren, die über Teheran und Meschhed von den Karawanen bis in das Herz von Asien (Bukharei, Khiwa u. s. w.) geführt werden, französische und deutsche Handelsartikel kommen Jahr aus Jahr ein nach Täbriz, und werden von hier aus nach allen Richtungen in das Innere von Persien versendet. Die Interessen der Europäer, welche in Täbriz ansäfsig sind, werden durch einen russischen und englischen General-Consul vertreten.

Das Klima der Stadt bietet, wie der ganze Nordrand des hochgelegenen Iran, die Eigenthümlichkeit extremster Jahreszeiten dar. Der Winter ist so streng, die Winde so stürmisch und kalt, dafs selbst europäische Naturen unter dem Einflufs desselben zu leiden haben; der Sommer dagegen so drückend heifs und unerträglich, dafs Europäer und Perser, besonders die persische Haremswelt, in dieser Jahreszeit die Stadt verlassen, um auf den luftigen Berghöhen in der Umgebung, in Dörfern und unter Zelten ihr Sommerquartier aufzuschlagen. Der Frühling wird durch heftige Gewitterstürme und Regengüsse eingeleitet, von denen wir einige starke Proben genossen. Das Obst erreicht in Täbriz, dessen Gartenreichthum einen gewissen Ruf erlangt hat, eine ganz vorzügliche Güte. Es ist saftig und wohlschmeckend. Charakteristisch ist der Mandelbaum. Die Melonen

(*harbuzeh*) und besonders die Wassermelonen (*hindewàni*) sind von einem unvergleichlichen Wohlgeschmack und ersetzen den Eingeborenen einigermafsen den Mangel guten Trinkwassers.

Wir nehmen hier Abschied von Täbriz, dessen Zeitung (seit 1861 leider eingegangen, da die Perser sehr begierige Leser, aber sehr schlechte Abonnenten und Zahler sind), nicht zu vergessen, die Ankunft der preufsischen Gesandtschaft in pomphafter Weise angekündigt hatte, und bereiten uns zur Weiterreise nach Teheran vor.

XVI. Kapitel.

Von Täbriz nach Teheran.

Es war ein Stück Arbeit, die Ansprüche aller derjenigen zu befriedigen, welche sich angeblich um die Gesandtschaft des preufsischen Padischahs verdient gemacht hatten und nun am Abend vor deren Aufbruch sich einfanden, um ein entsprechendes Geschenk zu empfangen. Es regnete Gewehre, Uhren und güldene Tomans an alle möglichen Alis und Muhammeds, die sich damit wenig zufrieden erklärten und auf frühere Beispiele gesandtschaftlicher Freigebigkeit, vor allen auf Sir Rawlinson's *Enâme* hinwiesen. Wir hatten persische Zudringlichkeit bereits hinlänglich genug kennen gelernt, um derartigen ungeziemenden Vorstellungen Rechnung zu tragen, bezahlten schliefslich unsere kleinen Schulden für entnommene Nahrungsmittel und sehnten uns nach dem Augenblick der Abreise, die auf den 22. April angesetzt war.

Der neue Mehmendâr, ein Beamte des persischen Ministeriums des Auswärtigen, Namens *Dschewad-Khan*, hatte die Aufgabe, uns von Täbriz nach Teheran zu geleiten und für die nöthigen Ehrenbezeugungen Sorge zu tragen. Am Morgen des zum Aufbruch festgesetzten Sonntags war der Treffliche nirgends zu finden; wir marschirten also ohne Mehmendâr allein auf *Teherân* los, wobei uns schreiende Bettler, heulende Derwische und eine Abtheilung berittener Artilleristen mit einem Obersten an der Spitze das Geleite bis zum Weichbild der Stadt gaben. Der K. Minister-Resident

gab sein *murekhès*, d. h. er entliefs an Ort und Stelle die feierliche Eskorte unter Bezeigung seines besonderen Dankes und so zogen wir erleichterten Herzens, die Karawane hinter uns, unsere Strafse weiter.

Das nächste Terrain führte uns bald in malerische Thäler abwärts, bald zu steilen Höhen aufwärts. Der landschaftliche Charakter bleibt unverändert der einer vulkanischen Gebirgsformation in allen ihren Eigenthümlichkeiten bis zu den grün, roth und gelb schillernden Farbentönen hin, in welchen die vegetationsleeren Felsen, riesigen Maulwurfshügeln ähnlich, bis in die weiteste Ferne hin schillern. Hier und da unterbrach das Bischen Frühlingsgrün der Felder den einförmigen Anblick und wirkte wohlthuend auf Auge und auf Stimmung. Ueber *Baschmisch*, welches ein sehr bedeutendes Dorf an der Strafse ist, mit Wasseradern, Baumwuchs, einzelnen stattlichen Häusern und einer bedeutenden Karawanserai, gelangten wir nach der Station *Sejid-abâd*, vier Fersach von *Täbriz* entfernt, mit einer Tschaparkhaneh. Der Ort, klein und unbedeutend, erfreut sich wegen der Vortrefflichkeit seiner Sahne (*gheimeq*) eines besonderen Rufes, so dafs wir Veranlassung nahmen, unser bescheidenes Mahl auf dem Dache eines Hauses durch etliche Portionen Sahne zu verherrlichen. Während des Essens traf zu allgemeiner Freude der Herr Mehmendâr ein, ebenso bestürzt darüber, dafs wir ohne ihn, den wahrscheinlich astrologische Bedenken in *Täbriz* zurückgehalten hatten, abgegangen waren, als zufrieden, uns hier in bester Verfassung angetroffen zu haben. Wir zogen mit ihm bald weiter und langten nach einem Marsche neuer vier Fersach Abends 6 Uhr in dem ärmlichen Dorfe *Hadschi-Aga* an. Die Nacht über brachten wir in einer äufserst armseligen und schmutzigen Hütte zu. Vor *Hadschi-Aga* wird ein ziemlich hoher Bergpafs überschritten.

Montag den 23. April brachen wir wie gewöhnlich gleich mit Sonnenaufgang auf. So heifs es den Tag über ist, so kühl sind die Nächte, vor allen aber die Zeit vor und beim Sonnenaufgang. Rechts und links wird die Hochfläche, auf der sich die Karawanenstrafse hinzieht, von Bergzügen eingeschlossen, die zum Theil noch mit blendendem Schnee bedeckt waren. Niedrige Erhebungen vor uns lassen neue Steigungen vermuthen. Kleine Bäche, vom schmelzenden Schnee auf den Bergen mit ziemlichem Wasservorrath gespeist, unterbrechen die Strafse. Verfallene Karawanseraien älterer Zeit, von unserem Mehmendâr meist als *Abbasijeh*, d. h. als Bauwerke des grofsen Schah *Abbas* bezeichnet, gewähren auf der traurigen Hochfläche

die einzigen Ruhepunkte. Eine derselben führt den Namen *Gilek*, heifst also grade so wie sonst im Persischen ein Bewohner des *Gilân*, der Provinz am kaspischen Meere. Die Perser erzählen, ein *Gilek*, Kaufmann, der häufig nach *Täbriz* reiste, habe sie auf seine Kosten erbauen lassen. Seitdem heifse sie die Karawanserai des *Gilek*. Wir rasteten hier in der Nähe eines schmutzigen Baches.

Auf unserem ganzen Wege nach *Gilek* zu und später nach unserem Aufbruch hatten wir das traurige Schauspiel zahlreicher Aussätziger, die uns entgegeneilten und unter dem Geschrei: *Jaradán séne kömek olsyn* „der Herr sei deine Hülfe“ um ein Almosen anbettelten. Diese Armen, Männer, Weiber und Kinder, wohnen hier bis nach *Zendschân* hin in elenden Hütten, fern von den Städten und Dörfern, und müssen von aller Berührung mit ihren Landsleuten ausgeschlossen, in der traurigsten Wüstenei ihr elendes Dasein fristen. Der Aussatz zeigt sich in den abschreckendsten Formen, vor allen im Gesichte. Rothe Beulen auf der Stirn, an den Backen, an der Nase, ein verzerrter Mund, rothe triefende Augen geben ihnen ein entsetzliches Aussehen. Die Regierung hat bis jetzt nichts gethan, um den vom Aussatz Behafteten Heilung oder wenigstens Milderung ihres Leidens zu verschaffen, sondern sich lediglich auf die schon von den Alten ausgeübte Sanitätsmafsregel beschränkt, die Aussätzigen von der übrigen Welt streng abzusperren.

Nach einem Ritte von 6½ Fersach bogen wir in einen Thalgrund ein, der von hohen, steilen Felswänden eingefafst war. Mitten durch flofs ein kaum zwei oder drei Fufs tiefes Gewässer, das einen der Zuflüsse des *Schah-rud* abgiebt, der seinerseits ein Nebenflufs des gröfsten aller persischen Flüsse, des *Kyzyl-üzen* oder „Rothflusses“ ist. Als Brücke diente ein quer über das Wasser gelegter, krummgewachsener Baumstamm, auf dem man nur, auf einer Strecke von neun bis zehn Fufs, so breit wie das Gewässer war, sehr geschickt balancirend, von einem Ufer zum anderen gelangen konnte. An beiden Seiten des unbenannten Zuflusses liegen in dem engen Bergkessel die Hütten des Dorfes *Kara-tschemen* (Schwarzwiese), höchst malerisch von weitem, lumpig nahebei besehen, wie der ganze liebe Orient. Das bedeutendste Gebäude ist die Tschaparkhaneh, in der zufällig ein höherer persischer Beamte und Adjutant des Schah, *Jahija-Khan*, Bruder *Mirza-Hussein-Khan's* in Constantinopel, sein *Menzil* oder Quartier aufgeschlagen hatte. Er war als *Tschapâr* (Courier) vor vier Tagen von

Teheran abgegangen, um dem Sultan einen hohen persischen Orden zu überbringen und stand im Begriff, nach kurzer Ruhe seinen beschwerlichen Ritt nach Trapezunt fortzusetzen. Für uns hatte der freundliche Mehmendâr in einer engen, finsteren Hütte Quartier bereitet. Der Besitzer derselben, welcher wahrscheinlich den höheren Ständen von *Kara-tschemen* angehörte, da sein Haus eine Ambassade und einen *Eltschi* zu beherbergen auserlesen war, schlief in der Nacht im Freien vor der Thüre, derweil wir andern unsere Leiber nach allen Richtungen hin auf dem Fufsboden der Hütte ausstreckten.

Hr. Baron v. Minutoli hatte die Artigkeit, den Dragoman der Gesandtschaft und meine Wenigkeit zur Begrüfsung *Jahija-Khan's* nach der Tschaparkhaneh am andern Ufer des Wässerleins zu senden. Wir überwanden nicht ohne Schwierigkeit, aber doch glücklich die oben beschriebene Baumbrücke, hielten uns die Nasenlöcher zu, um nicht die Gerüche eines Eselaases vor der Thür des Posthauses einziehen zu müssen, fragten den *Mirza* oder Schreiber der Tschaparkhaneh nach dem angekommenen Adjutanten und kehrten unverrichteter Sache nach unserem *Menzil* zurück, als wir hörten, dafs derselbe, übermüdet, noch schlafe. Weifs der Himmel wie's geschah, genug beim gefährlichen Uebergang über das Gewässer fing die Baumbrücke an sich zu bewegen und der Dragoman stürzte der Länge nach ins Wasser. Ich selber, durch den Schaden klug gemacht, gelangte allein mit Hülfe einiger Karatschemener ohne Sturz zum anderen Ufer.

Hr. *Jahija-Khan* stattete gegen Abend dem Minister-Residenten seinen Besuch ab, empfing und nahm Grüfse nach Constantinopel mit und bestieg dann den persischen *Jabu* oder Courier-Klepper, um lustig fort zu galoppiren.

Jahija-Khan, den wir später die Freude hatten in Teheran wieder zu sehen, ist noch jung, hat beinahe europäische Physiognomie, eine sehr angenehme Gabe der Unterhaltung und spricht das Französische mit einer wunderbaren Fertigkeit. Ein Hieb, den er in einer belebten Soirée von dem Ober-Eunuchen des Teheraner Hofes empfing, hat tiefe und bedeutende Narben im Gesichte zurückgelassen. Der Ober-Eunuch verlor darüber in thatsächlichster Weise seinen Kopf.

Die aufgehende Sonne des 24. April sah uns bereits auf der Strafse nach dem nächsten *Menzile*, dem früher einmal erwähnten Orte *Turkmantschai*. Zur linken Hand lagen uns die Ausläufer des *Boz-kuscht-* oder „Ziegentödter"-Gebirges, zur rechten der lange Wasserstreifen des *Schahrud*: dabei

Abwechselung von Berg und Thal in schönster Fülle. Im Winter, wie wir es später auf der Rückkehr selber haben erleben müssen, ist der Weg schwierig und abscheulich. Die Masse des Koth- und Schlamm-Breies erinnert dann lebhaft an Tifliser verwandte Zustände. *Turkmantschai* ist in einer Niederung am Berge recht hübsch gelegen; etwas Baumvegetation erfrischt die eintönige hell- oder dunkelbraune Farbe der viereckigen Häuser. In einem ganz leidlichen Hause mit einem Vorgarten und einer Quelle darin hatten wir neben einer reichen Wanzenbevölkerung hinlänglich Platz.

Die letzteren fangen bereits an, den Reisenden, Persern wie Europäern, Schrecken und Besorgnifs einzuflöfsen, und lange bevor unsere nächste Station, die Residenz der Wanzen erreicht ist, die Stadt *Mianéh*, erzählt man wahre Räubergeschichten von der Sehnsucht dieser giftigen Thiere nach dem Blute aller Reisenden. Die Wanzen von *Turkmantschai* gehören zur selben Rasse. Sie sind platt, kreisrund gestaltet, von der Gröfse eines preufsischen Sechsers, dunkelbraun, mit einem hellen, beinahe durchsichtigen Ring um den Leib und mit sechs langsam schreitenden Beinen ausgestattet. Wir liefsen die ganze Nacht über Licht brennen, um uns gegen die Angriffe der lichtscheuen *mäleh*, wie sie die Perser nennen, sicher zu stellen.

Noch vor Sonnenaufgang setzte sich unsere kleine Karawane am 25. April wiederum in Bewegung, um die 7 bis 8 Fersach vor uns gelegene Stadt *Mianéh* oder, wie sie in der Schriftsprache wahrscheinlich richtiger bezeichnet wird, *Mianèdsch* baldmöglichst zu erreichen. Der Weg gehörte mit zu den schwierigen Theilen unseres Reisegebietes. Wir marschirten bergauf und bergab, dabei war in den Bergkesseln die Hitze überaus drückend. Links von unserer Strafse zogen hohe, mit Schnee bedeckte Bergzüge als stete Begleiter mit uns, während eine blauschimmernde Felsenmasse, mit einem spitzen pyramidenförmigen Kegel, den Vordergrund bildete. Es ist das der berüchtigte *Kaflan-Kuh* oder „Leoparden-Berg“, der den Zugang zur Strafse nach *Teherân* deckt und an dessen westlichem Fufse die Stadt *Mianéh* liegt.

Nach einstündigem Marsche von *Turkmantschai* aus erreichten wir das in einem Bergkessel gelegene Dorf *Hadschi Kiâs*; schwelender Rauch hing über den ärmlichen Hütten desselben. Hier und da erhob sich aus dem dunkelen Häuserhaufen die kleine persische Pappel. *Hadschi-Kiâs* ist ein *Menzil* oder Herberge für *Tscherwadâre* (eigentlich *Tschehâr-pai-dâr* „Inhaber von Vierfüfsern“, Bezeichnung der Karawanenführer), welche hier

für sich, ihre Thiere und Waaren eine passende Herberge finden. Nach einer kurzen Rast auf halbem Wege, im steinigen *rud-khaneh* oder Flufsbette des spärlich fliefsenden *Schah-rud* (obwohl hier *Mianéh-tschai* genannt), setzten wir die Weiterreise auf der sehr engen Bergstrafse dicht am linken Ufer des Flusses fort, bis wir endlich gegen 1 Uhr Mittags eine breite Hochfläche erreichten, auf der eine natürliche Chaussée in langer Linie bis zu der vor uns liegenden Stadt *Mianéh* führte.

Die Stadt dehnt sich am Fufse des *Kaflan-kuh* in einer Ebene lang aus. Grüne Pappeln und weifsblühende Fruchtbäume in der Umgebung derselben gewähren ein freundliches, einladendes Aussehen. Derwische, welche in ihren Händen fortwährend Keulen schwangen, Bettler und Lumpenvolk aller Art überfielen uns in grofsen Haufen, stets unzufrieden mit dem, was ihnen das Mitleid bot. Am Ende der Landstrafse, dicht vor der Stadt, aus der als bemerkenswerthestes Monument ein Minaret in häfslicher Säulenform hervorragte, waren Soldaten und Einwohner zum Empfang aufgestellt. Wir mufsten wohl eine halbe Stunde lang auswärts zureiten, ehe wir unser *Menzil* begrüfsen konnten, das diesmal in vier luftigen Zelten bestand, die inmitten eines grünen, stark bewässerten, von fufslangen Schildkröten bevölkerten Gartens mit hohen Erdmauern aufgeschlagen waren. Der Mehmendâr hatte uns unter Gottes freiem Himmel eine Wohnung bereiten lassen, da seiner Aussage nach sämmtliche Häuser von *Mianéh*, selbst die neugebaute *Tschaparkhaneh*, Ueberflufs an giftigen Wanzen hatten.

Hr. Baron v. Minutoli, der während unserer Reisen in Persien mit gröfstem Eifer alle nur vorkommenden Insecten (und wie reich ist Persien daran!) sammelte, wandte sich an einen Einwohner des Ortes, um durch ihn ein Dutzend jener gefürchteten Insecten zu erlangen, für welches er ein kleines Trinkgeld versprach. Der Mann aus *Mianéh* blieb ruhig an seinem Platze stehen, öffnete seinen Gürtel und holte in kürzester Frist aus den Falten seines Gewandes das gewünschte Dutzend zu aller Schrecken hervor. Seine ansteckende Nähe veranlafste die sehr natürliche Mafsregel, ihn und alle Mianeser aus unserem wanzenreinen Gebiete so schleunigst als möglich zu entfernen. Der Stich der in Rede stehenden Insecten verursacht grofse Beulen, die äufserst schmerzhaft sind, aber wohl nicht, wie man uns erzählte, bei gröfserer Menge den Tod nach sich ziehen. Die einheimischen Aerzte haben ein absonderliches Heilmittel, darin bestehend, dafs man den Gestochenen in ein warmes Bad führt und denselben

in die Haut eines frisch geschlachteten Ochsen einhüllt. Dann sollen die Anschwellungen nachlassen und die Schmerzen aufhören. Derartige Mittel sind in Persien nicht selten und bezeugen, dafs die persischen Aerzte sich auf einer eigenthümlich praktischen Stufe ihrer Wissenschaft und Kunst befinden.

Hinter *Mianéh*, zwischen der Stadt und dem felsigen Nachbarn im Hintergrunde, laufen nebeneinander einige Wasserstreifen von 3 bis 4 Fufs Tiefe und einer Breite von 15 bis 20 Fufs. Es sind dies Gewässer, die in südlicher Richtung nach *Mianéh* zu fliefsen und sich etwas unterhalb der Stadt in den *Mianéh-tschai* ergiefsen, der sich zuletzt, eine halbe Meile von Mianéh entfernt, mit dem *Kyzyl-üzen* (Rothflufs), dem gröfsten Steppenflufs Persiens, vereinigt. Der *Kyzyl-üzen* durchbricht in einem langen Thalbette die Kette des *Elburs*-Gebirges und ergiefst sich, nach seinem kurzen Lauf durch die Provinz des *Gilân*, in das kaspische Meer. Sein Durchbruch schreibt eine natürliche Strafse vor, welche von *Kazwîn* aus in nordwestlicher Richtung abgeht, dann das linke Ufer des *Kyzyl-üzen* verfolgt und schliefslich in *Rescht* endet.

Eine lange Brücke von 22 Bogen führt über den breitesten Wasserstreifen hinter *Mianéh*. Unsere Karawane zog in der Frühe am 26. April auf ihr einher und stieg langsam den steilen Weg zum *Kaflan-kuh* empor. Selbst auf dieser Strafse, die einen jeden veranlafst, sich und sein Thier im Auge zu haben, begegneten uns Bettler und Derwische, um einer zweiten Auflage der am vorigen Tage empfangenen Geldgeschenke entgegenzusehen. Dazwischen zogen Kameel- und Eselkarawanen einher, die mit Waaren beladen von der anderen Seite des *Kaflan-kuh* hergekommen waren und niederwärts, nach *Mianéh* zu, ihre Schritte lenkten. Vereinzelt sahen wir arme auswandernde Familien; die unverschleierten Frauen verhüllten sich tief in ihre Gewänder, als sie unserer ansichtig wurden, oder wendeten verschämt den Kopf von uns ab. Die Höhe des *Kaflan-kuh* wird auf ungefähr 1500 Fufs über der Ebene von *Mianéh* abgeschätzt. Der Weg gehört zu den malerischsten Parthien der ganzen Reise zwischen Täbriz und Teheran. Beim Heruntersteigen zeigt sich in bedeutender Breite und mit grofsem Getöse dahinstürzend der *Kyzyl-üzen*. Ein gewaltiger Felsen, der sich links von der Strafse, dicht am diesseitigen Ufer des Flusses in mächtigem Steilabfall erhebt, ist mit den Resten einer uralten Befestigung gekrönt, in welcher eine Besatzung von 1000 Mann Raum haben mochte, die von oben aus sehr gut die Strafse beherrschen konnte. Mauern und

Thürme mit Zinnen laufen die steilen Felskanten entlang. Der innere Raum war mit Gras bewachsen, ein verfallener Steinbau in der Mitte wies allein auf Spuren menschlicher Wohnungen hin. Die ganze Feste führt heutzutage den Namen *Kal'a-i-dukhtar* „das Jungfernschlofs“, gerade so wie die steinerne Brücke, am Fufse derselben über den *Kyzyl-üzen*, den Namen *Pul-i-dukhtar* „die Jungfernbrücke“ trägt. Der Sage nach, die übrigens den Namen des Erbauers oder vielmehr der Erbauerin verschweigt, soll die Feste von einer schönen Prinzessin angelegt worden sein, noch ehe die Brücke das diesseitige Ufer des *Kyzyl-üzen* mit dem jenseitigen verband, auf welchem ein schöner junger Schäfer seine Heerde zu weiden pflegte. Es entspann sich zwischen der Prinzessin hier und dem Schäfer drüben sehr bald ein Liebesverhältnifs. Täglich stürzte sich der Schäferjüngling in das Wasser und mit starkem Arme zertheilte der persische Leander die Wellen des *Kyzyl-üzen*, um zu seiner geliebten Prinzessin Hero zu gelangen. Um ihm die tägliche nasse Reise zu ersparen, liefs die Prinzessin die Brücke aufführen, und nun wanderte der Schäfer trockenen Fufses den Weg zur theuren Prinzessin. Da, so fügen die malitiösen Erzähler der Sage hinzu, habe leider die Liebe des Schäfers nachgelassen und zuletzt ganz aufgehört, seitdem der Jüngling nicht mehr in Berührung mit dem kalten Wasser kam. Ueber die Brücke hinweg führt die Strafse durch zerklüftetes Gestein (darunter bedeutende Felsmassen mit Kreide und Gypslagern) in das Gebiet der grofsen Provinz *Irak-adschäm*, als deren Hauptstadt heutzutage *Teherân* angesehen wird, die Residenz der Kadscharen-Dynastie. Während noch in *Mianéh* die Bevölkerung türkisch spricht, wie im ganzen *Azerbeidschân*, kommen wir jetzt zu den rein persisch redenden Iraniern. Vormittag gegen 11 Uhr rasteten wir in dem elenden, aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe *Dschemâl-abâd*, mit einem alten schönen Khan. Nach einer Tagesreise von 6 Fersach erreichten wir einen sehr jämmerlich aussehenden Ort, *Serdschèm*, in dem wir die Nacht über blieben. Wie gewöhnlich empfing ein Ausschufs ärmlich gekleideter Dorfbewohner am Eingang des Dorfes die fremden Ankömmlinge. An ihrer Spitze befand sich der glückliche Hausbesitzer, welcher uns beherbergen sollte und einen violetten Kaftan-Sonntagsrock zum äufserlichen Ausdruck seiner Freude übergeworfen hatte. Die fensterlose Putzstube seiner Besitzung war so finster, schmutzig und verräuchert, dafs wir es vorzogen, auf dem Misthofe das Zelt des Mehmendârs aufschlagen zu lassen,

um darunter die Nacht über zuzubringen. *Serdschèm* hat nach der Dörfler Angaben ungefähr 80 *Khanewâr* oder Familien, die als *Maliât* oder Steuer jährlich 600 *Tomân* oder etwa 1850 Thaler preufs. zahlen müssen. Das Dorf kann demnach nicht so arm sein, als es den ersten Anschein hat. Unser Herr Wirth, der zwei Gehöfte besitzt, zahlt jährlich 15 *Tomân* Steuer.

Das nächste *Menzil* liegt sechs Fersach weiter. Zur linken Seite unserer Strafse dehnte sich ein Hügelland mit grünen Triften aus. Eine Menge weifser und rother Tulpen auf dem grünen Wiesenteppich erregten billigerweise Heimathsgedanken. Derweil man bei uns zu Hause in dem Glauben lebte, als sei blauer Himmel, Frühlingslüfte, Nachtigallenschlag und Rosenduft die ordinärste Unterlage unseres beneidenswerthen Daseins im glücklichen Lande Persien, drückten wir uns in scheufslichen Schmutzlöchern herum, mit allen Entbehrungen kämpfend, hocherfreut und von heimathlichen Sehnsuchtstrieben erfüllt bei dem Anblick einer — bunten Wiesentulpe. Rechts von unserer Strafse wirbelte der schmutzig gelbe *Zendschân-tschai* in seinem breiten steinigen Flufsbette dahin, am andern Ufer stiegen niedrige Hügel in die Höhe, ganz in der Ferne dahinter zeigten sich schwarze Berge, mit langen Schneestreifen bedeckt. Wo es grün war an unserem Wege, da sahen wir heute, wie gestern bereits, die dunkelen Zelte der wandernden *Ilât*, die mit ihren Heerden Station gemacht hatten. Auf halbem Wege nach *Nikkebeg*, so hiefs das *Menzil*, hatten wir eben am hohen Flufsufer des *Zendschân-tschai* unsere Raststätte aufgeschlagen, als sich zur Begrüfsung des K. Abgesandten ein Perser, schlecht französisch sprechend, vorstellte, der im Namen des persischen Unterrichts-Ministers, des *Schahzadèh Ali-quli Mirza*, in einer angemessenen Rede den Gefühlen des Prinzen Ausdruck lieh. Der *Wezîr-i-u'lum* oder Wezir der Wissenschaften lagerte in Nikkebeg, damit beschäftigt, den elektrischen Telegraphen zwischen *Zendschân* und *Täbriz* zu vollenden.

In *Nikkebeg* wurden wir nach persischen Begriffen sehr vornehm untergebracht. Kaum war das Geschäft der Hauseinrichtung vollendet, so beeilte sich unser *Eltschi*, dem *Schahzadèh* seinen Besuch zu machen, und so wanderten wir unter Leitung eines Eingeborenen dem Lager des Prinzen zu.

Der Königssohn hatte auf einer grünen Wiese zwischen dünnen Baumgruppen seine zahlreichen Zelte aufschlagen lassen und den ganzen Raum mit einem Wassergraben umzogen, dessen Bedeutung mir unbekannt geblieben ist. Als wir der persischen Zumuthung, über den breiten Graben

zu springen, nicht Folge leisten wollten und Miene zum Umkehren machten, legten die Diener des Prinzen etliche Stangen über den Wassergraben und so zogen wir in das prinzliche Gebiet ein. Das gröſste Zelt, auswendig weiſs, inwendig roth, mit vielen Abtheilungen, diente als Empfangssalon. Se. Hoheit hatten eben geschlafen, hatten aber dennoch die Güte, den *Eltschi* zu bewillkommnen und unter Thee- und *Kaliân*begleitung ein lehrreiches Gespräch über den Fortschritt der Civilisation in Persien zum Besten zu geben. Der Telegraph, den der Prinz zu vollenden im Begriff stand, nachdem die Strecke zwischen *Teherân* und *Zendschân* bereits zu Stande gebracht worden war, gab der Unterhaltung die erwähnte Richtung.

„Ihr seht, Eltschi, begann der *Schahzadèh*, daſs wir immer Schritt halten mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen in *Frengistân*. Wir werden bald die langweilige Post zwischen *Teherân* und *Täbriz* ganz entbehren können, sobald der Telegraph vollendet sein wird, und das wird — so Gott will — gar nicht mehr lange dauern!“

„„Aber gute Landstraſsen und regelmäſsige Postverbindungen, fiel der Eltschi ein, bilden ja die Grundlage allen Verkehres; wie in aller Welt will man die Post durch den Telegraphen ersetzen, da, von sonstigen Schwierigkeiten abgesehen, die Beförderung von Nachrichten durch den Telegraphen viel Geld kostet.““

„Geld!? — versetzte *Ali-quli Mirza* — *elhamdullillah*, *pul darîm* „Allah sei Lob und Preis, Geld haben wir!“ und lachte, daſs ihm der Bauch wackelte und das Gesicht blutroth wurde.

Neben der überflüssigen Post nahm die fernere Unterhaltung Physik und Mineralogie in so starken Angriff, daſs mir noch schwindelt, wenn ich an die Fortschritte der Wissenschaften in Persien denke.

Unsere kleine Karawane befand sich am 28. April, Morgens 5 Uhr, bereits auf der Straſse nach *Zendschân*. Einige persische Kavalleristen dienten als Bedeckung, da Raubgesindel den Weg seit einiger Zeit unsicher gemacht haben soll. Die Bergzüge auf der linken Seite verschwanden immer mehr und mehr und erschienen zuletzt am fernen Horizonte in Gestalt niedriger Hügel. Stärker und massenhafter trat dagegen die Gebirgslandschaft auf der rechten Seite hervor. Sonderbar gestaltete Hügel fallen in das fruchtbare Thal des *Zendschân-tschai* ab, dessen Ufer hellgrüne Pappelbaumschulen in abwechselnder Fülle schmücken. Nach zweistündigem Marsche in der angenehmsten Morgenkühle hielten wir in einer wasser-

reichen, mit Baumgruppen bepflanzten Senkung Rast, in der sich unter den vom Wasser bespülten Steinen eine Unzahl wie Krabben aussehender Krebse vorfanden. Der nahe dabeiliegende, aus etwa 50 Hütten bestehende Ort führt den Namen *Jengidschèh**). Wir hatten bereits etwas über die Hälfte Weges von *Täbriz* nach *Teherân* zurückgelegt.

Auf unserer Weiterreise nach *Zendschân* (von da bis *Teherân* zählt man 42 Fersach) wurde die Hitze äufserst drückend. Nach dreistündigem Marsche, immer auf dem rechten Ufer des Flusses entlang, der nach Westen zu sich in den *Kyzyl-üzen* ergiefst, sahen wir die Stadt auf einer bedeutenden Hochfläche (5600 Fufs) lang ausgestreckt vor uns liegen. Kurz vor unserer Ankunft sprengte der Sohn des *Hâkim* oder Gouverneurs mit einer ansehnlichen Kavallerie-Begleitung unserem *Eltschi* zur Bewillkommung entgegen, so dafs unser Zug aus mehr als hundert Pferden bestand.

Je näher man der Stadt kommt, je mehr schwindet in gewohnter Weise das malerische Bild, welches sich aus der Ferne den Augen darbietet. Die hohen Mauern und Thürme schrumpfen zu verfallenen Erdklumpen mit Rissen und breiten Oeffnungen zusammen, die Häuser und Moscheen zu elenden Ruinen. Die hübsche Moschee mit der grünen Kuppel scheint jeden Augenblick einzustürzen, wie ein gebrechlicher Alter, den Elend, Krankheit und die Zeit gebeugt hat, und der mit Sehnsucht der baldigen Auflösung harrt.

Nach ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und dem Reichthum an Trümmern zu schliefsen, mufs *Zendschân* (ältere persische Schreibung *Zengân*) eine bedeutende Bevölkerung gehabt haben. Gegründet von *Ardeschir Babegân* (226 nach Chr. Geb.) und in einem Umfange von beinahe einer deutschen Meile angelegt, hatte sie das Unglück, wie die meisten persischen Städte, von den Mongolen zerstört zu werden. In der neuesten Geschichte spielte *Zendschân* bei dem Aufstande der *Bâbi* eine traurige Rolle. Von einem Schüler des Schirazer Heiligen entflammt, hatte die Bevölkerung von *Zendschân*, an 15,000 Köpfen stark, die Waffen gegen die Truppen *Nasr-ed-din's* ergriffen. Von der Mauerbrüstung gedeckt, hatten sie acht Monate lang den anstürmenden *Serbâzen* Widerstand geleistet und manche Lücke in den Linien des *Nizâm* hervorgerufen, bis endlich die Kugeln der persischen Artillerie die Mauern der Stadt öffneten und ein allgemeines Blutbad

*) Auf meiner Rückkehr bezeichnete man mir denselben Ort unter dem Namen *Jenkièh*.

in den Strafsen und Häusern den letzten Act der traurigen Zustände bezeichnete. Was damals zerstört und beschädigt wurde, ist heute noch nicht wiederhergestellt. Die hohe Lage der Stadt auf einem sehr windigen Plateau bedingt das kalte Klima derselben; wenn auch das Getreide gedeiht und angebaut wird, so ist dennoch ein grofser Mangel an Fruchtbäumen bemerkbar. Die Strafse von *Mianéh* nach *Zendschân*, die wir vorher beschrieben haben, ist die winterliche, diejenige, welche die Perser als *pain* oder „untere“ bezeichnen, während eine andere, nur in der Sommerhitze betretene, über die Berge führt und *balâ* „die obere“ heifst. Ein anderer Unterschied, den man häufig von Persern in klimatischer Beziehung anführen hört, ist der des *germesîr* oder „des warmen Striches“ vom *serdesîr* „des kalten Striches“. Beide entsprechen sich wie *pain* und *balâ*; in jenem schlagen die *Ilât* ihre *Kischlak* oder Winterlager, in diesem ihre *Jelak* oder Sommerlager auf.

Das Innere der Stadt ist so traurig und düster als das Aeufsere. Halbverfaultes Aas, mit Beulen bedeckte Hunde, Bettler, die im Namen der *häzret-i-Abbas* „Excellenz Abbas“ um ein Almosen bitten und im Namen des *Emir-i-mummenein* „Beherrschers der Gläubigen“ danken, halbnackte Kinder, die quer über den Weg hin liegen, bilden die elende Bevölkerung der ausgestorbenen Gassen. Ein ehemaliges Lustschlofs *Feth-Ali-Schahs*, von einer hohen Mauer umschlossen, ward uns als *Menzil* für die Zeit unseres Aufenthaltes angewiesen. Ganze Ladungen von süfsen Sachen waren im Innern des Kiosk um das mit faulem Wasser angefüllte Bassin aufgestellt. Das Quartier sah drollig genug aus. Man stelle sich einen hohen Kuppelbau vor, in Kreuzesform angelegt, mit bunten Glasfenstern versehen, diese so breit wie die Wand jeder Seite, an 6 bis 7 Fufs hoch. In der Mitte des mit Steinplatten bedeckten Fufsbodens ein unbrauchbar gewordener Springbrunnen, in dem sich quakende Frösche ihres Daseins erfreuten. Alles aus- und inwendig mit ächt persischen Malereien bedeckt, d. h. bunte Blumen und Sträufse abwechselnd mit Vögeln und Vierfüfsern, Kriegs- und Jagdscenen, dazwischen Frauengestalten, Helden, die mit Löwen, Schlangen und gehörnten Teufeln kämpfen, einen Schah, dem als Opfer die Köpfe geschlachteter Menschen und Pferde dargebracht werden, mit einem Worte die tollsten Ausgeburten einer wilden, höllischen Phantasie.

Wäre der Kiosk wohlerhalten gewesen, so würden wir uns schon der Sonderbarkeit halber in dem weiten Raume ganz wohl und munter befun-

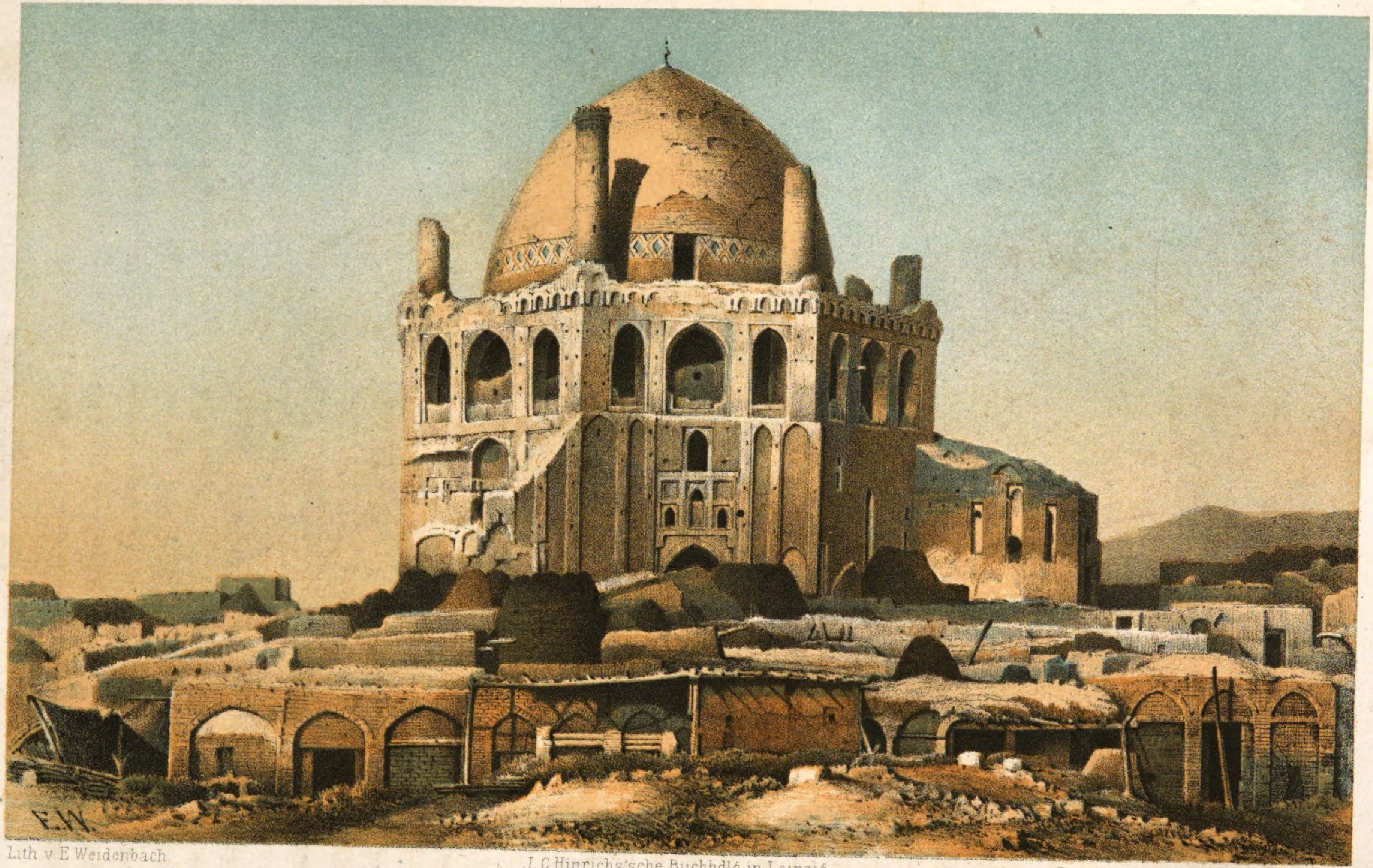
den haben. So aber war das Gebäude halb verwittert und zerstört. In den grofsen Fenstern fehlten die meisten bunten Glasstücke, die Thüren, welche gleich ins Freie führten, schlossen nicht, dazu erhob sich ein Unwetter mit grofstropfigem Regen. Der Wind sauste und brauste, dafs die Fenstergitter knarrten und die Glasscheiben klirrten. Die Temperatur kühlte sich so bedeutend ab, dafs wir vor Frost an allen Gliedern zitterten. Und nun gar erst die Nacht! Neben den quakenden Fröschen hörte eine Eule nicht auf zu ächzen und zu stöhnen, eine Katzenschaar miaute und belustigte sich, auf unseren Körpern herumzuspringen, ein grofser Hund, den man uns als Wächter übergeben hatte, und der sich am andern Tage als ein gezähmter — Wolf erwies, knurrte und zerrte an unsern Decken oder fuhr mit der kalten, feuchten Nase über unser Gesicht. Zu solchem infernalen Mordspectakel noch das bleiche Licht des Mondes, der sich in geisterhafter Weise in dem Wasser des Bassins abspiegelte, und die matt schimmernden rothgemalten Teufel an den Wänden, und man wird sich die schauerliche Nacht von *Zendschân* einigermafsen vorstellen können.

Wir hielten trotzdem einen Ruhetag in der Stadt und überstanden eine zweite Nacht. Die plötzliche Absetzung des *Hâkim* von *Zendschân* überhob uns eines Besuches in seinem Hause. Sein Stellvertreter traf noch zeitig genug ein, um uns bei unserer Abreise in der Frühe des 30. April das Geleit eine Strecke zu schenken. Der Weg war im ganzen angenehm. Die Hochebene von *Zendschân* ist von der von *Sultanijèh* durch ein niedriges Hügelland getrennt, das keine grofse Schwierigkeit in der Ueberwindung des Terrains darbietet. Einmal führt eine zerfallene Brücke über ein nicht gar breites namenloses Gewässer. Die Reihe hoher Telegraphenstangen, welche sich von Hügel zu Hügel nach dem fernen Horizonte hinzogen, bezeichneten bis nach *Teherân* hin von nun an die Richtung unseres Marsches. Unter den Dörfern in der Nähe unserer Strafse fällt seiner stattlichen runden und viereckigen Thürme halber das grofse *Kal'a Disèh* vornehmlich in die Augen.

Nach einem Ritte von 5 Fersach sahen wir am Fufse einer langen Gebirgskette rechter Hand die Mauern und Häuserlinien von *Sultanijèh*. Da, wo sich die Berge am Horizonte verliefen, schienen See und Moräste in gewaltiger Ausdehnung Wasser und Kühlung zu versprechen. Leider hatten wir es jedoch nur mit einer Fata morgana (persisch *ser-âb*) zu thun, die uns lange Zeit foppte. Von der Ferne aus gesehen bietet die Stadt, ge-

genwärtig ein grofser Trümmerhaufen, einen sehr malerischen Anblick dar. Zunächst zeigt sich linker Hand ein sonderbares Gemisch halb festungsartig angelegter Baulichkeiten, die man uns als ein *Imarèt* oder Pallast des gegenwärtig regierenden Schahs bezeichnete. Bekanntlich diente *Sultanijèh* lange Zeit als Sommersitz *Nasr-ed-dins*, der hier auf der grofsen Ebene Soldatenzelte aufschlagen und militärische Uebungen anstellen liefs. Hinter einem wüsten Strich zerfallener Wohnungen erhebt sich ein halb zerstörtes Festungsviereck, aus Erdmauern und Thürmen bestehend; endlich erscheint in langer Linie die eigentliche Stadt, eine traurige Ruine, mit etlichen Moscheen, deren höchste und schönste wie ein Dom über der winzigen Häusermasse unter ihr majestätisch emporragte. Das ist die berühmte und gepriesene Moschee des mongolischen Sultans *Oldschaitu Mohammed Khudabendeh*, dessen Vater *Arghun-Khan* die ehemalige nach *Täbriz* bedeutendste Stadt Persiens angelegt hatte. Die Bewohnerschaft derselben, armes herabgekommenes Volk, wird heute was Zahl und Wohlstand anbetrifft, von manchem persischen Dorfe übertroffen. Wir wurden in eins der besten, d. h. am wenigsten zerfallenen Häuser ganz in der Nähe der vorher erwähnten Moschee einquartirt, hatten mithin Gelegenheit, dieses herrliche Bauwerk in aller Mufse zu prüfen.

Wenige Reste aus der vergangenen persischen Zeit sind so belehrend für die Kenntnifs ehemaliger besserer Zustände als grade dieser in seinem Ruin noch hervorragende Bau mongolischer Fürsten. Eine prachtvolle Kuppel überragt den massiven sechseckigen Unterbau und bedeckt einen gewaltigen Raum, der in alten Zeiten die fromme Zuhörerschaft in sich fafste. Die äufseren Verzierungen bis zu den verfallenen Minarets an den Ecken der Seitenmauern hin sind in einem vollkommen mustergültigen Geschmacke angelegt und mit der bewundernswürdigsten Sauberkeit und Genauigkeit in Ziegelstein und Glasurwerk ausgeführt. Die inneren Wände strotzen vor dem Reichthum schöner Arabesken in bunten (meist blauen) gebrannten und glasirten Steinen, und selbst die in erhabener Arbeit dargestellten Koransprüche sind von den mannigfaltigsten Blumen und Ornamenten eingefafst. Die Nachfolger des ersten Erbauers haben das herrliche Werk durch aufgetragenes Mauerwerk mit grob angemalten Koransprüchen gradezu verpfuscht. Risse und Spalten, vielleicht in Folge von Erdbeben, haben so sehr die Festigkeit des Prachtbauwerks untergraben, dafs der baldige Einsturz desselben über kurz oder lang leider unvermeidlich geworden ist.



Lith. v. E. Weidenbach. J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. in Leipzig. Druck d. lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Moschee von Sultanijeh.

Der 1. Mai sah uns auf der grofsen Hochfläche hinter *Sultanijèh.* Rechts und links von zwei langen Bergketten eingeschlossen, dehnt sich die Ebene scheinbar endlos aus. Der Wind jagt mit gewaltigem Zuge über die Fläche dahin. Im Winter gehört der Weg zu den gefährlichsten Reiserouten in Persien. Schneewehen machen jede Wagspur unsichtbar und begraben nicht selten den unglücklichen, vom winterlichen Sturme überraschten Reisenden in tiefen Schnee. Während im Sommer, wie wir bereits vor unserem Eintritt in *Sultanijèh* mit grofsem Erstaunen bemerkten, ungeheure Schaaren grofser Feldmäuse (hier einfach *musch*, Maus genannt) den Erdboden nach allen Richtungen durchwühlen und dadurch dem Getreide grofsen Schaden anthun, ist im Winter der Wolf die Plage von Mensch und Vieh. Grofse Rudel dieser Raubthiere zeigen sich dann auf der Hochfläche und fallen selbst Karawanen an, um ihren Heifshunger zu stillen.

Bei einem Orte, den man *Mirabâd* nannte, rechts von der Strafse, lagerte unter runden Zelten eine Abtheilung persischer *Serbaze*, welche angeblich zu unserem Schutze von *Zendschân* aus dorthin verpflanzt waren, aber kein Lebenszeichen von sich gaben. Die Luftspiegelungen wiederholten sich so häufig, als den Tag vorher. Wir sahen hellblitzende Seen und lange Wasserstreifen, die sich am bergigen Horizonte hinzogen, sich aber später in dürre Haidekrautsteppen auflösten. Die Dörfer, die zu beiden Seiten unserer Strafse lagen, waren von Pappelpflanzungen und Obstbaumschulen in reichlicher Fülle umgeben. Sie verdankten ihr Dasein vorhandenen Wasseradern.

In *Khurremderèh* hatte man nach einem Marsche von 6 Fersach für uns das *Menzil* bereitet. Trotzdem der aus Erdhütten bestehende Ort der vielen blühenden Obstbäume und Gärten halber freundliche Plätze hatte, so wurden wir dennoch in ein gartenloses schmutziges Gehöft einquartirt, das einem Holzhändler zu gehören schien. Ratten, Mäuse und sonstiges Ungeziefer plagte uns die ganze Nacht hindurch. Als ich am Morgen meine Reitstiefel anzog, stiefs ich beim Hineinstecken des einen Fufses auf ein lebendiges, laut quiekendes Hindernifs. Kaum konnte ich den Stiefel schnell genug loswerden; schliefslich sprang eine fette Ratte aus der Oeffnung heraus, welche die Nacht über in dem Lederhause ihr *Menzil* aufgeschlagen hatte.

Am 2. Mai führte uns der Weg auf einer Hochfläche zu niedrigen Höhenzügen, linker Hand liegend, auf denen *Ilâts* ihre Zelte aufgerichtet hatten. Die letzteren sahen wie stehende Krinolinen oder grofse Hühner-

körbe aus und waren nur zur Hälfte mit den braunen Zelttüchern bedeckt. Die Nomaden waren auf der Wanderung zu ihren Sommerlagern begriffen und wir begegneten später grofsen Karawanen von Kameelen mit Weibern, Kindern, jungen Kameelen, Zelten und sonstigem Gepäck auf dem Rücken. Die Weiber waren in rothe und blaue Stoffe gekleidet, das Gesicht unverhüllt, und thaten nichts, um ihre nicht schönen, männlichen Züge vor uns zu verbergen.

Als wir den höchsten Punkt der Hügel erreicht hatten, blies uns der Wind so eisigkalt entgegen, als wären wir in einen nordischen Wintertag versetzt worden. Die Rast hier auf der Höhe, woselbst die Perser eine zwei Fufs lange, sehr giftige Schlange tödteten, dauerte deshalb nicht gar lange. Zu gleicher Zeit hatten wir zum erstenmale den Anblick der riesigen, auf ihren Häuptern mit Schnee bedeckten Gebirgskette des *Elburs*.

Kaum hatten wir tausend Schritte, abwärts steigend, auf unseren Reitthieren zurückgelegt, als eine kleine Cavalcade mit zwei Luxuspferden, mit Pfeifenträgern und sonstiger vornehmer Bedienung auf uns zukam. Der Führer derselben, der französisch radebrechende *Kalenter* von *Qazwin*, *Mirza Saadullah*, hatte von dem prinzlichen *Hâkim* der obengenannten Stadt, *Abdussémed Mirza*, den Auftrag erhalten, dem Gesandten Preufsens ein *Istakbâl* zu bereiten, und so hatte sich denn der Gute mit dem prinzlichen Dienertrofs zum Empfang eingefunden und als Begleitung angeschlossen.

Fünf Fersach Weges führte uns nach dem Dorfe *Kirischkîn*, einem garstigen Neste, von hohen Erdmauern und Thürmen umgeben, auf deren Rändern neugierige Weiber und Kinder Posto gefafst hatten. Wir wohnten ich weifs nicht bei welchem Würdenträger. Fenster hatte das kleine Zimmer, das wir inne hatten, nicht, dagegen zwei Thüren und viele Wandnischen (*takhtschèh*), die in zwei Reihen übereinander liegen.

In der Nacht wurden wir wie gewöhnlich von Insecten hart zugesetzt und waren froh, als der nächste Morgen hereinbrach und wir den Fufs in den Steigbügel setzen konnten. Beim Auszug aus den engen winkligen Gassen des Dorfes kamen wir mit unseren Pferden in einen Knäuel von Eseln und Rindvieh, die sich dem Thore des Dorfes zudrängten, um sich wahrscheinlich nach den ihnen bekannten Weideplätzen zu begeben. Unser Weg führte, etwa eine Stunde lang, durch bergige Parthien, aber in abwärts steigender Richtung. Zuletzt hatten wir einen grofsartigen Ueberblick

über eine mächtige Ebene hin, ohne sichtbare Wasserrinnen, hier und da mit grünbewachsenen Stellen, mit vielen Dörfern meist mit den bekannten Festungsmauern, hier und da einzelne *Tepe* oder künstliche Hügel aus der *Gêber*-Zeit, auf denen einst von den Feueranbetern der Sonne das heilige Feuer angezündet wurde. Wie an den vorhergehenden Tagen, so sahen wir auch an dem heutigen in der Nähe unserer Strafse eine Menge wohlgeschnürter Ballen in Thierhäuten auf dem Erdboden aufgespeichert (persische Waaren, meist *Tumbaki* aus *Schirâz*, die nach Konstantinopel gesendet wurden); Kameele, Pferde und Esel weideten nicht weit davon, und die zugehörigen *Tscherwadâre* und ihre Knechte schliefen oder rauchten den kollernden *Kaliûn*.

Nach einem Marsche von 4 Fersach lag als nächstes *Menzîl* die Stadt *Qazwîn* in der Entfernung einer guten deutschen Meile vor uns da. Eine lang ausgedehnte Reihe krüppelig aussehender Bäume legt sich grade davor, und versperrt anfangs die Aussicht, jedoch konnten wir die darüber hinwegragenden grünen, birnförmig gestalteten Moscheenkuppeln deutlich unterscheiden.

Eine halbe Stunde vor *Qazwîn* kam uns ein persischer Reitertrofs entgegengesprengt, um im Auftrage und Namens des *Hâkim* von *Qazwîn*, *Abdussêmed-Mirza* (einem Halbbruder des Schah) unsern *Eltschi* zu begrüfsen. Die Reiterschaar schlofs sich uns an und so zogen wir unsere Strafse weiter, die unmittelbar vor der Stadt über einen grofsen Todtenacker hinwegführt. Die Gräber sind niedrig, etwa einen Ziegelstein hoch, von gebrannten Steinen zusammengesetzt; in der Mitte oben auf liegt eine Alabaster- oder Marmorplatte mit Inschriften und wahren hieroglyphischen Bildern. So sah ich hier einen oder mehrere Reiter, dort einen Tisch oder Tassen oder Blumen und ähnliches mehr. Ich mufs noch hinzufügen, dafs in der Umgebung des Leichenackers, wie rings um die ganze Stadt, viele Weinberge angelegt sind, die mit Hülfe künstlicher Bewässerung recht gut gedeihen. Die Weinberge sind in Gestalt viereckiger Gärten mit hohem Erdrand terrassenförmig, einer etwas höher als der andere gebaut. Wenn der höher gelegene Strich genugsam bewässert ist, so wird der Erddamm an der Seite durchstochen und das überflüssige Wasser läuft ab in die zunächst und tiefer liegende Abtheilung. Qazwîner *Engûr* oder Weintrauben sind in Persien sehr beliebt; die einzelne Beere ist meist kernlos.

Als wir das Thor im Rücken hatten und in der Nähe eines als Wall-

fahrtsort hochberühmten *Imâm-zadèh* (Kapelle) vorbeigeritten waren, betraten wir das Innere der Stadt. Ich mufs gestehen, dafs mich der Anblick des vor uns liegenden Marktplatzes und einer breiten schönen Strafse, die zu einem grofsen *Imarèt* oder Pallaste führte, billigerweise überraschte. Es waren nicht die zahlreichen neugierigen Städter in ihren uns bereits geläufig gewordenen Trachten noch ihre lebendigen Unterhaltungen und Gesten, die auffallen konnten, sondern die schöne Allee mächtiger, schattenreicher Sykomoren, die mich lebhaft an die bekannte und berühmte Allee von *Schubra* vor einem der Thore *Kairo's* erinnerte. Rechts und links dahinter waren die Bazare angelegt, weiter nach dem *Imarèt* zu zeigten sich sehr stattliche Gebäude, offenbar aus der alten guten Zeit, leider aber, wie alle frühere Bauten, zerfallen, schonungslos geplündert, ohne Spur sorgender Erhaltung.

Vor dem Portal des *Imarèt*, mit höchst geschmackvollen Mustern in bunter, glasirter Ziegelarbeit (darunter auch das Bild des persischen Wappenlöwen), präsentirte eine Compagnie rothjackiger *Serbâzen* unter Trommelschlag das Gewehr, vor dem *Eltschi* gingen Ceremonienmeister, Polizeimänner, zwei *Schatir* in seidenen Röcken und vieles andere Volk, das sich mit uns durch das Thor in das Schlofs hineindrängte. Schöne gewölbte Hallen, grofse geräumige Vorhöfe, schattenreiche Gärten mit künstlichen Wasseranlagen, hohe *Talâre* und zahlreiche Wohnungen — alles zerfallen, zerfressen, baufällig — gehörten zu den weitausgedehnten Räumlichkeiten des *Imarèt.* In dem Oberbau auf der Terrasse eines altersschwachen Seitenflügels mit kleinem Hofe wurden wir einquartirt. In den weifsgetünchten Gemächern, die im Vergleich mit unseren bisherigen *Menzîlen* wahre Pallastzimmer waren, hatte man auf reinen Teppichen die gewöhnlichen Zuckergeschenke aufgestellt, aufserdem aber vermehrt durch eine Gabe reifer Früchte (Citronen, Granatäpfel, getrockneter Weintrauben und Melonen) und gedörrter Pflanzenkerne, eine „Lieblings-Knabberei" der Perser.

Dem Gouverneur der Stadt beeilte sich unser Eltschi sobald wie möglich einen Besuch zu machen. Derselbe safs in einem Seitenflügel des weiten *Imarèt*, das die Aussicht nach einem Garten mit grofsen Platanen hatte. Wir waren erstaunt, einen jungen, vierzehnjährigen Mann vor uns zu sehen, der sichtlich erschrocken war, sich einem welterfahrenen Manne aus Frengistân, wie es unser Eltschi war, gegenüberzusehen und mit Anstand ein Gespräch durchführen zu müssen. Trotz seiner Blödigkeit er-

reichte er dennoch seinen Zweck zu imponiren, in soweit, als er durch äufserst würdevolles Benehmen zu ersetzen suchte, was ihm an Erfahrung und an Talent zu reden mangelte. Ein Knabe von vierzehn Jahren bei uns hätte wahrscheinlich bei ähnlicher Gelegenheit eine höchst jämmerliche Rolle gespielt, wenn er nicht grade ein sogenanntes Wunderkind gewesen wäre. Doch konnte man es dem blutjungen Gouverneur, dessen Wezir beständig in der Nähe seiner Person blieb, ansehen, dafs er sich bald befreit von den engen Fesseln der Ceremonie und zu seiner zwölfjährigen Gespielin hin wünschte, die man für gut befunden hatte, ihm der Gesellschaft halber, — welch' ein gefährliches Spielzeug! — beizugeben. So erzählte uns wenigstens ein Perser, der von der Sache genaue Kunde haben konnte.

An die Terrasse unserer Wohnung stiefs ein mehrere Stockwerke hoher Thurm, natürlich nicht weniger baufällig, als seine übrige Umgebung und ein vielbesuchter Aufenthalt lichtscheuer Eulen und Fledermäuse. Wir kletterten mühsam die wacklige Stufenreibe hinan, standen endlich an der überdachten Brüstung und hatten den Genufs eines höchst lohnenden Panoramas über das gartenreiche *Qazwîn* hin; freilich konnten wir den Ausspruch des Propheten nicht theilen, wonach *Qazwîn* auf Erden das Abbild des Gartens *Eden* im Paradiese sein soll. Nach der Menge der zu unseren Füfsen liegenden Häuser zu schliefsen, schien mir die Angabe des *Kalenter's* nicht übertrieben, wonach die Stadt eine Bevölkerung von 70,000 Seelen zählte.

Die Geschichte von *Qazwîn* datirt nicht von gestern. Vom König *Schapur* mit dem Beinamen *Zu-l-Aktaf* gegründet (die Festung hiefs damals *Keschwîn*), wurde sie im Jahre 24 der *Hidschrèt* dem Islam unterworfen und stellte ebenso tapfere als glaubenstreue Verfechter der Lehre des neuen Propheten, vorzüglich im Kampfe gegen die benachbarten *Dilemiten* im Norden, nach der kaspischen Meeresseite zu. Auf seinem Zuge gegen *Khorasân*, von *Hamadân* aus, besuchte *Harun-er-raschid* auch die Stadt *Qazwîn*, liefs eine Moschee auf seine Kosten aufführen und gründete zur Erhaltung derselben Vermächtnisse aus den Einkünften von Bazaren und Speichern. Auch eine Befestigung legte der Beherrscher der Gläubigen hierselbst an, die im Laufe folgender Zeiten mehrfach erweitert wurde, aber nicht schützen konnte gegen die Einfälle der Mongolen, welche wie allenthalben so auch in *Qazwîn* gründlichst aufräumten. Die Stadt, welche unter der Sefiden-Dynastie sich einer besonderen Blüthe erfreute, ist der Ge-

burtsort manches persischen Literaten von Ruf. Unter der reichen Zahl, die uns getreulich überliefert worden sind, verdient vor allen der persische Geograph *Hamd-allah Mustôfi*, Verfasser der berühmten Weltbeschreibung *Nuzhet-el-qulub* „der Herzen Zauberreiz", und ehemaliger Staatssecretär Sultans Oldschaitu Khodabendeh (um 1340) eine besondere Erwähnung.

So schön und angenehm der Eintritt in *Qazwîn* gewesen war, so äufserst traurig und düster stimmend war dagegen der Ausgang. Wir kamen, natürlich mit der unvermeidlichen Ehrenbegleitung, durch Strafsen und Plätze, die ein so wüstes Bild der Zerstörung darboten, wie wir es bis dahin in Persien zu sehen noch nicht Gelegenheit gehabt hatten. Angesichts solcher Ruinen erscheint es beinahe zweifelhaft, ob die Angabe des früher erwähnten Kalenters seine Richtigkeit habe, dafs nämlich die Stadt 70,000 Bewohner zähle.

Die Armuth ist entsetzlich und unbeschreiblich. Krank, elend, nackt, obdachlos irren Gestalten, die den edlen Namen Menschen führen, auf wüsten Leichenäckern, öden Strafsen und auf den *Kharâb* oder Trümmerhaufen vergangener Herrlichkeit wie Rachegespenster umher. Wider unsern Willen ausgetheilte Stock- und Peitschenhiebe der Perser unseres Zuges sind kaum im Stande, die himmelschreiende Armuth von unseren Pferden zurückzudrängen.

Der Weiterritt von *Qazwîn* aus nach dem nächsten, sieben Fersach abgelegenen *Menzil*, dem Orte *Pischlák*, war langweiliger als je, dazu die Hitze beinahe unerträglich. Bald ritten wir zwischen mageren Feldern, bald auf dürren Haidekrautsteppen. Die einzige Unterhaltung gewährten die wandernden *Ilât*, deren Karawanen wir in ununterbrochener Folge begegneten. Die Feuerhügel der alten *Geber*, die bereits oben berührten *Tepe*, wurden immer häufiger und sahen auf der grofsen, breiten Hochfläche wie riesige Maulwurfshügel aus. Zerstörte Dörfer, *Kharâb*, liegen dazwischen. Das Dorf *Abdulabâd* ist ein guter Platz zur Rast.

In dem elenden Orte *Pischlák* fanden wir in einem armseligen Gehöfte ein Unterkommen, und verlebten darin den 4. Mai. Wasser war hier, wie in der ganzen Gegend von *Qazwîn* an, ein rar Ding und nur in Brunnen vorhanden, welche durch die unterirdischen *Kenât* oder Leitungen mit offenen Cisternenlöchern in Meilenweite gespeist wurden.

Nur wenige Fersach trennten uns von Teherân. Die Begierde, nach mehr als dreimonatlicher Reise einen festen Sitz zu erreichen, gab uns

kaum die nöthige Geduld, den letzten Theil unserer grofsen Wanderung mit derselben Ruhe wie bisher zurückzulegen. Wir schliefen bis Mitternacht in *Pischlák*, liefsen dann die Pferde satteln und ritten bei hellem Mondschein in beständigem Trabe nach *Suleimanijeh* zu. Im Sommer, wenn die Hitze bedeutend ist, zieht der Perser die Nacht dem Tage zur Reise vor. So durften wir nicht erstaunt sein, auf unserer Strafse einer Menge von Nachtwanderern zu begegnen, darunter selbst verschleierte Frauen, die in *Kadschawehs* oder hölzernen Sitzgestellen auf Eseln ihre Reise zurücklegten.

Die Luft war kühl und gegen Morgen selbst so empfindlich kalt, dafs uns die Füfse in den Steigbügeln vor Kälte zitterten.

Die riesige Mauer des *Elburs* trat uns immer näher und näher und lag endlich beim Aufgang der Sonne in wunderbarer Beleuchtung vor uns da. Der Mehmendâr zeigte uns im Südosten den Punkt des Gebirges, hinter dem sich die Ebene von Teherân öffnete. Gegen 8 Uhr Morgens wurde das Terrain ungemein steinig und blieb so beinahe bis zu unserer Ankunft in Teherân. Die Hitze nahm an Stärke von Stunde zu Stunde zu. Nach einem beinahe zehnstündigen sehr anstrengenden Ritte von acht Fersach, ohne Speise und Trank, kamen wir endlich erschöpft und ermattet in *Suleimanijeh* 11 Uhr Vormittags (5. Mai) an.

Hier liegt, in einiger Entfernung von dem gleichnamigen Dorfe, ein Lustschlofs des Schah, mit hübschen Gärten und vielfachen Höfen und Gebäuden, die sämmtlich von hohen Thürmen und Mauern mit Zinnen eingeschlossen sind. Unser Aufenthalt in dem grofsen *Talâr*, der eigentlichen Wohnung des Schah, die viel gröfser und schöner als das Schlofs im Obstgarten zu *Täbriz* war, hat nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen. Der mächtige Saal, unser weites Quartier für den heutigen Tag, war in ächt persischem Geschmacke angelegt, d. h. mit Spiegelwerk und Blumenmalerei überladen, mit grofsen Wandbildern historischer Natur geschmückt, die Familie der Kadscharen von ihrem Stifter, dem bartlosen Eunuchen *Muhammed* an bis zum langbärtigen *Feth-ali-Schah* hin darstellend. Die hohen Fenster flimmerten in den reichen Figuren, in welchen die kleinen bunten Glasscheiben sehr künstlich zusammengesetzt waren. Ein angenehmer Blumenduft erfüllte unseren Aufenthalt; er rührte theils von den zahlreichen Sträufsen her, die nach persischer Sitte in Glasflaschen in den Nischen und auf den Teppichen des Saales aufgestellt waren, theils drang er

durch das offene Fenster vom Garten her zu uns herein. Neben mächtigen Platanen, kleinen Pappeln und anderen mir unbekannten Bäumen standen dichte weifs und rothblühende Gebüsche (vor allen der bekannte Schneeball) und duftende Rosenhecken zerstreut im Garten, und Nachtigallen liefsen, verborgen im Dickicht der Blätter, ihren reinen, melodischen Schlag ertönen. Das war so ein Stück Persien, wie ich es in Europa geträumt hatte. Von dem Thurme auf dem Dache des *Imarèt* aus hatten wir eine prächtige Fernsicht nach dem *Elburs* und der Hochebene von Teherân hin. So weit das Auge zu reichen im Stande war, gab es keine Spur von Bäumen oder grünen Feldern; alles öde, leer, eine todte Steinfläche, die sich aufwärts bis zu den schneebedeckten Kämmen des Elburs hinzieht.

Der *Seraidâr* oder Kastellan unseres Schlosses, ein langbärtiger bejahrter Perser, verrichtete sein Amt als augenblicklicher Wirth mit vieler Höflichkeit und Zuvorkommenheit. Wir nahmen am nächsten Morgen um 3 Uhr herzlichen Abschied von ihm, um *Teherân* baldmöglichst zu erreichen.

Eine besondere Freude war uns in *Suleimanijeh* durch die Ankunft europäischer Briefe und Zeitungen vorbehalten, welche ein persischer *Tschapar* übergab, der sie von *Täbriz* aus für uns mitgenommen hatte. Den weiten Weg von Berlin bis hieher hatten sie in 28 Tagen zurückgelegt.

Die glücklichen Nachrichten aus der Heimath hatten uns in die beste Reisestimmung versetzt und wir hörten mit doppeltem Vergnügen den Schilderungen persischer Sitten und Gewohnheiten zu, die uns ein Europäer, Deutscher von Abstammung, zum Besten gab, der von *Teherân* bis *Suleimanijeh* zur Begrüfsung entgegengeritten war. Er hatte Persien so satt, dafs er in den nächsten Monaten nach Europa zurückzugehen beabsichtigte, ein Entschlufs, den er später wirklich in Ausführung brachte.

Der Weg bis *Kent* (ein Jagdschlofs und Dorf zwei Fersach vor *Teherân*), nur 4½ Fersach lang, wurde wiederum im Trabe zurückgelegt. Die Hitze nach dem Aufgang der Sonne wurde beinahe unerträglich, der *Abdâr* hatte vollauf zu thun, unsern Durst durch gespendetes Eiswasser zu löschen. Wir ritten um die westlichen Ausläufer des Elburs nach der Hochfläche zu, sahen dann die mächtige Kette zur linken Hand liegen und bewunderten die eigenthümliche Kegelgestalt des schneebedeckten *Demawend*, der sein Haupt in den reinen blauen Aether riesig hoch emporstreckte.

Unmittelbar vor *Kent* ist ein tiefes, steinreiches, beinahe trockenes Flufsbett (*rudkhanèh*). Grofse mächtige Felsblöcke liegen in ziemlicher

Fülle auf dem Grunde des Bettes. Sie liefern den Beweis, dafs in der Zeit grofser Regen das Wasser mit so bedeutendem Ungestüm von den steilen Wänden des nahegelegenen *Elburs* in die Ebene herniederstürzt, dafs es ganze Felsblöcke mit sich fortreifst, die den Wohnungen der Menschen Verderben bereiten. Der Flufs, jetzt kaum ein Bach zu nennen, verliert sich wie die meisten Wasseradern auf der Südseite des *Elburs* (wie z. B. die gleich hinter *Suleimanijeh* liegenden) in die grofse Salzwüste hinter *Teherân*.

Kent überraschte noch mehr als *Suleimanijeh* durch die üppige Fülle seiner Vegetation, die in dem schönsten Monate des Jahres eine unglaubliche Pracht erreicht hatte. Der steile Aufgang zum Dorfe war mit lebendigen Hecken weifser und rother Rosen eingefafst. Schattige Bäume verbreiteten angenehme Kühlung, zahlreiche Obstbäume in den Gärten an der Strafse schienen unter der Last buntschimmernder, bald reifer Früchte: Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w. brechen zu wollen. Laut murmelnde Quellen, welche nach allen Richtungen hin die Strafsen des kleinen Dorfes berieseln und unter den Mauern der Gärten verschwinden, liefsen uns die wohlthuendste Frische kosten. Das kleine Jagdschlofs des Schah, rechts von der Hauptstrafse des Dorfes am Ende eines reizenden *Gulistân* oder Rosengartens gelegen, ward uns als Quartier angewiesen. Wir bezogen die einfachen, aber sauber gehaltenen Räume des Schlosses, in dem die allbekannten Zuckergeschenke aufgestellt waren, schlugen an der sprudelnden Quelle im Garten neben duftenden Rosengebüschen ein Zelt auf und verbrachten in den lieblichsten Selbsttäuschungen unter dem reinen blauen Himmel einen der bezauberndsten Nachmittage, die wir überhaupt in Persien erlebt hatten.

Die Vorbereitungen zu dem folgenden Tage nahmen unsere Thätigkeit ganz besonders in Anspruch. Es war das der Ehrentag der Gesandtschaft in Persien und wir mufsten auch unsererseits dazu beitragen, den persischen Glanz durch unser äufseres Auftreten zu erhöhen.

In aller Frühe, d. 7. Mai, wurden wir von den Leuten unseres *Mehmendârs* aus den Betten oder vielmehr aus den Decken herausgetrommelt, unser ganzes Gepäck wanderte auf die geduldigen Rücken der Lastpferde, Maulthiere und Esel, um voraus in *Teherân* einzumarschiren. Fast beneidete ich meine stummen, zerstofsenen Koffer um diesen Vorrang. Wir selber standen nun in voller glänzender Uniform bereits um 4 Uhr in dem

duftenden Rosengarten, um erst gegen 9 Uhr die Nachricht zu erhalten, dafs der Istakbâl, die feierliche Einholung, im Gange sei. Wir bestiegen unsere guten russischen Pferde, die nebst den Leuten des Mehmendâr's und den rothjackigen persischen Serbazen unserer vor dem Eingange harrten. Der Zug setzte sich nun in der gewöhnlich streng inne gehaltenen Rangordnung in Bewegung, wobei uns die Wasser und Tümpel, welche wir bei unserem Ausgang aus *Kent* zu passiren hatten, die gestickten Uniformen von oben bis unten bespritzten. Den Trofs eröffneten die *Dschelaudârs*, welche die Jedäk oder die Luxuspferde, mit schönen Decken geschmückt, an der Hand führten. Zu den Thieren gehörten zwei, welche der Schah nach Landessitte entgegengesendet hatte. Hinter ihnen folgten in angemessener Entfernung etliche Soldaten zu Fufs, mit Stöcken in den Händen, um bis eine gewisse Strecke hinter Kent das Geleite zu geben. Dann folgte unser Minister, Hr. Baron v. Minutoli, seinen schönen Goldfuchs reitend, neben ihm der persische Mehmendâr, dem vor Angst, alles recht gut d. h. mit dem gehörigen Ceremoniell auszuführen, das Herz im Leibe klopfte. Hinter ihnen ritt meine eigene, geringe Person und der vielbeschäftigte Dragoman der Gesandtschaft. Uns schlossen sich in angemessener Pferdelänge die europäischen Diener an, denen auf den Fersen die persischen Bedienten folgten, die nach persischen Begriffen für einen vornehmen Mann unerläfslich sind und deren Liste wir weiter unten (S. 209) vorgelegt haben. In solchem stattlichen Trosse ritten wir denn erwartungsvoll den 2 Meilen weiten Weg nach Teherân zu; die Sonne brannte zum Versengen, der Staub, den unsere Pferde auf dem bröckligen Steinboden aufrührten, bedeckte uns in unerwünschter Fülle. Die einzige Freude bereitete mir für den Augenblick der schneebedeckte Kegel des *Demawend*, welcher majestätisch über der vegetationsleeren vulkanischen Kette des Elburs sein Haupt in den blauen Aether hinausreckte.

Nachdem wir, ich im Schweifse meines Angesichtes, eine gute Wegstunde im langsamen Schritt geritten waren, erblickten wir plötzlich in einer Niederung zu unseren Füfsen ein weifses grofses Zelt, welches neben einem Wäldchen, einer kleinen Baumschule, aufgeschlagen war. Reiter in europäischer und persischer Uniform kamen auf uns losgesprengt, um den Minister bei seinem Eintritt in Teherân zu begrüfsen. Die Perser hatten einen *Sartip* (General) und einen Polizeichef entgegengesendet; die uns begrüfsenden Europäer waren zu unserer grofsen Freude zunächst Deutsche, an ihrer

Spitze der persische General und k. k. österreichische Rittmeister v. Nemiro, ein braver Mann, der sich um das persische Heerwesen hoch verdient gemacht hat und dessen Weggang nach Oesterreich mit gröfstem Bedauern empfunden wird. Ihnen hatte sich ein Theil der Herren der übrigen Gesandtschaften, der russischen, englischen, französischen und türkischen angeschlossen, um den Neuankommenden von „draufsen“ in üblicher Weise ihre Höflichkeit zu bezeigen.

Als der bunte Zug das Zelt erreicht hatte, wurden wir eingeladen, von unsern Pferden zu steigen und in das Zelt zu treten, woselbst uns neue Begrüfsungen Seitens der persischen Behörden und eines grofsen Theiles des erwähnten fremden Gesandtschafts-Personals erwarteten. Man setzte sich auf europäische Stühle, die um einen langen Tisch standen, welcher nach landesüblicher Weise mit Rosen und allerlei Zuckerwerk auf Tellern bedeckt war, so dafs ich kaum eine leere, auch noch so kleine Stelle zu entdecken vermochte. Diese süfse Gaben wurden dem Minister als Geschenke des „Königs der Könige“ (*Schahynschah*) bezeichnet. Nun erfolgten blumenreiche Reden Seitens des persischen Generals, deren Hauptspitze der Gedanke war, dafs alles Volk sich freue ob der brüderlichen Vereinigung der Preufsen und Perser, die — inschallah! „so Gott will!“ nie aufhören werde.

Wir machten hier in dem Zelte, wo unser Mehmendâr nach persischer Sitte auf den Teppichen knieete und begierig das versprochene Lob seiner Thätigkeit als Mehmendâr von dem Munde des Hrn. Baron abzulesen suchte, die erste Bekanntschaft des Beamten-Personals der verschiedenen Gesandtschaften, und hatten Gelegenheit, aus ihrem Munde manche interessante Nachricht (meist enttäuschender Natur) über Land und Leute hierselbst zu erhalten.

Nun kamen die Diener des Königs, brachten zunächst Thee und dann den Kaliûn. Der Hr. Minister erhielt natürlich den schönsten, d. h. denjenigen, aus welchem der Schah zu rauchen pflegte. Wir andern andere, wobei sehr genau auf die Rangfolge gesehen wurde.

Endlich war der Augenblick des Aufbruches gekommen. Aus dem Knäuel von mehr als 50 persischen Hengsten, die persischen und europäischen Reitern angehörten und die mit lautem Gewieher um sich schlugen und bissen, wurden für uns aufser den *Jedèk*-Pferden drei schön geschirrte Hengste turkomanischer Rasse aus dem k. Marstall vorgeführt, auf denen

wir unseren Einzug in Teherân halten sollten. Wir klimmten nicht ohne Mühe auf die hohen Thiere hinauf, setzten uns in den persischen Sattel zurecht und ergriffen die dicken Zügel, welche mit dem eisernen, schmerzhaften Bügelring der persischen Kandare in Verbindung stehen. Mein Pferd trug ein mit Edelsteinen reich besetztes goldenes Zaumzeug und eine goldene Halskette; weniger tadellos war der Sattel mit zerfetztem seidenem Ueberzuge. Den Zug eröffneten diesmal die *Schatirs* des Königs, rothe hohe Troddelmützen auf den Köpfen, Stäbe in den Händen. Vor ihnen gingen die verschiedenen *Jedèks*. Dann kam der Hr. Minister, umgeben von den hohen persischen Beamten, hierauf wir mit dem Personal der übrigen Gesandtschaften, von dem uns ein kleiner Theil noch auf dieser Strecke nach Teherân zu entgegengeritten kam.

Die Stadt lag endlich deutlich sichtbar vor uns. Mit vielen schlanken Bäumen geschmückt, umgeben von Thürmen und Festungsmauern aus ungebrannten Erdziegeln, mit den goldenen und silbernen, im Strahle der Sonne leuchtenden Kuppeln der Moscheen, dehnte sich Teherân in der Nähe einer niedrigen Bergkette lang vor unseren Blicken aus. Nachdem wir die persische Rennbahn (*asp-dewanî*) hinter uns gelassen, kamen wir endlich bis zu einem Stadtthore mit Thürmen aus blau und weifs glasirten Steinen, wo persische Infanterie aufgestellt war und unter dem Schall vieler Trommeln und Pfeifen das Gewehr nach französischer Weise präsentirte. Wir ritten alsdann durch einen Theil der Vorstadt, zogen durch einen unfreundlichen Bazar und hielten endlich vor der Thür des königlichen Gartens, in welchem sich ein für uns als einstweiliger Wohnort bestimmter Sommersitz des Schah befindet. Hier war eine grofse Musikbande aufgestellt, die bei unserem Eintreffen wörtlich mit Pauken und Trompeten aufspielte. Der Garten, aus hübschen Bäumen und Blumensträuchen, vor allen aus zahlreichen Rosenhecken bestehend, in welchem bunte und schneeweifse Pfauen herumspazierten, hat in der Mitte ein vieleckiges Lusthaus, *Kulah-i-frengi* „die fränkische Mütze“, Gott weifs warum so genannt, worin man uns einzutreten nöthigte. Der Kiosk hatte im Innern so ziemlich die Gestalt eines Kreuzes, die Deckengewölbe waren mit sauberer Blumenmalerei geschmückt, die Wandflächen mit Bildern persischer Tänzerinnen geziert, und auf einem grofsen Tische wechselten volle Rosensträuche mit Tellern, auf denen die verschiedenartigsten Zuckerwerke zur Schau lagen, ab. Die Treppen waren mit Rosenwasser besprengt, auf den

Filzteppichen lagen ganze Haufen abgepflückter Rosenblätter, wir allein, bestaubt und ermüdet, befanden uns nicht in der rosigsten Laune. Man setzte sich um den Tisch herum, Thee, Kaliûn und Kaffee wiederholten sich in zweiter Auflage, die *Salamâts* erneuten sich und wir schieden endlich von einander, um Platz in dem Königshause zu nehmen.

Wir hatten uns kaum in dem vorstädtischen Gartenschlosse des Königs der Perser in Teherân einigermafsen einzurichten gesucht, ausgepackt und ausgekramt, was unsere Koffer an zerstofsenen, zerfetzten oder noch leidlich erhaltenen Habseligkeiten enthielten, hatten kaum Luft und Athem geschöpft nach den Mühen der grofsen Reise durch das iranische Hochland: als die Nachricht am dritten Tage nach unserer Ankunft in Teherân eintraf, dafs der Schah von Persien den Abgesandten unseres preufsischen Vaterlandes 4 Stunden vor Sonnenuntergang selbigen Tages zu empfangen wünsche. Freilich stand der Tag des 9. Mai im persischen Kalender als ein Unglückstag roth angestrichen, denn der Krieg *Uhud's* und die Ermordung *Hamzeh's* „über welchem der Friede sei“ hatte an ihm Statt gefunden; aber ungeduldig, die Mission zu sehen, hatte sich Se. Majestät dennoch beeilt, nach Teherân von einer Jagdparthie zurückzukehren und sein Schlofs in dem *Ark* als Empfangsort bestimmt. Ueberhaupt wäre es auch nach landesüblicher Auffassung ein Verstofs gegen die Etiquette gewesen, die Gesandtschaft mit dem Empfange länger als drei Tage warten zu lassen. Um 9 Uhr Morgens war die Nachricht zu uns gekommen, um 2 Uhr sollten wir vor „dem König der Könige“ stehen, da hiefs es denn, in der kurz zugemessenen Zwischenzeit rührig sein. Die Geschenke, welche unser erlauchter König für den Schah von Persien bestimmt hatte, wurden ausgepackt und bald stand das wohlgetroffene Bildnifs Sr. Majestät in einem schönen, vergoldeten Rahmen da, ihm zur Seite eine Reihe grofser prächtiger Porzellan-Vasen aus der k. Porzellan-Manufactur zu Berlin. Die Geschenke wurden vorausgesendet, um in dem Audienzsaale des Schah aufgestellt zu werden, wir selber legten unsere Uniformen an und suchten uns aufs Stattlichste herauszuputzen, um vor dem „Mittelpunkt der Welt“ mit Ehren zu stehen.

Um 2 Uhr erschien der Ceremonien-Meister in unserem Serai. Er trug hohe Reiterstiefel von blutrothem Tuche, eben solche Hosen, einen Kaschmir-Kaftan, einen hohen, mit Kaschmir-Shawls umwundenen Turban und einen mit kostbaren Steinen reich verzierten Amtsstock. Mit ihm zu-

gleich kam unser alter Mehmendâr und ganz in roth gekleidete Diener des Schah's, die *Schatirs*, welche mich unwillkürlich in ihren weiten faltigen Gewändern an die Pedelle unserer Universität erinnerten. Nachdem die Hauptfrage erörtert war, „ob sich unser Gehirn in gutem Zustande befände" (*demâghi-i-schuma tschâq est?*), der unvermeidliche Kaliûn die Runde gemacht, Kaffee und Thee eingenommen, setzte sich der Zug durch den Garten, der Ausgangsthür zu, in langsam feierliche Bewegung. Vor der Thür harrten stampfenden Fufses reichgeschirrte Pferde aus dem Marstall des Schah's der europäischen Reiter. Wir stiegen sämmtlich auf, und bald hüll ten uns und die übrigen Theilnehmer des Zuges dichte Staubwolken ein.

Vorauf gingen Soldaten und eine grofse Zahl persischer Diener in rother Gallatracht, dazwischen die Jedäk oder Luxuspferde, welche von dem Schah gesendet waren und von Stallmeistern, welche die gestickten *Zimpusch* oder Decken auf ihren eigenen Schultern trugen, geführt wurden. Gewifs ein Zug von über 100 Menschen. Unser Minister-Resident folgte nun als Hauptperson in grofser Uniform, ihm zur rechten Seite ritt der Ceremonienmeister, wir anderen folgten hinterher, mit uns der ganze übrige persische Trofs.

Teherân ist von Erdthürmen und Erdmauern eingeschlossen und von einem trockenen Graben umgürtet. Zu jedem einzelnen Thurmstadtthor führt eine Brücke. Vor der Brücke des Stadtthores, das wir zu passiren hatten (es war das Thor von *Schimrân*), war eine Compagnie persischer *Serbazen* aufgestellt, welche vor dem preufsischen Abgesandten unter gehörigem Trommel- und Paukenschall das Gewehr präsentirte. Angestaunt von dem Volke auf der Gasse, ging der Zug rechts und links durch enge Strafsen und bedeckte Bazars, die trotz ihres schmutzigen Aussehens doch den Vorzug der Kühle hatten. Hier und da an den einzelnen Strafsenecken präsentirten die *Karaul* oder Wachtposten, eine schwache Erinnerung an die Pariser Corps de Garde.

Nachdem die Schlangenlinie unseres Weges glücklich überwunden war, gelangten wir nach einem vorzüglich von Blumen- und Früchteverkäufern bewohnten viereckigen Platze (dem *Sébzeh-meidân* „Grünplatz"), von dem aus ein rechts abliegender steiler Steindamm zu einem mit dem persischen Wappen und persischen Bildern verzierten Thurmsäulenthore führte, welches den innern Eingang zur Citadelle Teherâns von der Stadt aus vorstellt. Die Citadelle bildet einen eigenen kleinen Stadttheil für sich. Auf

dem gröfsesten der Plätze (*meidan-i-ark*) war nach allen Richtungen hin persisches Militär, Infanterie und Artillerie, in Paradeanzug aufgestellt, die bei dem Eintritt der Gesandtschaft sofort salutirten, natürlich unter Pauken- und Trompetenschall.

Vor einem Portal wurden wir genöthigt abzusteigen, um über einen kleinen Gang in eine Art von Vorhof einzutreten, woselbst wohl an 12 „Säulen“ oder Grofswürdenträger des persischen Reiches versammelt waren. Ihre Zahl liefs sich bereits vor der Thür an den zurückgelassenen Schuhen berechnen, da sie, der Sitte des Landes gemäfs, in Strümpfen auf den Teppichen des Zimmers safsen. Einige persische Generale trugen reich gestickte, etwas altväterische europäische Uniformen, die Civilbeamten ihre persische Tracht. Die an Schmuck reichste Person der ganzen Versammlung war ohne Zweifel der alte, rothgestiefelte Ober-Ceremonienmeister, dessen Dolch im Gürtel eben so sehr von Diamanten und sonstigen werthvollen Steinen blitzte, als der Stock, den seine dürren Hände hielten. Kaliûn, Kaffee und Thee ward wie gewöhnlich als Ehrengabe den fremden Gästen geboten.

Der Ceremonienmeister kündigte an, dafs der „König der Könige“ bereit sei, den preufsischen Abgesandten zu empfangen. Allgemeine Bewegung. Unser *Eltschi* ging voran, ihm zur Linken der alte Ober-Ceremonienmeister, hinter ihm der Dragoman und meine Wenigkeit, das Etui mit den Insignien des Schwarzen Adler-Ordens auf einem Sammetkissen und einer schweren goldenen Schüssel tragend, dann ein zahlreiches Gefolge.

Wir durchschritten in dieser Ordnung zwei Vorhöfe mit Gärten, in welchen eine dichte Menge neugieriger Zuschauer auf unserem Wege Spalier bildete. Endlich hielten wir vor einer Pforte still. Der Ober-Ceremonienmeister vertauschte schnell noch seine persische Pelzmütze mit einem Kaschmir-Turban, winkte dem Gefolge zurückzubleiben, und so betraten wir denn, um die Person eines dolmetschenden jungen persischen Legationsrathes, *Milkolm-Khan*, vermehrt, den Hauptgarten.

Ich müfste ein persischer Dichter sein, um die Fülle der Rosen, Fontänen, Quellen und Wandbilder (meist schnurrbärtige Soldaten in der Stellung „Präsentirt das Gewehr!“), in bunten glasirten Ziegeln ausgeführt, und sonstige Herrlichkeiten zu schildern, welche hier dem Auge entgegentraten. Versunken in deren Betrachtung, bemerkte ich kaum, dafs der Ceremonienmeister Halt gebot und sich tief verneigte. Wir desgleichen.

Ich sah nun vor mir einen mächtig grofsen Bau (*imarèt*) aus Holz und buntem Steinwerk mit offener Vorder- und Hinterwand, sowie eine kleine Thür und mehrere Stufen, die zu einem grofsen, mir noch halb unsichtbaren Saale (*talâr*) führten. Der Ober-Ceremonienmeister sprach nun mit lauter Stimme auf Persisch einige Worte, die sich auf die Ankunft des preufsischen Abgesandten bezogen. Wie es mir vorkam, erfolgte eine bejahende Antwort von dem *Imarèt* her. Weiter vorschreitend, dem Hause zu, mufsten wir die Ueberschuhe ausziehen und uns wiederum verneigen. Da sahen wir plötzlich in dem offenen Saale den Padischah vor seinem Throne stehen. Zum dritten Male tiefe Verneigungen. Nun betraten wir die Stufen, gingen in die Thüre hinein und befanden uns endlich vor dem Schah. Ein schöner Mann, anfangender Dreifsiger, mit klugen durchdringenden Zügen und grofsem schwarzem Schnurrbart. Er trug einen hellleuchtenden goldbrokatenen Kaftan, den auf der Brust eine grofse Agraffe von ächten Perlen und blauen Edelsteinen zusammenhielt. Sein Haupt bedeckte die persische hohe schwarze Pelzmütze, welche ein Büschel von Glasfedern und eine kostbare Diamantagraffe zierte. Im Uebrigen war der Schah europäisch gekleidet, in weifsen Strümpfen vor seinem von Diamanten und Steinen blitzenden Thron stehend.

Der offene Saal, welcher nach der einen Seite die Aussicht auf ein grofses Bassin gewährte, mit Wasserrinnen aus hellblauen gebrannten Ziegeln construirt, war ganz mit Spiegelwerk bedeckt. An der einen Seite, sehr hoch, waren einige Oelbilder älterer europäischer Meister und ziemlich verschossene Gobelins angebracht, von der Decke hingen drei grofse Glaskronen hernieder, im Saale standen zum gröfsesten Theil feine europäische Möbel und Schmucksachen. Im Hintergrunde öffnete sich ein kleines Arbeitszimmer.

Das Bild unseres königlichen Herrn stand an eine Säule gelehnt, gegenüber die Porzellanvasen mit Ansichten von Babelsberg, Sanssouci und des Berliner Schlosses. Hinter diesen letztgenannten Geschenken hielten vier persische Grofswürdenträger mit Diamanten besetzte Säbel über die Brust hin.

Hr. Baron von Minutoli hielt seine Antrittsrede, die der uns begleitende persische Dolmetscher aus dem Französischen in das Persische übersetzte. Der Schah war in seiner Antwort äufserst lebhaft und drückte seine Freude über die Ankunft der ersten preufsischen Gesandtschaft in Persien aus. Als ihm der Minister den Schwarzen Adler-Orden überreichte, öffnete

er das Etui, betrachtete eine Zeit lang den Orden und übergab ihn alsdann nebst dem Anschreiben dem Ober-Ceremonienmeister. Er fragte nach dem Befinden unseres Königs, auch nach Sanssouci, und schien mit der Geschichte unseres grofsen Königs Friedrich vertraut zu sein.

Wir zogen uns endlich rückwärts schreitend mit angemessenen Verbeugungen zurück, machten noch dem Minister der auswärtigen Angelegen heiten im Palast einen Besuch und kehrten dann unter demselben Geleite, wie wir gekommen, nach unserem Garten 7 Uhr Abends heim.

XVII. Kapitel.

Teherân und die nächste Umgebung.

Da wir in der Stadt keine passende Wohnung gefunden hatten, so blieben wir bis Ende Mai in dem gastfreundschaftlich angebotenen Hause mitten im schönen Rosengarten, und schienen beinahe entschädigt für so manche Enttäuschung geträumter Hoffnungen auf unsern voraussichtlich längeren Aufenthalt in Persien und unter den Persern. Die Anlage, wie alle Rosengärten des Schah, an der Strafse gelegen, die von Teherân nach den Dörfern am Fufse des *Elburs* in nördlicher Richtung führt, war tagtäglich, besonders nach dem Nachmittagsgebet, von Persern, nie von Perserinnen, besucht. Wir hatten somit die beste Gelegenheit, den Charakter der Teherâner nach manchen theilweise drolligen Seiten hin kennen zu lernen. Mit den buntfarbigsten Gewändern bekleidet, meist in hellgrünen Röcken und purpurrothen Beinkleidern, die schwarze Pelzmütze nach hinten über gesetzt, nachlässig mit einem Spazierstöckchen spielend, wie es die Stutzer bei uns zu thun pflegen, Rosensträufse in den Händen tragend, den Blick alle Augenblick nach der silbernen oder goldenen Uhr gerichtet, lustwandelten die schwatzenden und lachenden Söhne Teherâns in den Gängen des *Gulistân* einher, — gewöhnlich paarweise sich an der Hand haltend, — rissen die vollblättrigen Rosen von den Sträuchen herunter, oder schlugen sie mit ihrem Stöckchen ab, dafs die Blätter der persischen Lieblingsblume nach allen Seiten hin zerstreut auf den Wegen umherlagen.

Andere hatten unter den schattigen Gebüschen einen angenehmen Ruheplatz gefunden, oder safsen an dem grofsen Bassin mit ihrem Kaliûn beschäftigt und mit stierem Auge in das ruhige Wasser starrend. Theeverkäufer hatten auf kleinen, sauber gedeckten und mit Blumen geschmückten Tischen den dampfenden Samowar neben einer Reihe zierlicher Theetassen aufgestellt und versorgten die lebenslustige Perserwelt im Garten mit Thee und der unvermeidlichen Wasserpfeife. Man raucht, trinkt, musicirt, singt und scheint entzückt von dem trägen Leben im *Gulistân*. Die Poesie hatte aber auch ihre recht prosaische Seite; denn laut schreiende Esel und Rinder mischten sich in die Gesellschaft der Perser, rissen gemeinschaftlich mit ihnen Blumen, Blätter und unreife Früchte von den Bäumen und wälzten sich behaglich auf dem Boden der mütterlichen Erde umher. Von dem *Talâr*, der weiten Halle, unserer grofsfenstrigen Wohnung aus sahen wir diesem bunten Treiben mit Befriedigung zu, höchstens einmal erschrocken durch den Anblick des rothjackigen Wachtpostens, der, steckten wir den Kopf zum Hause hinaus, respectvoll das Gewehr präsentirte, sonst aber keine Veranlassung fand, die respectlosen Teherâner zu bedeuten, welche sich drei Schritte von unserer Wohnung entfernt entkleideten und, wie sie Gott geschaffen hatte, in das Wasser des Bassins hineinsprangen. Die glattrasirten Köpfe mit der koketten Seitenlocke hinter den Ohren überragten wie schwimmende Lotosblumen den Spiegel des Wassers und gewährten einen höchst unschönen Anblick.

Die empfangenen und erwiederten Besuche von und bei Europäern und vornehmen Persern waren endlos. Ein jeder der kam, natürlich zu Pferde, schleppte seinen ganzen Dienertross mit sich, da nach persischer Anschauung ein Mann um so vornehmer erscheint, je gröfser die Zahl der begleitenden Diener ist, und so vornehm als möglich zu erscheinen das Ziel aller Wünsche der persischen Eitelkeit ist. Wir selber mufsten uns bequemen, dieser Sitte Rechnung zu tragen und sehr bald bevölkerten die Räume unserer Wohnung zwanzig Diener, die europäischen nicht mit eingerechnet, welche letzteren über einen so ungebührlichen Zuwachs in das höchste Erstaunen geriethen.

Jeder persische Diener hat seine bestimmte Beschäftigung, und würde es als eine besondere Beleidigung ansehen, mit einer Arbeit betraut zu werden, die nicht in sein Bereich gehörte. Wir geben hier eine Liste derselben, um den Nachweis zu liefern, mit welcher Umständlichkeit, und

zugleich mit welchen Kosten eine persische Haushaltung, bis zur Hofhaltung des Schah hin, verbunden ist.

Zum ersten Range der Diener gehören die *Pisch-khedmèt.* Sie besorgen den Dienst im Innern des Hauses, und befinden sich stets in der unmittelbarsten Nähe des Herrn. Einer, der *Kaliandâr*, hat für die Wasserpfeife zu sorgen, ein anderer, der *Qawehtschi*, bringt den Kaffee oder Thee. An ihrer Spitze, verantwortlich für alle begangenen Fehler und Nachlässigkeiten, steht der Oberste derselben oder der *Pisch-khedmet-baschi.* Er erhält 4 bis 5 Tomân an monatlicher Besoldung, die *Pisch-khedmèt* ein jeder 3 Tomân.

Diesen zunächst kommen die *Ferrâsch*, welche die Zimmer und die Höfe reinigen, die Teppiche (*farsch*, daher ihr Name) legen und auf Reisen die Zelte aufschlagen müssen. Ihre Besoldung beträgt monatlich 2 bis 2½ Tomân, ihr Chef, der *Ferrâsch-baschi*, erhält einen Tomân darüber.

Die *Gholâm* bilden eine Art Leibwache zu Pferde. Sie begleiten den Herrn und dienen als Boten. Sie gehören zu den überflüssigsten Dienern eines Hauses, werden deshalb von nur wenigen Personen unterhalten, dagegen, um den Pomp eines Ausrittes zu erhöhen, gelegentlich auf Tag und Stunde gemiethet. An ihrer Spitze befindet sich ein *Gholam-baschi.*

Auch der Stall, der nach alten Reminiscenzen von den Persern als ein so geheiligter Ort angesehen wird, dafs er selbst Verbrechern als unantastbares *bèst* oder Zufluchtsstätte, als ein Asyl dient, hat seine eigene Dienerschaft nach gewissen Rangabstufungen. Der *Mir-akhûr* (*Emîr-akhûr*) oder Stallmeister führt die Oberaufsicht und ist zugleich Arzt. Die *Dschelaudâr* sehen darauf, dafs sich das Leder- und Sattelzeug stets in gutem Zustande befindet. Die *Mehtèr* oder Stallknechte reinigen die Pferde, wobei von den letzteren gewöhnlich zwei oder drei auf einen Mann kommen. Aufsteigend beträgt die Löhnung dieser Stallbedienten 1, 2 und 3 Tomân.

Sämmtliche Diener, welche den gemeinschaftlichen Namen der *bädschèh* (so viel bedeutend als das französische *garçon*) führen, müssen sich selbst beköstigen und bekleiden; nur an verschiedenen Festen des mohamedanischen Mondjahres und des altpersischen Sonnenjahres, vor allen am *Kurban Beiram* (zu Ehren der Opferung *Ismaels*, — so nennen die Mohamedaner den Opfersohn *Isaak*, — durch *Ibrahîm*, Ahraham) und am *Nau-rûz* oder Neujahrsfeste erhalten sie Speisung und, haben sie ein volles Jahr im

Dienste ausgehalten, Geschenke an neuen Kleidern. Sie gewinnen übrigens bei Einkäufen und durch Geschenke, meist erprefst, so viel, dafs sie sehr gute Nebeneinnahmen haben. Kein Bittsteller, kein Verkäufer betritt das Haus eines Vornehmen, ohne durch entsprechende Geschenke an die Diener die Gelegenheit einer Unterredung oder Verhandlung mit dem Herrn baar bezahlt zu haben. Häufig erhalten die Diener gar keine Besoldung, sondern leben von derartigen Gaben und ungerechten Einnahmen. Die *Bädscheh* sind dabei so unverschämt, lügnerisch, betrügerisch, gleifsnerisch, dafs sie einem Europäer das Leben in Persien blutsauer machen können. Es sind Faullenzer und Bazarläufer, die man sehr selten den ganzen Tag über im Hause findet, und die wenigen, die gegenwärtig sind, verrichten oftmals die aufgetragene Dienstleistung nicht, wenn dieselbe nicht zu ihrem dienstlichen Amte gehört. Unzeitige Vornehmthuerei ist überhaupt ein Grundzug im Charakter der Teherâner, und wir glauben fast aller Perser. Jeder will mehr scheinen, als er in der That ist. Dabei wird die vornehme Stellung nur nach Kleidertracht und Dienerzahl, mit einem Worte nach den leersten, prahlerischsten und äufserlichsten Dingen beurtheilt. Die *Bädscheh* rühmen sich der Gröfse ihrer Herren und es entstehen zwischen den Dienern verschiedener Herren Streitigkeiten über Vorrang und höhere Stellung sogar mitten auf der Strafse und in den Bazaren, wobei nicht selten die Dolche aus den Scheiden fahren. Die Herren ergreifen durchweg die Parthei ihrer Diener, ja die letzteren würden sie verachten und im Stich lassen, thäten sie es nicht.

Bei unseren Gegenbesuchen waren wir in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Teherân genöthigt, täglich mehrere Stunden durch die Strafsen der Stadt zu reiten, so dafs wir uns von Anfang an ein sehr bestimmtes Bild der äufseren Physiognomie von Teherân und seiner Bewohner einprägten. Wir wollen die Schilderung nur durch einige nothwendige Angaben meist geographisch-topographischer Natur unterbrechen.

Die Perser haben unter Leitung eines östreichischen Ingenieur-Offiziers, des *Sartip Krschisch*, zugleich Lehrer an der Schule *Dâr-el-fenûn* in der Citadelle, im Jahre 1275 der *Hidschret*, einen recht guten Plan von Teherân entworfen und in Lithographie ausführen lassen. Den Erläuterungen in der Ueberschrift desselben entlehnen wir die Daten des folgenden Absatzes.

Die Stadt, mit ihrem heiligen Namen als *Dâr-el-khelâfeh* („Wohnung



Lith v E Weidenbach J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg in Leipzig. Druck d. lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Das Reichs Thor zu Teheran.

des Khalifats") bezeichnet, liegt unter dem 35° 40′ nördlicher Breite und unter dem 49° 2′ 35″ östlicher Länge. Sie erhebt sich 1500 französische Mètres über dem Meeresspiegel. Die Sonnenhöhe beträgt im Sommer 77° 48′, im Winter 30° 52″, Anfang Frühling und Herbst 54° 8′. Der längste Tag in Teherân dauert 14 Stunden 25 Minuten 14 Secunden, der kürzeste 9 Stunden 34 Minuten 46 Secunden. Die Länge des Secunden-Pendels für Teherân ist gleich 440,18 Par. Linien. Die Declination beträgt nach Westen hin 3°, die Inclination der Nadel von Nord nach Westen 37° 8′ 27″.

In Gestalt eines Trapezes angelegt, dessen längste Seiten die nördliche und südliche Mauer bilden, ist die Stadt zunächst von einem tiefen wasserlosen, etwa zwanzig Fuſs breiten Graben umschlossen, der nur auf schlechten Holzbrücken, die in die Thore der Stadt hineinführen, überwunden werden kann. Dicht hinter dem Graben steigen die graufarbigen Erdmauern in die Höhe; in einer Entfernung von je fünfzig bis sechszig Schritten werden sie durch Thürme unterbrochen, die in entsprechenden Abständen halb aus der Mauer hervortreten und, wie diese, mit Schieſslöchern, Mauernasen und runden Zinnen versehen sind. Die Thore geben dem eintönigen Anblick einige Abwechselung. Sie bestehen aus Durchgängen, mit Thurmnasen in der Höhe, zwischen Doppelthürmen, die meist aus buntglasirten Steinen mit hübschen Mustern aufgeführt sind und im innern, unbedeckten Thorraume zu einem Hofe führen mit allerhand Wandmalereien, die meist Gegenstände aus dem Heldengedichte Firdusi's: *Schah-namèh* in modern persischer Auffassung behandeln.

Die Stadt hat sechs Thore (*derwazèh*), nämlich an der nördlichen Mauer: *Derwazèh-i-dewlèt* oder das „Thor des Reiches", welches unmittelbar in die Burg (*ark*) des Schah hineinführt, und auf derselben Seite: *Derwazèh-i-Schemirân* oder das „Thor von Schemirân oder Schimrân", so benannt nach der Gegend am Fuſse des *Elburs*, in welcher sich die Sommerwohnungen der reichen Teherâner befinden. An der östlichen Stadtmauer, in der Richtung nach *Rei* zu: das Thor *Dulâb* (*Derwazèh-i-dulâb*), an der südlichen: *Derwazèh-i-Schahzadèh-Abdul-azîm* oder das „Thor des Schahzadèh *Abdul-azîm*", so geheiſsen nach dem gleichnamigen Dorfe, in der Entfernung einer Fersach vor demselben gelegen; und nach Westen zu: *Derwazèh-i-Muhammedijeh* „das Muhammedijeh Thor", auch unter dem Namen des *Derwazèh-i-no* oder des „Neuen Thores" bekannt. An der west-

14*

lichen Mauer, und zwar nach südlicher Richtung hin, mündet das „Thor von Qazwîn“ (*Derwazèh-i-Qazwîn*). Wie schon sein Name andeutet, führt dieses Thor und die daran stofsende Strafse nach der Stadt *Qazwîn*. Die Stadt, welche einen Umfang von etwa ¾ deutschen Meilen hat und eine Bewohnerschaft von 80 bis 120 Tausend Seelen zählt, je nachdem es Sommer oder Winter ist, besteht nach den Angaben einer uns befreundeten persischen obrigkeitlichen Person aus 27,000 Haushaltungen, während unter *Feth-Ali-Schah* nur 18,000 *Khanewâr*, unter *Muhammed-Schah* dagegen bereits 25,000 vorhanden waren. Zur Ernährung der Bewohner bedürfen die Bäcker täglich eines Quantums von 100 *Khelwâr* Getreide (*gendûm*), um das nöthige Brot zu backen. Das sind die einzigen statistischen Angaben, die uns zu Gebote standen, und die nur den Werth annähernder Richtigkeit haben. Eine genaue Zählung der Bevölkerung wurde am Schlusse des Jahres 1860 vorbereitet, ist aber bis jetzt noch nicht in Ausführung gebracht worden. Eingeschlossen in die obengenannten Zahlen sind noch acht *Fôtsch* oder Regimenter Serbâzen, die sich regelmäfsig in gleicher Stärke in Teherân befinden.

Die Stadt ist in vier *Mehallèh* oder Quartiere eingetheilt. Das beste und gesundeste in Bezug auf Wasser, Luft und Nahrung ist das Quartier von *Awdladschân* (gewöhnlich *Awladschûn* ausgesprochen), welches den ganzen Stadttheil im Osten der Burg einnimmt. Das Quartier von *Sengelèdsch*, im Westen von der Burg gelegen, bedeckt den ganzen westlichen Raum des Stadtplanes. Das *Mehallèh-i-bazar* oder „das Quartier des Bazars“ erstreckt sich im Süden der Burg bis zur südlichen Stadtmauer hin. Hierin liegen die Bazare und Karawanseraien. Das letzte Quartier, *Tschâl-i-meidân*, niedrig gelegen, nimmt die Südost-Ecke des Stadtplanes ein.

Das Herz der Stadt bilden, wie in allen Städten des Orientes, die Bazare, in welchen fortdauernd eine grofse Menschenmenge hin und her wogt. Hier findet das öffentliche Leben seinen eigentlichen charakteristischen Ausdruck. Im Sommer gewähren die überwölbten Räume der Marktgassen Kühle und Schatten, im Winter schützen sie gegen Regen und Schnee. Von hier aus gehen wie Adern nach den einzelnen Thoren der Stadt die Hauptstrafsen Teherâns. Die kleinen rechts und links abbiegenden Gassen derselben münden in einen Sack, so dafs man eine sehr genaue Kenntnifs der Stadt haben mufs, um sich nicht zu verirren. Doch ist man stets auf richtiger Fährte, sobald man einen Theil der Bazare erreicht hat.

An schönen luftigen Plätzen (*meidân*) hat die Stadt grofsen Mangel. Der heiterste und malerisch hübscheste ist der sogenannte *Sebzeh-meidân* oder „Grüne Platz“ dicht vor dem Eingangsthor der Burg von der innern Stadtseite her.

Die letztere, *ark-mubarek-sultani* „die gesegnete Kaiserburg“ genannt, liegt auf der Nordseite der Stadt, eingeschlossen im Osten von dem Quartier *Awdladschân*, westlich von dem Quartier von *Sengelèdsch.* Ueber den *Sebzeh-meidân* mit seinen niedlichen Bazaren, in denen europäische Luxuswaaren, vor allen Glassachen, feilgeboten werden, und mit seinem grofsen Wasserbassin in der Mitte, auf welchem Gänse und buntgefiederte Enten umherschwimmen, gelangen wir durch ein merkwürdiges Thor aus buntglasirten Steinen aufgeführt (die unter dem Reichthum persischer Maurermalerei, als Hauptfigur über dem Portale den persischen Löwen mit der aufgehenden Sonne erkennen lassen), zu einem gut gepflasterten Gang, der wie alle Strafsen und Gassen der Burg Abends durch Stearinkerzen in Laternen erleuchtet wird. Derselbe mündet in den grofsen Meidân der Burg (mit dem „gesegneten Kanonenhause“ oder dem Artilleriedépôt). Ueber der Thür, welche den Eingang zum Meidân gestattet, befindet sich eine offene Gallerie oder *bala-khanèh*, von den Persern unter dem Namen *Negareh-khanèh* in der ganzen Stadt weit und breit gekannt. Des Abends, sowie die Sonne untergeht, ertönt von hier aus eine eigenthümliche Musik. Trompeter, die in die lange altpersische Posaune stofsen, Pauker, welche unaufhörlich auf kleinen Handpauken trommeln, machen einen Höllenlärm, der über die ganze Stadt hin ertönt. Tänzer in Frauentracht müssen unter Begleitung kleiner Handcymbeln zu gleicher Zeit persische Tänze aufführen, so dafs man glaubt, die ganze Bande auf der Gallerie gehöre einem Tollhause an. Und doch kann man diese Musik und diese Tänze allabendlich in jeder gröfseren persischen Stadt hören und sehen, in welcher ein Gouverneur oder Khan residirt. Alte Sitte und Gewohnheit hat den musikalisch-choregischen Scheidegrufs an die Sonne bis jetzt treu erhalten.

Von den drei Hauptseiten des mit Kanonen besetzten grofsen Platzes gehen nach allen Richtungen hin Thore und Portale, die in die Wohnungen des Schah, der Minister, der Beamten und der Soldaten führen. Zugleich mündet hier auch die grofse Hauptstrafse, welche in nördlicher Richtung nach dem „Reichsthore“ führt.

Der nach Osten gelegene Theil der Burg enthält die kaiserlichen

Palläste (*imarèt*), die Hallen (*talâr*), Kiosk (*kulâh-i-fréngi*), Gallerien und Balcone (*balâ-khanèh*), Gärten (*bagh*) und Teiche (*derjâ*) des Schah. Höfe, an deren Eingängen Wachtposten aufgestellt sind, schliefsen die „kaiserlichen" (*sultani*) „gesegneten" (*mubarèk*) und „hohen" (*alieh*) Räume von der profanen Aufsenwelt ab. Sie enthalten aufser den Gemächern für den Schah mehrere Häuser und Palläste, welche zu bestimmten, mit der *Dewlèt* oder dem „Reiche" in Zusammenhang stehenden Zwecken dienen, oder als Aufenthaltsort einigen der vornehmsten Hofbeamten angewiesen sind. Wir wollen hervorheben: das Haus, welches zum Empfange fremder Gesandten hergerichtet ist (*sefarèt-khanèh*), das Schatzhaus oder *khezanèt-khanèh*, mit den kostbaren Juwelen und Kleinodien, welche einst *Nadir-Schah* im Kriege gegen den Grofsmogul von *Hindustân*, *Muhammed*, nach der Eroberung und Plünderung von *Delhi* im Jahre 1739 dem indischen Königshause raubte und in einem Triumphzuge nach Persien führen liefs. Der Werth des indischen Raubes betrug nach höchster Schätzung 70 Millionen Pfund Sterling, nach niedrigster mehr als 30 Millionen. Am berühmtesten sind die beiden grofsen Diamanten *kuh-i-nur* „der Berg des Lichtes" und *derjâ-i-nur* „das Meer des Lichtes", zwei Juwelen des persischen Reichsschatzes, welche vom Schah nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten zur Schau getragen werden. Wenn der Schahynschah von Teherân abwesend ist, so bezieht der *Hâkim* oder Gouverneur von *Dâr-el-khelafèh* das für ihn bestimmte Haus in der Burg und vertritt die Stelle des Herrschers. Es ist natürlich, dafs ein solcher Ehrenplatz nur den vornehmsten und angesehensten Personen in der Umgebung des Schah verliehen wird.

Nach Westen zu, links von der Strafse der Burg, liegen eine Menge von Gebäuden, die theils als *Diwân-khanèh* oder Sitzungszimmer, theils als *Menzîl* oder Wohnstätte einzelner Wezire oder Minister, theils als Regierungsgebäude, wie z. B. das *Defter-khanèh* oder die Rechnungskammer, theils als Ställe für die Pferde des kaiserlichen Hofes und der Artillerie und zu manchen anderen Zwecken verwendet werden.

Zu den hervorragendsten Gebäuden im nördlichen Theile der Burg gehört zunächst die Wohnung des russischen Gesandten und seiner Beamten und Kosaken. Seit der Ermordung des Stellvertreters S. M. des Czaren und des gesammten Gesandtschafts-Personals durch den Teherâner *Luti*-Pöbel im Jahre 1829 ist ein Uebereinkommen getroffen worden, dem zu-

folge die russischen Diplomaten in der inneren Burg ihr Hôtel aufzuschlagen haben.

Die erwähnte Metzelei bildet eine traurige Episode in der Geschichte der Europäer in Teherân. Kaum war der Friede zu Turkomantschai abgeschlossen, kaum hatten die Perser empfinden gelernt, dafs eine Verletzung und Nichtachtung des gewaltigen Nachbars im Norden schwer geahndet wird, kaum war der russische *Eltschi* Hr. v. Gribojedow in Teherân in feierlichem Istakbal empfangen worden, als die Wuth des ergrimmten Volkes eine Gelegenheit fand, in der geheiligten Person des Gesandten den angethanen Schimpf und den Verlust reicher Provinzen in mafslosester Weise zu rächen. Eine Georgerin, also russische Unterthanin, hatte den persischen Harem, welcher sie eingeschlossen hielt, verlassen und in dem Hause des Gesandten, damals in der inneren Stadt gelegen, eine Zufluchtsstätte gesucht. Als die Forderung, die genannte Person herauszugeben, von Seiten des Gesandten entschieden verweigert wurde, rottete sich das Volk, vor allen der *Luti*-Pöbel, zusammen und begab sich, angefeuert von den aufreizenden Reden der Teherâner Mollahs, bewaffnet nach dem russischen Hôtel. Die ausgestofsenen Drohungen und Verwünschungen gingen sehr bald in Thätlichkeiten über, Steine flogen gegen die Thür und die Maueröffnungen, und Schüsse wurden nach den Eingängen abgefeuert. Die Bevölkerung der Gesandtschaft, aus den Personen des Gesandten, seiner Beamten und Kosaken und der persischen Diener bestehend, die treu zu ihren Herren hielten, hatte die Eingänge zum Hause verbarricadirt und sich zu einem hartnäckigen Widerstande vorbereitet. Leider waren sie der Masse nicht lange gewachsen. Ein blutiger Kampf entspann sich zuletzt noch auf der Treppe zur Wohnung des *Eltshi*. Nach männlicher Gegenwehr sanken die Russen und ihre persischen Diener sterbend nieder und nun entwickelten sich jene Gräuelscenen, vor welchen der Europäer mit Entsetzen zurückbebt und welche das traurige Vorrecht asiatischer Barbarei zu sein scheinen. Ein einziger Bewohner des Hauses, ein russischer Legations-Secretär, war so glücklich, über die Dächer der benachbarten Häuser zu entkommen, um die Schreckensnachricht in St. Petersburg zu melden. Der Mord der russischen Gesandtschaft, durch welchen das Völkerrecht in einer unbeschreiblichen Weise verletzt worden war, hatte am 12. Februar 1829 Statt gefunden. Er erforderte eine glänzende Genugthuung. In der That mufsten sich die Perser den gröfsten

Demüthigungen unterziehen. Ein persischer Prinz von Geblüt, *Chosrew-Mirza*, Sohn des bekannten *Abbas-Mirza* von Täbriz, erschien vor dem kaiserlichen Throne in St. Petersburg, um Vergebung flehend, die Versicherungen freundschaftlichster Gesinnungen des Schah ausdrückend, in Begleitung reicher Geschenke. Eine strenge Untersuchung ward in Teherân selbst eingeleitet und die Theilnehmer der Metzelei — natürlich nur die gedungenen Mörder, nicht aber die unsichtbaren Leiter — strenge bestraft. Weit über tausend Teherânern wurden die Zunge, die Nase und die Ohren abgeschnitten. Der Einzug der neuernannten russischen Ambassade in die Burg von Teherân fand selbstverständlich mit ganz besonderem Glanze Statt.

Zu freundlicheren Bildern giebt die Erwähnung eines zweiten Gebäudes Veranlassung, das in der Nähe des russischen Gesandtschafts-Hôtels gelegen ist und den Namen *Dâr-el-fenûn* führt. Es ist dies eine polytechnische Schule, in welcher französische, italienische, englische und persische, mit europäischer Wissenschaft vertraute Lehrer (*moallim*) Unterricht in der Mathematik, Physik, Chemie, Medicin, Pharmakologie und in der französischen Grammatik ertheilen. Das Gebäude ist in Gestalt eines regelrechten Viereckes angelegt. In der Mitte befindet sich ein grofser Hof mit Gartenanlagen und dem unvermeidlichen Bassin. Ringsherum liegen, hinter einem von Säulen gestützten Umgang, die Schulzimmer, etwa vierzig an der Zahl, mit Thüren und grofsen Fenstern nach der Hofseite hin. Die Schüler, junge und alte, sitzen auf Teppichen oder niedrigen Bänken. In der Bibliothek (*kitâb-khanèh*), welche unter einem *Kitâbdâr* steht, sind viele europäische, meist veraltete Lehrbücher (auch manches deutsche Buch) vorhanden. Die persischen, aus dem Französischen übersetzten wissenschaftlichen Werke, ohne Ausnahme in Teherân lithographirt und gedruckt, bilden den Hauptbücherschatz. Eine Sammlung chirurgischer, astronomischer und anderer, besonders zu Messungen dienenden Instrumente sind als wissenschaftlicher Apparat ausgestellt.

Die Stadt Teherân besitzt einige mohamedanische Schulen (*madrassèh*), meist Stiftungen frommer Männer, in welchen vorzugsweise die theologische Wissenschaft von hochgebildeten Mollahs gelehrt und gepflegt wird, daher sich dieselben gewöhnlich in unmittelbarer Nähe einer Moschee (*mesdschèd*) befinden. Die Zahl der Madrasseh und Moscheen verhält sich in den einzelnen Vierteln der Stadt wie folgt:

In *Sengeledsch*:	6	*Madrassèh*,	2	*Mesdschèd*.	
Im Viertel des Bazares:	5	„	4	„	
In *Meidân-i-tschâl*:			1	„	
In *Awladschûn*:	4	„	3	„	
In der Burg:	2	„	1	„	

Im Ganzen befinden sich demnach 17 Schulen und 11 Moscheen in Teherân. Dazu kommen 4 *Imamzadèh* oder Kapellen berühmter Heiligen. Neben den theologischen Hochschulen existirt in Teherân eine grofse Zahl von Privatkinderschulen. Hier unterrichtet der *Akhûn* oder Schulmeister die Knaben, eine weibliche Lehrerin, meist seine Frau, die Mädchen. Der ganze Unterricht beschränkt sich gröfstentheils auf die Erlernung der persischen Schrift und auf Lesen des Korans. Die Kinder gehen früh Morgens in die Schule und kehren nach fünf Stunden in die Wohnung der Eltern zurück. Das Schulgeld beträgt monatlich fünf Qrân oder ein wenig über anderthalb Thaler. Haben die Kinder den Koran lesen gelernt (die Fleifsigen gewöhnlich schon nach Verlauf eines halben Jahres), so schicken die Eltern dem *Akhûn* Zuckerwerk und einen güldenen Tomân oder mehr, je nach ihren Verhältnissen, als Geschenk. Prügel (auf die Fufssohlen) giebt es in der Schule genug, wenigstens klagen die Kinder sehr darüber.

Gegen vierzig *Qaraul-khanèh* oder Wachtposten, jeder mit einer Besatzung von etwa zehn Serbazen ausgerüstet, welche durch die ganze Stadt hin zerstreut sind, sorgen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit bei Tag nnd bei Nacht. Bei dem unruhigen Charakter der Bevölkerung ist diese Einrichtung als eine weise Vorsichtsmafsregel nur zu loben. Die Schildwache steht in der bequemsten Stellung Posten; wenn sie nämlich nicht lang ausgestreckt schläft, so sitzt sie wenigstens plaudernd, essend, strickend oder sonst mit einer „weiblichen Handarbeit“ beschäftigt da; Gewehr und Waffen sind bei Seite gelegt.

Die Bevölkerung Teherâns besteht der Hauptmasse nach aus Tadschiks oder sefshaften Persern, welche in Körperbildung und in ihrer Physiognomie eine grofse Verwandtschaft mit den persischen Ureinwohnern bekunden, wenn es gestattet ist, den Bildern von Persepolis Glauben zu schenken. Es sind durchweg schöne Menschen von mittler Gröfse, welche die Vorzüge der kaukasischen Rasse mit den Eigenthümlichkeiten orientalischer Schönheit verbinden. Sie haben schwarze brennende Augen, darüber rund gewölbte und über der Nase zusammenstofsende Augenbrauen und lange,

vortreffliche Bärte. Die stürmischen Einfälle, welchen im Laufe der Geschichte das Land Iran, vor allen von Osten her, ausgesetzt war, und die Anwesenheit fremdländischer Dynasten mit ihrer Begleitung in dem von ihnen zeitweise beherrschten Perserreiche geben eine genügende und befriedigende Erklärung für die Mischung der Rassen, welche in Teherân und in anderen Städten Persiens (in sehr ausgeprägter Weise vorzugsweise in Isfahan) den reinen iranischen Typus verwischt hat. Ja, es ist Wunder zu nennen, dafs im Durchschnitt der uralte, durch die Denkmäler überlieferte Charakter sich überhaupt so rein hat erhalten können. Hellenen, Semiten, turanische Völker und eine mehr als zweitausendjährige Geschichte haben ebensowenig die äufsere Gestaltung der altpersischen Rasse zerstören können, als sie im Stande waren, die geistigen Anlagen, den Charakter und die Sprache der alten Iranier aus dem Buche der Geschichte zu streichen. Sir Henry Rawlinson, der berühmte Entzifferer der Keilinschriften, zur Zeit unserer Ankunft in Teherân Gesandte I. M. der Königin von England in Persien, einer der besten und gründlichsten Kenner des Landes Iran und seiner Bewohner, versicherte uns, dafs Persien heute grade eben so sei, wie zu den Zeiten des Cyrus; dieselben Einrichtungen, derselbe Charakter, dieselben Intriguen u. s. w.

Neben den sefshaften Epigonen der alten Perser bewohnen Mitglieder einzelner Nomadenstämme kurdischer und turkomanischer Herkunft, von der kaiserlichen Tribus des Kadscharenstammes an (deren Stammältester oder Khan der regierende Schah nicht ist), bis zu den turkomanischen Kriegsgefangenen hin, welche, von den schiitischen Persern als Sunniten sehr verachtet und bedrückt, in einem ärmlichen Viertel (in der *mehallèh-i-Turkmânha*, im Süden des grofsen Stadtquartieres *Sengeledsch*) in niedrigen Erdhütten mit Kuppeldächern ihr elendes Dasein fristen. Neben ihnen haben Araber, Afghanen, Hindu und andere Grenznachbarn Persiens einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Bevölkerung der Stadt. Sie erinnern durch ihre Anwesenheit an vergangene Zeiten der persischen Geschichte, in denen grofse Völkerbewegungen wie Fluth und Ebbe das iranische Hochland bald überschwemmten, bald sich verliefen, hier und da sporadisch stagnirenden faulen Niederschlag zurücklassend. Der Jude des Orients, der Armenier, und der wirkliche, von den Persern sehr unterdrückte und verfolgte Jude verschwinden als sehr geringe Bestandtheile in der Teheraner Bevölkerungsliste. Beide haben als Andersgläubige allein einen be-

sonderen Anspruch auf Erwähnung inmitten der schiitischen Mohamedaner. Dasselbe darf von den Gebern oder den Parsen (*parsâi*) gelten, welche in sehr unbedeutender Zahl zerstreut in Teherân leben und als späte Jünger des Zoroaster oder *Zerduscht* eine besondere Aufmerksamkeit bei den Europäern erregen. Sie haben den Ruf als ehrliche Leute — *faqir adam* „armes Volk“ heifst man sie allgemein —, eine sehr seltene und gewichtige Bezeichnung in Persien, und stehen gegenwärtig unter einem verständigen, mit europäischen Sitten und Gewohnheiten sehr vertrauten Führer, dem Kaufmann Manuktschi. Nachdem, wie ich höre, die französische Regierung denselben im vergangenen Jahre 1861 zum Konsul in der Geberstadt *Jesd* ernannt hat, versteht es sich von selbst, dafs die Lage der Geber durch eine solche Stellung ihres Hauptes sich wesentlich verbessern wird.

Von der Bevölkerung Teherâns pflegen alljährlich an 40,000 wanderlustige Seelen die Stadt zu verlassen, um Ende Mai und Anfang Juni nach den nahegelegenen Höhen des Elburs in die Sommerquartiere zu ziehen, und unter Zelten ein vornehmes Nomadenleben zu führen. Der Schah selber, als Abkömmling eines Nomadenstammes, ist der Wanderlust so wenig abhold, dafs er es eigentlich ist, welcher für alle übrigen das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch giebt. Die Hofbeamten, meist zur Kadscharentribus und zu andern verwandten Stämmen gehörig, die europäische und asiatische vornehme Welt, ein Theil der ärmeren Klasse, welche das Nomadenleben nicht vergessen kann, folgen dem Schah und retten sich in die Berge, während die ansäfsige Perserwelt in Teherân der Sonne und den Plagen sommerlicher Hitze in der Stadt Trotz bietet und bei saurer Milch, Wassermelonen und Eis ruhig den Geschäften des gewöhnlichen Lebens obliegt.

Die lustige, heitere Bevölkerung Teherâns, aus einem wunderlichen Völker-Amalgam bestehend, dessen gemeinsames teheranische Erbtheil der angeborene Witz und Spott ist, gehört, nach der Lebensstellung der Einzelnen, je einer der folgenden Kasten an, die sich ziemlich streng von einander unterscheiden, wenn auch weder durch Abstammung und Rassentrennung, noch durch Name, noch durch Gewohnheit in irgend einer Weise mit den indischen zu vergleichen sind: zu den Priestern, Beamten, Kriegern, Kaufleuten, Handwerkern und *Lutis* oder den Bummlern.

An der Spitze steht die Geistlichkeit, die Mollahs, von einem Einflufs auf das Volk und einer Bedeutung für die inneren Zustände, dafs sie selbst

dem Schah und der Regierung Trotz, und zwar mit Erfolg, zu bieten im Stande sind. Als Träger und Lehrer der Religion ihres hochheiligen Imâms *Ali* haben sie eine allgemeine Achtung und Verehrung, und ihre Beredtsamkeit in den Moscheen weifs die Menge für eine gewünschte oder beabsichtigte Stimmung leicht zu fesseln. Die Religion ersetzt hier, wie in allen mohamedanischen Ländern, das, was wir in Europa Ehre, Vaterland, Patriotismus, Liebe zum Könige, Freiheitsgefühl u. s. w. nennen. Selbst der Kriegerstand würde nicht die Waffen ergreifen, um in den Krieg zu ziehen, wenn nicht die Mollahs denselben als nothwendig für den Glauben, als einen Religionskrieg in ihren Predigten verkündigt hätten. Es ist bekannt, um auf ein Beispiel der neuesten Geschichte hinzuweisen, dafs der Krieg zwischen Persien und England in der Murray'schen Affaire von der persischen Seite nur als Religionskrieg aufgefafst wurde, obwohl die Mollahs Mühe hatten, der spottenden Menge den Beweis zu führen, dafs es sich den reichen *Ingelis* gegenüber um Verletzung des Islam handele.

Die Mollahs betrachten den Schah und seine Dynastie, grade so wie die Herrscher der früheren Königshäuser als ungesetzmäfsig regierend. Der Schah ist ihnen nicht *de jure*, sondern nur *de facto* Herrscher, da er weder ein Nachkomme der allein als legitim anerkannten Dynastie der Sassanidenkönige ist, noch zur Familie des Imam Ali gehört. Was der Schah besitzt, ist in der Meinung der Mollah ein widerrechtlich angeeigneter Raub. Eine als heilig geachtete Person wird deshalb nie ein Geschenk vom Schah annehmen, da an dem Geschenke der Fluch der Ungerechtigkeit klebt; ja der Schah selber ist gezwungen, für gewisse Räumlichkeiten seiner Wohnung, wie z. B. für den Theil, in welchem er betet, an die Moscheen eine Miethe zu zahlen, um in dieser Weise der Beschuldigung ungerechter Benutzung aus dem Wege zu gehen. Man wird leicht erkennen, dafs die Stellung des Schah keine so unumschränkte Gewalt mit sich verbindet, als es sein Titel als absoluter Despot vermuthen läfst. Es steht ihm eine unsichtbare Macht unter dem Namen der Religion gegenüber, deren Bedeutung durchaus nicht verkannt wird noch verkannt werden darf.

Wie Graf Gobineau es so richtig bemerkt hat, steht der Schah, freilich ein illegitimer Fürst von aufsen her, über dem Staate in der Eigenschaft eines Beschützers. Er verwaltet denselben nicht, sondern es ist das die Sorge des ersten iranischen Vezirs, des *Sadr-azâm*. Seitdem

Nasr-ed-din denselben beseitigt hat, vor wenigen Jahren, und die Regierung selber in die Hände genommen, hat die Mifsstimmung der Mollah gegen ihn einen hohen Grad erreicht. Nicht der Minister, sondern er, der Schah, ist nunmehr für alles Unglück, das über Iran hereinbricht, persönlich verantwortlich, er ist der Gegenstand des Hasses und der Unzufriedenheit, nicht, wie früher, sein Vezir. Man hätte im vergangenen Winter 1860—61, während der Hungersnoth, die offen und frei geführten Reden des erbitterten Volkes in den Bazaren über den Schah hören müssen, um zu verstehen, in welcher Weise seine Stellung, und zwar durch leere, rein äufserliche Nachahmungen europäischer Institutionen in seiner Umgebung, zu seinem Nachtheile verloren und an Ansehen und Heiligkeit eingebüfst hat. — An der Spitze der Geistlichkeit stehen in Teherân, wie in allen übrigen Hauptstädten des Landes, ein *Imam-Dschuma* und ein *Mudschtehid*.

Der zweite Stand, die grofse, weit verzweigte Beamtenwelt umfassend, wird am besten durch den Namen der Mirza bezeichnet. Kenntnisse, welche über die gewöhnliche Schulbildung hinausgehen, ohne indefs tief begründet zu sein, eine gute Art sich zu benehmen und sich einzuführen, ein passender Witz, ein Pferd, Diener, welche den silbernen Kaliun tragen, und fabelhafte Geschichten von dem Einflufs des Herrn zu erzählen wissen, prunkhafte Kleider und Luxusartikel am Leibe (wenn auch geborgt), vor allen aber eine starke, kräftige Protection einer hochstehenden Person am Hofe, — das ungefähr müssen die Eigenschaften eines *Mirza*, eines Gebildeten sein, der auf eine Stellung in der Beamtenwelt lauert, die ihm nie fehlschlagen wird, wenn er mit gehörigem Witz, mit den unvermeidlichen Intriguen, vielleicht unterstützt durch Pischkesch, zu Werke geht. Die Hauptarbeit eines persischen Beamten besteht in der Handlung, welche man mit den Worten *mudakhìl-kerdèn* oder noch allgemeiner: *khurdèn* „essen“, d. h. verdienen (aber wie?) bezeichnet.

Die Kaufleute (*tâdschir*, *furûsch*) bilden einen dritten, sehr bedeutenden Stand der persischen Bevölkerung. Wir wissen nicht, ob es begründet ist, dafs dieser Stand vor allen übrigen sich bis zu einem gewissen Grade durch seine Rechtlichkeit auszeichnet. Jedenfalls ist es Thatsache, dafs man ihnen grofse Vorschüsse bewilligt und bedeutende Summen zum Mitarbeiten vorstreckt. Wenngleich sie nicht immer den Termin pünktlicher Zahlung innehalten, so kommt es dennoch nie vor, dafs ein Gläubiger seinem Schuldner Haus und Hof, Hab und Gut nimmt, um sich schadlos zu halten. Das

würde als etwas besonders Gottloses gelten. Man schliefst lieber einen Vergleich und gewährt dem Schuldner die Mittel weiter zu arbeiten und damit die Gelegenheit, seine Schulden, wenn auch nur theilweise abzutragen. Der gesetzmäfsige Zinsfufs beträgt zu Teherân wie im ganzen Orient 24 %. Der Kaufmannsstand eignet sich ganz vorzüglich zum Charakter der Perser; das muntere, lustige Treiben in den Bazars, gewürzt durch Anecdoten und Klätschereien, das Handeln, Schachern und Gewinnen bietet dem Sohne Irans ein sehr gelegenes, willkommenes Feld der Beschäftigung dar, der er defshalb mit ganzer Seele zugethan ist.

Nicht so günstig gestellt, aber merkwürdig genug ist der Stand der Handwerker (*qäsib*), die meist nach Zünften geordnet sind, unter einem Altmeister (*reis*, *buzurk* oder *risch-sefîd*) stehen und gewöhnlich in bestimmten Quartieren ihre Buden (*dokkân*) nebeneinander aufgeschlagen haben. Der Altmeister zieht nach der Miethe (*qerajèh*) für dieselben die Steuer (*téhmil* oder *maliât*) ein und zahlt sie an den Schah. Die Buden sind kleine Löcher, nach der Strafse hin offen; der Arbeiter sitzt mit seinen Jungen in derselben und betreibt mit Hülfe weniger, roh gearbeiteten Instrumente sein Handwerk. Bemerkenswerth ist es, dafs die Füfse mit den beweglichen Zehen ebenso fleifsig arbeiten helfen als die Hände. Der Teherâner Handwerker ist äufserst geschickt, aber zu anhaltender Arbeit nicht geeignet. Die Geduld geht ihm leicht aus. Seine vortrefflichen Anlagen zeigen sich am glänzendsten in der Nachahmung europäischer Werke, bis auf die Stempel in *Frengi*schrift an Messern, Klingen u. s. w. hin.

Der Kriegerstand gehört unbedenklich der gedrücktesten und bedauernswerthesten Kaste an. Der persische *Serbâz*, den armen Familien in Städten und Dörfern entrissen, d. h. denjenigen, welche nicht im Stande sind, durch Protection oder durch Geschenke sich vom Soldatenstande loszukaufen, ist für die Lebenszeit bis zum Greisenalter hin verpflichtet, als Soldat im Frieden und im Kriege zu dienen. Schlecht gekleidet, schlecht bewaffnet, meist ohne Schuhbekleidung, erhält er nicht einmal seine Besoldung, welche von Oben herab durch Hände geht, die allmählig das Geld verschwinden lassen. Aus dem Schatze fliefst das Geld in die Hände des *Sartip* oder des Generales, und tröpfelt nun, bereits um ein Bedeutendes verringert, wie durch ein Sieb durch die gierigen Hände der *Serhènk* (Obersten), *Jawèr* (Majore), *Sultân* (Hauptleute) und *Nâib* (Offiziere), so dafs zuletzt ein magerer Tropfen oder gar nichts den *Serbâz* und ihren

Wekîl (Unteroffizieren) zufällt. Schlecht verpflegt, bekleidet und uniformirt, bleibt dem Soldaten nichts übrig als zu arbeiten und niedrige Dienste zu verrichten, für welche Erlaubnifs er gezwungen ist, seinen Offizieren mindestens die Hälfte seines Verdienstes zu opfern. So hat man denn in Teherân und in andern Städten Persiens mit militärischen Garnisonen die traurige Gelegenheit, den persischen Soldaten in Uniform in den Bazaren als Handwerker und Tagelöhner beschäftigt, oder an den Ecken der belebtesten Strafsen sitzen zu sehen, häufig in der Nähe seines *Qaraul* oder Wachtpostens, und das bekannte *pûl-e-siâ* „Schwarzgeld!" d. h. „Wer will Kupfergeld wechseln?" laut schreien zu hören. Dann hat er sich als Geldwechsler etablirt; freilich besteht sein ganzer Geldvorrath aus einer geringen Summe kleiner Münze und sein Wechseltisch aus einem hölzernen Brette oder einer kleinen hölzernen Schüssel.

In grofsen Städten sind den armen Kriegern die Mittel geboten, sich, wenn auch nothdürftig, in der beschriebenen Weise ihr tägliches Brot zu verdienen; schlimm sieht es dagegen aus, wenn sie nach armen Dörfern versetzt oder gar in die Campagne geschickt werden. Die allgemeine Noth erreicht dann ihren höchsten Gipfel und wird Ursache unglaublichster Scenen. Es wird geraubt und geplündert, so lange es zu rauben und zu plündern giebt, und wenn alle Mittel der Selbsterhaltung durch menschliche Nahrung erschöpft sind, das Gras von dem Boden sorgsam ausgerissen und verzehrt, wobei oft blutiger Streit über das grüne Besitzthum entsteht. Wir schildern keine Ausnahmefälle, wie sie vielleicht zu allen Zeiten und unter allen Völkern vorgekommen sind, sondern Thatsachen, die sich in Persien bis in die Geschichte der letzten Tage hinein wiederholt haben. Verproviantirungs-Systeme kennt Persien noch nicht; man zieht in den Krieg und überläfst dem lieben Herrgott die schwere Sorge für den wichtigsten Theil eines Feldzuges.

So lächerlich bisweilen der Anblick der persischen Serbazen ist, in ihrer Noth, Abgerissenheit, Zerlumptheit, in ihrem knechtischen Gehorsam und ihrer Unterwürfigkeit, so ehrenwerth sind dennoch der Charakter und die Eigenschaften derselben und verdienen eigentlich Bewunderung. Die Ausdauer, ohne Sold, Nahrung, Zelte, Betten die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen, übersteigt wahrlich alle menschlichen Begriffe. Dabei stellen sie sich in vollstem Gehorsam dem Feinde gegenüber und halten Stand so lange es eben geht, d. h. so lange ihre Offiziere nicht Reifsaus nehmen. Ohne

alle Kenntnifs der Bedeutung ihres kriegerischen Handwerkes, bezwecken die Offiziere mit äufserst geringen Ausnahmen, nur Vortheil aus ihrem Stande zu ziehen und in den Städten, stutzerhaft ausgeputzt, zu prahlen und das grofse Wort zu führen. Die europäischen Instructeure, welche bisher in der persischen Armee gedient haben oder noch dienen, stimmen einmüthig in dem Urtheil überein: dafs der persische Soldat in jeder Beziehung alle militärischen Eigenschaften besitzt, die zu seinem Stande gehören: er ist willig, gehorsam, gelehrig, nüchtern, von grofser Ausdauer, in letzterer Beziehung sogar jeden europäischen Soldaten übertreffend, wenn es sein mufs tapfer; — dafs aber das Unglück dieser Armee der persische Offizierstand ist, welcher fast ohne Ausnahme die entgegengesetzten Eigenschaften seiner Untergebenen besitzt. Sie ziehen defshalb die sehr richtige Folgerung, dafs die persische Armee so lange untauglich sein wird, als es dem gewöhnlichen Soldaten nicht vergönnt ist, sich in den Offizierstand hinaufzuarbeiten, der letztere vielmehr gegen Geld und Geschenke käuflich vergeben oder von Nomaden-Häuptlingen bekleidet wird.

Einen sehr gefährlichen und nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung Teherâns bilden schliefslich die Luti's. Sobald ein Aufstand oder eine Bewegung ausbricht und das Zeichen dazu durch Schliefsung und Sperrung der Buden und Bazare gegeben worden ist, stampfen plötzlich Banden wie aus dem Erdboden hervor, durchziehen die Stadt und dringen, raubend und plündernd, in die Wohnungen reicher und wohlhabender Bürger ein. Das sind die gefürchteten Luti, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten von heimlichen Diebstählen und Strafsenräuberei leben und ihre Seele für einen Pfifferling dahingeben. Sie haben die hervorragenden und die schlechten Eigenschaften ihres Gleichen, indem sie verwegene und kühne, muthige Raufbolde, käufliche Mörder, Säufer und Opiumesser (sogenannte *Teriaki*), Faullenzer und Tagediebe sind, die den Tag verschlafen oder in den Bazaren herumstrolchen, dagegen bei Nacht ihr verbrecherisches Handwerk beginnen, das sie häufig genug in die Hände des Nachrichters liefert. Es wirft ein eigenthümliches Licht auf persische Sittenzustände und auf die entsetzliche Ausdehnung des *Mudakhìl* (s. oben S. 221), dafs im Anfange des Monats Februar 1861 der Kalenter oder Polizeidirector von Teherân, der siebenzigjährige Mahmud-Khan, welcher sein Amt an dreifsig Jahre bereits bekleidet hatte, überwiesen wurde, vertragsmäfsig von einer Luti-Bande einen nicht unbedeutenden Antheil ihres Raubes

und ihrer Diebereien eingezogen zu haben, ohne im mindesten daran Anstofs zu nehmen. Darf man sich wundern, wenn der Zorn des Schah den Unglücklichen auf der Stelle traf, da er, wie weiter unten erzählt werden soll, in der schimpflichsten Weise erdrosselt und durch die Stadt an dem Schwanze eines Pferdes nach der Richtstätte vor dem Neuen Thore durch die kothigen Strafsen der Stadt geschleift wurde? Barbarische Handlungen erfordern barbarische Strafen inmitten einer Bevölkerung, deren auflehnender Uebermuth nur durch das Wort Furcht in Schranken gehalten werden kann. Unter den sauberen Diebsgenossen, welche zu gleicher Zeit mit ihm hingerichtet wurden, befand sich ein Luti, dem bereits früher wegen Diebstahls die Hände abgehauen worden waren, der aber dennoch an den jüngsten Räubereien thätigsten Antheil genommen hatte.

Die Bevölkerung Teherâns, wie wir dieselbe nach ihren Haupterscheinungen zu schildern versucht haben, belebt zu allen Tageszeiten die Strafsen und Bazare; die einen als Handwerker oder Kaufleute in ihren Buden beschäftigt, die andern hin und her wogend, wie die Fluthen des unruhigen Meeres. Die Armen gehen demüthig zu Fufs, die Reichen stolz zu Pferde oder zu Maulthier, mit einem grofsen Trofs übermüthiger Diener neben und hinter sich, welche Jeden zurückdrängen oder zurückstofsen, der nicht im Stande ist, es im Range mit ihrem Herrn oder mit ihnen aufzunehmen. Tief verhüllt vom Kopf bis zu den Füfsen trippeln die Weiber auf ihren Schnabelpantoffeln mit hohen Absätzen unsicher einher und wenden das Gesicht der Wand zu, wenn es ein Frengi ist, der ihnen begegnet. Halbnackte Bettler sitzen auf der Erde und schreien nach Geld, sonderbar gekleidete Wahnsinnige durchirren mit gellendem Rufe und stierem Auge die Strafsen, junge und alte Derwische unterhalten die Menge durch lebhafte Erzählungen und sehen jeden schattigen und trocknen Fleck der Gasse als ihr Quartier an. Beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel versperren häufig genug den Weg, und dazwischen erscheinen nicht selten die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten wie bissige Hunde, aber ohne Maulkorb, inmitten der Menschenmenge spazieren geführt werden. Das Gemurmel und Getöse in den Bazaren ist so stark, dafs man sich mit seinem Nachbar kaum zu unterhalten im Stande ist, und nun gar erst der Lärm in der Abtheilung der Kupferschmiede, deren Gehämmer eine furchtbare Musik erregt. Hin und wieder ertönen Glockenschläge, aber nicht etwa von Uhren, sondern als einladendes Zeichen der Garköche,

welche in den Strafsen ihren Küchenheerd mit den bunten Kacheln aufgeschlagen haben und in gewaltigen Töpfen Hammelfleisch, Pilau, Tschilau und andere Lieblingsgerichte der persischen Küche abdampfen und abkochen. Sauber sieht's grade nicht aus. In der gröfsten Tageshitze schlafen die meisten Kaufleute und Arbeiter lang ausgestreckt in ihren Buden. Neben ihnen steht ein Gefäfs mit Wasser und Eis, eine saure Milch oder eine Wasserflasche, und darinnen ein schön gebundener Straufs von Rosen oder andern Blumen. Sieht man vor einer Bude ein weitmaschiges Fadennetz aufgehängt, so ist der Besitzer augenblicklich abwesend und übergiebt sein Eigenthum vertrauensvoll dem Schutze des Publicums.

Ein Ritt durch die gewölbten Bazare der Stadt — natürlich mit derjenigen Vorsicht, welche hier wie in allen Gassen Teherâns die offenen Löcher der Wasserkanäle inmitten des ungepflasterten, unebenen, holprigen Weges erheischen, — veranlafst zu den interessantesten Studien persischer Wandmalereien, die gewöhnlich an den Kreuzkuppeln zweier sich durchschneidenden Bazargassen in grofser Dimension und ungeheuerlicher Wahl des Stoffes, in den Hauptfarben Schwarz und Roth angebracht sind. Wenn auch nicht die künstlerische Ausführung derselben erfreut, so überrascht doch der Phantasie-Reichthum der persischen Maler auf das Angenehmste. Bald liefert die mythische Geschichte des Landes, bald die neuere und neueste Historie, bald das Reich der Thierfabel die beliebten Gegenstände der malerischen Darstellung. Rustem und die alten Pehlewane, König Dschemschid, die Diws, persische Serbazen und Sewari oder Reiter, welche türkische und europäische Armeen massacriren, Thiere, welche menschliche Handlungen verrichten, das sind wohl die Hauptbilder, mit welchen die Bazare geschmückt zu werden pflegen. In den Darstellungen der Kriege besteht die oft wiederholte gröfste Heldenthat in einem Säbelhiebe, der einen feindlichen Reiter, meist einen Türken, in zwei gleiche Hälften, vom Schädel an bis zu den beiden Beinen, spaltet. Bei dem Anblick fielen mir stets die Verse der „Schwäbischen Kunde“ ein:

„Da fafst er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.“

Die Physiognomie der Stadt ändert sich in entsprechender Weise je nach den Tageszeiten, und die Bazare sind bald belebter, bald stiller. Selbst im Innern der Wohnungen läfst sich nach dem Lärm, der von der Strafse her in die Höfe des Hauses hineintönt, die Tageszeit ziemlich genau bestimmen. Sind des Morgens die Bäder geheizt, zwischen sechs und sieben Uhr, so hört man die Kuhreigentöne der persischen Posaune, welche die Weiber zum Bad einladen. Dann, eine Stunde später, entwickelt sich das Leben auf der Strafse bis zum gewaltigsten Lärmen hin. Ist es Mittag, so ruft der *Muezzin* oder Kantor von den Moscheen her sein Mittagsgebet aus und fordert die Menge auf, an *Allah* und seinen Propheten zu denken. Die Leute nehmen ihr *Nahâr* ein, allmählige Stille! Hernach nimmt der Lärmen von Neuem seinen Anfang. Gegen vier Uhr Nachmittags wiederum das Geschrei des *Muezzin*, auf das eine entsprechende Stille, in der Zeit des Gebetes, folgt. So wie die Sonne zu Rüste geht, lärmen die Posaunen und Pauken der *Negareh-khanèh* von dem Burgplatze her ihre alten Weisen. Ein wenig später trommeln und blasen die persischen Serbazen die französische Abendmusik, worauf sämmtliche Hunde zu heulen und zu bellen anfangen, als ob selbst ihnen die europäischen Klänge unpersisch vorkämen. Die Bazare sind bereits geschlossen, alle Welt zieht sich in das Innere der Wohnungen zurück. Nur die von den Kaufleuten des Bazars unterhaltenen Wächter (*mustehfezîn* oder *qarawulân*) durchstreifen langsam die von stehenden Oellämpchen matt erleuchteten dunklen Hallen des Marktes und rufen sich in Zwischenpausen mit gellenden Worten (*feriâd-e-mustehfezîn*) an. Nicht lange, und alle Welt, selbst die Wächter, in ihre Mäntel und Decken eingehüllt, versinken in tiefen Schlaf. Nur den Hunden des Bazars ist die Sorge überlassen, für die Ruhe und Sicherheit der Stadt und für das Wohl der Einwohner zu wachen.

Die Geschichte von Teherân bietet die umgekehrte Seite der Schicksale persischer Städte dar. Sie verdankt ihre gegenwärtige Bedeutung lediglich der neuesten Geschichte Irâns, seitdem *Aga-Muhammed-Khan*, der Eunuch, die Residenz der Kadscharen und seiner Dynastie in die Hochfläche von *Rei* verlegt hat.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Teherân nach der Beschreibung eines damals lebenden Geographen Jaqut (der unter dem Titel *Mu'edschem-el-buldân* „Länder-Lexicon“ ein grofses Werk geographischen Inhaltes verfafst hat) ein kleiner Flecken in der Nähe von *Rei*, mit dichtem Gebüsch und Baumwuchs umgeben. Der Flecken war in zwölf von einander wohl abgegrenzte und befestigte Districte abgetheilt; die Leute, welche in Löchern unter der Erde wohnten, befehdeten sich in der blutigsten Weise und bekriegten sich förmlich innerhalb ihres gemeinschaftlichen Geburtsortes. Mit dem Verfall der nahe gelegenen grofsen Stadt *Rei*, deren mächtige Ruinen wir Gelegenheit nehmen werden weiter unten zu beschreiben, erhob sich allmählig der benachbarte Flecken, der damals seiner gesunden Luft und seiner reichen Bewässerung halber, die ihm von den Höhen des nahen *Elburs* in vielen Quellen zugeführt wurde, von den Bewohnern von *Rei* als Sommerlager vielfach besucht wurde. *Schah-Thamasp* umgab den Ort mit einer Mauer im Umfang einer Fersach und bald verlor Teherân seine bisherige Unbedeutendheit. Unter *Schah-Abbas*, der einen unerklärten Hafs gegen die neue Stadt hatte, war dieselbe von grofsen und schönen Platanen- (*tschinâr*) Pflanzungen umgeben, so dafs der damals vorüberziehende italienische Reisende Della Valle, entzückt von dem Anblick, Teherân mit der schmeichelhaften Benennung *la citta dei Platani* bezeichnet. Er sollte nur heute vorüberreisen, wie sehr würde er über die öde Wüste erstaunt sein, welche Teherân von allen Seiten umgiebt. Der Einfall der Afghanen, zu *Schah-Nadir's* Zeit, vernichtete auf kurze Zeit den Wohlstand der Bewohner, doch erhob sie der obenerwähnte *Aga-Muhammed-Khan* zu neuer Gröfse. Er legte die Burg an, baute Bazare und Karawanseraien, liefs Gärten pflanzen und Wasserleitungen ziehen, wobei, wie angegeben wird, die Ruinen von *Rei* zum Bau der modernen persischen Residenz in gründlicher Weise ausgebeutet wurden. Zur Zeit des Stifters der Kadscharen Dynastie zählte Teherân 15,000 Seelen, um 1810 bereits 40- bis 50,000 und zehn Jahr später 60- bis 70,000. Werfen wir einen Rückblick auf die Zahl der heutigen Bevölkerung, die zwischen 80- und 120,000 Seelen schwankt, so hätte sich im Durchschnitt die Seelenzahl jährlich um 1000 Köpfe vermehrt, trotzdem dafs mehrmals Erdbeben, Pest und Cholera zahlreiche Opfer gefordert und die regelmäfsige Zunahme der Bevölkerung sehr gehemmt haben.

Teherân, mitten in der Ebene, Angesichts der kaum zwei deutsche



Lith. v. E. Weidenbach. J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. in Leipzig. Druck d. Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Der Elburs und Schimran.

Meilen nördlich entfernten *Elburs*-Kette gelegen, ist auf einem mit Salz (*schûr*) geschwängerten Boden erbaut, der eine Fortsetzung der grofsen persischen Salzwüste bildet. Von den Höhen im Süden Teherâns aus bietet die grofse Ebene das Bild einer mit blendend weifsem Schnee bedeckten Fläche dar, eine Folge der unzähligen flimmernden Salzkrystalle, welche, sonst für das Auge unsichtbar, aus dem Boden emporschiefsen und jenen weifsen trügerischen Schein erzeugen. Diese Lage auf feuchter Salzkruste, die mangelhafte und schlechte Bewässerung, dazu die übergrofse stickende Sommerhitze machen das Klima der Stadt in der warmen Jahreszeit höchst ungesund und geben zu mannigfachen Krankheiten, vorzüglich zu Nerven- und Wechselfiebern Veranlassung. Im Anfange des Monats Juni verlassen defshalb die reicheren Perser, der Schah an der Spitze, ebenso wie die ansäfsigen Europäer die Stadt, um auf den Höhen dicht am Fufse des *Elburs* in den Gärten der zerstreut liegenden Dörfer ihre *Jelak* oder Sommerquartiere in Häusern und unter Zelten aufzuschlagen. Man zieht dann, wie es heifst, auf die Campagnen nach *Schimrân*.

Diesen Namen, wie es scheint uralt, führt die ganze bebaute Gegend, welche sich am Fufse des Elburs lang, soweit das Auge reicht, hinzieht. Prächtige Gärten, deren Obstreichthum alle Beschreibung übersteigt, und die dazu gehörigen Wohnungen bieten den Bewohnern der einzelnen Dörfer die Gelegenheit, ihre Besitzung während der Sommerzeit an die vornehmen Städter vortheilhaft zu vermiethen. Frische Winde gewähren bei der grofsen Hitze wenigstens zeitweise angenehme Kühlung; rieselnde Wasseradern, welche die Gärten benetzen, erhalten die Vegetation frisch und grün und verbreiten rings in ihrer Umgebung Leben. Die Abende und Nächte im Freien und unter den Zelten sind wunderbar mild, und herrlich der Anblick des klaren, sternbesäeten Himmelsgewölbes.

Die grofse Strafse, welche von dem Schimrâner Thore in nördlicher Richtung nach den ebenbeschriebenen Dörfern führt, berührt zunächst, eine halbe Fersach von Teherân entfernt, das hoch liegende Schlofs *Feth-Ali-Schah's*, mit terrassenförmig angelegten Gärten, Springbrunnen und Teichen, eine Art von persischem Sanssouci oder Versailles, das den Namen *Qasr-Kadschâr* „Kadscharenschlofs“ führt. Eine halbe Fersach weiter, von der Strafse rechts abgelegen, zeigt sich das in europäischem Stile errichtete Haus der Baumwollen-Spinnerei, mit Maschinen und allen möglichen Einrichtungen versehen, das dem Schah bereits mehr gekostet hat, als es je

einbringen wird. In grader Linie fortreitend stöfst man darauf auf das erste Dorf von *Schimrân*, mit Namen *Rustem-abâd*; deutlich ist von hier aus das dicht am Fufse des Elburs in grader Richtung nordwärts gelegene Lustschlofs des Schah *Niawerân* sichtbar, ein luftiger, schattiger, quellenreicher Sommersitz. In westlicher Abweichung von *Rustemabâd* liegen hintereinander die gartenreichen Dörfer *Gulahèk*, mit den Wohnungen und Zelten der englischen Gesandtschaft, *Sergendèh*, mit dem bequemen pallastähnlichen Hause, den Wohnungen und Zelten der russischen Legation, und das grofse, weitausgedehnte Dorf *Tedschrîsch*, der Sommersitz der Franzosen. Von letzterem etwa eine halbe Fersach nördlich entfernt, streckt die Moschee von *Imamzadèh Qasim* ihre blaue Kuppel weit über das gleichnamige Dorf hinweg. Westlich davon liegt das kühlste aller Dörfer, *Derbènd*, am Eingang in eine Thalspalte des *Elburs*, die über das romantisch gelegene Dorf *Peskalèh* zu dem Wasserfalle *Ab-i-schurschur* geleitet.

Werfen wir den Blick auf die landschaftliche Umgebung im Süden der Stadt, welche von der Karawanenstrafse nach Isfahân und Schirâz durchschnitten wird, so treten hier der eine persische Fersach entfernt gelegene Ort *Schahzadèh Abd-ul-azîm* und dicht in der Nähe die Ruinen von *Rei* als die bemerkenswerthesten Punkte hervor.

Das vorerst genannte Dorf, gewöhnlich abgekürzt *Scha' Abdulazîm* von den Teherânern ausgesprochen, ist durch seine *Imamzadèh*-Kapelle ausgezeichnet, deren vergoldete metallene Kuppel wie eine Sonne schon in weiter Ferne leuchtet und den zahlreichen Pilgern, männlichen und weiblichen Geschlechtes, nach dem hochberühmten Heiligthume und Wallfahrtsort die einzuschlagende Richtung vorschreibt. Besonders des Donnerstags ist der Weg von Teherân nach dem Wallfahrtsorte, der ganz und gar auf einen grofsen Theil der Ruinen von *Rei* steht, mit wandernden Frauen angefüllt, die gewöhnlich mehr die Sehnsucht nach einer Zusammenkunft mit ihren Liebhabern, als nach einem Besuche des Imamzadèh ins Freie treibt. Der Ort ist so heilig, dafs er zur Zahl der *bèst* oder Asyle (daher *bèst nischestèn*, wörtlich Asyl sitzen d. h. ein Asyl suchen und finden) gerechnet wird. Selbst schwere Verbrecher, die sich im Bereiche des Heiligthumes oder des Ortsgebietes befinden, sind sicher und geschützt vor Verfolgungen. Verlassen sie den Ort, dann natürlicherweise hat das *bèst* seine Wirkung verloren.

Die Ruinen von *Rei*, *Rages* der Bibel, *Rhagae* der Alten, etwa eine

gute Wegstunde in südöstlicher Richtung von Teherân gelegen, gehören neben Persepolis und Pasargadä zu den sehenswerthesten und historisch-denkwürdigsten Stätten Persiens. Der Eindruck, den ihre weitausgedehnten Trümmerhaufen auf den Beschauer und Besucher hervorbringen, bestätigt, dafs die ehemalige Hauptstadt des östlichen Mediens in der That zu den bedeutendsten und bevölkertsten Orten der alten Welt gehörte, und dafs, wenn auch die Schilderungen und Beschreibungen orientalischer Schriftsteller übertrieben sind, sie in Pracht und Herrlichkeit mit den antiken Londons und Paris, d. h. mit Babylon, Ninive, Ekbatana, Isfahan, Baghdad und andern ebenbürtig in die Schranken treten konnte. Wir geben hier die Beschreibung getreulich wieder, die wir in Persien gleich nach unserem ersten Besuche von Rei zu Papier gebracht haben.

Nachdem wir bei einem Ausfluge zu Pferde (in anderer Weise läfst sich überhaupt in Persien nicht ausfliegen) Teherân im Rücken hatten, schlugen wir die Strafse nach Schahzadèh 'Abdulazîm ein, wendeten uns bald auf einen Seitenweg, der sich in östlicher Richtung abzweigt. Nach einem Ritte von einer guten Stunde befanden wir uns in der Nähe vorgeschobener felsiger Höhen, die ganz im Hintergrunde zu dunkelrothbraun gefärbten Bergmassen emporstiegen. Zunächst waren wir von dem Anblick eines starken, aus Erdziegeln errichteten Mauerwerks überrascht, das in einer Höhe von sechszig bis siebenzig Fufs den Kamm eines schwer zugänglichen Felsens vor uns einnahm. Dieser Ort, der heute noch von den Eingeborenen als *Kal'a-i-Rei* „Feste von Rei" bezeichnet wird, bildete offenbar die Akropolis oder *Ark* der alten Stadt, welche den Zugang zu derselben nach Norden hin beherrschte. Rechter Hand unserer Strafse setzte sich die Akropolis in Gestalt eines langen Mauerringes fort, der einen niedriger gelegenen Felsstock krönte. Zwischen diesem und dem eigentlichen Burgfelsen ritten wir bequem hindurch; hier mufs auch im Alterthume eines der Hauptthore der Stadt gewesen sein. Kaum hatten wir das Innere der Ruinen betreten, so begegneten wir bei jedem Schritte, den wir vorwärts setzten, den Resten alter Mauern, Häuserwände und Cisternen. Die letzteren sind sehr tief, nach Art der modernpersischen *Kenât* angelegt und stehen durch gewölbte unterirdische Kanäle mit einander in Verbindung, in welchen das Wasser, wie uns schien, mit grofser Schnelle dahinflofs. Das nahegelegene Dorf des Heiligen Abdulazîm erhält seinen Vorrath an Wasser aus diesen alten Kanalanlagen. Der ganze Boden,

auf dem wir einherritten und gingen, war mit buntglasirten und mit rohgebrannten Scherbenstücken wie besäet, und erinnerte lebhaft an die Scherbenhügel der ägyptischen Ruinenstätten. Als wir die niedrige Felsmauer an der innern Seite nach Westen zu verfolgteu, entdeckten wir dicht bei einem Wassertümpel an einer Felswand ein grofses Basrelief, ohne Inschriften, einen Perserkönig und seine nächste Umgebung vorstellend. Ich hätte gewettet, ein uraltes Bild vor mir zu sehen, war aber nicht wenig erstaunt zu hören, dafs die Figuren des Basrelief Feth-ali-Schah und einige seiner Kinder und Hofbeamten abbilden sollten.

Wie schon oben bemerkt war, erstrecken sich die Ruinen von Rei bis in das Innere von Schahzadèh Abdulazîm, woselbst gewaltig dicke, zum Theil halb stehen gebliebene Mauern von Erdziegeln strafsenartig nebeneinander fortlaufen und ohne Zweifel als die Reste ehemaliger Fortificationen zu betrachten sind. In der Mitte der Ruinen findet sich als nächst zu erreichender Ort ein halb zerfallener Thurm vor, aus gebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, dessen Bauart dadurch eigenthümlich ist, dafs von allen Seiten in der Runde stachelartig Ecken hervorspringen, so dafs der Querschnitt mit der Gestalt eines Uhrrades verglichen werden kann. Der Thurm ist ganz hohl, mit zwei Thüröffnungen versehen und, den Löchern im Innern nach zu urtheilen, oftmals ein Gegenstand nachforschender Untersuchungen gewesen. Von hier aus begaben wir uns zu Pferde nach dem Dorfe Schahzadèh Abdulazîm, zwischen Festungsmauern des alten Rei in das moderne Eingangsthor einreitend. Die Stadt gehört, schon ihrer reichen Baumzucht wegen, nicht zu den schlechtesten in Persien. Wir durchritten sie in einer Viertelstunde und gelangten am entgegengesetzten Ende, nach Osten zu gelegen, von Neuem auf das Gebiet des alten Rhagae. Die Bergwand vor uns zeigte hier und da ziemlich gut erhaltene Reste von Warten, an ihrem Fufse dehnten sich die Trümmer von Thürmen und Befestigungen lang und breit aus. Der erste auffallendste Platz, den wir nach einem Ritte von fünf Minuten in der Richtung einer langen alten Mauer erreichten, war ein hochliegendes, im Viereck angelegtes Kastell aus dicken Erdziegelmauern. Die Leute des Ortes erzählten uns, dieser Bau, von einer Königstochter angelegt, bilde das Centrum der Stadt *Rei*.

Reitet man von da aus den gegenüberliegenden steilen Felsgruppen zu, so zeigt sich am Ende des Weges, der plötzlich nach Osten herumbiegt, an einer langen Felswand im Angesicht des Reisenden ein Basrelief, ohne

Inschriften, einen Reiter darstellend. Mit vieler Wahrscheinlichkeit versetzt man seinen Ursprung in die Zeit der legitimsten persischen Könige vom Stamme der Sassaniden.

Rei war seiner Zeit nicht allein als besonders grofse Stadt in besonderem Rufe, sondern hat auch durch die Anwesenheit bekannter geschichtlicher Personen, die in seinen Mauern geboren sind oder zufällig darin geweilt haben, eine gewisse Berühmtheit erreicht. Der alte Tobias war, den Berichten der Heiligen Schrift zufolge, nach „*Rages*“ verschlagen worden. Alexander der Grofse, dessen Name und Geschichte den gewöhnlichsten Persern bekannter als bei uns der niedrigen Bevölkerung sein dürfte, weilte fünf Tage in *Rhagae*, als er von Ecbatana aus auf der Strafse, die noch gegenwärtig von Hamadân nach Teherân führt, dem König Darius nachsetzte; hier in *Rei*, damals *Europos*, später *Arsacia* genannt, verlebten die parthischen Arsaciden die Zeit der Frühlings-Jahreszeit, bis die einfallenden Araber, nach der Schlacht bei *Nehawend*, dem erlöschenden Glanze des alten *Rei* (anno 642 n. Chr.) mit einem Male ein Ende machten.

Unter den Khalifen erstand die Stadt als „Neu-*Rei*“ wie ein Phönix aus der Asche; die Schilderungen der arabischen Schriftsteller ergehen sich bis zu den unglaublichsten Lügen hin in Lobpreisungen der neuen Wunderstadt. Unter dem Khalifat des „siegreichen“ *El-Mansur* (754—775 n. Chr.) baute sein Sohn *Mehdi* die Stadt auf. Ein grofser Graben mit Mauer bildete die äufsere Abgrenzung der Stadt, ein zweiter umschlofs das innere Quartier *Muhammedîjeh.* Zwischen den beiden Gräben befand sich die „äufsere Stadt“; in der später als Gefängnifs benutzten Citadelle *Reïbende* wohnte *Mehdi* (775—785 n. Chr.); derselben gegenüber erhob sich eine grofse Moschee und das Haus des Gouverneurs. Die Einwohner der Stadt galten damals als ein feiles, schändliches, „dilemitisches“ Volk. Als Geburtsstätte des Khalifen *Harun-er-raschid* (786—809 n. Chr.) hat *Rei* eine gröfsere historische Berechtigung, als durch die zweifelhafte Ueberlieferung, dafs Zoroaster hier das Licht der Welt erblickt habe. Uebrigens streiten sich zwanzig Städte um die homerische Ehre, Zoroasters Wiege zu sein.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts zerstörte ein Erdbeben die Stadt *Rei* von Grund aus; allein hundert Jahr später erscheint sie in der Beschreibung *Ibn-Haukal's* als die gröfste und bevölkertste Stadt Ostpersiens. Im Jahre 1220 erlosch der Glanz von Neu-Rei unter dem Schwerte der Mongolen, bis endlich im funfzehnten Jahrhundert die Kunde vom alten

herrlichen Rei „der Matrone der Städte“ nur noch in den Büchern und Ueberliefernngen bestand.

Die gewifs sehr verdienstvollen Aufnahmen der Ruinenstätte, welche neuerdings und während der Zeit unseres Aufenthaltes in Persien ein französischer Ingenieur-Offizier, der Hauptmann Bennesech, ausgeführt hat und deren Veröffentlichung bald zu erwarten steht, beweisen, dafs Rei in der That von Mauerringen umgeben war, die man mit grofser Kenntnifs der Wirkungen künstlicher Vertheidigungswerke meist in vorspringenden Winkeln angelegt hatte. Nachgrabungen und zufällige Funde auf dem weitausgedehnten Trümmerfelde von *Rei* haben wenig Beiträge zur Aufklärung geschichtlicher Dunkelheiten der Stadt gegeben, da sie sich meist nur auf mohamedanische Reliquien untergeordneter Bedeutung beschränken.

XVIII. Kapitel.

Der Maimonat in Teheran. — Personalien.

Der Mai darf wie bei uns so auch in Persien als der schönste, blüthenreichste, blumenduftigste Monat des ganzen Jahres betrachtet werden. Die Sonne ist bereits warm, doch immer noch erträglich, wenn nicht Geschäfte und Pflicht zu Wanderungen auf der schattenlosen Hochfläche veranlassen. Gegen Ende des Mai entwickeln sich starke Winde, welche vom Süden und Westen herwehen und mit massenhaftem Staub über das Land herfegen, oft mit orkanähnlicher Gewalt, so dafs selbst starkstämmige Bäume nicht lange Widerstand leisten können. Der feine Staub setzt sich auf dem Körper, auf den Kleidern, auf Stoffen und Möbeln, in Fensterritzen und Oeffnungen, mit einem Worte in den verborgensten Winkeln und Ecken fest und überzieht die erreichbaren Gegenstände mit einer dicken Schmutzdecke. So furchtbare, den Himmel verfinsternde Staubwolken habe ich (und zwar in der Epoche der *Khamsîn* d. h. der „Fünfzig“ (Tage) nach Ostern, also ziemlich gleichzeitig) auf meinen Wanderungen nur noch in Aegypten erlebt, in den Städten wie in der Wüste, in Begleitung drückender, beängstigender Schwüle. Der Wind, meist in der Richtung von Westen

her wehend (in dem persischen Kalender von 1860 ist der Tag des 8. Mai als Haupttag angegeben), erhebt sich gewöhnlich zwei oder drei Stunden vor Sonnenuntergang, nimmt allmählig an Heftigkeit zu und hört meist nach einem Gewitter auf, das sich am Elburs entladet und schwache Regenwolken nach der Ebene Teherâns hin führt. Dann tritt ein kühler schwacher Wind ein, der die Luft in der angenehmsten Weise reinigt.

Am 22. Mai brachte der Gärtner unseres Serai die ersten reifen Kirschen und Aprikosen nebst schönen Blumensträufsen als unterwürfigstes Pischkesch in unser „Lager" in der grofsen Halle des Schlofsgartens. Das Obst war in zierliche Körbchen, die kunstvoll aus Zweigen und Blättern geflochten waren, niedergelegt, umgeben von Blumen und Blüthen, die in der geschmackvollsten Weise miteinander verbunden waren. In solchen Dingen entwickeln die Perser eine erstaunliche angeborene Kunstfertigkeit. Sie verstehen es, derartige Gaben in der artigsten, für das Auge gefälligsten Weise zu schmücken und herauszuputzen, und sind glücklich, wenn ihnen eine Zusammenstellung von Früchten und Blumen schön gelungen ist. So prachtvolle Rosensträufse, als allerwärts in den Bazaren von Teherân gewunden werden, dürften in den Grofsstädten Europas nur aus den Händen von Kunstgärtnern hervorgehen.

Bei Darbringung solcher Pischkesch trugen die Perser stets eine grofse Demuth und übertriebene Bescheidenheit in Blicken, Stellung und Worten zur Schau. Sie brachten in ihren Reden nie das Wörtchen *män* „ich" an, sondern ersetzten dasselbe durch *bendèh* „der Knecht" oder „Sclave". Wie in diesem Falle, so ist überhaupt die persische Sprache wie geschaffen zum Ausdruck der Höflichkeit und Artigkeit. Man wird niemals einer höher stehenden Person „nein!" erwiedern, sondern *kheir* „das Glück!" oder *ikhtiâr darîd* „Ihr habt den Willen!" oder ähnliche schickliche Ausdrücke anwenden. Eine Anrede wird immer mit den Worten beginnen *ärz mikünèm ki* „ich bitte um die Erlaubnifs zu" Wenn Einer frohe Nachrichten oder Briefe in dem Augenblick eines Gespräches mit einem andern erhält, so wird der letztere artig genug sein zu bemerken: *tscheschm-e-ma rauschèn* „unser Auge leuchtet". Ja nicht einmal das gewöhnliche Zeitwort „machen" (*kerdèn*) wird der niedriger Stehende dem Vornehmen unterschieben, sondern dafür *fermudèn* „befehlen", *nemudèn* „bezeigen", *sakhtèn* „bewirken" anwenden und schon dadurch seine geringere Stellung dem andern gegenüber andeuten.

Während der Zeit unseres Aufenthaltes im Garten vor dem Thore von Schimran, in welche die glückliche Ankunft des Militär-Attaché's der K. Mission, des jetzigen Hauptmannes Hrn. v. Grolman fällt, der allein und ohne alle Anfechtung auf Eisenbahn, Dampfschiff, Telega und Courier-Klepper die grofse Reise von Berlin bis Teherân zurückgelegt hatte, und am 30. Mai Abends wie eine Zaubergestalt in unsern erstaunten und erfreuten Kreis ganz unerwartet eintrat, — hatten wir hinlänglich Mufse und Gelegenheit, die ersten Würdenträger des persischen Reiches und das Personal der europäischen Vertretungen am Hofe des Schah zu Teherân kennen zu lernen.

Die hohe Perserwelt befand sich zwar nicht in der besten Stimmung. Ein Tschapar hatte am 10. Mai die Schreckenskunde nach Teherân gebracht, dafs die Armee des Schah, eine Truppe von 40,000 Mann, von den Turkomanen in Khorassen vollständig geschlagen und aufgerieben worden sei und dafs man gar nicht wisse, wo sich die Führer derselben befänden. Man suchte in Teherân diese Kunde zu vertuscheln, doch bald hatte sich der Bazar dieser Hiobspost bemächtigt und so manche Lästerzunge zog spöttisch über das neueste Ereignifs der persischen Geschichte einher. In den höheren Sphären fanden Versammlungen und Berathungen im *Mesch-ferèt-khanèh* statt, die, wie gewöhnlich, mit dem weisen Troste endeten, dafs — *inschallah!* — die Sache nicht so schlimm sein würde.

Die sämmtlichen Minister des persischen Hofes befanden sich grade in einer solchen Versammlung, als die preufsische Mission in der guten Absicht gekommen war, den Einzelnen in der Behausung einen Besuch abzustatten. Merken wir uns vorläufig ihre Adresse, da wir später das Glück haben werden, die Persönlichkeiten, darunter so manches „Mark im Rückgrat der Vollkommenheit" genauer kennen zu lernen.

1. *Mirza-Said-Khan*, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mit dem Titel: *Motemmin-es-sultan* „welchem die Behandlung der auswärtigen Politik mit Ausschliefsung jeder Einmischung eines andern zusteht. Die Herren Gesandten der befreundeten Mächte haben hinsichtlich ihrer Geschäfte und Anliegen mit keinem andern als Hochdemselben zu verkehren (Persische Regierungs-Zeitung, Kabinetsschreiben des Schah vom Tage des 30. August 1858; vergl. Wiener Zeitung vom 20. November 1858).

2. *Mirza-Muhammed-Khan*, Chef der Armee (*Sepahsalar-Emir asker*). Als Kriegsminister führt selbiger den Titel: *Emir-el-omra.* „Sämmtliche

K. reguläre Infanterie-Regimenter, die gesammte reguläre und irreguläre Reiterei, die K. Stückgiefserei im ganzen Umfange, die Inspection des Arsenals im ganzen Umfange, die Inspection der Artillerie und des Fuhrwesens (!), so wie die Inspection des Monturwesens der K. Armee", gehört zu seiner Amtswirkung.

3. *Mirza-Jussuf*, Minister der Finanzen, mit dem Ehrennamen *Mustôfi-el-memalik*. „Alle auf die Buchführung und Kontrole bezüglichen Geschäfte werden Hochdessen selbstständiger Leitung mit Ausschliefsung jeglicher Einmischung eines andern anvertraut bleiben."

4. *Ferrukh-Khan*, Minister des Innern, mit dem Titel *Emin-ed-dauleh*. Die Ausdehnung seiner amtlichen Thätigkeit ist durch folgende Vorschrift bestimmt: „Die Ehrenbezeugungen sämmtlicher Staatsdiener und, in den Versammlungen, den Vorrang vor allen andern zu geniefsen, bei den allgemeinen Audienzen sich eines Ehrenplatzes zu erfreuen und bei festlichen Gelegenheiten die unterthänigste Ansprache an Se. Majestät zu halten, die Verwaltung des K. Hofes zu führen, für den Glanz und die Pracht desselben zu sorgen und darüber Sr. Majestät Rechenschaft zu geben; bei der Ernennung der Gouverneure der Provinzen die Instructionen für deren Verwaltung von Sr. Majestät entgegenzunehmen und denselben zu ertheilen, so wie an ihre Regierungssitze abzuordnen, desgleichen bezüglich der Abberufung derselben. Schuldbriefe des Staates, welche mit dem K. Siegel ausgefertigt werden, unpartheiisch und ordnungsgemäfs bei der Kriegskasse oder der betreffenden Landeskasse anzuweisen und Se. Majestät zu unterbreiten, damit sie die Allerhöchste Signatur erhalten und dann bei der Kasse erhoben werden; endlich alle Angelegenheiten, welche nicht die, eigenen Ministern übertragenen Geschäfte des Heeres, der Kontrole, des Aeufseren, der Justiz und der Stiftungen berühren, wie die Angelegenheiten der K. Prinzen, des Kultus und seiner Diener, so wie der öffentlichen Bauten."

5. *Abbas-Quli-Khan*, Justiz-Minister, mit dem Titel *Mu'temid-ed-dauleh* „Hochderselbe wird in der Allerhöchst vorgezeichneten Weise mit strenger Genauigkeit und voller Unpartheilichkeit die Rechte der Unterthanen aller Stände ohne Unterschied zu wahren bestrebt sein und die Behandlung dieser Angelegenheiten wird keinem Andern als ihm allein zustehen. Sämmtliche Gerichtshöfe in den Kronlanden sind dem obersten K. Gerichtshofe untergeordnet."

6. *Mirza-Fezl-ullah*, Minister der Stiftungen und Fonds, unter dem Ehrentitel *Nasr-el-mulk*. „Da die Kapitalien, Stiftungen und Fonds, welche sich auf eine hohe Summe belaufen, unverkürzt den betreffenden Interessenten zuzukommen sind, so wird Hochderselbe mit der ihm eigenen Fachkenntnifs und Rechtlichkeit darüber zu wachen haben.“

7. *Mahmud-Khan*, Minister der schönen Künste und des Handels, mit dem Titel *Nazir-el-mulk*. Derselbe ist zugleich Chef der Kavallerie.

Die genannten Minister, zu denen noch der bereits oben erwähnte Unterrichts-Minister, der Prinz *Ali-Quli-Mirza* zu zählen ist, bilden nebst einigen Prinzen und Kammerherren den Reichsrath. Präsident desselben war (der gegenwärtig in London als Gesandte weilende) *Mirza-Dscha'fer-Khan*, betitelt *Muschir-ed-dauleh*, der Vater unseres Teheraner Mehmendârs.

Da wir die persische Sitte nicht kannten, nach welcher ein beabsichtigter Besuch eine Viertelstunde vorher angesagt und eine Antwort erwartet werden mufs, so blieb dem Gesandten vor den leeren Wohnungen der aufgeführten Grofswürdenträger nichts anderes übrig, als nach europäischem Brauch die Karte zurückzulassen. Die Perser scheinen dies übel vermerkt zu haben, wenigstens dauerte es eine Zeit lang, ehe sie unserem Eltschi gegenüber liebenswürdig wurden. Merkwürdig genug war ein Ehrenbesuch, den der Eltschi in Begleitung des Gesammtpersonales unserer Gesandtschaft dem *Hâkim* oder Gouverneur von Teherân, einem Schahzadeh, Onkel des Schah, in seiner Behausung abstattete. Selbiger safs nicht im Diwan der Weisheit, sondern auf den Teppichen der Fröhlichkeit, da in seinem Hause die Hochzeit seines Sohnes nach ächt persischer Sitte in ausgedehntester Weise gefeiert wurde.

Obgleich wir kein Recht haben, in die Geheimnisse der persischen Eheverhältnisse einzudringen, so können wir doch ohne Gefahr erzählen, dafs es allen Persern nach dem Gesetz gestattet ist, vier rechtmäfsige Frauen, aber nicht mehr, zu halten. Das Ehebündnifs, welches sie mit denselben eingehen, hat auf die Lebenszeit Gültigkeit, wenn nicht der Ausnahmefall einer Trennung der Ehe eintritt. Trotz dieser Erlaubnifs, den Harem mit höchstens vier Weibern anzufüllen, ist die legitime Vielweiberei in Persien, wie in der Türkei eigentlich nur auf die reiche Welt beschränkt.



Der Türke, Araber und Perser vom gewöhnlichen Schlage begnügt sich mit einer Frau, und sehnt sich durchaus nicht nach einer zweiten daneben. „Viel Frauen, pflegen die Orientalen zu sagen, viel Kosten und viel Aerger!“ und das ist in der That der Fall.

Die Frauen der Perser sollen, was wir darüber im eigenen Lande gehört haben, eine höhere Stellung als die türkischen einnehmen. Sie haben Schulkenntnisse nach ihrer Art, verstehen den Koran zu lesen und schreiben ihre eigene Sprache. Ja, es giebt Weiber unter ihnen, die sich durch eine besondere Gelehrsamkeit auszeichnen, die persischen Dichter lesen und sich selber in der edlen Dichtkunst versuchen. So ist z. B. die Mutter des Schah eine eben so kluge als gelehrte Frau, die sich auf das Lebhafteste für die persische Literatur interessirt. Bereits seit Jahren wird auf Befehl des Schah an einer mit prachtvollen Miniaturen gezierten persischen Uebersetzung von „Tausend und eine Nacht“ gearbeitet, welche an Schönheit alles übertreffen soll, was bisher von den persischen Meistern in der Malerei und Kalligraphie geleistet worden ist. Das grofse Werk, das nur sehr langsam fortschreitet, ist ein Geschenk, welches der Sohn für seine erlauchte Mutter bestimmt hat.

Bei mancher Rohheit und Ungebundenheit im Innern des persischen Haremlebens, zeichnen sich einzelne Frauen durch sehr bemerkenswerthe Anlagen von Geist und Anmuth, durch natürlichen Scharfsinn und durch ein anständiges Zartgefühl aus. Die öffentliche Meinung giebt ihnen dieses ungetheilte Lob. Im Gegensatz dazu sind die Beispiele eines gelockerten und wüsten Familienlebens leider zu reich. Neben manchen ptolemäischen Freiheiten, die in einzelnen Stämmen gradezu Sitte geworden sind, fröhnen die Perser der griechischen Liebe und tragen dies anstandslos öffentlich zur Schau. Sie werden dadurch den Frauen zum Ekel, die sich ihrerseits zu entschädigen wissen, vor allen durch den häufigen und übertriebenen Genufs von Wein und von Arak oder Branntwein, der sich durch Geschmack und Schärfe nur wenig vom Spiritus unterscheidet. Die persische *Khanum* oder Frau, welche einen europäischen Arzt in Krankheitsfällen zu Rathe zieht, fragt gewöhnlich zuerst, ob sie auch Wein und Schnaps trinken dürfe. Das Familienleben bietet grauenhafte Schattenseiten dar. Trotz der bekannten Absperrung der Weiber, wissen die letzteren dennoch sich Zugang zu ihren Liebhabern zu verschaffen, wobei nicht das Wort Liebe, sondern Geld die Hauptrolle spielt. Die Kinder, um welche sich niemand kümmert,

sobald sie laufen gelernt haben, sehen von Jugend an die unzüchtigsten Scenen im Harem und hören ohne Schminke von den schmutzigsten Dingen reden. Die Perser selbst scheinen dies zu begreifen, da sie von allen Frauen, mit Ausnahme ihrer eigenen, wahre Zoten erzählen und mit einer gewissen Freude die scandalösesten Geschichten in die Oeffentlichkeit schicken.

Die Ehe ist oft eine erzwungene, und nebenbei sehr kostspielige. Von oben her wird diesem oder jenem vornehmen Perser eine Frau aufgebürdet, die er weder lieben, noch viel weniger achten kann. Einem mir bekannten angesehenen Manne unter den Persern wurde in dieser Weise aus dem Kadscharen-Stamme eine Frau gegeben, die er standesgemäfs zu unterhalten hatte. Seine eigene vortreffliche Gattin, mit der er seit langen Jahren glücklich zusammengelebt und bereits mehrere Kinder gezeugt hatte, ward er gezwungen nach einem fernen Dorfe in die Verbannung zu schicken.

Neben den rechtmäfsigen vier Frauen haben die Perser die Freiheit, sich auf eine bestimmte Zeit (von einer Stunde an bis zu 99 Jahren) eine beliebige Zahl von Weibern zu halten. Diese Art eine Ehe, oder richtiger gesagt ein Concubinat einzugehen, nennen sie *sigèh kerdèn.* Unter dem Schutze des religiösen Gesetzes hat diese Ehe eine Verbreitung und eine Bedeutung gefunden, welche von der europäischen Prostitution in keiner Weise verschieden ist, ja viel schlimmere Folgen für das innere Familienleben durch Verletzung des Ansehens der Frau mit sich führt. Dafs unter solchen Verhältnissen die Eifersucht der Frauen oft einen so hohen Grad erreicht, dafs sie dem Manne das Leben kostet, darf um so weniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dafs die Leidenschaft in diesem Lande wie im ganzen Orient viel stärker hervortritt als bei uns im Abendlande, wo Natur, Erziehung, Verstand und das Gesetz die Pläne rachedurstiger Regungen zu dämpfen und zu unterdrücken wissen.

Die Unterhaltungen der Frauen aufserhalb des Harems beschränken sich auf gegenseitige Visiten (*dîd u bâz-dîd*), auf Besuche des Bades, auf Wanderungen nach Wallfahrtsorten und auf kurze Reisen über Land. Die Frauen unternehmen die letztgenannten Ausflüge zu Pferde. Obwohl tief verhüllt, wissen sie dennoch sich sehr geschickt, rittlings reitend, im Sattel zu halten und das Pferd zu führen. Sie reiten oft mit grofser Verwegenheit in langem Galopp und scheinen daran eine besondere Lust zu finden. Auf gröfseren

Reisen lassen sie sich in sogenannte *Kadschawèh's* packen. Rechts und links auf einem Maulthiere oder einem Pferde hängt nämlich ein Holzgerüst, wie ein halber Vogelbauer aussehend, so grofs, dafs eine Frau in kauernder Stellung darin Platz findet. Da kriechen, je nach rechts und links, zwei Weiber hinein und lassen sich oft tagelang in der unbequemen Stellung tragen.

Um auf die Hochzeit zurückzukommen, so müssen wir erzählen, wie bei unserem Eintritt die Höfe des grofsen Hauses mit einer überaus vergnügten und ausgelassenen Menge angefüllt waren, die bereits seit einigen Tagen im höchsten Entzücken über die glänzenden *Tamaschâ* oder Vergnügungen der Hochzeitsfeier schwelgten. Der erste Hof, in den man uns zunächst einführte, war so dicht von den Zuschauern besetzt, dafs Kopf an Kopf stand und wir kaum einen Weg durch die Menge finden konnten. Am Eingang hatte sich die Musikbande der persischen Artillerie aufgestellt, die, befreit von dem Tactstocke ihres europäischen Kapellmeisters, einen Höllenlärm zum Besten gab. Er war auf persische Ohren berechnet und für uns Europäer gradezu unerträglich. In der Mitte des Hofes hatte man ein Gerüst, von allen Seiten sichtbar, als Schaubühne aufgeschlagen. Tänzer, in Weibertracht aus gelben und rothen Seidenstoffen, sowohl Kinder als Erwachsene, führten die Tänze der persischen Kunstgenossinnen auf, wobei sie die Täuschung durch langes Haar und stark aufgetragene Schminke zu erhöhen suchten. Ihre Leistungen waren ziemlich unzüchtiger Natur, allenfalls erträglich für die zuschauenden Männer im Hofe, aber nicht für die zahlreichen Weiber und Kinder, welche die Dächer der anstofsenden Häuser erfüllten und unter dem Zelttuche, mit welchem der ganze Hof überspannt war, neugierig nach dem Hofe und den Tänzern herniederguckten. Neben den Tänzern gaben Jongleurs ihre Kraftproductionen zum Besten, während verwachsene Zwerge, Hunde, Affen und ähnliche Figuren der persischen Volksschaubühne durch Possirlichkeiten ersetzten, was ihnen an Kunst und Geschicklichkeit zu leisten versagt war. Dazu die bunte, lachende Menge, das Pauken und Gerassel der persischen Musik, die schrillenden Freudenklänge überseliger Zuschauer, das allgemeine Lachen bei einer kindischen Narrensposse, das Schelten der Diener des Hauses, welche mit Stöcken Ordnung zu halten suchten, — und man wird sich eine ungefähre Vorstellung von dem tollen Leben und Treiben im ersten Hofe machen können.

Uns schwindelte es fast im Kopfe bei so bunter Wirthschaft. Zum Glück fand uns der Intendant des Hauses sehr bald, um uns zu seinem Herrn, dem Schahzadeh, mit gehörigem Anstand zu geleiten. Die Menge machte endlich Platz und wir gelangten durch eine kleine Thür nach einem Nebenhofe, auf welchem es um vieles ruhiger und würdevoller herging. Auf einem niedrigen Gerüste, auf welchem kaum zwei Europäer Plätz gefunden hätten, safsen acht persische Musikanten mit ihren Instrumenten, wobei noch für drei riesige Rosensträufse in ihrer Mitte hinlänglich Raum war. Die Musikanten spielten auf kleinen Violinen mit Metallsaiten, die mit einem kurzen Bogen gestrichen wurden, etliche auf kleinen Handpauken, und ein als Virtuos bezeichneter Perser auf einer Guitarre, die vor ihm auf dem Schoofse ruhte. Die Musik, sobald die Pauken schwiegen, war nicht übel; melancholisch, traurig, wie überhaupt die morgenländische Musik. Der Hof war mit Lampen und bunten Ballons geschmückt, die zur späteren Beleuchtung dienten, da selbst in der Nacht der Taumelbecher der Freude nicht von den trunkenen Lippen abgesetzt wurde. In einem Talar, der sich nach diesem Hofe hin öffnete, safsen auf Teppichen die eingeladenen vornehmen Gäste. Zwischen ihnen standen ganze Ladungen von Zuckerwerk und der Kaliûn machte, wie es Stand und Rang erforderte, die streng abgemessene Runde.

Wir blieben einige Zeit im Hause. Ein befreundeter Perser, der lange in Paris gelebt hatte, mit Sitten und Sprachen Europa's ziemlich vertraut war, führte uns über die Höfe nach dem Ausgange des Hauses zu. Verlegen bemerkte er: Messieurs, j'ai honte de vous faire voir ces barbaries! und reichte uns die Hand zum Abschied.

Die verschiedenen europäischen Gesandtschaften, welche in Teherân weilten, waren mehr oder minder persisch eingerichtet, d. h. was den Bau der Häuser, die Umgebung der Diener und die Annahme mancher Sitten anbetrifft.

Das Innere des Hauses und die Gärten der englischen Gesandtschaft, im Süden der Stadt, in der Nähe des Viertels der Bazare gelegen, zeichnen sich durch ungewöhnliche Pracht aus. Man sieht auf den ersten Blick, dafs hier die Vertreter einer Regierung residiren, welche ihren Beamten die Entbehrungen, die ein Aufenthalt in Persien nothwendigerweise auf-

erlegt, durch Gewährung reicher Mittel zu einer möglichst angenehmen Existenz so erträglich als möglich zu machen bestrebt ist. Der Garten, welcher sich vor dem Wohnhause des englischen Gesandten befindet, ist wunderbar schön; dunkle Cypressen, hohe Platanen und schattige Sykomoren wechseln mit hellblühenden Sträuchern und dunkelen Lauben ab, die zum längeren Aufenthalte unwiderstehlich einladen.

Der gegenwärtige Vertreter I. M. der Königin von England war Sir Henry Rawlinson. Seine frühere Stellung unter den Persern als Organisator eines persischen Kavallerie-Regimentes, seine genauen Kenntnisse der Sprachen und Sitten dieses Theiles des Morgenlandes, seine Beliebtheit bei den Eingeborenen, denen er so manche Etiquettenstreitfrage durch die Finger sah, und vor allen die reichen Mittel, über welche er unbeschränkt zu gebieten hatte, trugen neben der angenehmen, liebenswürdigen Erscheinung des vollendeten Gentleman dazu bei, die unangenehmen Erinnerungen der Murray'schen Affaire und ihrer Folgen zu verwischen. Sir Henry Rawlinson ist gleich ausgezeichnet als Militär wie als Diplomat, als Gelehrter wie als Menschenkenner. Seine Wahl war unter allen Umständen eine sehr glückliche zu nennen und hatte sich in einer Weise bewährt, dafs seine baldige Abberufung von Teherân von den Persern wie von den Europäern mit gleichem Bedauern empfunden wurde.

Hr. v. Anitschkoff, der russische Gesandte, ist ein europäischer Veteran in Persien. Seit dreifsig Jahren zu diplomatischen Diensten in Iran verwendet, hat er Gelegenheit gehabt, ein gutes Stück persischer Geschichte zu studiren und den Charakter der persischen hohen Beamten nach den guten und schlechten Seiten hin kennen zu lernen. Das Klima, Krankheiten und der lange Aufenthalt in der persischen Welt haben seine Kraft gebrochen und seine Energie gelähmt. Der ehemalige Löwe, dessen Stimme die Perser zittern machte, ruht müde und matt auf seinem Lager. Aber je schweigsamer und stiller er geworden ist, je mehr fürchtet man ihn, je mehr fragt man sich: „was mag er denken und sinnen?"

Baron Pichon, der französische Eltschi, hatte den Muth gehabt, mit seiner Familie nach Persien überzusiedeln, um auf drei lange Jahre in Teherân zu weilen, und die Segnungen und Wohlthaten europäischer Civilisation dem Staatsdienste zum Opfer zu bringen. Die Familie Pichon, dankbar rufen wir dieses Lob nach, bildete den einzigen Mittelpunkt der europäischen Welt in Teherân, zu dem man sich gern flüchtete, um auf

Stunden, die leider allzuschnell verflossen, zu vergessen, dafs man in Asien lebte. Die Liebenswürdigkeit des Gesandten und seiner Gemahlin war mit einer Feinheit der Gefühle und der Empfindungen gepaart, die auf die ganze Umgebung in der wohlthuendsten Weise wirkte. Frankreich spielt in politischer Beziehung in Persien keine besondere Rolle; es ist ein fleifsiger, aufmerksamer Zuschauer, aber mehr noch als dies der eigentliche thatsächliche Vermittler zwischen Persien und Europa. Die Erziehung und Bildung junger Perser in Paris nach europäischem Muster, die Sendung der französischen Militär-Mission und französischer Arbeiter nach Teherân; die stete Verbindung mit Paris, das die Perser als die Hauptstadt von Frengistan ansehen, durch Correspondenz und schnelle Mittheilung der neuesten Erfindungen und Entdeckungen, die Vorliebe des Schah für die französische Sprache und das französische Leben, ja selbst die Verwandtschaft, die zwischen den Persern und den Franzosen nach der Seite heiterer Lebenslust hin Statt findet, hat den Franzosen eine Stellung verschafft, aus der sie unter allen Umständen schwer zu verdrängen sind. Der französische Gesandte war das verkörperte Bild des Franzosen, wie er im Orient von Orientalen und Occidentalen gern gesehen wird, als der Vertreter feiner, anmuthiger Gesittung.

In Asien hören im geselligen Leben die Unterschiede der europäischen Länder- und Völkerkarte auf. Man tritt sich durch die lange, weite Trennung von Europa und von europäischer Sitte, durch die Gemeinsamkeit der Religion und der Gewohnheiten, im Gegensatz zu den Widersprüchen mit dem morgenländischen Leben, viel näher als irgendwo in der Welt, man ehrt in jedem Europäer den Landsmann und pflegt im Laufe der Zeit dieses Verhältnifs als eine Art von Familien-Rücksicht. Es verging nicht lange und wir hatten bald genug in Teherân so viel charmante Landsleute gefunden, dafs wir aufathmeten und das Leben anfingen viel erträglicher zu finden, als es sich von vornherein anzulassen schien. Wir sahen uns gegenseitig oft und gern, und nur wenn Zeitungen und Briefe aus Europa mit dem persischen Courier anlangten, da stockte auf ein Paar Tage der regelmäfsige Verkehr unter den Landsleuten von draufsen.

XIX. Kapitel.

In Rustem-abad.

Wir rückten auf den Monat Juni los. Die Hitze wurde von Tag zu Tag immer gröfser, der Staub immer unausstehlicher. Die Rosen unseres Gartens fingen an zu welken und liefsen traurig die Köpfe hängen. Die Früchte an den Bäumen färbten sich zusehends dunkler unter dem brennenden Strahle der Sonne und die oberste Schneedecke des Elburs fing an zu schmelzen und nur hier und da in den tiefen, schattigen Schluchten und Felsspalten, wohin Sonne und Wärme nicht zu dringen vermochten, blieb die Schneemasse wohl geborgen liegen. Der Schah und sein Harem hatten die Stadt Teherân bereits verlassen und waren nach Niaweran gewandert. Das Schlofs des „Königs der Könige“, mit dem rothbehängten Balcone, zum Zeichen der Anwesenheit des „Mittelpunktes des Weltalls“, und die zahlreichen Zelte ringsherum konnten wir aus dem Talar unseres Gebäudes mit unbewaffnetem Auge deutlich am Fufse des Gebirges liegen sehen. Die Gesandtschaften waren seinem Beispiele gefolgt, Maulthiere und Pferde, beladen und bepackt mit allem, was zum Sommer-Campement bis zur Küche hin gehörte, bildeten auf der Strafse nach Schimran förmliche Karawanen.

Es war an der Zeit, dafs auch wir in das Sommerlager zogen. Unser Eltschi hatte das Glück, in Ober-Rustem-abad ein kleines Haus mit zwei Gärten für den Preis von 65 Ducaten auf die Zeit des Sommers miethen zu können, und da dauerte es nicht gar lange, bis wir uns in dem neuen Menzil sommerlich eingerichtet hatten. Der eine Garten, in welchem das kleine Haus mit buntem Talar lag, hatte zwei schattige Bäume, eine Menge kleiner Obstbäume, etliches Gebüsch, sonst aber sah er wild und unordentlich aus und das Gras wucherte fufshoch in der Mitte. Der zweite Garten, wie der vorige von hohen Erdmauern umschlossen, doch viel gröfser, war eine Art von schattenloser Steppe mit wenigen Bäumen. Hierin schlugen wir unsere Zelte auf, der Gesandte sein grofses, schönes, indisches Zelt, ein wohlgebautes Haus von Leinewand, wir andern die kleinen viereckigen persischen Zelte. Die Pferde campirten gleichfalls im Freien, längs der

Gartenmauer, geschützt gegen die brennenden Strahlen der Sonne durch ein künstlich gebautes Laubdach.

Die Luft, anfangs kühl und milde, wurde von Tage zu Tage drückender, das Gras starb ab und sah gelb und verbrannt aus. Wir hielten deshalb Rath, brachen unsere Leinwandhäuser ab und schlugen sie in dem erstbeschriebenen kleineren Garten unter den schattigen Bäumen auf. Der Wirth unseres Hauses, Perser wie sie alle sind, sah mit Aerger, dafs ihm die Gelegenheit genommen wurde, den Obstgarten trotz unserer gezahlten Miethe für sich allein zu benutzen, und fing in Folge dessen Händel mit unserem Dragoman an, der ihm mit Recht auf gut persisch die Wahrheit sagte. Der Wirth gebehrdete sich immer toller, setzte einen Drohbrief gegen uns auf, um selbigen dem persischen Minister des Auswärtigen zu überreichen, ungefähr des Inhaltes: dafs er vom Dragoman der Gesandtschaft mit Worten verletzt worden sei, dafs es ihn schmerze, seinen guten Ruf nicht geringer als 100 Tomân anschlagen zu können, und dafs er ihn, den Minister des Auswärtigen, ersuche, die preufsische Gesandtschaft zu zwingen, selbige Summe baar und richtig zu bezahlen und Quittung in Empfang zu nehmen. Da die Klage zu spafshaft war, um ernstlich in Erwägung gezogen zu werden, so liefsen wir ihm die Freiheit, seinen Brief, den er uns in feierlichster Stimmung vorlas, an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen. Der gute Rustemabader wollte aber nur schrecken, denn ein paar Stunden später erschien er mit einem Korbe schöner reifer Früchte, die er unserem Eltschi unter der Versicherung präsentirte, dafs „die Excellenz des geehrten Wezires“ eigentlich in ihrer Art einzig dastünde, dafs es ihm eine hohe Genugthuung gewähre, seine Gegenwart zu geniefsen, und dafs sein Eigenthum das Eigenthum des Ministers wäre. *Mâl-i-mèn mâl-i-schuma'st* „mein Eigenthum ist euer Eigenthum“ heifst in Persien so viel als: „Solltet ihr etwas übrig haben, so bin ich gern bereit, es als Geschenk zu empfangen.“

Eine zweite, weniger erbauliche Geschichte ereignete sich mit einem Derwisch; man könnte ihr als Fortsetzung der eben besprochenen Redensart die Ueberschrift geben *mâl-i-schuma mâl-i-mèn est* „Euer Eigenthum ist mein Eigenthum“.

Bereits während unseres Aufenthaltes im Rosengarten vor dem Schimran-Thore hatten wir die Bekanntschaft eines Derwisches gemacht, der sich unter schattigen Bäumen am Wege nach der Ausgangsthüre unseres Gartens

gelagert und allmählig häuslich niedergelassen hatte. Ich hatte stets eine besondere Sympathie für ihn. Es war ein schöner kräftiger Mann von etwa vierzig Jahren mit lang herabwallendem Haupt- und Barthaar. Seine dunkelen Locken hielt ein breites Stirnband zusammen. Ein faltiger weifser Rock bedeckte seinen Körper, die bekannte Derwischschaale hing an einer Kette an seinem Arme, eine Keule hatte er in seine rechte Hand gepflanzt und ein schlechter Kaliûn war nebenbei sein unzertrennlicher Begleiter. Er schlief, kochte, afs, trank und rauchte im Garten. Kam Jemand von uns des Weges, so stand er ehrerbietig auf, legte die Hand heiter lächelnd an die Stirn und schrie mit lauter Stimme *u háq* „Er ist Gott! — möge Euer Alter lang währen, Euer Reich noch länger, möget Ihr gesund bleiben!“ Unser Eltschi, um den unzertrennlichen Nachbar los zu werden, reichte ihm eines Tages einen goldenen Toman, d. h. 3 Thlr. 2½ Sgr. preufsisch. Der Bruder Derwisch sah das Geld an und erklärte, ohne es anzunehmen, dafs er den hohen Gott zum Zeugen anrufe, diesen seinen Platz und unsere Nähe nicht eher zu verlassen, als bis ihm der Eltschi seine Schuld bezahlt habe.

„Was! der Eltschi ist Euch Geld schuldig?“ rief ich ihm zu.

„„Ja, bei Eurem Leben, er schuldet mir zwanzig Toman.““

„Und wofür, wenn es erlaubt ist zu fragen?“

„„Für meine Gegenwart, meine Wünsche, für das Opfer meiner Ruhe für Euch!““

„Wir erlassen Euch gern dieses Opfer, nehmt den Toman....“

„„Nicht eher, als bis mir der Eltschi seine Schuld bezahlt hat. *U háq! U háq!*““

Wir hatten unser Domicil verändert, waren zwei Fersach weiter gezogen und dachten gar nicht mehr an unsern Derwisch. Eines Tages in der Frühe stieg an der Thür, welche die beiden Gärten miteinander in Verbindung setzte, schwelender Rauch auf. Wir eilten dorthin und sahen — den Derwisch, der sich an der Thür sein Lager bereitet hatte, mitten in unserem gemietheten Garten ein Feuer anzündete, um sich ein Essen zu kochen, uns harmlos ansah, und sein *u háq!* in tiefstem Bafs ausstiefs, als unsere Verwunderung den höchsten Grad erreicht hatte.

Weder Drohungen noch gütige Vorstellungen konnten ihn bewegen, seinen Ort zu verlassen. Er blieb Tag und Nacht wie angebannt sitzen und berechnete Hrn. Baron v. Minutoli sehr genau, wie seine Schuld be-

reits gestiegen sei, und er ihm nicht mehr zwanzig, sondern 26 Toman schulde. Nicht genug wars nebenbei, dafs auf unserem Gebiete seine Nähe und sein Ruf lästig war, nein, er empfing sogar die Besuche anderer Derwische und deren Schüler und pflog mit denselben sehr lange und ausführliche Gespräche.

Die Geduld rifs uns endlich, nachdem er eines schönen Tages sehr ernst erklärte, der Eltschi schulde ihm gegenwärtig dreifsig Toman. Er werde gehen und uns seinen Segen schenken, wenn diese Schuld endlich berichtigt würde. Wir sendeten nach der Stadt und baten den Minister des Auswärtigen um Befreiung von dem vermeintlichen Gläubiger. Tags darauf war der Derwisch verschwunden und damit unsere ländliche Ruhe wieder ganz hergestellt.

Zu den Mitbewohnern unserer Gärten und unserer Zelte, die uns aufser dem Derwisch sehr lästig fielen, aber durch kein officielles Schreiben zu vertreiben waren, gehörten eine Menge von Taranteln, die sich bei Tage aus Scheu vor dem Sonnenlichte in Erdlöchern und an dunklen Plätzen verborgen hielten, des Abends und des Nachts jedoch hervorkrochen und ihre widerliche Aufwartung machten. Das Volk lebt in dem Glauben, dafs dies Thier sich dreimal vorher zeige, ehe es den Menschen beifse, und dafs es dann jedesmal am Kinnbacken oder am Ohrlappen seine giftige Wunde beibringe. Diese Thiere haben eine seltsame Feindschaft zu einander. Von zwei Taranteln, die man in einem Glase aufbewahrt, frifst die eine die andere auf. Scorpione und Taranteln bekämpfen sich gleichfalls; die Tarantel sucht den Scorpion in den Schwanz zu beifsen, der letztere sie mit dem Stachel pfeilschnell zu stechen. Am häufigsten fanden wir die haarige Tarantelspinne des Morgens, wenn wir unsere Kleidung anlegten. Die Taranteln safsen gewöhnlich in den Aermeln des Rockes und fuhren in Sätzen und Sprüngen heraus, wenn wir sie aus ihren dunklen Aufenthalt hervorstörten. Wir hatten jedesmal grofse Mühe, sie zu erhaschen und zu tödten, weil sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit und Behendigkeit ihren Verfolgern zu entziehen wissen.

Unser Aufenthalt in Rustem-abad war in vieler Beziehung höchst angenehm durch die vortheilhafte Luftveränderung, hatte jedoch das Traurige, dafs unsere Spaziergänge immer nur auf den engen Raum unseres Gartens oder auf die Strafsen des Dorfes beschränkt blieben. Setzten wir den Fufs weiter hinaus, so war die Hitze auf den schattenlosen Feldern oder auf

den steinigen Höhen in der Umgebung des Ortes kaum zu ertragen. Die Besuche, welche wir den benachbarten Missionen zu machen pflegten, und selbst kleinere Ausflüge mufsten deshalb stets zu Pferde gemacht werden. Als wir eines Tages (9. Juni) den Engländern, welche in Sergendèh unter prachtvollen indischen Zelten campirten, einen Besuch abstatteten, bemerkten wir, dafs sich am Elburs entlang finstere Wolken ansammelten, welche mit Gewitter oder Regen zu drohen schienen. Wir bestiegen unsere Pferde und ritten gegen 6 Uhr Nachmittags eiligst zurück. Kaum hatten wir eine Viertelmeile hinter uns gelassen, als die drückende Schwüle durch schwere herabfallende Regentropfen unterbrochen wurde, denen ein heftiger orkanartiger Wind folgte. Gleich darauf brach eines jener furchtbaren Gewitter mit Hagelschlag und Regengüssen los, welche bisweilen über den Elburs herüberziehen und sich nun am Abhang mit aller Gewalt entladen. Die Blitze schlugen unter Begleitung eines entsetzlich rollenden Donners bald vor uns, bald neben uns, bald hinter uns ein; die Pferde, zitternd und schäumend vor Angst, suchten in schnellstem Trabe das Dorf Rustem-abad zu erreichen. Wir kamen bis auf die Haut durchnäfst an, der Regen gofs in Strömen, die Blitze und der rollende Donner folgten in regelmäfsigen Pausen. Die kleinen Zelte in unserem Garten waren vollständig eingeweicht, Bücher und Sachen schwammen, selbst das Haus hatte nicht Widerstand leisten können, indem die Decken sich über unsern Köpfen loslösten und mit Gekrach auf den Fufsboden stürzten. Die Wassermasse wälzte sich mit solcher Gewalt von den Abhängen des Elburs in die Ebene hernieder, dafs sie grofse Felsblöcke mit sich fortrifs, Bäume und Häuser entwurzelte, ein ganzes Dorf losspülte und selbst Menschenleben zum Opfer forderte. Bereits einige Tage vorher hatten sich schwache Gewitter mit kurz andauerndem Regen am Elburs gezeigt. Auch am folgenden Tage entlud sich ein mäfsig starkes Unwetter. Leider kam aber der Regen für das Getreide zu spät und konnte keine Hoffnung zur Abhülfe der Theuerung gewähren. Der Bathman Brot, welcher im Jahre 1859 fünf Schahi gekostet hatte, wurde gegenwärtig bereits mit zwölf Schahi bezahlt. Die Theuerung ward hauptsächlich durch die Speculation einzelner vornehmer Perser, welche den teuflischen Vortheil des Getreidewuchers von Europa her kennen gelernt hatten, in künstlicher Weise herbeigeführt. Sie füllten ihre *Embars* oder Speicher mit Korn und warteten den Moment ab, um es theuer zu verkaufen. Dieser Moment wurde aber von einer Woche auf die andere

verschoben. Zum Glück hatte das Volk für den Sommer hinreichend Mittel sich zu nähren. Gemüse und Obst war in grofser Fülle vorhanden, so dafs wenigstens für den Augenblick der Gefahr der Hungersnoth vorgebeugt werden konnte. Jedermann zerbrach sich aber den Kopf, wie es im bevorstehenden Winter werden würde, und der Erfolg hat später gelehrt, wie Recht man hatte, grofse Besorgnisse in dieser Beziehung zu hegen.

Die persischen Diener unseres Hauses, nicht weniger als die Soldaten der Ehrenwache, welche von einer Gesandtschaft unzertrennlich ist, hatten natürlich unser Lager in Rustem-abad getheilt und thaten ihr Möglichstes, um unser Geld und unsere Langmuth in bester Weise auszubeuten. Die Spitzbübereien und Betrügereien nahmen kein Ende und wir konnten in der That sehr zufrieden sein, wenn wir schliefslich bei den Geldangelegenheiten nur 25 bis 30 % verloren. Wir standen als Betrogene auch so wenig vereinzelt da, dafs mancher in Persien bereits einheimische Europäer uns offen gestand, er käme nicht so billigen Kaufes weg. Ein vornehmer Perser, der lange in Europa gewesen war und neben unseren Sitten und Gewohnheiten manche europäischen Anschauungen kennen und schätzen gelernt hatte, pflegte uns mit folgenden offenen Worten zu trösten. „Wie können sie sich darüber wundern oder gar ärgerlich werden, dafs man sie als Leute betrachtet, die zu belügen, zu betrügen und zu bestehlen man ein Recht zu haben glaubt. Hier zu Lande empfindet man eine gewisse Scheu vor der teuflischen Intelligenz der Leute in Frengistan, verspottet aber jeden einzelnen Frengi, sich selber sagend: wie kann man ein vernünftiger Mensch sein, wenn man die Kopfbedeckung, zumal keine persische Pelzmütze, abnimmt, wenn man bei einem Besuche mit den Schuhen ins Zimmer tritt, sonderbar gestaltete Kleidungsstücke u. s. w. trägt.“ Wir haben im Laufe der Zeiten immer mehr erkannt, wie sehr unser persische Freund Recht hatte.

Derselbe gab uns einst bei einer gelegentlichen Unterhaltung über die zerrütteten persischen Zustände folgende Auskunft in Bezug auf die Geduld des Volkes, das sich nicht wie ein Mann erhebt, um dem Possenspiele mit einem Schlage ein Ende zu machen.

„Das persische Volk begreift so gut wie die Leute in Frengistan, dafs es geplagt, geschunden, beraubt und bestohlen wird. Es empfindet so gut wie der Europäer, dafs ihm der Segen einer europäischen Regierung in kurzer Zeit Wohlstand und Blüthe verschaffen würde; aber es ist apathisch, schweigt und erträgt aus folgenden drei Gründen. Einmal aus der Furcht

des Einzelnen vor der Despotie, sodann aus dem Glauben, dafs in Folge einer Weissagung mit der zunehmenden Noth und dem Elend die nahe Ankunft des Messias bevorstehe, und endlich aus der Bangigkeit, dafs mit einer Erhebung eine europäische Intervention und damit eine Verfolgung des Islam verbunden sei.“

Der Hauptsache nach war unser Leben in Rustem-abad ein ruhiges, beschauliches, stilles Dasein. Nur der Anblick der steilen Gebirgskette des Elburs, gekrönt von dem schneebedeckten Kegel des Demawend, welcher von Norden über die hohen Gartenmauern auf uns herniederschaute, und die thurmähnlichen spitzen Pelzmützen unserer persischen Umgebung zerstörten die Täuschung, als lebten wir den heifsen Sommer über in dem Obstgarten irgend eines europäischen Bauergehöftes. Nur die Abende waren schöner, poetischer, als sie es jemals in Europa sein mögen. Auf den bunten Teppichen vor unsern Zelten liegend, schauten wir nach dem tief dunkelblauen, reich mit Sternen besäeten Himmelsgewölbe über uns, oder warfen den Blick auf die mannigfachen Formen der Baumgruppen, welche sich über der Mauer am Nachthimmel silhouettenartig abmalten, von dem Lichte der klaren Mondscheibe mit mattem goldigem Glanze übergossen. Der Gesang der Nachtigall wurde durch die Stimme des Mollah unterbrochen, welcher von dem Dache der nahen Moschee her das Abendlied abrief. Seine Worte:

„Gott ist sehr grofs!“ (*allahu akbär*, viermal wiederholt),

„Ich bekenne, dafs aufser Gott kein Gott ist!“ (*äschhäddu änla illâhä illalah*, zweimal),

„Ich bekenne, dafs Muhammed der Gesandte Gottes ist!“ (*äschhäddu änne Muhammed-ar-russul allah*, zweimal),

„Ich bekenne, dafs der Beherrscher der Gläubigen Ali und dafs er der Stellvertreter Gottes ist!“ (*äschhäddu emîr-el-mumenîn Ali-jén welij-ullah*, zweimal)

verhallten langsam und zitternd wie klagende Accorde der Aeolsharfe in die schweigende Nacht hin, bis die Stimmen der Kinder des Dorfes von den Dächern und Höfen her seine Worte im hellen Chor wiederholten. Der alte Sänger-Mollah stieg von der Moschee herunter und das tiefe Schweigen der Menschen unterbrach nichts als das Summen und Schwirren der Käfer und der Gesang der persischen *Bulbul.* Solche Abende gehören zu

den schönsten Erinnerungen unseres persischen Aufenthaltes und verwischten manche düstere Schattenseite des Lebens unter dem Volke Iran's.

Der Elburs, diese Riesenmauer, welche das alte Land der *Diw* am kaspischen Meere von der Hochfläche Inner-Persiens trennt, lud uns oft zu Ausflügen nach seinen zahlreichen tiefen Schluchten ein, von denen die Felsenspalte von Paskaleh und ein Wasserfall darin eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Die letztere besuchte ich eines Tages in Gemeinschaft mit unserem vortrefflichen und liebenswürdigen Freunde und Reisegefährten Hrn. v. Grolman.

Morgens früh 5 Uhr zogen wir von unserem Hause ab. Unser Zug bestand aus uns Beiden, unserem europäischen Koche und 4 persischen Dienern, alle zu Pferde. Daran schlossen sich zwei Maulthiere, welche die nothwendigsten Küchengeräthschaften und Decken auf ihren geduldigen Rücken trugen. Obgleich es noch früh am Tage war, so war dennoch die Luft heifs und drückend. Wir schlugen den Weg in nordwestlicher Richtung über mehrere persische Dörfer ein, die man sich in folgender Weise vorstellen mufs. Nicht gar zu lange, sehr enge, holprige, durch Rinnsale unterbrochene Gassen, rechts und links von hohen Erdmauern eingeschlossen, über welche die persische Pappel und zahlreiche Fruchtbäume hinwegragen. In der Mitte des Dorfes pflegt ein offenes Gebäude aus ungebrannten Erdziegeln mit einem gleichfalls offenen Vorhofe zu sein, hier und da mit kleinen Gittern versehen, vor welchen Theehändler und Kaliûnhalter ihre Waare auszubieten pflegen. Dieser Ort, der gewöhnlich mit vielen Sonnengesichtern bemalt ist, vertritt die Stelle der in Backsteinen erbauten städtischen Moschee. Da sitzt denn Alt und Jung unter den Männern, raucht die Wasserpfeife und trinkt den Thee dazu, der bei den Persern in Stadt und Dorf in jeder Beziehung die Stelle des Kaffee ersetzt. Hat man ein solches Dorf passirt, wo halbnackte Kinder mit rothgefärbtem Haare von zartestem Alter auf der Gasse herumkriechen und laufen und die Bauernweiber unverschleiert die Ankömmlinge anlachen und bespötteln, so kommt man auf das sonnige, verdorrte, steinbesäete freie Feld, wo nichts erfreut als der Anblick des langen Elburs-Gebirges, an dessen Fufse wie Oasen baumreiche Dörfer gruppenweise und amphitheatralisch allmählig in die glühende Ebene herniedersteigen.

Auf solchem Schauplatze waren wir etwa eine Stunde im starken Schritt geritten, ehe wir das hoch und hübsch gelegene Dorf *Imamzadèh Qasim* er-

reichten, so genannt nach dem gleichnamigen Heiligen, dessen Grab und Moschee, so wie ein von ihm gepflanzter Baum hier sichtbar ist. Die Moschee leuchtet mit ihrer blauglasirten Kuppel weit über die Ebene hin, und macht in der Ferne eine höchst malerische Wirkung. Wir stiegen mit unseren Thieren bis zu ihr hinauf, traten in den Vorhof und setzten uns in der Nähe des Einganges auf eine Art von Estrade, woselbst uns die Kaliûnhalter (*kaliûn-furusch*) eine Wasserpfeife anboten; bald hatten sich um uns eine Menge anderer Personen versammelt, darunter einige recht anständig gekleidete Mollahs, die es nicht unter ihrer Würde hielten, uns anzubetteln. In eine Moschee einzutreten, ist jedem Christen verboten; mag er immerhin in den Vorhof kommen, dagegen haben sie nichts einzuwenden.

Nach einer kleinen Rast setzten wir unsere Reise fort, ritten durch ein kleines Querthal über zwei, wenn auch niedrige, so doch sehr steile und sonnige Hügel, bis wir zuletzt zu dem reizend gelegenen, von Felsen eingeschlossenen baum- und wasserreichen Dorfe *Derbend* (so viel als Engpafs bedeutend) mit unseren Pferden vorsichtig die abschüssigen Pfade hernieder kletterten.

Am rieselnden Bache stiegen wir kurze Zeit ab, um die angenehme Frische und Kühle in langen Zügen einzuathmen. Eben im Begriff aufzubrechen, um die Weiterreise durch das Querthal über zwei ziemlich hohe, steile Bergkuppen anzutreten, begegneten wir einem seltsamen Zuge.

Ein kleiner dicker Mann in einem blauseidenen Rocke, auf einem reichgeschirrten Rosse sitzend, seinen goldenen Kaliûn rauchend, begleitet von zahlreichen Dienern und sechs verhüllten Frauengestalten, sämmtlich, auch die Frauen, zu Pferde (die letzteren dabei nach Landessitte rittlings reitend), stürmten den Berg hinan. Meine erstaunten Ohren vernahmen, dafs dies der Bruder Sr. Maj. des Schahs, eine der Damen die Mutter desselben, die übrigen seine Frauen seien. Oben auf der Höhe des Berges begegneten wir dem Zuge, der nach dem nahgelegenen Dorfe Paskaleh wanderte, noch einmal, und grüfsten höflich den kaiserlichen Bruder. Wir hatten von der Kuppe des Berges zugleich einen wundersamen Anblick. Zwischen den vegetationsleeren, vulkanischen, wie verbrannt aussehenden, mit tiefen Abgründen zu unseren Füfsen erfüllten Bergen öffnete sich ein enges, baumreiches, schattiges, liebliches Thal, durch welches mit starkem Getöse ein Sturzbach dahinrauschte, derselbe, welcher durch Derbend seine

nasse Furche zieht. Im Thale, an der uns gegenüberliegenden Felswand, lag das Dorf *Paskaleh*, seine Häuser wie Schwalbennester angeklebt und gestützt, mit buntgekleideten Frauen und Kindern, welche auf den Dächern lagerten. Wir stiegen hinunter, erfreuten uns nach sonnigem Ritte der schattigsten Wege am Bache entlang, woselbst an einer besonders anmuthigen Stelle Decken und Geräth zum Empfang des prinzliches Zuges aufgeschlagen waren. Von den dabei beschäftigten Dienern riefen uns zwei ein schlecht ausgesprochenes bon jour, Monsieur! entgegen.

Von Paskaleh geht der steile Weg wiederum unter brennender Sonne aufwärts. Allein auch dieser ward überwunden. Immer näher und näher kamen wir dem Ende des Thales, immer lauter und lauter tönte das Rauschen des Wasserfalles, vor dem wir endlich inmitten einer Fülle fruchttragender Obstbäume (besonders Nufs- und Kirschbäume) zufriedenen Blickes standen. An einer schattigen Stelle, neben riesigen Felsblöcken, wurde das Lager aufgeschlagen, von dem aus der ganze Wasserfall (*ab-i-schurschur* nennen ihn die hier anwohnenden Perser) bequem übersehen werden konnte. Derselbe stürzt in einer Höhe von etwa 400 Fufs in 6 grofsen Absätzen hernieder, überall, wo das allbelebende Wasser den nackten Stein berührt, von grünem Laub umkränzt. Wie ein hüpfender Knabe springt er munter mit lautem Getöse vom Felsen zum Felsen, bis er endlich in breitem Ergufs die erste Thalhöhe erreicht hat, wo er sich mühsam und wirbelnd durch schwere Steinblöcke und enge Felsspalten hindurchwindet.

Pfade, wenn auch sehr schlechte, nur zum mühsamen Klettern eingerichtet, führen bis zur Spitze des Berges in schwindelnder Höhe aufwärts. Ueberall, wo Baum und Wasser zum Ruhen einladen, finden sich lagernde Perser, welche die Kühle des Orts oft von weiter Ferne her anzieht, bei dem Samowar und dem unvermeidlichen Kaliûn. Auch wir, die Kälte liebenden Nordländer, hatten uns neben unserem Standlager unter der Felsendecke einer Grotte ein solches kühles Plätzchen ausgesucht und genossen mit wahrem Behagen, was die gütige Natur an fast heimathlicher Frische bot.

Erst spät am Abend, nachdem der Mond längst am östlichen Himmel aufgegangen war, ritten wir heimwärts. Eine drückende Schwüle lastete auf der ganzen Ebene, welche wir zu durchreiten hatten, bis ein schwaches Gewitter mit Regen wenigstens einigermafsen nächtliche Frische verbreitete.

Solche Ortschaften wie Paskaleh am und auf dem Elburs sind es vorzüglich, welche der Schah als Terrain für die Jagd auswählt. Die letztere liebt er mit Leidenschaft und Winter und Sommer zieht er nach dem *Kuh* oder Gebirge, um als ausgezeichneter Schütze und Jägersmann zum grofsen Verdrusse des ihn begleitenden Trosses seiner Neigung nachzuhängen. Er erklettert oft mit Lebensgefahr die höchsten und steilsten Gipfel der Berge und trifft ebenso geschickt die behende Gazelle oder das flüchtige Bergschaf, als er kühn und verwegen dem Bären entgegengeht, um ihm das blanke Messer in den Leib zu tauchen. Bei einer Jagd in Scheristanek, einem Dorfe am Elburs, tödtete der Schah aufser mehreren Gazellen mit eigener Hand zwei grofse Bären. Ein Paar hundert Mann Soldaten und Ferrasche hatten ihm die Thiere zugetrieben. Nach Landessitte legten die zufällig anwesenden Minister des Auswärtigen, des Innern und des Krieges Sr. Majestät zum Ausdruck ihrer Bewunderung ein jeder funfzig Tomân zu Füfsen, welche Allergnädigst acceptiret wurden. So erfreut die Dörfer sein mögen, in deren Nähe die Jagdzelte aufgeschlagen werden, das Angesicht des Schah zu sehen, so eingenommen sind sie gegen die Vampyr-Begleitung, welcher sie allen nöthigen Lebensbedarf liefern müssen. Wie es dabei hergehen mag, wird am besten beurtheilt werden können, wenn wir nach Hörensagen erzählen, dafs ein armes Dorf jenseits des Elburs unter der Hand 4000 Tomân offerirte, wenn die Wiege der Glückseligkeit es mit seiner heiligen Nähe und Gegenwart verschonen wollte!

XX. Kapitel.

Persische Freuden- und Trauerfeste.

Die Hitze gegen Ende des Monats Juni wurde immer drückender. In Teherân hatte sie am 22. Juni im Zimmer das Maximum von + 35 ° Réaum. erreicht, am 24. Juni stand das Quecksilber im Thermometer um 3 Uhr Nachmittags in meinem Zelte auf + 28,5 ° R. Sie kam wie gelbe Gluth vom südlichen Himmel her gezogen, und selbst der Wind, der indefs selten wehte, blies uns Backofenwärme ins Gesicht. Wir vermochten nur bis 10 Uhr

Morgens zu arbeiten, quälten uns von Schweifs triefend in der übrigen Tageshitze mit dem Verjagen zahlloser stechenden Fliegen und Moskitos ab, und fanden unsere einzige Erholung in dem kurzen Vergnügen, den Körper eine Viertelstunde lang in dem Bassin unseres kleinen Hofes hinter dem Hause im warmgewordenen Quellwasser bis an den Hals unterzutauchen. Das Wasser darin wurde nur zweimal in der Woche erneut, da die Bäche, welche unser Dorf berieselten, kaum hinreichten, um dem Garten die nothwendigste Feuchtigkeit zu spenden, und schnupfenartig zu dünnen Streifen versiegten. Dafs über das Wasser-mein und dein stets Streit im Dorfe entstand, gehört zu sehr zu den Gewohnheiten des persischen Landlebens, um ausführlicher hervorgehoben zu werden. Die Früchte waren mit Ausnahme der Aepfel, Birnen, Quitten und des Weines bereits gereift; Pfirsiche, Aprikosen, weifse und schwarze Maulbeeren, die man mit Eis-Beilage anzubieten pflegte, Kirschen und Pflaumen luden verführerisch zum Genufs ein. Leider ist dem Europäer dabei grofse Vorsicht nöthig, da Dyssenterien und Fieber nicht selten eine Folge genossenen Obstes sind. Selbst die unschuldigsten Freuden des Daseins werden so von dem Klima vergällt.

Am 30. Juni (d. 10. *Zi-l-hedschèh*) feierten die Perser ein grofses Freudenfest, dem in dem Kalender der Name *a'îd azha* „Fest des Opferlammes“ gegeben ist, das aber vom Volke als *Kurban Beiram* bezeichnet wurde. Ich kannte dasselbe bereits von Aegypten her, woselbst es die arabisch-mohamedanische Bevölkerung (z. B. zu Kairo d. 13. September 1854) unter dem Namen *El-fida* („die Auslösung“) oder *a'îd-el-kebir* („das grofse Fest“) oder auch *a'îd-ed-dahhijeh* vier Tage lang feiert, dabei neue Kleider anlegt, sich gegenseitig beglückwünscht und ein Thier, gewöhnlich einen Hammel, schlachtet. Das Hauptfest findet gleichzeitig in Mekkeh Statt, wo die Pilger einen Hammel schlachten, die Reicheren, um das aufgeschnittene Thier für die Beduinen liegen zu lassen, die Armen, um es selber zu verspeisen. Die ganze Festlichkeit soll zur Erinnerung an das Opfer Ismaels durch Abraham eingesetzt sein (s. oben S. 209). Die Perser fingen die Vorbereitungen dazu bereits am Tage des 29. Juni an. Am Nachmittage desselben wurde durch das ganze Dorf ein Kameel, mit Decken (*zinpusch*) und Troddeln behangen und aufgeputzt, unter quäkender Musik herumgeführt, wobei man in den Gehöften der reicheren Leute Halt machte. Auch wir, obschon Christen, hatten die Ehre, das Opferkameel längere Zeit anschauen zu dürfen, wofür ein Geschenk in Gelde an die Führer verabreicht wurde.

Wenn der Umzug vollendet ist, so wird das Kameel nach der Stadt zurückgeführt, geschlachtet und nach altem Brauche unter die Zünfte der Handwerker vertheilt: die Schmiede erhalten die Beine, die Schneider den Kopf, andere andere Stücke, bis das ganze Kameel handwerkszünftig zergliedert ist.

Die Perser sehen das Fest als eine Freudenfeier an, bei der man vor allen seine Kleider wechseln und Geschenke geben mufs. Bei den Türken hat es eine höhere, politische Bedeutung und es ist Sitte geworden, dafs man den Vertretern S. M. des Sultans im Auslande dazu gratulirt. Wir ritten unsererseits *en grande tenue* nach der Stadt, um dem türkischen Chargé d'affaires Mr. *Tevfik*-Effendi unsere Glückwünsche im Namen Preufsens auszudrücken. Allgemeiner Jubel herrschte in den Strafsen und Bazaren Teherâns. Die meisten Läden waren geschlossen, überall roch es nach Hammel-*Kebâb* (Braten), die Magen der geschlachteten Hammel waren unfestlich genug mitten auf die Strafse geworfen, Händler von Hammelfellen wanderten Strafse auf Strafse ab, um die Häute der frisch geschlachteten Hämmel aufzukaufen, und ganze Heerden mit Henneh roth gefärbter Fettschwänze liefen nach allen Richtungen hin, um ihrer Opferung entgegenzusehen. Ueberall geputzte Perser, Musik, Aufzüge mit Fahnen, Schreien und Lärmen, bisweilen von dem hohlen Donner der Kanone übertönt, welche von der Citadelle her in kurzen Pausen abgefeuert wurde. Beim Türken war das Haus voll Gratulirender; Zuckerwerk und Gebäck auf den Teppichen und Tischen gab den Eintretenden von vornherein deutlich genug zu verstehen, dafs es sich an diesem Tage um eine ganz besondere Feierlichkeit handelte.

Beim Nachhausereiten fiel uns wie gewöhnlich die Schaar der persischen Bettler an. Ausnahmsweise hatte sich ihnen heut ein alter armer Türke zugesellt, der sich die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen pflegte, um nicht als guter Sunnit die Lästerungen und Schmähungen seiner schiitischen Geschäftsfreunde hören zu müssen. Heute durfte er billigerweise eine Ausnahme machen und ohne Baumwollenstopfen in der schiitischen Masse stolz einhergehen. Nicht so festlich wie den andern mufste einem persischen Wachtposten zu Muthe sein, der unser ganzes Mitleid durch eine militärische Execution erregte, die an ihm in dem Augenblicke unseres Vorüberreitens vollzogen wurde. Er präsentirte das Gewehr, ein Soldat schlug ihm mit einem dicken Knüttel auf den Rücken, ein persischer Offizier

hielt nicht weit davon zu Pferde, und die vorübergehenden Perser mit einem Lammbraten in der Hand blieben stehen, um in aller Vollständigkeit Zeuge des unschönen Schauspieles zu sein. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich gewöhnlich sehr deutlich der rohe, barbarische Charakter des Asiaten. Mag Jemand geschlagen oder gepeinigt und gemartert oder getödtet werden, alles dies geschieht nämlich öffentlich, — die Menge, aus Männern, Frauen und Kindern bestehend, schaut in höchster Seelenruhe zu und macht Bemerkungen, vor denen der roheste Europäer zurückschaudern würde.

Nachdem wir Teherân im Rücken hatten, erwartete unserer auf der offenen Strafse, die beim Qasr-Kadschar vorbei nach Rustem-abad führt, ein sehr sonderbares Schauspiel. Eine Anzahl junger und alter Weiber, von dunkelbrauner Hautfarbe, schwarze stechende Augen im lachenden Gesichte, mit bunten Lappen behängt, die den gröfsten Theil des tätowirten Körpers freiliefsen, stürzten unter dem Rufe *piru nedschah* („Gott schenke euch Gesundheit“) fröhlich und heiter auf uns zu, klammerten sich am Sattel unserer Pferde fest, rissen die Brust auf und sagten uns in einer fremden Sprache nach ihren Mienen zu urtheilen wahrscheinlich Dinge, von denen wir Gott sei Dank kein Wort verstanden. Diese Weiber, welche anstatt durch Geldgeschenke vertrieben zu werden, in ihrem Gebahren immer hitziger wurden, bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der tief verschleierten, sich in der Oeffentlichkeit stets schamhaft und schüchtern zeigenden persischen Frauenwelt und konnten unmöglich iranischen Ursprunges sein. In der That ward uns später die Sache klar. Ein Stamm der nomadisirenden *Karadschi* oder Zigeuner hatte vor kurzem sein Lager in der Nähe von Schimran aufgeschlagen und brandschatzte durch seine Weiber und Töchter in der beschriebenen Weise ziemlich unfreiwillig die vorüberziehende Männerwelt. Wenn ich in der Folge eine Karadschi-Dame von weitem erblickte, so gab ich meinem Pferde die Sporen, als wenn der Gottseibeiuns leibhaftig hinter mir gewesen wäre.

Acht Tage später als das Fest, von welchem wir so eben gesprochen haben, war ein neuer wichtiger Feiertag im persischen *Taqwîm* oder Kalender angezeigt. Es war der 18. des Monats *Zi-l-hedschèh* (der 8. Juli), an welchem das *a'îd ghadîr* („Fest der Nachfolge“) Statt fand. An diesem Tage, 35 Jahre nach der Flucht Muhammed's (18. Juni 656 nach Chr.), war nämlich der Khalif Osman, dem die Perser Teufelssegen anwünschen, ermordet worden, und da erst gelang es *Ali*, dem Schwiegersohn des arabi-

schen Propheten *Muhammed*, sein Recht als Nachfolger desselben geltend zu machen. Seine Anhänger und die der vorangegangenen, von den Persern als ungesetzlich betrachteten Khalifen reichten sich über Osman's Leiche die Hand der Versöhnung und Ali beherrschte das ungetheilte Reich der Gläubigen. Ein solcher Tag mufs natürlich den an Ali hängenden Persern in besonderer Erinnerung sein und sie feiern ihn deshalb in folgender schönen Weise. Zwei Perser, die auf Lebenszeit mit einander Freundschaft schliefsen wollen, gehen zum Mollah, bezeugen vor demselben ihre Absicht und lassen sich als *brader-hâ* oder „Brüder" feierlich einsegnen. Wir sind nicht darüber belehrt worden, wie lange diese Brüderschaft stichhaltig ist, jedenfalls ist aber die Sitte eine sinnige und verdient darum eine lobende Erwähnung.

Der Khalif Ali, um auf die Geschichte desselben zurückzukommen, herrschte nicht lange auf dem Stuhl des Propheten. Im Jahre 40 der Hidschret, am Ramazan, war er zu Kufa durch Meuchelmord und Dolch gefallen und neue Streitigkeiten erhoben sich über die Nachfolge. Die eine Parthei, welche sich auf die bewaffnete Macht stützte, erklärte das Recht der Geburt und Verwandtschaft für unzureichend zur Stelle eines Beherrschers der Gläubigen und erwählte einen ihrer Feldherren, *Moawijah*, zum Nachfolger des Propheten. Die beiden Söhne Ali's, Hussein und Hassan, wurden zurückgedrängt, ihre Parthei verfolgt, und so entstand ein förmlicher Religionskrieg, der beinahe 300 Jahre dauerte und zum Nachtheile der Parthei des Imam Ali endete. Es versteht sich von selber, dafs dieser Krieg dazu beitrug, den gegenseitigen Hafs beider Partheien, der Sunniten und Schiiten, in der unglaublichsten Weise zu schüren, so dafs aus der anfänglich politischen Spaltung zwei religiöse Secten hervorgegangen sind, die sich noch heut zu Tage ebenso scharf gegenüberstehen, wie in der christlichen Welt die Protestanten und Katholiken, mit welchen sie in der That häufig genug verglichen worden sind.

Unter *Moawijah* (661—680), welcher das Khalifat zugleich erblich in seiner Familie (d. Omijaden) machte, hatte die Parthei der Söhne Ali's, Hussein und Hassan, eben so wenig glückliche Erfolge, als unter dessen Nachfolger und Sohne *Jesîd* (680—683). Hussein weigerte sich entschieden, den neuen Khalifen Jesîd als rechtmäfsigen Herrn und Beherrscher der Gläubigen anzuerkennen, so dafs er sich genöthigt sah, seinen Aufenthalt, die Stadt Medineh, zu verlassen und nach Mekkeh zu wandern. In

Folge dieses Ereignisses erhielt Hussein von den Bewohnern von Kufa, woselbst die Aliden einen bedeutenden Anhang gewonnen hatten, die Aufforderung, zu ihnen zu kommen, das Khalifat zu übernehmen und Jesîd als Usurpator zu erklären und zu bekriegen.

Hussein brach mit seiner ganzen Familie auf, und ein Zug von gegen siebenzig Seelen schlug bald darauf den Weg nach Kufa ein, der über die dürre wasserlose Ebene von Kerbela in der Nähe von Baghdad führt. Hier ward er und die Seinigen von den Truppen des Jesîd, an deren Spitze der Feldherr Abadullah stand, eingeschlossen, angegriffen und zuletzt getödtet.

Das traurige und unglückliche Schicksal Hussein's, der gewaltsame Tod seiner ganzen Familie hat den Persern, die natürlich als Anhänger und eifrige Verehrer des Imam Ali der Person und der Familie desselben mit Leib und Seele ergeben sind, den Stoff zu einer seltsamen Feier der eben beschriebenen Ereignisse geliefert. Alljährlich in den ersten zehn Tagen des Monats Moharrem erinnern dramatische Vorstellungen, welche in Städten und Dörfern, wo Schiiten wohnen, öffentlich mit vielem Aufwand gegeben werden, an diese Leidenszeit. Den Schlufs derselben bildet die Haupt-Vorstellung am zehnten Tage (*a'schura*, im Jahre 1860 dem 29. Juli entsprechend), an welchem die Mordscene Statt findet, daher der Tag bisweilen auch *ruz-i-qatl* „der Tag des Mordes" genannt wird. Wir versuchen es, in folgender Schilderung die Trauerzeit der Perser zu beschreiben und den Eindruck wiederzugeben, welchen dieselbe auf uns gemacht hat.

Wir lebten in der ersten Hälfte des Monates Juli. Eben vergoldete die untergehende Sonne mit purpurrothem Strahle die steilen, nackten Gipfel der riesigen Kette des Elburs-Gebirges, als wir nach unserer Gewohnheit in der abendlichen Dämmerung den Garten durchschritten. Kaum hatten wir uns dem Ausgange nach der Hauptstrafse des Dorfes zu genähert, als der schlafende persische Wachtposten, von unserem Geräusch erweckt, eiligst aufsprang, um nach dem verrosteten Schiefsprügel zu greifen, der an der Mauer als eine sehr unschuldige Mordwaffe lehnte.

Bald standen wir mitten auf dem Hauptplatze des Dorfes, in der Nähe der sehr ärmlich und einfach construirten Moschee. Während wir uns hier an den verschiedenartigsten Scenen des persischen Volkslebens ergötzten und scheinbar mit ernster Miene hin und her spazierten, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein ungewöhnliches lautes Geräusch wach gerufen, das von vielen Klapperinstrumenten herzurühren schien, die in regelmäfsigem

Takt aneinander geschlagen wurden. Wir wendeten uns nach der Richtung hin, von wo uns, aus einer engen Gasse des Dorfes her, die seltsame Musik entgegentönte.

Ein wunderlicher Anblick überraschte uns da. Eine lange Reihe von Knaben im Alter von acht bis zu vierzehn Jahren, zu je zweien nebeneinander gehend, sprangen auf einem Fufse in die Höhe, den Körper bald nach rechts, bald nach links drehend, und mit Gestöhne die Worte: „O Hassan! O Hussein!“ ausstofsend. Bei jedem Sprunge schlugen sie mit beiden Händen zwei Hölzer zusammen, bald vorwärts, bald hinterwärts nach dem Rücken zu, die Arme haltend. Der sonderbare Zug, der bisweilen klagende Töne ausstiefs, näherte sich uns, tanzte, wie es schien, mit erhöhter Lebhaftigkeit und forderte uns dann das unvermeidliche Geschenk ab. Nothgedrungen mufsten wir die Börse ziehen und den Tänzern ein angemessenes Geldgeschenk auszahlen, ohne recht zu wissen, wofür das Opfer gebracht wurde.

Wir sollten indefs nicht lange auf eine Erklärung warten. Man berichtete uns nämlich, dafs dieser Tanz der Knaben eine Art von Einleitung zu den obenerwähnten Trauerspielen bildete und dafs in Städten und Dörfern die Kinder in ganzen Schaaren tanzend und mit Hölzern klappernd die Ortschaften durchzögen, um an die nahe bevorstehende Feier zu erinnern. Mir fielen unwillkührlich die Berliner Weihnachts-Waldteufel ein.

Es lag der Wunsch nahe, Zeuge dieser merkwürdigen Schauspiele zu sein. Leider ist das Zuschauen gegenwärtig nicht so leicht, wie in den früheren Zeiten. Noch vor wenigen Jahren erhielten die Mitglieder der europäischen Gesandtschaften eine offizielle Aufforderung zur Theilnahme und in besonderen Logen durften sie auf das Bequemste den festlichen Schauspielen zuschauen. Man bot ihnen den Kaliûn, Thee, Scherbets und Eiswasser in den Zwischenpausen an, und erging sich in den höflichsten Artigkeiten. Einige jüngere Mitglieder der Missionen von „draufsen“ sollen indefs während einer Vorstellung ihr Lachen nicht haben unterdrücken können, und seitdem haben die Perser, welche — und mit Recht wohl — in solchen Dingen zartfühlender Natur sind, aufgehört, den Europäern besondere Einladungen zuzuschicken. Indefs können die Fremden privatim einer *Tazieh* zuschauen, ja auf ihre Kosten eine oder mehrere Vorstellungen geben lassen. Es wird sogar ein solches Schauspiel, das ein Christ bezahlt und zu dem er jedem Mohamedaner den Zutritt gewähren mufs, als etwas höchst

Verdienstliches angesehen, als ein frommes Werk, das ihm Gottes besondere Gnade in der Zeitlichkeit und Ewigkeit erwirbt.

Schon in den nächsten Tagen war überall in Dörfern und Städten die Vorbereitung zu den Theatervorstellungen sichtbar. Die Wände der Moscheen wurden mit schwarzem Kattun überzogen, der Hof mit grofsen Zelttüchern überdacht, Sitze für die vornehmeren Zuschauer zurecht gezimmert, die innere Umgebung mit Bildern, europäischen und persischen, Spiegeln, Fahnen, Waffen, Thierfellen und sonstigem Plunder geschmückt. Auch die Kaliandar's, Obstverkäufer und Wasserspender rüsteten sich eifrig zu den Schauspielen.

In Rustem-abad herrschte vor allen eine gewisse Aufregung. Herr Baron von Minutoli hatte die Kosten zu einer mehrtägigen Vorstellung gern bewilligt, ja sogar den Schauspielern auf wiederholt ausgesprochene Bitten europäische Uniformstücke und Waffen geliehen. Man bereitete sich — da das Dorf arm ist und nicht viel an Schauspiele wenden kann, — zu einem ganz besonderen Genusse vor.

Selbst in unserem kleinen Sommerfeldlager waren die Zeichen des angehenden Trauerfestes sichtbar. Unsere mohamedanischen Diener strenger Glaubensrichtung hatten sich in kurze Röcke von schwarzem Glanzkattun neu eingekleidet und trugen an Stelle des weifsen Bundes um den Leib einen schwarzen Zeugstreifen. Die Soldaten stellten zum äufserlichen Zeichen ihrer Trauer die Gewehre mit den Mündungen nach unten zusammen und präsentirten in gleicher Weise, wobei sie den Kolben der Flinte nach dem linken Oberarm richteten.

Am 20. Juli gegen sechs Uhr Nachmittags schmetterten die starken Töne der uralten, fünf bis sechs Fufs langen persischen Posaunen durch das Dorf hin, den Leuten den baldigen Anfang der heutigen Tazieh ankündend. Dazwischen mischte sich der Ton grofser Holzklappern, welche aneinandergeschlagen wurden und einen Heidenlärm hervorriefen. Die Diener näherten sich dem Gesandten, um ihm den Anfang des Spieles anzuzeigen; wir folgten ihm und befanden uns bald auf dem für uns bestimmten Platze des Theaters. Man hatte in dem Hause der Moschee einen hochgelegenen Raum zu einer Art Loge eingerichtet, den staubigen Fufsboden mit Teppichen belegt, darauf Stühle gestellt, und so safsen wir denn bequem genug, um Zuschauer und Schauspieler auf das Ausführlichste zu betrachten und zu mustern.

Der kleine Hof der Moschee — sonst so leer — war heute wie besäet mit Menschen beider Geschlechter. Die Männer hockten zusammen, theils mit der hohen persischen Lammfellmütze, theils mit der eng anliegenden kurdischen Kappe, theils, wie die Sejid's oder die Nachkommen des Propheten, mit grünem, theils, wie die Mollah's und Schreiber, mit weifsem Turbane das geschorene Haupt bedeckt. Eng nebeneinander kauerten an der einen Langseite des Hofes die tief in blaue Schleier verhüllten Weiber, lebhaft mit einander schwatzend und mit den bemalten Händen und Armen gesticulirend. Ein Mann mit langem Stocke hielt die bewegliche Schaar in Ordnung und ein anderer spendete den Durstigen mittelst einer metallenen Schale aus einem grofsen, auf dem Rücken befestigten Schlauche Trinkwasser.

Der Mollah des Dorfes hatte die höchste Spitze eines thurmartigen hölzernen Stuhles eingenommen. Verwegene Buben kletterten wie Affen an dem seltsamen Gestell auf und nieder, ohne dafs sich der fromme Mann in seiner unter Weinen abgesungenen Predigt stören liefs, durch welche er, wie üblich, die Gemüther für das bevorstehende Schauspiel würdig vorzubereiten suchte. Die Weiber, seine Worte zu Herzen nehmend, fingen bereits an laut zu weinen und zu schluchzen, die Männer rauchten noch immer mit kalter Ruhe ihre Wasserpfeife. Hier und da wischte sich Einer und der Andere eine Thräne aus dem feucht gewordenen Auge. Wir suchten inzwischen nach der Bühne. Die Diener, welche hinter uns standen, gaben uns bald eine nähere Aufklärung. Ein mäfsig grofser freier Raum im Hofe, von einer mächtigen Sykomore beschattet, stellte die Bühne vor. Kleine Haufen gehackten Strohes auf demselben sollten dazu dienen, die Stelle des Staubes zu vertreten, mit welchem sich die agirenden Schauspieler bei den ergreifendsten Scenen des Stückes den Kopf zu bestreuen pflegen. Ein von Holz gebautes niedriges, wie ein breites Bett geformtes Gestell mufste das Innere eines Hauses vorstellen.

So waren wir über alles Aeufserliche der Scenerie genugsam belehrt. Es fehlten nur noch die Schauspieler, deren Ausbleiben unsere Ungeduld erregte. Man suchte uns durch angebotene Scherbets, Thee und Wasserpfeifen für das lange Warten zu entschädigen, mit der Erklärung, dafs die Acteurs auf dem Wege von Niaweran, dem etwa eine halbe Meile weit nach den Bergen zu gelegenen Lustschlosse und Sommeraufenthalte des Schah, gesehen würden, dafs sie dort bereits vor dem König der Könige

und der Königin Mutter gespielt hätten und baldigst das Dorf Rustem-abad erreichen würden.

Endlich verkündigten neue Mark und Bein durchdringende Trompetenstöfse die Ankunft derselben und somit den Beginn des Stückes. Die Bande bestand aus einem Director und aus etwa zwölf Männern und Knaben, die, mit guter Stimme begabt, während der Moharrem-Schauspiele ihr Handwerk oder was sie sonst treiben mögen im Stich lassen und sich einem Schauspieldirector anschliefsen. Sie wandern mit ihm von Ort zu Ort und müssen oft, wie diesesmal, hintereinander an verschiedenen Plätzen spielen. Jeder trägt in Gestalt langer beschriebener Zettel seine Rolle in der Hand und liest und singt ab, um dem mangelhaften Gedächtnifs zu Hülfe zu kommen. Frauenrollen werden nur von Männern gespielt; heilige Personen dürfen nur mit einem grünen Schleier vor dem Gesichte dargestellt werden.

Obgleich ich nicht Alles verstand, was die Schauspieler, immer in singendem Tone, recitirten, so war ich doch auf's Tiefste ergriffen von der Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks und von den Zeichen des tiefsten Schmerzes und der Klage, welche das ganze Publicum in echt homerischer Weise an den Tag legte. Man heulte und weinte, zerschlug sich die Brust und das Gesicht, bis das klare Blut aus den zerfetzten Körpertheilen flofs, ja ich habe Perser gesehen, welche Steine vom Boden aufhoben, um sich damit die Brust zu schlagen. Je mehr sich der Augenblick höchster Gefahr für den Imam und seine Familie näherte, wobei ein ziemlicher Aufwand an Menschen, Pferden, Kameelen und Costümen stattfand, je grimmiger ward das ganze zuschauende Volk. Unaufhörlich streuten die Schauspieler Häcksel auf ihr Haupt, schlugen mit den Händen auf die Lenden und heulten immer wilder ihr Wai! Wai! ja Hassan! ja Hussein!

Auf dem Punkte, von den 72 Pfeilen getroffen zu werden, die seinem Leben ein Ende machen sollen, hat Hussein die Genugthuung, dafs ein fränkischer Abgesandter — aller Augen richteten sich dabei unwillkürlich auf uns Europäer — ihm die Hülfe seines Königs anbietet, und dafs selbst die wildesten Thiere, Löwe und Tiger, ihm beistehen wollen. Doch der fromme Imam weist jede Hülfe zurück, sich allein in Gottes Willen schickend, und nun geht die Mordscene in aller Ausführlichkeit vor sich.

In dem Augenblick, als das rothe Blut auf seinem von Pfeilen durchbohrten Körper sichtbar ward, erhob sich in tobender Wuth der ganze

Zuschauerkreis, drängte nach der Bühne zu, und fast hatte ich Bange, der Fanatismus, einmal losgelassen, würde sich gegen uns richten. Allein es galt den Schauspielern, welche die Partei der Feinde des Imam darstellen, die sich stets auf das Schleunigste zurückziehen müssen, um nicht der religiösen Volkswuth anheimzufallen.

Oft genug tritt ein wirklicher Kampf ein, der bisweilen mit dem Tode mehrerer Personen endet. Ein solcher Tod wird aber als etwas Gott besonders Wohlgefälliges angesehen, und wenn sich auch der leicht erregbare Perser nicht grade danach sehnt, so fürchtet er ihn doch auch nicht. In der kleinen Stadt Demawend, in der Nähe des gleichnamigen Berges, 2 bis 3 Tagereisen von Teherân entfernt, findet fast alljährlich eine grofse religiöse Prügelei Statt. Wer stirbt, wird als Paradiesgänger gradezu beneidet.

Wir besitzen eine vortreffliche Schilderung der eben besprochenen Tazieh, welche den geistreichen Verfasser von *Hadschi Baba* zu ihrem Urheber hat und mit der gewöhnlichen Schärfe und Treue, welche diesen Schriftsteller so rühmlichst auszeichnet, aufgefafst und niedergeschrieben ist. Wir entlehnen dieselbe der deutschen Uebersetzung von „James Morier's sämmtlichen Werken“ (vom Dr. Bärmann, Braunschweig 1837, Theil III. S. 108 ff.), um ein Beispiel zu geben, in welcher ausgedehnten Weise in früheren Zeiten den Europäern die Freiheit gestattet wurde, Zeuge und Zuschauer der so überaus merkwürdigen Trauerschauspiele zu sein.

„Das tragische Ende Hosseins, das mit dessen Flucht aus Medinah begann und mit seinem Tode auf der Ebene von Kerbela endete, ist in ein aus mehreren Abtheilungen bestehendes Drama gefafst worden, von welchem am Morgen jedes der zehn Tage ein Akt aufgeführt wird. Die Vorstellung des letzten Theils, die am Tage *Ruz-Katl* stattfindet, und den Tod des Märtyrers in sich fafst, wird mit grofsem Pomp, im Beisein des Königs, auf dem gröfsten Markte der Stadt ausgeführt. Der Gegenstand, der reich an rührenden Zwischenvorfällen ist, würde schon an und für sich in den Herzen einer christlichen Zuschauerversammlung lebhaftes Interesse erregen, um wieviel mehr mufs er in seiner Verbindung mit allen Religions- und Nationalgefühlen der Perser für diese ansprechend sein. In den Augen der Christen würde Hossein als Held erscheinen; den Persern ist er, wie gesagt, ein Märtyrer. Die Wechselvorfälle in seinem Leben, seine Gefahren in der Wüste, seine Standhaftigkeit, sein unbezwinglicher Muth, seine Ergebung in der Stunde seines Sterbens — dies Alles sind Umstände, bei

denen die Perser mit Entzücken verweilen, und die in ihnen einen Enthusiasmus erregen, der durch keinen Zeitverlauf gemindert werden kann. Durch die Feier dieses Trauerfestes wird ihnen die Erinnerung an diejenigen erhalten, welche den Helden tödteten, und folglich nährt sich auch dadurch ihr Hafs gegen alle Muselmänner, die keinen Antheil an ihren Gefühlen dabei nehmen. Sie verwünschen Jezid und verfluchen Omar mit solchem unversöhnlichen Groll, dafs man die in ihren Städten aufgeführten Scenen hat mit ansehen müssen, um von dem Grade des Fanatismus, der sie alsdann beseelt, sich einen Begriff machen zu können. Ich habe gesehen, wie einige von den Heftigsten unter ihnen, indem sie „*Ja Hossein!*“ schrieen, fast nackt, blofs ihre Lenden bedeckt, durch die Strafsen rannten und sich freiwillig Ritze und Schnitte, dafs ihnen das Blut am Leibe herunterströmte, beibrachten, um ihre Liebe, ihre Angst oder ihre Bekümmernifs dadurch auszudrücken. Von solcher Art müssen die Verletzungen gewesen sein, die, wie wir in der heiligen Schrift lesen, den Israeliten von Moses verboten wurden, und diese Ueberspanntheiten müssen, wie ich muthmafse, denen der Baalspriester gleichkommen, welche laut riefen „und sich ritzten mit Messern und Pfriemen, bis dafs ihr Blut hernachging“.

Die Vorkehrungen, die man in der Stadt traf, bestanden darin, dafs auf den Märkten und in den Strafsen grofse Zelte, *Takieh* (*Tazieh?*) genannt, errichtet wurden, die man mit schwarzen Linnenstreifen und anderen Trauerzeichen versah. Diese Zeltaufrichtung geschieht entweder auf Kosten des *Mehal* oder Distrikts, oder von angesehenen Männern, als ein Zeichen von deren Frömmigkeit, und jeglicher Volksstand hat Zutritt in dieselben. Zur Errichtung des Takieh gehört das Dingen eines Mollah oder Priesters, ferner das der Schauspieler und deren Kleider, so wie das Ankaufen von Lichtern. Viele giebt es, die diese Gelegenheit benutzen, um für ihre Sünden zu büfsen, oder dem Himmel für irgend eine ihnen gewordene Segnung zu danken, indem sie zu der mildthätigen Handlung des Zelterrichtens auch noch Speise und Trank an das Volk vertheilen, welches solches Zelt besucht.

Unser Nachbar, Mahomed Khan, hatte ein *Takieh* in seinem Hause, zu welchem alles Volk des *Mehal* zahlreich hinwanderte. Während der Zeit dieser Versammlung hörten wir einen beständigen Lärm von Trommeln, Cymbeln und Trompeten. Wir bemerkten, dafs aufser den verschiedenen, auf Märkten und in Gassen errichteten Takiehs, auch ein hölzernes Pult ohne weiteren Zubehör aufgestellt war, hinter welchem herab ein Mollah

dem um ihn sich versammelnden Volke predigte. Gelegentlich von einem Pulte herabzureden, war eines der Aemter der früheren Nachfolger Mahomeds, die in ihren Personen den geheiligten und königlichen Charakter vereinigten. Im Verlaufe der Zeit ging das Predigeramt auf geringere Personen über. Zu Gunsten Hosseins soll mit Jezid ein europäischer Gesandter unterhandelt haben, der demnach als Mitagirender in das Drama aufgenommen worden ist, aus welchem Grunde denn das Volk nicht abgeneigt auf uns blickte. Ungeachtet der im Volke herrschenden Aufregung machten wir unseren gewöhnlichen Spazierritt, und wurden ungehindert mitten durch die auf den Plätzen befindlichen andächtigen Versammlungen hindurchgelassen.

Die Perser machen so wenig Aufhebens davon, ihre religiösen Ceremonien vor den Leuten sehen zu lassen, dafs am achten Abend des Moharrem der Grofswezir alle zur Gesandtschaft gehörenden Personen in sein Takieh einladen liefs. Als wir eintraten, fanden wir eine zahlreiche Versammlung von Persern, in dunkelfarbiger Kleidung, welche nebst ihren schwarzen Mützen, schwarzen Bärten und feierlichen Gesichtern, ganz so aussahen, als ob sie „Leide trugen", und wir bemerkten, dafs „keiner von ihnen Schmuck an ihm" trug. Auch hatten sie keine *Ataghans* im Gürtel, noch sonst etwas an sich, das auf Putz deutete. Neben dem Grofswezir safs ein angesehener Mollah in ernster Unterredung mit ihm, während die Uebrigen unter einander flüsterten. Nachdem wir eine Zeitlang gesessen hatten, wurden die Fenster des Saales, der zum *Takieh* diente, aufgerissen, und wir erblickten unter einem Zeltdache auf hohem Stuhle, vom Volke umringt, bei Lichterglanz einen Priester, der mit einer Einleitung begann, worin er seine Zuhörer an den hohen Werth jeder Thräne erinnerte, die man um Imam Hossein vergösse, und die eine Büfsung für ein früheres Leben voll Gottlosigkeit sein würde. Mit vieler Feierlichkeit ermahnte er sie auch, dafs „wer seinen Leib nicht kasteiet an diesem Tage, der soll aus seinem Volke gerottet werden". Dann fing er an aus einem Buche, in einer Art von Nasenton, den für den Tag ausersehenen Theil der Geschichte Hosseins abzulesen, welches sofort die beabsichtigte Wirkung bei den Zuschauern hervorbrachte; denn kaum mochte er drei Blattseiten gelesen haben, so begann der Grofswezir den Kopf hin und her zu wiegen und mit höchst kläglicher Stimme den gewöhnlichen Klageruf der Perser „*Wai! wai! wai!*" hören zu lassen, welches auf minder heftige Weise so-

gleich von der ganzen Versammlung nachgeahmt ward. Der Singsang des Priesters währte beinahe eine Stunde, und etliche Theile der Geschichte waren allerdings pathetisch, und wohl geeignet, die Gefühle eines abergläubigen und lebhaften Volkes aufzuregen. Bei einer Stelle des Vortrages stand die Gesellschaft auf, und ich bemerkte, dafs der Grofswezir sich gegen die Wand kehrte, die Hände erhob und betete. Nachdem der Priester geendet hatte, erschien eine Gesellschaft Schauspieler, einige als Weiber, andere als Männer gekleidet, und sangen von Papierstreifen ihre Rollen in einer Art von Recitativ ab, das selbst für unsere Ohren nicht unanmuthig klang. Bei den wirklich tragischen Momenten dieses Absingens schienen die meisten von den Zuhörern ohne alle Heuchelei zu weinen, und da ich nahe dem Grofswezir und dem Priester safs, war ich Zeuge, wie Beiden viele aufrichtig vergossene Thränen entströmten. In etlichen dieser Trauerversammlungen ist es gebräuchlich, dafs ein Priester zu jedem Hochbetrübten hingeht, und dessen fliefsende Thränen in Baumwolle auffängt, welche er dann in ein Fläschchen ausdrückt, das sorgfältig aufbewahrt wird. Dadurch wurde uns praktisch jene Stelle im 56. Psalm im 8. Verse erklärt, wo es heifst — „und fasse meine Thränen in Deinen Sack“. Einige Perser glauben, dafs in der Angst des Sterbens, wenn keine Arznei mehr helfen will, ein Tropfen von so gesammelten Thränen in den Mund des Ringenden geflöfst, diesen wieder zum Leben bringt; und behufs dessen werden die Thränen gesammelt.

Am *Ruz-i-qatl*, dem Tage des Mordes, oder dem zehnten Tage, ward von dem Könige der Gesandte eingeladen, der Beendigung des Festes beizuwohnen, und die Vorstellung des Todes Hosseins mit anzusehen. Wir machten uns nach dem Frühstück auf den Weg, und begaben uns in ein kleines Zelt, das zu unserer Bequemlichkeit über einem Thorwege, nahe dem Gemache, in welchem Seine Majestät safs, sich befand.

Wir hatten die Aussicht auf den grofsen *Meidan* oder Markt in Front des Palastes, an dessem Eingange ein Kreis von Kadschars, oder Leuten aus des Königs eigenem Stamme, barfufs standen, sich die Brust nach dem Takte des Gesanges schlugen, den Einer in ihrer Mitte vernehmen liefs, und dann und wann als Chor singend einfielen. Das Schlagen an die Brust ist ein allgemeines Thun während der ganzen Trauerzeit, und die Brust wird zu dem Ende entblöfst, indem man die obere Nestel des Hemdes öffnet. Um seine Frömmigkeit zu zeigen, gebot der König den Kad-

schars, unter denen viele von seinen Verwandten waren, barfufs umher zu gehen und die verschiedenen Ceremonien zu beaufsichtigen, welche stattfinden sollten, so dafs man sah, wie sie behutsam über das Steinpflaster schritten, und mit Stöcken in den Händen gemeine Dienste verrichteten, indem sie durch Worte, und bisweilen durch Hiebe das Volk zurückhielten und die verschiedenen Processionen ordneten.

Ein Theil des Marktes war durch eine Umzäunung abgesondert worden, um die Stadt Kerbela vorzustellen, unweit welcher Hossein getödtet ward; und nahe derselben befanden sich zwei kleine Zelte, die sein und seiner Begleiter Feldlager in der Wüste andeuten sollten. Eine mit Teppichen überlegte Plattform, auf welcher die Schauspieler ihre Rollen absangen, war Alles, was bei dieser Darstellung an Scenerie erfordert ward.

Bald nachdem wir unser Zelt erreicht hatten, erschien der König. Obwohl wir ihn nicht sehen konnten, wurden wir dennoch von seiner Anwesenheit dadurch unterrichtet, dafs alles Volk sich erhob und alle Staats- und Stadtbeamte sich verneigten. Dann begann die Procession folgendermafsen:

Zuerst kam ein rüstiger, bis auf den Gürtel nackter Mann, der in seinem Gürtel eine lange dicke Stange balancirte, auf welcher sich zu dreifsig Fufs Höhe ein zinnerner, sinnreich gearbeiteter Zierrath, voll von Sprüchen aus dem Koran, befand.

Ein zweiter, ebenfalls von oben herab Halbnackter, balancirte in seinem Gürtel eine noch dickere, aber minder hohe Stange, auf welcher ein junger Derwisch, dessen Füfse auf dem Gürtel des Trägers ruheten, sich gesetzt hatte, und aus vollem Halse Verse zum Preise des Königs absang.

Hinter diesem zeigte sich ein noch Stärkerer und Nackterer, nämlich ein Wasserträger mit einem ungeheuren Ledersack voll Wassers über seinem Rücken, auf welchem er überdies, um seine Muskelstärke zu zeigen, noch vier Knaben einen über den andern gepackt trug. Diese Figur sollte, wie man uns sagte, sinnbildlich den entsetzlichen Durst darstellen, den Hossein in der Wüste erlitt.

Hierauf folgte, von acht Männern auf deren Schultern getragen, eine Sänfte in Gestalt eines Sarkophags, den man den *Käbr Peghomber* oder das Grab des Propheten nannte. An der Vorderseite desselben befand sich eine grofse langrunde, mit Edelsteinen besetzte Verzierung, und oberhalb derselben ein demantener Stern. Auf einem kleinen Vorsprunge an diesem

Sarge standen zwei Kerzen auf reich mit Juwelen besetzten Leuchtern. Zudem war der Sarg mit Kaschemir-Shawls behangen, und trug zu Häupten einen Turban, wodurch die Bekleidung des Propheten angedeutet werden sollte. Zu beiden Seiten schritten zwei Männer, die Stangen trugen, an denen eine Mannigfaltigkeit schöner Shawls herabhing, und auf denen oben Abbildungen von Mahomed's Hand, mit Juwelen verziert, befindlich waren.

Hierauf folgten vier überaus reich verzierte Hand- oder Trauerpferde. Vorn am Kopfe trugen sie Platten, die so mit Diamanten besetzt waren, dafs sie in tausend schönen Strahlen blitzten. Uebrigens waren sie mit Palamporen und Goldstoffen behangen, und trugen auf ihren Sätteln sinnbildliche Andeutungen des Todes Hossein's. Als diese Gestalten alle vorübergezogen waren, stellten sie sich in eine Reihe zur Rechten von des Königs Zimmer.

Nach kurzer Frist schritt ein Trupp wild aussehender Männer vor, die nichts als ein weites weifses Linnen über ihren nackten Leib geworfen trugen. Alle waren blutbesudelt, und indem jeder von ihnen eine Waffe schwang, sangen sie eine Art von Hymne, deren Melodie von höchst leidenschaftlichem Ausdrucke war. Diese Männer stellen die zweiundsechszig Verwandte und Freunde, oder, wie die Perser sie nennen, die Märtyrer dar, welche Hossein begleiteten, und indem sie ihn vertheidigten, erschlagen wurden. Dichter hinter ihnen ward ein weifses, mit künstlichen Wunden bedecktes Rofs geführt, das wie mit Pfeilen gespickt erschien, und schwarz bezäumt war. Es stellte das Thier vor, welches Hossein ritt, als der Tod ihn ereilte. Ein funfzig Mann starker Trupp, die zwei Holzstäbe hielten und dieselben an einander schlugen, schlossen den Zug. Sie ordneten sich in Reihen vor dem Könige, und vollführten, von einem in der Mitte stehenden Vortänzer angeleitet, einen Tanz, wobei sie den Takt mit ihren Händen schlugen. Der Vortänzer sang unterdessen ein Recitativ, in welches, unter lautem Taktschlagen mit ihren Stäben, die Tänzer zu gewissen Zeiten mit lautem Schreien einstimmten.

Den Processionen folgte die Aufführung der Tragödie. Hossein trat, geleitet von seinen Weibern, seinen Schwestern und Verwandten auf, und liefsen ein Langes und Breites vernehmen. Da wir jedoch zu weit vom Schauplatze entfernt waren, um die vielen rührenden Dinge hören zu können, die sie wahrscheinlich zu einander redeten, so will ich sofort zu der-

jenigen Scene übergehen, in welcher der unglückliche Hossein am Boden hingestreckt und bereit lag, den Todesstreich von einem in Rüstung gehüllten Kerl zu empfangen, der die Rolle des Nachrichters spielte. In diesem Augenblicke liefs die versammelte Menge ein lautes Wehgeschrei erschallen, und wahrhafte Seufzer und Thränen flossen, so weit unsere Blicke reichten, um dieselben wahrnehmen zu können. Der Unwille des gemeinen Volkes bedurfte eines Gegenstandes, an welchem er sich auslassen konnte, und verfiel auf diejenigen Schauspieler, die die Rolle der Kriegsknechte Jezid's durchgeführt hatten. Kaum war Hossein todt, so trieb man sie mittelst eines Steinhagels, dem Schimpfwörter nachhallten, von ihrer Bühne. Man berichtete uns, wie es so sehr schwer hielte, für diese Rollen die erforderlichen Darsteller zu erhalten, dafs diesmal ein Trupp russischer Gefangener dazu gezwungen worden war, die Kriegsknechte Jezid's vorzustellen, und die denn nun nach der Katastrophe liefen was sie laufen konnten, um den Steinwürfen zu entrinnen.

Das Schauspiel endete mit dem Niederbrennen der Stadt Kerbela. Mehrere hinter der Umzäunung aufgestellte Rohrhütten wurden zur Versinnbildlichung dessen plötzlich in Flammen gesetzt; dann sah man das Grab Hossein's mit schwarzem Tuche bedeckt, und auf demselben eine in ein Tigerfell gehüllte Figur sitzend, die den wunderbaren Löwen vorstellen sollte, der, wie die Sage geht, bei Hossein's Leichnam so lange Wache hielt, bis man diesen begraben konnte. Der aufserordentlichste Theil der ganzen Schaustellung war die Versinnbildlichung der getödteten Märtyrer, die, nachdem sie enthauptet waren, alle in eine Reihe, jeder Leib nahe seinem Kopfe gelegt wurden. Um dieses Bild zu liefern, begruben mehrere Perser sich lebend, so dafs sie ihren Kopf herausliefsen, wogegen andere ihren Kopf unterhalb des Bodens versteckt hielten, dafs blofs ihr übriger Körper zu sehen war. Köpfe und Leiber erschienen dann so gelegt, dafs man es so ansehen konnte, als wären Erstere von Letzteren abgesondert worden. Dies Bild wird von Büfsern ausgeführt; bei heifsem Wetter soll jedoch die dabei erforderliche Anstrengung schon Manchem das Leben gekostet haben. Die ganze Ceremonie schliefst mit dem *Khotbeh*, einem Gebete für Mahomed, für dessen Nachkommen und für das Wohlergehen des Königs, und ward mit lauter Stimme von einem Manne, „dem besten Schreier seiner Zeit“, wie Xenophon den Tolmides nennt, abgehalten. Wirklich verdiente der diesmalige Schreier dieses Lob, denn obschon wir an

funfzig englische Ellen weit von ihm entfernt waren, hörten wir doch, ungeachtet des uns umringenden Volksgetöses, deutlich jedes Wort, das er sprach.“

Die Zeit der dramatischen Vorstellungen wird von frommen Persern noch in einer besonders zu erwähnenden Weise zu religiösen Andachten benutzt, von denen wir um so mehr reden müssen, als sie wesentlich dazu dienen, ein Licht auf den Charakter des so wunderbaren Volkes zu werfen.

Eine Woche vor der Trauer-Dekade des Moharrem-Monats hörten wir eines Tages nach Sonnenuntergang einen ganz ungewohnten, wunderlichen Lärm, der von der Terrasse des anstofsenden Hauses nach unserem Garten herüberdrang. Wir vernahmen, wie man laut feierliche Gebete in singendem Tone absagte, und dazu ein schallendes Klatschen, das hin und wieder von weinenden und schluchzenden Stimmen übertönt wurde. Unsere Neugierde wurde rege und es war natürlich, dafs wir uns sofort auf den Weg machten, um die Beweggründe dieser sonderbaren Uebungen auszukundschaften. Nachdem wir das flache Dach unseres Hauses erstiegen und vorsichtig eine Leiter an die niedrige Mauer angelegt hatten, welche die Terrasse unseres Menziles von der des nachbarlichen Hauses trennte: überblickten wir auf den Sprossen der Leiter stehend und vorsichtig den Kopf über die Mauerbrüstung erhebend, folgende eigenthümliche Scene.

Auf der Fläche des Daches lag ein ziemlich grofser Teppich ausgebreitet. An dem einen Schmalende desselben hatte ein Mollah, schwarz gekleidet, doch mit weifsem Turban, auf einem Stuhle Platz genommen, während etwa ein Dutzend Perser, darunter auch der Wirth des Hauses, auf den Längsseiten des Teppichs nach persischer Weise safsen, d. h. knieten, und dem Mollah voller Andacht zuhörten. Die Umrisse der beschriebenen Personen liefsen sich trotz stockfinsterer Dunkelheit deutlich erkennen bei dem Scheine zweier Kerzen, welche in der Mitte des Teppiches standen und durch zwei gläserne *Merdengîl* oder Windglocken vor dem Verlöschen durch den Abendzug geschützt waren. Der Mollah berichtete mit kläglicher Stimme von dem Märtyrthum Ali's und seiner Familie, besonders seines Sohnes Hussein auf der Ebene von Kerbela. Er schilderte mit zunehmender Verstärkung der Stimme, sich selber durch ein schnell ausgestofsenes *Wai! Wai! Wai!* in Pausen unterbrechend, die Leiden und den jammervollen Tod der Frommen und die Grausamkeit ihrer gottlosen Verfolger. Die Zuhörer, welche den Knopf an ihrem Hemde gelöst hatten,

so dafs die rauhe Brust sichtbar war, schlugen unaufhörlich mit der rechten Hand und in gleichem Tacte auf das nackte Fleisch, beugten dabei den Kopf vornüber und weinten und schluchzten so laut und so herzbrechend, dafs uns selber ängstlich und traurig zu Muthe ward. Die Erzählung des Mollah mufste auf die Gemüther der Perser einen tiefen, schmerzlichen Eindruck hervorgebracht haben, um so unmäfsige Aeufserungen der Trauer zu erzeugen. Selbst aus dem *Enderûn* oder dem Harem tönte das Weinen und das Heulen der Weiber zu uns herüber, und unsere eigenen Diener, welche uns umgaben und hinter uns standen, fingen an wie Kinder zu schluchzen und zu jammern und ihre Brust unaufhörlich mit den Händen zu schlagen.

Die so sonderbare Scene hatte etwa eine volle Stunde gedauert. Gegen 9 Uhr Abends ging die fromme Gesellschaft auseinander und bald herrschte tiefe Stille in dem Dorfe von Rustem-abad.

Die beschriebene Trauerandacht wiederholte sich noch an den folgenden Abenden bis zum Anfang der eigentlichen Tazieh. Sie findet auch aufser dieser Zeit jeweilig Statt und hat wohl dann den Zweck, als Besänftigungsmittel des göttlichen Zornes zu dienen. Oefters haben wir auch bemerkt, dafs auf den Plätzen und in den Gassen der Stadt Teherân Derwische einer bestimmten Brüderschaft durch ein starkes Lamentiren und Heulen einen Kreis von Zuhörern herbeizogen, dem sie in ähnlicher Weise, nur hin und her laufend und auf das Beweglichste gesticulirend, die Leiden der persischen Märtyrer vor Augen führten. Eine Geldsammlung beschliefst dann den feierlichen Vortrag.

XXI. Kapitel.

Die Erntezeit. Der neue englische Gesandte. Besteigung des Demawend.

In den ersten Tagen des Monats Juli sahen wir ein reges Treiben und Leben auf den Feldern von Schimran. Es war die Zeit der Ernte. Die Dorfbewohner, Männer, Weiber und Kinder, schnitten mit Sicheln das Getreide ab, schütteten es zu einem grofsen Haufen auf, und fingen nach

Verlauf weniger Tage an, dasselbe auszudreschen. Dies ländliche Geschäft wird in folgender Weise vollzogen. Auf einem hölzernen Stuhle, der unten mit beweglichen Holzwalzen versehen ist, an denen radartig gestaltete eiserne Scheiben befestigt sind, sitzt der persische Bauer in aller Gemächlichkeit. Der Dreschstuhl, von den Persern *Tscharr* genannt, wird von Pferden, Ochsen, Eseln, ja bisweilen sogar von Kameelen im Kreise gezogen. Die beweglichen Walzen dreschen das Getreide aus, die Körner werden zusammengefegt und dann in Körben nach den Dörfern übergeführt.

Trotz der Ernte trat keine Ermäfsigung, weder im Preise des Brotes, noch in dem der übrigen Nahrungsmittel ein. Um sich eine Vorstellung von dem Verhältnifs der Preise zu den unsrigen zu machen, geben wir eine Uebersicht der gewöhnlichsten Ausgaben für Efswaaren, Getränke und sonstiges, zur täglichen Haushaltung gehörende lebendige und leblose Inventar. Es wird in Teherân nach dem Gewicht des Bathman (1 B. = 640 *Miskal*) verkauft, welcher ziemlich fünf Pfund Zollgewicht enthält.

Brot, 1 Bathman 10 Schahi (55 Pfennige), früher 5 Schahi.
Gerste, 100 Bathman 4 Toman, früher 1 Toman 5 Qran.
Reis, 1 Bathman 18—20 Schahi, früher 10 Schahi.
Linsen, 1 Bathman 10 Schahi.
Erbsen, 1 Bathman 10 Schahi.
Thee, $\frac{1}{8}$ Bathman 5—7 Qran.
Zucker, 1 Bathman $6\frac{1}{2}$ Qran.
Salz (Steinsalz), 1 Bathman 2—3 Schahi.
Stroh, 100 Bathman 1 Toman, früher 5 Qran.
Pers. Wein, guter, 1 Quart 18—20 Schahi.
Do. schlechter, 1 Quart 10—13 Schahi.
1 Pferd, 7—12 Toman.
1 Ochse zum Arbeiten, 5—7 Toman.
1 Ochse zum Schlachten, 3 Toman.
1 junges Kalb, 5—6 Qran.
1 Schaf, 4 Qran.
1 Lamm, 1 Qran.
Hammelfleisch, 1 Bathman 24 Schahi, früher 18 Schahi.
1 Huhn, 14 Schahi, früher 7—8 Schahi.
Butter, 1 Bathman 4 Qran 10 Schahi.

3 Eier, 1 Schahi.
Tabak, *Tumbaki*, 1 Bathman 2½—7 Qran.
Tütün, feiner, 1 Bathman 4—8 Qran.
ders. blättriger, 1 Bathman 3—4 Qran.
Holzkohlen, 4 Bathman 18 Schahi.
Holz, 100 Bathman 13 Qran.
Stearinlichte, 7 Pakete à 4 Stück, 9—10 Qran.

Das Tagesgespräch unter den Persern bildete um diese Zeit neben der stets zunehmenden Theuerung ein *Hindu*, welcher von Indien nach Persien gewandert war, um dem Mittelpunkt des Weltalls nichts Geringeres zu beweisen, als dafs er im Stande sei, Blei in Gold zu verwandeln. Für die Perser war der indische Adept ein Etwas, eine höchst wichtige Erscheinung, da sie unablässig bemüht sind, das Kunststück herauszubringen, wie man ohne *Mudakhìl* auf chemischem Wege oder durch geeignete Beschwörungen Silber und Gold machen könne. Viele Perser beschäftigen sich deshalb sehr eifrig mit der Wissenschaft der Alchymie (*kimiâ*, *kimiagerî*), und verschwenden oft ihr ganzes Geld und Besitzthum durch die unsinnigsten Ausgaben für ihre *Mäschq* oder Versuche (*mäschq kerdèn* Versuche oder Exercitien machen, auch von den Uebungen der Truppen, vom Kopiren der Bücher u. s. w. gesagt). Der Inder hatte die Ehre, seine Versuche in Gegenwart des Schah zu produciren. Leider entdeckte aber das scharfe Auge der Perser sehr bald, dafs die in Silber verwandelte Bleikugel nach wie vor dem Kunststück Blei geblieben und nur sehr geschwind escamotirt und durch eine silberne von gleicher Gröfse ersetzt war. Der entlarvte Hindu mufste mit Schimpf und Schande abziehen und Persien war um eine Hoffnung ärmer.

Nach dem Inder beschäftigte die nahe bevorstehende Ankunft des neuen englischen Eltschi die Welt am Fufse des Elburs. Sir Henry Rawlinson hatte Teherân am 17. Mai verlassen; in üblicher Weise begleitete ihn ein persischer Mehmendâr bis zur russischen Grenze. Sogar ein europäischer Wagen in der barocken Gestalt der Stambuliner Rumpelkasten, von sechs persischen Artilleriepferden gezogen, prangte in dem stattlichen Zuge des heimwärts kehrenden Eltschi, dem man von Herzen wünschen durfte, ohne Unglück im Wagen die Reise auf der persischen Landstrafse zurückzulegen. Obgleich altenglische „*Kaleskèh*“ und persische Karawanenwege so wenig

zu einander passen, wie eine Locomotive auf europäischen Pflastersteinen: so ist im Osten dennoch alles möglich und wird so lange ausgeführt, bis sich die eingetretene Unmöglichkeit in der thatsächlichsten Evidenz herausgestellt hat und selbst ein *Inschallah* nicht mehr weiter hilft.

Der neue englische Gesandte, Mr. Alison, sollte am 17. Juli in der Frühe eintreffen und der feierliche Istakbal war somit für diesen Tag auf 7 Uhr Morgens angesetzt worden. Ein persischer Brigade-General leitete persischer Seits die Einholung; die Europäer ritten dem neuen Gesandten nach üblicher Weise bis zu dem armenischen Dorfe *Wenek*, zwischen Kent und Teherân, entgegen.

Wir Preufsen schlugen von Rustemabad den beschwerlichen Weg über die Hügel in der Richtung von Sergendeh ein, und erreichten noch bei Zeiten das grofse weifse Zelt, worin der Gesandte zuerst von den Persern bewillkommt wird. Daneben war ein Wasserbassin angelegt und auf dem Rande desselben eine höchst geschmackvolle Gabe reifer Früchte in zierlichen Körben als Ehrengeschenk aufgestellt. Der neue Eltschi überwand die etiquettenreichen Höflichkeiten, wie sie jeder Eltschi überwindet, d. h. mit Geduld in das Unvermeidliche, und bei einer entsetzlichen Hitze zog er endlich gegen 11 Uhr Vormittags in das Neue Thor von Teherân ein. Wir Preufsen blieben nicht lange in der stickigen Stadt, sondern suchten gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem die gröfste Hitze vorüber war, unser luftiges Sommer-Campement baldmöglichst zu erreichen. Der Himmel war bei unserem Nachhauseritt mit dunklen, gewitterdrohenden Wolken überzogen, der Kegel des Demawend in düstere Luftschichten eingehüllt; ein heftiger Wind, der mit den in Persien so eigenthümlichen haushohen Staubwirbeln in der Richtung von Osten nach Westen dahinfegte, liefs es aber weder zum Regen noch zum Gewitter kommen.

Es ist ebenso wunderbar als erfahrungsmäfsig begründet, dafs der Mensch — vielleicht nur der europäische — von einer unerklärlichen Sehnsucht getrieben wird, grofse Höhen zu ersteigen, und dafs er mit freudiger Genugthuung und stolzem Selbstbewufstsein auf den Gipfeln der Berge gern zu weilen pflegt. Möglich, dafs diesem inneren Drange eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt, als sie in dem bekannten „auf den Bergen wohnt die Freiheit“ ausgesprochen wird: so viel steht fest, dafs der benachbarte Demawend seit unserer Ankunft auf der Hochfläche von Teherân fast täglich den Gedanken einer Besteigung anregte. Der Reiz, den riesigen Kegel

zu erklettern, lag neben der Sehnsucht nach der Höhe — und aufrichtig gestanden auch nach der Kälte — in der Vorstellung, zur Zahl der wenigen Menschen zu gehören, welche so glücklich waren, von der Spitze des Demawend aus einen Blick auf das wunderbare Naturgemälde in der Umgebung desselben zu werfen. Wir sahen uns im Geiste bereits auf dem steilen Gipfel, schauten über Mazenderan hin bis zu dem blauen Spiegel des kaspischen Meeres, sahen die Sonne auf- und untergehen, untersuchten die Schwefelhöhle, mit einem Worte, wir schwelgten bereits in Genüssen, von denen wir kaum eine richtige Vorstellung haben konnten, ohne mehr als Carl Ritter's allerdings ausführliche und vortreffliche Beschreibung des Demawend zu kennen.

Hr. Baron v. Minutoli, der neben den Geschäften, welche von seiner Stellung unzertrennlich waren, jede Anregung zu einer Thatsache ausführte, sobald ihr ein praktischer oder wissenschaftlicher Zweck zu Grunde lag, — setzte mit jugendlicher Frische und Spannkraft den Plan der Besteigung des Demawend in kürzester Frist durch. Nach den Angaben des in Teherân durch langjährigen Aufenthalt unter den Persern einheimisch gewordenen Arztes Dr. Schlimmer, von Geburt ein Holländer, sollte der Demawend in der Zeit vom 25. Juli bis zum 10. August, in welcher die sommerliche Hitze ihr Maximum zu erreichen pflegt, ganz nebelfrei sein. In Folge dessen wurde die Abreise auf den 24. Juli angesetzt, ein Tscherwadar gedungen, der seine Maulthiere für zwei Qran täglicher Miethe hergab, die kleine Karawane ausgerüstet und an dem festgesetzten Tage in aller Frühe aufgebrochen.

Unsere Expedition bestand aus dem Chef unserer Gesandtschaft, aus Hrn. v. Grolman, drei diplomatischen Personen der englischen Gesandtschaft, den HH. Watson, Fane und Dolmage, aus meiner Wenigkeit, zwei europäischen Dienern und etlichen persischen Bädschehs, im Ganzen aus etwa zwanzig Personen und einer gleichen Anzahl von Maulthieren. Einen sehr wichtigen und kostbaren Theil des Gepäckes bildeten die physikalischen Instrumente, bis zum Barometer und Thermometer hin, welche die beschwerliche, aber nichts destoweniger sehr heitere Wanderung mit unternehmen sollten. Meinen lieben englischen Freunden mufs ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs sie bis zum kleinsten Toiletten-Gegenstand hin nichts vergessen hatten, was ein Gentleman als nothwendige Dinge für sein *bed-room* betrachtet. Im schneidenden Gegensatz dazu hätte einer

unserer deutschen Diener uns beinahe zu ächt persischer Efsweise verdammt, indem er vergessen hatte, die europäischen Tischgeräthschaften dem Küchenapparat beizufügen.

Die Nacht vom 23. zum 24. Juli war äufserst schwül und drückend gewesen, und erst gegen Morgen kühlte sich die heifse Luft ein wenig ab. Doppelt vergnügt rückten wir auf unseren Thieren in das freie Feld hinaus, indem wir die Richtung nach Osten einschlugen. Der Weg konnte gar nicht verfehlt werden; der Demawend leuchtete uns deutlich als riesiger Wegweiser selbst über die höchsten Punkte des Elburs entgegen. Das Land, über das wir hinwegritten, war hügelig, dürr, steinig; um so angenehmer im wechselnden Contrast der Anblick der Dörfer und Baumgruppen, welche dicht am Fufse des Elburs oder in der Ebene nach Teherân zu im Strahl der aufgehenden Sonne an uns vorüberzogen. Je mehr wir uns den östlichen Erhebungen näherten, je steiler wurde die Strafse, je schwieriger das Terrain. In der rauhen hohen Felsgasse, welche uns nach der Höhe in Windungen führte, trat uns der in Persien so häufige Anblick der erstorbenen Natur in einer ebenso ernsten als eigenthümlichen Weise vor die Augen. Links vom Wege ab sah man die Spur einer vor Kurzem bei der übergrofsen, dörrenden Hitze versiegten Quelle. Mit der Wasserfülle hatte auch die Lebenskraft eines daneben stehenden Baumes aufgehört, der ohne Blätter, bestaubt, ausgetrocknet, seine Zweige und Aeste wie ein Gerippe dem vorüberziehenden Wanderer klagend entgegenstreckte. Der seltsame Zufall hatte es gewollt, dafs an derselben Stelle ein Esel, ob vor Ermattung und Entkräftung oder vor Durst, wer wufste es zu sagen, sein Ende gefunden hatte. Er stand an einen Felsblock gelehnt aufrecht da, in schreitender Stellung, den rechten Fufs vorgesetzt, mumienartig ausgetrocknet. Nur seine Stellung hatte ihn vor dem Schicksal eines Leichenschmauses bewahrt. Fällt ein Thier auf den persischen Karawanenstrafsen, so sind Adler und häfslich aussehende Geier stets in der Nähe, um mit gierigem Schnabel in kurzer Zeit das Fleisch des Aases in ihren Magen zu befördern. Der Nachtisch am Leichenschmause fällt den Raben zu. An die weifsen Leichengebeine, welche die Strafsen Persiens in unerquicklicher Fülle bedecken, gewöhnt sich der Reisende schliefslich so sehr, als gehörten sie zur nothwendigen Strafsenarchitektur und -Ornamentik. Ein ausgedörrter stehender Esel erregt aber billig Aufmerksamkeit, vorzüglich in einer Umgebung, die es doppelt mächtig empfinden läfst, wie die todte

Natur in einer wüsten Einöde peinlich und niederdrückend auf das Gemüth eines lebenslustigen, vergnügten Menschen wirkt.

Auf dem höchsten Punkte des ersten Theiles unserer Wanderung angelangt, hatten wir den Genufs einer reizenden Aussicht über das Thal des *Dschadscherûd.* Eine nicht sehr breite Ebene zieht sich in grader Richtung von Norden nach Süden hin, eingefafst von gigantischen Felsmauern, die nach Osten und Westen hin fast senkrecht in die Höhe steigen und nur an zwei Punkten, in der Nähe unseres Haltes, eine wenn auch unbequeme Passage gestatten. Nach Süden hin erweitert sich die Ebene zu dem höchst malerischen Bilde einer freilich gletscherlosen Schweizerlandschaft. Baumreiche Dörfer liegen da zerstreut auf Höhen und in den Tiefen, rings eingeschlossen von jenen wundersam gestalteten Bergkolossen, welche den eigenthümlichen Charakter der persischen Gebirgslandschaft bilden, im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten. Die Morgenbeleuchtung, voller Duft und Wärme, trug das ihrige dazu bei, dieses Panorama zu einem zarten, unendlich schönen, ja bezaubernden Bilde zu erheben, von dem es fast unmöglich war, sich bald zu trennen.

Wir stiegen die steile, nur für Reiter auf Maulthieren einigermafsen sichere Strafse, über und zwischen Felsblöcken hindurch, in das Thal des *Dschadscherûd* hernieder. In seinem steinigen Bette brauste der Flufs, welcher sich in die grofse Salzwüste im Süden spurlos verliert, mit lautem Gemurmel und in krystallenem Glanze seines klaren Wassers dahin, dicht an der Felsenmauer vorbei, welche sich an seinem linken Ufer erhebt, mit vielen Höhlen und Löchern, an denen stellenweise künstliches Mauerwerk sichtbar war. Hier haben Menschen gehaust oder hausen noch, wahrscheinlich Troglodyten, die den benachbarten Ilats angehören.

Eine steinerne, sehr steile Brücke führt über den Flufs aufwärts nach einem so abschüssigen Gebirgspfade, dafs Mensch und Thier athemlos keuchend nur mit Anstrengung die Höhe zu erklimmen im Stande ist. Das landschaftliche Bild auf der Hochfläche scheint eine Fortsetzung der Schimraner Berge zu sein, nur getrennt und abgeschnitten durch die Einsenkung des Dschadscherud. In einem wasser- und baumreichen Dorfe, das in seiner landschaftlichen Physiognomie an manche poetische Oertlichkeit des oberösterreichischen Gebietes erinnerte, machten wir 9 Uhr Morgens nach einem Ritte von vier Fersach Halt. Bei dem Dorfe, welches den Namen *Jalenduck*

(oder *Jalenduhek*) führt, schlugen wir an einem laut rieselndem Bache unter schattigen Weiden unsere Rast für wenige Stunden auf.

Um 3 Uhr Nachmittags setzten wir unseren Marsch in südöstlicher Richtung fort. Steile Berge und eine Reihe von Querthälern bildeten das nächste Terrain, bis wir zuletzt auf schlechten Pfaden neben schwindelnden Abhängen vorbei nach dem überraschend baumreichen Orte *Lawiston* gelangten. Von hier aus beginnt die Landschaft in stets wechselnder Gestaltung vulkanisch zerrissener Felsmassen im Vordergrunde, riesiger, zusammenhängender Ketten im Hintergrunde, wasserreicher Thäler in den Niederungen, an lieblicher Schönheit sich von Stunde zu Stunde zu streiten. Nach einem Ritte von anderthalb Fersach von Jalenduek aus war das heutige Menzil, der Ort *Afdschèh* glücklich erreicht.

Afdschéh, terrassenförmig aufsteigend zu einer von frischgrünen Baumgruppen gekrönten Bergkuppe, weckt alte Erinnerungen an den ehemaligen *Sadrazâm*, den Urheber vieler guten Einrichtungen und Bauten in Persien. Der jetzt in der Verbannung lebende Premier-Minister, dem das Dorf gehört und dem es jährlich eine Summe von 150 Toman als Tribut zu zahlen hat, errichtete auf dem höchsten Punkte des Dorfes ein Schloſs mit Balconen, Terrassen, Gärten und Cascaden, das durch ein unübertrefflich schönes Panorama über die Gebirgsformen im Hintergrunde hin lohnt. Immer höher und höher erheben sich vier lange Ketten übereinander, und verschwinden zuletzt, doch in scharfer Begrenzung der Umrisse, hinter den Bergmassen im Vordergrunde, welche wie ein Rahmen das herrliche Bild von beiden Seiten abschneiden.

Wir bezogen das Schloſs als Nachtquartier und hatten die Genugthuung, von einem braven Seraidâr des Sadrazâm in aufmerksamster Weise bedient zu werden. Im Innern lag ein europäischer Patient, einer der Secretäre der russischen Gesandtschaft. Auf einem Abstecher nach den kühlen Thälern des Demawend war der Arme vom Nervenfieber ergriffen worden und muſste nun hier, allein, ohne andere Unterstützung als die seiner persischen Diener, den Verlauf der Krankheit abwarten, die glücklicherweise sich zum Besseren gewendet hatte. Mr. Pawloff war bereits Reconvalescent, als wir mit Sack und Pack in den Hof des Serai einrückten.

Der Anblick über das Dorf hin, von der Terrasse des Schlosses aus, war unterhaltender Natur, da er die Beantwortung mancher, sonst unerlaubten Fragen an das alltägliche Leben der Dörfler gestattete. Ein Grund-

zug der persischen Sitte scheint es zu sein, dafs auf dem platten Lande die Weiber und Kinder den gröfsten Theil der Arbeiten verrichten müssen, während die Männer lungern und mit dem Rauchen des Kaliun die kostbare Zeit todtschlagen. Die Weiber dürfen nur gelegentlich einen Zug aus der Wasserpfeife thun, die in Städten und Dörfern ein sehr beliebtes Unterhaltungsmittel der persischen Damenwelt ist.

Wir legten uns zeitig nieder, um am nächsten Morgen desto früher aufbrechen zu können. Trotz des regelmäfsig am Abend nach Sonnenuntergang eintretenden Windes, welcher die Luft abkühlt und reinigt, war die Schwüle in der Frühe des 25. Juli sehr drückend und erschlaffend. Das Thermometer zeigte um 3 Uhr Morgens nicht weniger als + 17 ° R. Eine Stunde später zogen wir aus dem Schlosse, herniedersteigend zum unteren Rande des Dorfes, auf dessen Hütten, oben auf den Terrassen, Männer, Weiber und Kinder unter dünnen Decken noch in tiefstem Schlafe begriffen waren. Nachdem wir einem lautmurmelnden Bache als Wegweiser gefolgt waren, der in der Nähe reicher Felder und üppig wuchernder Pflanzen- und Baumfülle zu äufserst traurigen Felsmassen vor uns geleitete: erstiegen wir allmählig einen schmalen Bergrücken, der sich in einem vulkanischen Thale wie ein Eisenbahndamm, an der linken Seite nach dem Bache hin abfallend, in bedeutender Steile erhebt. Die Bergmassen, die Felsen, die Steine zu unseren Füfsen, alles ist riesig, kolossal, vulkanisch, grauenhaft, schweigsam, und erinnert lebhaft an die enge Felsenspalte des ägyptischen Todtenthales von Biban-el-moluk, nur hier alles gröfser, gewaltiger. Am Ausgange desselben öffnete sich ein weiter Bergkessel, von Massen eingeschlossen, die im Verhältnifs zu den eben beschriebenen Felsen standen, wenn nicht sogar dieselben übertrafen. Eine spärliche Vegetation bedeckte einzelne Stellen des Bodens, auf dem wir standen. In einer dunklen, schattenreichen Ecke des Bergkessels hatten Nomaden fünf oder sechs ringsum mit Matten bedeckte Zelte aufgeschlagen; schmutzige Weibsbilder safsen in der Nähe und bereiteten in folgender eigenthümlichen Weise die Butter. Zwischen drei Stöcken, die oben miteinander verbunden sind, unten stuhlartig abstehen, hängt ein mit Milch gefüllter Ziegenschlauch, der von den Weibern heftig hin und her geworfen wird. Nach kurzer Frist ist die Butter fertig; freilich sieht sie nicht sehr appetitlich aus und Jemand, der sich bei dem Anblick von Haaren in menschlichen Nahrungsmitteln ereifert, würde bei dem Anblick der Ilat-Butter aus der Haut fahren. Ein männ-

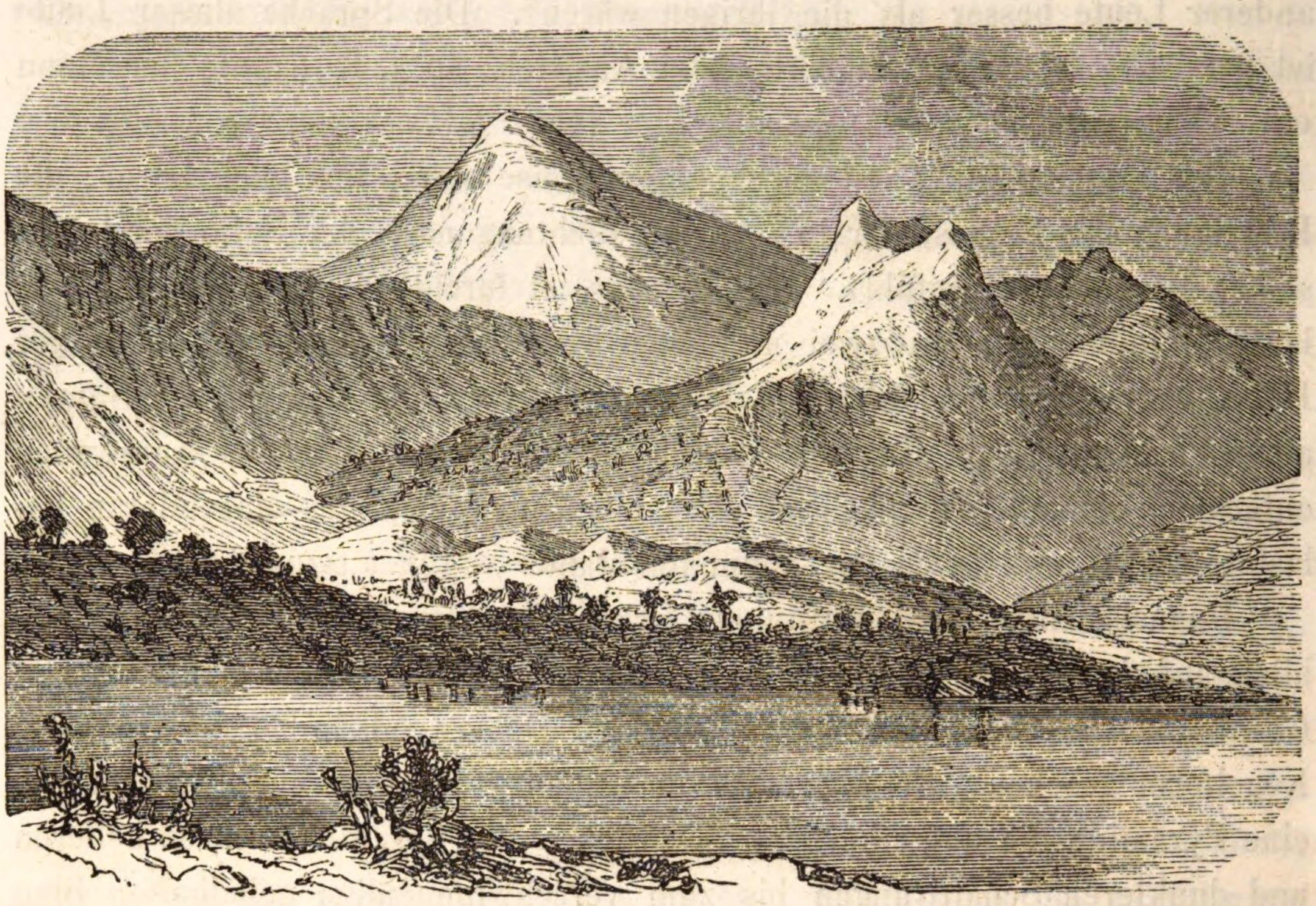
liches Mitglied der Tribus, welche uns als *Helauwân* bezeichnet wurde und deren Zahl *kheili!* d. h. „viel, sehr grofs" sein soll, beeilte sich, uns Brot, Eier, Milch und Wasser anzubieten. Es gestand sehr offen und treuherzig, dafs sein Stamm am meisten durch Stehlen gewinne und gab als Grund dieser charakteristischen Eigenschaft äufserst naiv an: „weil die Sachen anderer Leute besser als die ihrigen wären". Die Sprache dieser Leute ist persisch, jedoch mit dialektischem Anstrich; so z. B. nannte der Mann ein Schaf (persisch *berrèh*) *gurrèh*, Eier (pers. *tokhmeh-murgh*) *dschily*.

Der schwierigste Theil der heutigen Reise stand uns noch bevor, die Besteigung des Berges, der in östlicher Richtung nach der Seite der Landschaft Mazenderan hinführt. Die Passage ist furchtbar. Der Weg führt in lauter Windungen etwa zwei und eine halbe Stunde aufwärts, in steiler Höhe, über grofse und kleine Felsstücke hinweg, hier und da mit Spuren alten Pflasters. Zum Unglück kamen uns Esel- und Maulthier-Karawanen entgegen, die mit Waaren, vor allen mit Holzkohlen aus Mazenderan belastet waren, und denen wir kaum im Stande waren auszuweichen.

Unauslöschlich wird mir in der Erinnerung der feenhaft prächtige Anblick auf der Höhe des Berges sein, die hier den Namen des Passes von *Gosch-khanah* führt. Nie hatten wir den Demawend in so massenhafter Kegelform gesehen. Er überragte in seinen kolossalen Verhältnissen wie eine Pyramide die aufgethürmten Bergrücken vor uns, die in ihren helleren und dunkleren Schattirungen bis zum verschwimmenden nebelhaften Blau hin einen wunderbar malerischen Anblick gewährten. In der Tiefe, zu unseren Füfsen, lag mindestens 2000 Fufs unter uns eine breite Ebene, welche die Berggruppen diesseits und jenseits von einander trennte. Die Vegetation war hier wie auf unserem übrigen Wege, den wir an dem heutigen Tage zurückgelegt hatten, mit Ausnahme der kurzen Strecke hinter *Afdschèh*, spärlich, dürftig, auf wenige magere Pflanzenformen beschränkt, die hier und da zwischen den Steinen und unter schattigen Felsblöcken Wurzel geschlagen hatten.

Eine Stunde dauerte auf ziemlich breitem, wenn auch abschüssigem Bergpfad das Herniedersteigen. Seitwärts rechts von unserer Strafse erhob sich eine mächtige Felswand, deren Steilabfall stets riesiger wurde, je mehr wir uns der Ebene zu unseren Füfsen näherten. Auf der letzteren hielten wir uns auf der rechten Seite, begegneten daselbst von Neuem einigen Zelten der Ilat und hatten endlich die Freude, durch den vielarmigen *Lâr-*

Flufs zu ziehen. Ein hügelreiches Terrain führt schliefslich nach der rechten Ufer des Flusses und nach dem wild-romantischen Thale, in welchem die Europäer bei eintretender Pest, Cholera, oder bei starken Fieberanfällen und Dyssenterien auf längere Zeit ihr Lager aufzuschlagen pflegen.



Um 1 Uhr Mittags stiegen wir von unseren Thieren, um in die Zelte des türkischen Geschäftsträgers einzutreten, der hier auf ein Paar Wochen mitten unter den Nomaden des Demawend sein Menzil aufgeschlagen hatte und uns gastfreundschaftlich eine Raststätte anbot. Der *Lâr* (hier auch *lalau*, *lal-âb?* der „Stumme", genannt) hat eine Breite von zehn bis funfzehn Ellen, und eine Tiefe im Durchschnitt von zwei bis drei Fufs. Er fliefst geräuschlos dahin und in seinen klaren, gelblich spiegelnden Fluthen spielen Tausende von Forellen (*qyzyl-lâleh*) lustig hin und her. Unsere Diener fingen in einem Netze an dreihundert Stück in dem Zeitraume einer Stunde. Es versteht sich von selber, dafs unsere englischen Begleiter ihre Patent-Angelruthen auswarfen, um den ganzen Nachmittag über am Ufer des Wassers zu stehen und einen Fisch nach dem andern auf das thauige Gras zu schleudern.

Die Tribus, 3000 Köpfe stark, welche hier und in den anstofsenden Thälern auf drei Sommermonate ihre Zelte aufzuschlagen pflegt, ist im fieberreichen, sumpfigen *Weramîn*, ungefähr acht Fersach von Teherân in südöstlicher Richtung entfernt, ansäfsig und führt den Namen *Hedawend* oder *Hudawend*. Sie wandert mit ihrem Häuptling, gegenwärtig *Hanler-Khan*, und mit ihren Heerden alljährlich hierher und mufs für das Weideland im Lar-Thale 1500 Toman an ihren Khan zahlen. Die Weiber gehen unverschleiert; eine einfache, aber weder ungeschickte noch geschmacklose Industrie derselben besteht in der Weberei von Socken, Handschuhen, Mützen und dergleichen.

Hanler-Khan ist ein grofser, schöner, breitschultriger, schwarzbärtiger Perser, etwa 48 Jahr alt, Vater einer sehr zahlreichen Familie. Er empfing uns in seinem einfachen, aber reinlichen Hause, dem einzigen in dieser wilden Berglandschaft, das auf einem erhöhten Punkte errichtet ist, und bewirthete uns in ächt orientalischer Weise. Unter den Gaben der Gastfreundschaft zeichneten sich ganz vorzügliche Melonen und Aprikosen aus, Weraminer Ursprungs, die wegen ihres zuckerhaltigen Saftes weit und breit berühmt und gesucht sind. Nach Teherân wandern allein alljährlich für 2000 Toman Melonen. Der Khan, ein unternehmungslustiger Nomadenfürst, erzählte von seinen Absichten, hier im Thale von Lar ein Musterdorf für zweihundert Familien anzulegen und bat unsern Chef um Rath und Hülfe, „da er ja ein Deutscher sei, und die Deutschen, wie er gehört habe, ganz vorzügliche Kolonisten seien.“ Er wufste sehr genaue Kunde von den Eigenthümlichkeiten dieser Gegend zu geben, bis zu den Windrichtungen hin, welche im Winter von Osten nach Westen, im Sommer von Westen nach Osten wehen, und geleitete uns zu den beiden Hauptquellen des wasserreichen Thales (von den Türken „das Thal der vierzig Quellen“ genannt), zu der, welche den Namen *'Ain Kadschar* „Kadscharenquell“ führt, und zu der andern, welche *'Ain-el-heijât* „Lebensquell“ heifst. Er wufste ebenso gut mit der früheren Geschichte des Thales Bescheid und erzählte, dafs nach persischen Chroniken vor mehreren hundert Jahren dasselbe bewohnt und bebaut gewesen wäre. Als Doctor oder *Hakîm*, mit dem Doppelsinn von Gelehrter und Arzt, mufste ich, geleitet von seinem *Naib*, in ein besonderes Zelt treten, um zwei fieberkranken Frauen und einer andern, welche vom Aussatz geplagt war, meinen ärztlichen Rath nicht vorzuenthalten. Wie alle Weiber des Morgenlandes, Kindern ähnlich, erwiederten

sie auf meine Frage, wo der Sitz ihres Leidens wäre: *indschâ derd miküned* „hier thut's weh" und legten die Hand auf das Herz.

Am 26. Juli traten wir unsere Weiterreise an über *Ask* und *Reinah* nach *Abigerm*, am Fufse des Demawend. Immer aufsteigend in nordöstlicher Richtung erreichten wir einen neuen, wild romantisch gelegenen Thalkessel, in welchem der Stamm des *Il Selsepûr*, wie man sagt anatolischen Ursprunges, seine Zelte aufgeschlagen hatte. Zahlreiche Ziegen-, Schaf- und Eselheerden weideten hier auf den mageren Wiesen. Der Kegel des Demawend schaute von oben herein, und seine riesigen Umrisse gestalteten sich fortan schärfer und deutlicher, kantiger. Der Weg wurde von hieran immer schwieriger, immer steiler. Von der Stelle aus, wo wir die Zelte der *Selsepûr* gelassen hatten, bogen wir in ein kleines, wildes Thal ein, durch welches ein ziemlich breiter Bach in der Richtung unserer Strafse über Geröll und Felsenstücke dahinflofs. Auf den Abdachungen niedriger Hügel sahen wir cyklopenartige Spuren einer früher bewohnten Stätte, welche uns die Nomaden unter dem Namen *Dschou* oder *Dschau* näher bezeichneten. Diese Spuren bestanden aus regelmäfsigen, aus vulkanischem Gestein roh aufgethürmten Steinmassen in einem Viereck ohne Zusammenhang, die sich stundenweit bergauf und bergab hinziehen. Hier und da zeigen sich die Ueberreste einer Mauer, ebenso cyklopisch angelegt als die thurmartigen Vorsprünge an verschiedenen Stellen. Wir sahen hier zum erstenmale die deutlichen Spuren von Lavagestein, zum Theil in Gestalt mächtiger Blöcke, welche im Innern eine Menge blasenartiger Löcher haben. Die ganze Gegend scheint eine grofsartig angelegte Nomaden-Wirthschaft gewesen zu sein. Möglich, dafs hier die Mongolen unter Dschingis-Khan ein Sommerlager aufgeschlagen hatten.

Eine nähere Untersuchung schien zu ergeben, dafs der Demawend südlich und östlich von einem Ringe steilabfallender Berge mit spitzem Kamme umgeben ist, während der eigentliche Kegel sanft abfällt, doch mit einzelnen Thälern dazwischen. Der schmale und schauerliche Weg an den Steilabfällen, welche zum Thal des *Haras*-Flusses absenken, führte zuletzt zu den Pässen, welche sich im Angesicht der tief liegenden Stadt *Ask* auf luftiger Höhe erheben. Das Thal des *Haras*-Flusses, der bei *Ask* vorbeirauscht, bietet grofsartige Naturgemälde dar. Die kolossalen Bergwände im Hintergrunde, auf dem rechten Ufer des Flusses, steigen mehrere Tausend Fufs in die Höhe und setzen sich östlich zu langen steilen Ketten mit vielfacher Gliederung

fort. Der Anblick von der schwindelnden Höhe aus, auf welcher unsere Karawane dahinzog, war überwältigend prachtvoll. Selten tritt die Natur auf einem verhältnifsmäfsig kleinen Gebiete in so wunderbar riesiger Gestalt entgegen. Gegen 2 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf *Reinah*, aus massiven Steinen erbaut, auf der Höhe gelegen, welche bis nach Ask hin die Gegend beherrscht. Ein Perser, welcher „tausend Dinge“ haben wollte, beherbergte uns à la persan mit Milch, Eiern, Käse und Honig. Andert-halb Fersach weiter lag endlich das Ziel unserer Wanderung für den heutigen Tag, das Dorf *Abigerm* vor uns.

An der östlichen Seite des vulkanischen Bergkegels Demawend ruht dasselbe in einem kleinen, terrassenförmig steil ansteigenden Längenthale; seinen Namen Abigerm, zu deutsch „Warmbrunn“, führt es der dampfenden Schwefelquelle wegen, die ihr heifses (+ 52 ° R.) Wasser aus einer Felsenspalte hervorsprudeln läfst, um dasselbe allmählig abgekühlt dem tief unter ihr vorbeifliefsenden Harafsflusse zuzuführen. Die Quelle, eingeschlossen von einer viereckigen Steinumwallung, wird zunächst nach einem Bassin abgeleitet, das für die badende Männerwelt bestimmt ist, während die Frauen und Kinder in einem bedachten, nach Art persischer Bäder erbauten Raume nahe dabei in das + 48 ° warme Wasser niedersteigen, um hier stundenlang und, wie es scheint, mit Behagen sitzen zu bleiben. Die kleinen Wiesen mit ihren schattigen Bäumen dienen den Persern männlichen und weiblichen Geschlechts, die auf ihren bunten Teppichen niederkauern, als öffentliches Auskleidezimmer, ohne im mindesten Anstofs zu erregen, da die Gewohnheit hier zur Sitte geworden ist.

Von der südlichen Thalseite her traf unsere Karawane zum Erstaunen der persischen Badewelt ein, da die Besuchenden diesmal Europäer waren. Die Karawane rückte in das Thal ein, bei den Badenden und sich Auskleidenden vorbei, und schlug ihre Rast auf einem kleinen erhöhten Plateau unter persischen Zelten auf. Der Zweck der Ankunft war nicht, wie ein scharfsinniger Perser laut äufserte, die bis nach Frengistan hin weitberühmte Heilkraft der heifsen Quelle zu erproben, sondern um den hinter Abigerm allmählig höher und höher aufsteigenden Demawend bis zum Gipfel zu erklimmen, ein Unternehmen, dem sich Mancher unterzogen hatte, ohne in den Krater des Vulkans einen Blick geworfen zu haben.

Eine gehörige Stufe der steilen Riesentreppe war freilich schon erstiegen, denn Abigerm liegt bereits 6000 (?) Pariser Fufs über dem Spiegel

des Meeres; ein gutes Stück blieb zu erklettern übrig. Wieviel, das wufste Niemand, da die Angaben früherer Reisenden von 14,000 bis 21,000 Par. Fufs abweichen, und eine Differenz von 7000 Par. Fufs dem Himmel näher immer in die Wagschale fällt. Die Expedition hatte sich den wissenschaftlichen Zweck gestellt, einigermafsen sichere Angaben für die Höhenbestimmung des Berges zu gewinnen; da aber leider die Ungeschicklichkeit der berittenen persischen Diener die mitgeführten Barometer durch Schütteln und Umdrehen untauglich gemacht hatte, so blieben die Experimente auf zwei vortrefflich gearbeitete englische Hypsometer beschränkt, die bereits auf der Höhe des Passes von Gosch-khanah ihre Dienste geleistet hatten. Bei einer Lufttemperatur von 68 ° F. siedete da das Wasser bei 194 ° F.

Freitag den 27. Juli, 12 Uhr Mittags, wurde die Besteigung begonnen, zunächst auf die Maulthiere, die noch rüstig genug waren, die europäischen Pilger bis zu einer bestimmten Höhe des Demawend zu tragen. Sechs Führer, die Füfse mit Ziegenfellen umwunden, mit grofsen Stöcken ausgerüstet, von denen sie entsprechende Exemplare den Europäern eingehändigt hatten, begleiteten den Zug. Einer derselben hatte den Berg mit Europäern siebenmal erstiegen, ob bis zur ganzen Höhe glaube ich ihm nicht.

Aufwärts steigend wurde zuerst das eigentliche, halb zerfallene Dorf Abigerm passirt, ein elender Ort, über dessen Mauern die Weiber neugierig ihre halbverhüllten Köpfe hervortauchen liefsen, um die fremde Karawane in Augenschein zu nehmen, während sich ein männlicher Bewohner beeilte, dem preufsischen Gesandten an Früchten, zierlich geordnet, ein *Pischkesch* oder Gastgeschenk zu Füfsen zu legen, natürlich nur in Hoffnung eines würdigen *Enâm's* oder klingenden Dankes. Bis zum Kamm des Berges, hinter Abigerm, folgte man dem Laufe einer ziemlich klaren Quelle. Nun ging es auf der andern Seite wieder steil herunter nach einem engen Thale, durch das sich mitten durch ein breiter, sehr regelmäfsiger Lavadamm bis zum Dorfe *Gernah* hinzog. Auf dieser ganzen Strecke zeigte sich ein merkwürdiger Reichthum frisch aussehender und blühender Pflanzen, dem Auge ein angenehmer Anblick, zwischen den grofsen und kleinen Steinblöcken, mit denen der Boden bis zum höchsten Gipfel des Demawend ohne Unterlafs in reichster, überlästiger Fülle bedeckt ist.

Vom engen Thale aus gesehen, lag wie eine grofse steile Mauer ein neuer Berg vor Augen, der von den Thieren zu erklimmen war. Beinahe alle zehn Schritte mufste Halt gemacht werden, um denselben die nöthige

Erholung zu gönnen. Auch das ging, einige Zwischenfälle abgerechnet, glücklich vorüber und nach stundenlangem Klettern befanden sich die Reisenden auf dem Gipfel, um sich mit einemmale des prächtigen Anblicks zu erfreuen, der sich als riesiges Panorama vor den überraschten Augen nach



und nach entwickelte. Dicht vor lag der schneeige Gipfel des dunkelschattigen Kegels, der sich hier von der Spitze aus wie eine breite Masse zu strahlenförmigen Ausläufern abdachte, die im Thale des Haras steil abfielen, während am andern Ufer des genannten Flusses eine vom Sonnenglanz grell erleuchtete, die Augen blendende Felsenmasse in mächtiger Höhe emporstieg, hier und da, zur halben Höhe hin, mit reichlicher Vegetation, ja sogar mit menschlichen Wohnungen bedeckte schräge Plateaus zeigend.

Mit lautem Geräusch stürzt sich tief unter uns eine schmutzige Quelle in einen dunkeln Schlund, wohl nur der Abfluſs eines der vielen Schneestreifen, mit denen der Berg, breit und lang, bedeckt ist, während jenseits derselben auf einem der Ausläufer eine zahlreiche Pferdeheerde die duftigen Kräuter abweidete. Noch muſsten auf einem unbeschreiblich steinigen und gefahr-

vollen Wege mehrere Quellen passirt werden, ehe man das kleine Plateau erreichte, wo auf einige Tage das Lager aufgeschlagen werden sollte.

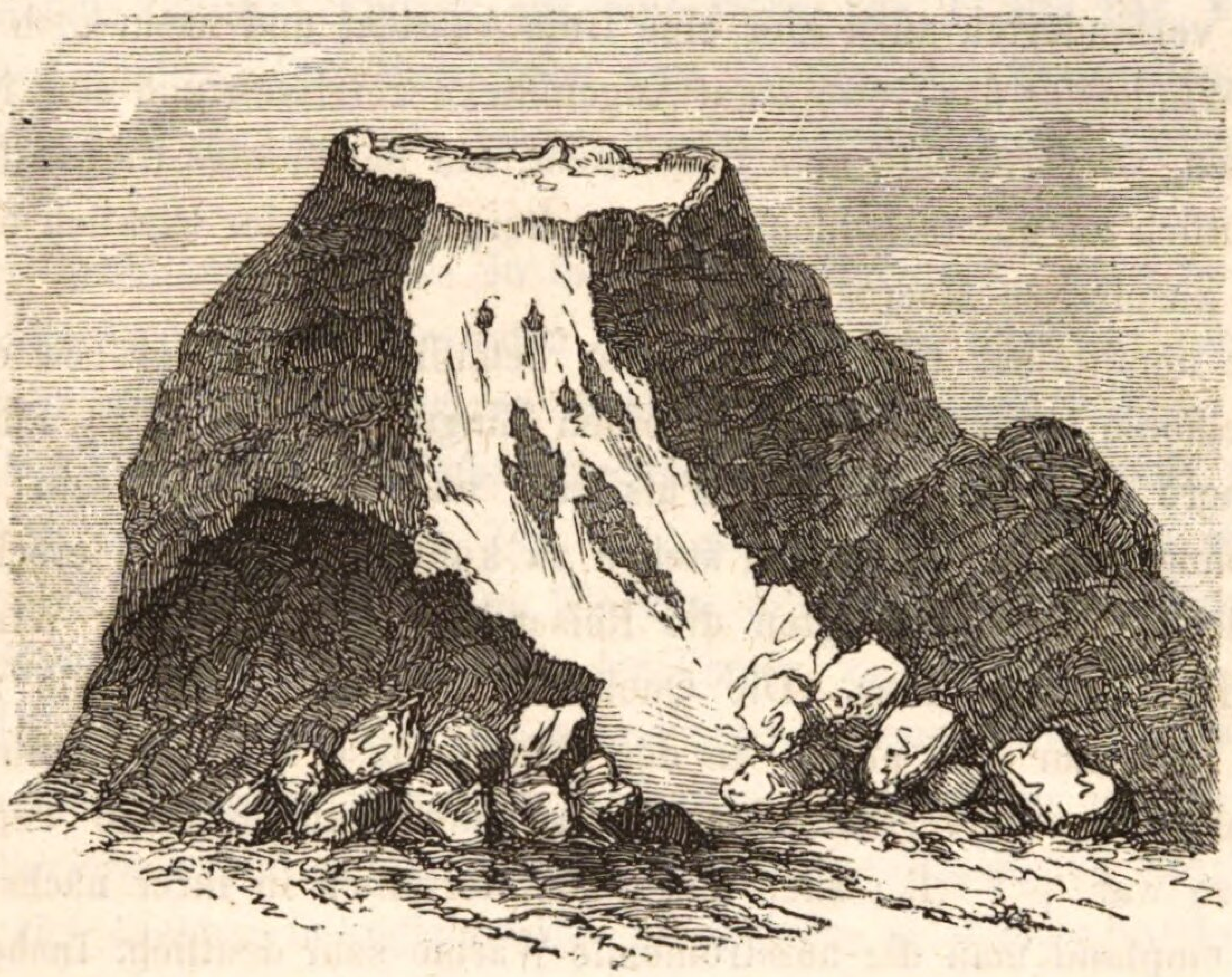
Die Sonne war eben zu Rüste gegangen, die Luft, anfangs so angenehm kühlend, wurde immer schärfer, der Wind immer eisiger. Man kroch unter das winzig kleine, in einer Steinumwallung aufgeschlagene Zelt, um Schutz zu finden; es machte sich diese Nacht und die folgenden über bei der Mehrzahl der Mitglieder eine eigenthümliche, wie der Alp drückende Brustbeklemmung bemerkbar, wahrscheinlich eine Folge der verdünnten Luft. Diesen und die beiden folgenden Tage zeigte das Thermometer des Morgens im Schatten 44 bis 59 ° F., in der Sonne 59 bis 63 °, bei Sonnenuntergang 41 °. Bei einer Temperatur von 44 ° F. kochte, 7 Uhr Morgens, das Wasser bei 189,2 und 190 ° F. Von Thieren bemerkten wir hier kleine Erdspinnen, Schmetterlinge, sammetartig glänzende schwarze Bienen und hier und da eine Fliege.

Am folgenden Tage, d. 29., begann die eigentliche Besteigung. Man brach um 5½ Uhr Morgens auf, blieb auf der südlichen Seite und erkletterte einen mächtigen Steinhügel, dessen hohe und steile, wild durcheinander geworfenen Blöcke das durch die Athmungsbeschwerden schon genugsam schwierige Vorwärtskommen immer mehr und mehr verlangsamten und oftmalige Ruhepunkte erheischten. Drei Stunden hatte der Weg gedauert, wobei die Füfse auf das Empfindlichste schmerzten, als der eigentliche Lavakegel begann, auf dessen krustenförmigen Absätzen, über halbflüssige Schneelagen hin, das Klettern nur mit grofser Vorsicht möglich war. Kopfweh und Uebelkeit trat schon hier bei einigen der Reisenden ein. Der dritte Theil der Besteigung, wie es schien der ermüdendste, mufste auf schlüpfrigem Geröll unternommen werden; hier und da gewährten schräg liegende Blöcke mächtigen Umfangs die einzigen Stützpunkte den Fallenden.

Die Luft war eisig kalt, fortwährend jagten Wolken und Nebel über den Gipfel des Berges hin und verhinderten die vielgewünschte freie Aussicht nach Manzenderan und dem kaspischen Meere.

Trotz der vielfachen Beschwerden, von denen am meisten die Athmungswerkzeuge betroffen wurden, forderte Baron v. Minutoli die übrigen Reisenden zur Ueberwindung des letzten, freilich schwersten Hindernisses auf und ging auf einstimmige Acclamation mit dem besten Beispiele voran. Das Schneefeld, das wir vor uns hatten, und unter dessen wässeriger Oberfläche sich tiefe Spalten und Schlünde bergen konnten, wurde glücklich

überwunden, obgleich einer unserer englischen Mitreisenden plötzlich verschwand und nur durch die Geistesgegenwart und schnelle Hülfe eines der Führer vor dem Versinken gerettet werden konnte, — der Kamm mit gröſster Mühe erklettert und, o Täuschung, ein neues, allmählig ansteigendes Schneefeld erhob sich vor den Blicken der beinahe todtmüden Reisenden. Eine ganze Stunde erforderte die Passage desselben. Da zeigte sich



erst der eigentliche kegelförmige Gipfel, gelblich grün schimmernd, eine Folge der glänzenden Schwefelkruste, mit welcher das ganze Gestein bedeckt war. Aus jeder Felsspalte sahen reine Schwefelkristalle heraus, an welchen sich wieder Schnee- und Eisblumen angesetzt hatten, die in grünlichem Farbenglanze spielten. Beim Besteigen des Kegels machte sich die erhöhte Erdwärme unter den Füſsen und der Schwefelgeruch in auffallendster Weise bemerkbar. Die Nordostseite des Kegels fällt steil ab und es tritt hier zwischen der Asche und dem Schwefel der rothe Trachyt zu Tage. Der Krater, der um 1 Uhr erreicht wurde, war in seiner ganzen innern Ausdehnung mit Schnee angefüllt und senkte sich auf etwa 20—30 Fuſs. Durch seine Mitte lief, muthmaſslich durch zwei scharfe Winde gebildet,

ein sich 8 Fufs erhebender Damm von Schnee, im Centrum einen rechten Winkel bildend. Die Farbe des Schnees im Krater selbst war blaugrün, ob durch den Reflex der dort zu Tage liegenden Schwefelstufen oder durch irgendwelche Einflüsse der Atmosphäre gebildet, mufs dahin gestellt bleiben. Nur auf zwei Seiten war der im Krater aufgehäufte Schnee durch einen erkennbaren höhern Rand von Felsen umgeben. Auf den anderen Seiten war dieser Rand gröfstentheils ausgebrochen und zeigte nur hin und wieder einzelne Felsstücke, welche den frühern Rand gebildet hatten. Nebel und Wolken verhinderten auch hier eine freie Aussicht und wenn auch einzelne heftige Windstöfse das Gewölk auf Augenblicke zerrissen und eine Fernsicht gewährten, so vermochte man doch nicht, ein bestimmtes Bild festzuhalten und deutlich zu unterscheiden, ob man Bergwasser oder wirklich den Spiegel des kaspischen Meeres erkannte.

Die unmittelbar unter dem Krater befindliche, von Ritter erwähnte Schwefelhöhle bot nach Osten zu einen Eingang von etwa 2½ Fufs Höhe. Das Innere derselben mochte 8 Fufs lang und 4 Fufs breit sein und war hoch genug, um aufrecht darin stehen zu können. Die aus derselben aufsteigenden Dämpfe belästigten die Reisenden nicht, da der Wind nicht gegen die Oeffnung blies. Die Quelle, welche aus der Höhle zu Tage kommt, flofs zur Zeit nicht. In der Höhle selbst wie rings umher lagen Schwefelstufen von verschiedener Gröfse und Reinheit. Die Temperatur im Innern war + 7 ° R.; auch aufserhalb derselben in ihrer nächsten Umgebung empfand man die ausströmende Wärme sehr deutlich. Insbesondere war der Fufsboden ringsumher so durchwärmt, dafs man sich an einzelnen Punkten in der Nähe nicht niederzusetzen vermochte. Der Wind wehte dagegen fortdauernd in erstarrender Eiskälte. Die Beobachtungen wurden in der Höhle selbst nicht ohne grofse Schwierigkeiten angestellt und es bedurfte fast zweier Stunden, um das Wasser für die Hypsometer durch Spiritus vini, Kohlen und Massen von Papier zum Sieden zu bringen. Der Sicherheit wegen wurden die Beobachtungen mit beiden Hypsometern angestellt. Das Mittel betrug bei 41 ° F. der Lufttemperatur 177,3 ° des siedenden Wassers.

Nach den beobachteten Temperaturen, verglichen mit gleichzeitig angestellten Beobachtungen eines französischen Hauptmannes, Mr. Nicolas, in *Abigerm*, ergiebt sich eine Erhebung des Demawend über dem Meeresspiegel von ungefähr 20,000 Par. Fufs. Hiermit stimmen die Angaben der

beiden Thomson ziemlich genau überein. Taylor Thomson's (1837) Berechnung bestimmt die Höhe auf 19,400 Par. Fufs, R. F. Thomson's (1858) Bestimmung ergiebt eine Höhe von 20,192 Par. Fufs. Diesen Angaben gegenüber bieten die neuesten trigonometrischen Höhenmessungen des Demawend der russisch-kaspischen Expedition unter Kapitain Iwastschinzow einen bedeutenden Unterschied dar. Der Berg wurde von zwei Punkten des kaspischen Meeres aus gemessen. Die Beobachtung von der Insel *Aschurade* aus ergab eine Höhe von 17,406 Par. Fufs, von der Mündung des *Tedschen*-Flusses aus eine Höhe von 17,403 Par. Fufs, im Mittel also 17,404,5 Par. Fufs über dem Spiegel des kaspischen Meeres (vergl. Dr. A. Petermann's geographische Mittheilungen. Gotha, 1861. S. 438).

Nach achtstündiger Reise in den luftigen Regionen, wozu noch etwa eine Stunde Rast gerechnet werden mufs, wurde der Rückweg angetreten. So langsam wie es hinaufging, so schnell ging es diesmal bergab. Als die Sonne aber hinter den zu Füfsen liegenden Bergen verschwand, trat die Gesellschaft erschöpft in das Zelt ein, um sich niederzulegen und vom Schlangenkönig Zohaq und seinen Kindern, den Bewohnern des Berges und seiner Höhlen, nach den Berichten der Perser, zu träumen.

In Iran hat nämlich der Demawend als verrufener Aufenthalt von *Diws* oder Zauberern und Geistern eine Bedeutung, wie bei uns in Deutschland der Blocksberg seiner Hexen wegen. Die morgenländischen Schriftsteller ergehen sich darüber in unglaublichen Phantasien, nicht ohne durchsichtiges Bestreben, den Namen des Berges, welchen sie bald Donbawend, bald Debawend und bald Demawend taufen, mit dem Gegenstand ihrer märchenhaften Erfindungen in Zusammenhang zu bringen. Der eigentlichen Sage nach, welche auch vom Ferdosi poetisch aufgefafst und verarbeitet worden ist, haust im Innern des Berges der gottlose König *Zohaq*, der Verbündete des *Ahriman*, der durch sein Rumoren und Brüllen noch heutigen Tages die Menschen in Schrecken setzt. Dieser, in Arabiens Wüste entsprossen, hatte mit dem Bösen ein Bündnifs geschlossen, mit Satans Hülfe seinen Vater ermordet und sich die Krone Arabiens aufs Haupt gesetzt. Als schöngestalteter Jüngling trat nun Satan in seinen Dienst als Koch, nährte ihn mit Blut und verlangte zum Dank für seine anerkannte Treue die Erlaubnifs, die Schultern seines königlichen Herrn zu küssen. Kaum hatte er auf jede Schulter einen Kufs gedrückt, als sich zwei schwarze Schlangen

aus denselben emporwanden, die ärztliche Kunst vergeblich zu vernichten suchte. Satan gab den Rath, die Schlangen mit Menschenhirn zu füttern. Dadurch hoffte er die Welt zu entvölkern.

Diesen *Zohaq* hatten die Iranier nach Königs *Dschemschid* Flucht zu ihrem Herrscher ernannt. Täglich wurden zwei Menschen geopfert und tausend Jahre hatte *Zohaq* bereits über Iran das Scepter geführt. Da fordert der Schmidt *Kawe*, dem schon sechszehn Söhne als Schlangenfutter genommen waren und dem nun auch der siebenzehnte dahingeopfert werden sollte, die Iranier zum Kriege gegen die Tyrannen auf, steckt sein Schurzfell als Banner auf eine Stange und vereinigt sich mit dem jungen Helden *Feridun*, der ausgerüstet mit seiner Stierkopfkeule und eingeweiht in Zauberkünste den Kampf mit *Zohaq* aufnimmt. Auf Befehl des Engels Zerusch tödtet er ihn nicht, sondern fesselt ihn in einer dunklen Höhle im Innern des Demawend an den Felsen.

Es darf nicht Wunder nehmen, dafs noch heutigen Tages nicht nur die Sage in aller Munde lebt und in vielfacher Gestaltung von den Leuten am Demawend erzählt wird, sondern dafs sogar noch in der Stadt Demawend ein besonderes Fest gefeiert wird, das von Morier als Augenzeugen miterlebt worden ist. Am letzten Tage des Monats August fand ein wildes Reiten der Leute zu Pferde und zu Maulthier Statt; man tummelte sich auf den Thieren bei Tage wacker herum und liefs des Nachts auf allen Häusern Freudenfeuer auflodern, zum Andenken an das Feuer, welches ein heldenmüthiger Jüngling (*Feridun?*), welcher den *Zohaq* getödtet hatte, auf der Höhe des Demawend als Zeichen seiner glücklich vollbrachten That angezündet hatte.

Wir werden später noch Gelegenheit haben, darauf aufmerksam zu machen, wie noch von den heutigen mohamedanischen Persern das Feuer in manchen Beziehungen eine hervorragende Rolle spielt und an die Zeiten des altiranischen Feuerkultus erinnert. Nach dem Schriftsteller Mo'ser (Sohn Moehlehl's) giefsen die Anwohner des Demawend bei starken Regengüssen, welche die Aussicht auf eine gute Ernte trüben, Ziegenmilch in das Feuer, und der Regen hört auf. „Ich selbst habe mehreremal, fügt er hinzu, diese Beobachtung gemacht und habe den Beweis gehabt, dafs sie Wahres sagten.“

Nach einer schlecht und unruhig vollbrachten Nacht brachen wir den 30. Juli früh 6 Uhr von unserem Lagerplatze auf, um über *Ask* und *Demawend*,

die Stadt, die Rückreise nach Teherân anzutreten. Derselbe steile Weg führte uns bis auf die Höhe, wo sich nach links der Weg gen Abigerm, nach rechts der Weg auf den oben beschriebenen Lavadamm spaltet. Der letztere endet in grader Richtung in der Nähe des Dorfes Gernah. Von da aus schlugen wir über Rainah den abschüssigen Pfad nach der reizend gelegenen Stadt Ask ein, wo wir in einem mit vielem Luxus nach persischen Begriffen ausgestatteten Hause dicht an dem hohen Felsenufer des Haras gastfreundlich von dem anwesenden Wirth aufgenommen wurden. Der Weg endet unmittelbar vor Ask in eine merkwürdige, sehr steile Felsenspalte, mit einer Menge hoch und niedrig gelegener Grotten, welche lebhaft an die altägyptischen Gräbergrotten erinnerten. Auch dies sind alte Grabhöhlen, welche aus den besten Zeiten des Geberthums herstammen, und nach den Aussagen der phantastischen Perser in die Zeiten des Schlangen-Zohaq zurückgehen. Gegenwärtig werden sie als Viehställe und Getreidespeicher benutzt, daher die meisten durch Thüren wohlverschlossen sind.

Die Stadt Ask, auch *Aesk* ausgesprochen, liegt im Harasthale auf hohem, felsigen Grund. Sie besteht aus etwa zweihundert Häusern, die aus Stein und Lehm ziemlich dauerhaft aufgeführt sind, und durch ihre Balkenfülle auf die Nähe der holzreichen Landschaften am kaspischen Meere hinweisen. Die Bewohner, welche bereits den persischen Dialekt des Mazenderani sprechen, weilen nur im Sommer vom Nauruz-Feste ab an den kühlen und angenehmen Platz, und wandern im Winter nach ihren Kischlak auf der wärmeren Ebene von Mazenderan. Drei Schwefelquellen ziehen aus allen Theilen Persiens, von Bender, Schiraz, Isfahan u. s. w. viele Kranke an, welche an Ueberflufs von *Germâ* oder Wärme leiden und hier Heilung von ihrem Uebel suchen und finden sollen. Die Schwefelquellen liegen auf der rechten Seite des Flusses am Fufse der steilen Berge, welche auf der östlichen Seite das Harafsthal begrenzen und eine prachtvolle Aussicht nach der auf steilem felsigem Ufer gelegenen Stadt gewähren (s. umstehende Abbildung). Wir badeten in einer der gröfsesten in Gemeinschaft mit einem Perser, der uns Heilung aller unserer Leiden prophezeite und eine glückliche Rückkehr von Ask nach Berlin wünschte. Das Wasser ist himmelblau gefärbt, etwa zwei bis drei Fufs tief. An der einen Seite sprudelte aus einer Oeffnung unaufhörlich die eigentliche Quelle wie eine Fontäne aus dem Erdinnern hervor. Sie wirft mit ihrem warmen Wasser eine Menge



kleiner, wie Erbsen aussehender blaugraugefärbter Kiesel heraus, mit welchen der ganze Boden des kleinen Sees bedeckt ist. Sie werden hier häufig gestofsen und von den Kranken eingenommen. Männer und Frauen baden hier anstandslos sub Jove zu allen Tageszeiten. Am Abend lud mich der höfliche Wirth unseres Hauses zu meinem nicht geringen Schrecken zu einer ärztlichen Consultation in sein *Enderûn* ein. Ich sollte seinen Diener, hernach seine Frau, beide vom Fieber befallen, und endlich seine 17jährige, an Epilepsie leidende Tochter heilen. Man bewirthete mich mit Thee und Kaliun, ich safs dabei nach persischer Sitte neben unserem Hauswirthe auf der Erde, die intimsten Diener des Hauses, alte Leute, standen in einiger Entfernung an der Thür. Die Frauen erschienen unverschleiert, hielten jedoch ein Tuch vor das Gesicht, um den fränkischen „bösen Blick“ zu vermeiden. Ich verordnete, natürlich nur in sehr geringen Dosen Morgens und Abends einzunehmen, meine Panacée auf der Reise in Persien, Bulrich'sches Salz. Für meine Rathschläge und mein Medicament erhielt

ich vom Wirth statt des Dankes die zarte Aufforderung, ihm als passendes Angedenken meine Solinger Jagdflinte zu überlassen.

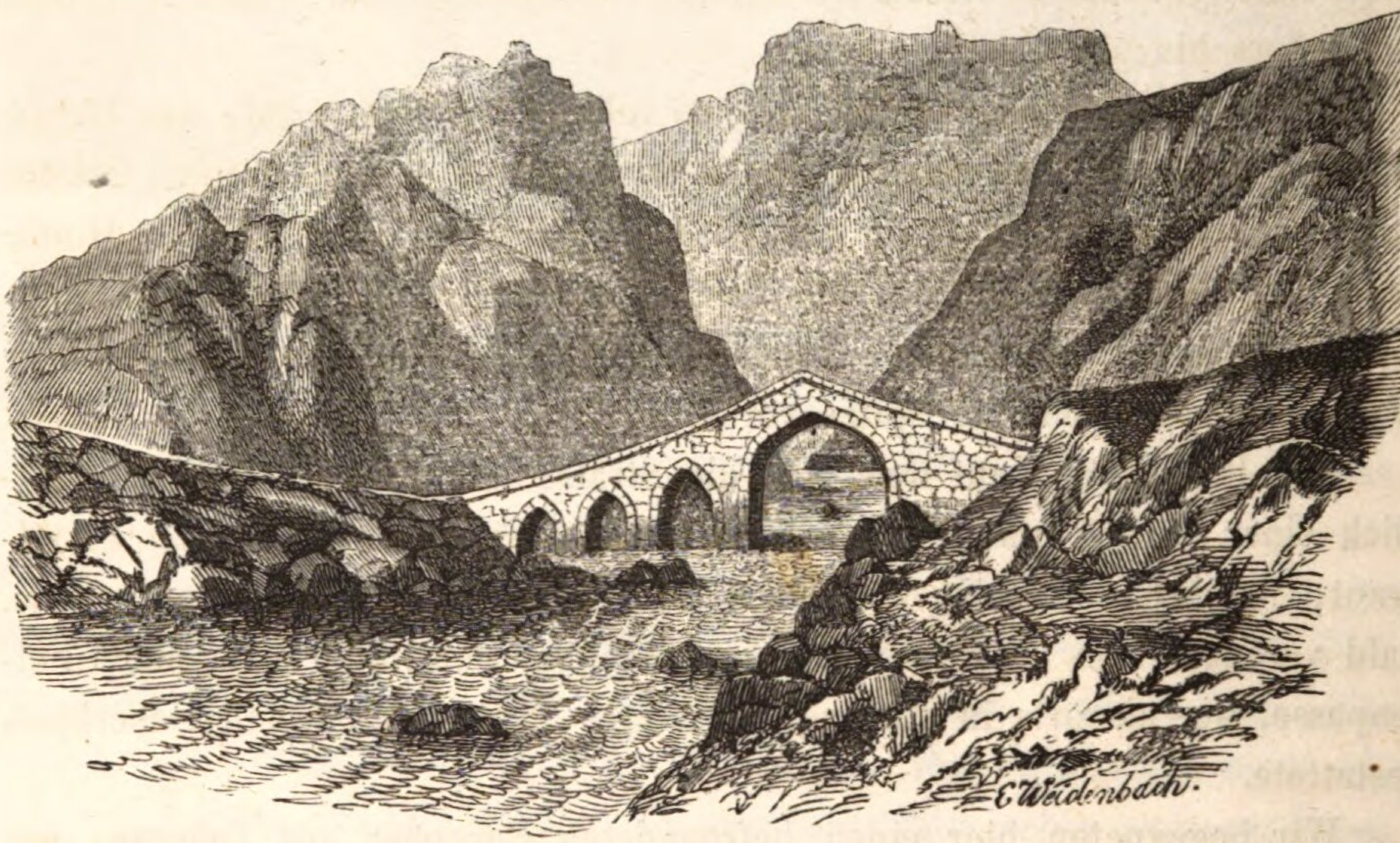
Am 31. Juli sagten wir in aller Frühe Ask und seinen Quellen Ade, schüttelten unserem Wirthe auf baldiges Wiedersehn die Hand und zogen in der Richtung nach der Stadt Demawend zu, welche vier bis fünf Fersach von Ask abliegt. Die Luft war mild und überaus angenehm für unsere teheranisch durchhitzten Körper. Ein reizendes Thal bildete die breite Treppe, welche uns aufwärts zu den Bergkämmen in Adlerperspective führte. Liebliche Baumgruppen und fruchtbare Felder, vor allen mit Melonenbeeten bedeckt, prangten in dem saftigsten Grün und riefen lebendiger als je Heimathsgedanken wach, die sich vor allen in dem Lobe unserer schönen nordischen Natur ergingen. Nur eins wird der letzteren immer fehlen, der klare azurblaue Himmelsdom, der sich über uns im persischen Lande in unvergleichlicher Lichtreine wölbte. Rechter Hand erhoben sich wie riesige Orgelpfeifen mächtige Basaltpfeiler in die Höhe und bildeten lange Zeit eine Mauer, deren wechselnde Gestaltungen nur selten das Auge wo anders hin abschweifen liefsen.

Oben auf der schwindelnden Höhe folgten wir dem Laufe des Haras, der tief unter uns in weifsem Wellentanze dahinrauschte, freilich lautlos für uns, da sein Toben die gewaltige Höhe nicht erreichen konnte. Hinter uns stieg die Pyramide des überwundenen Demawend majestätisch himmelan, scheinbar in den unendlichen Aether verschwindend, da ein weifser Wolkenkranz die oberste Spitze verhüllte.

Der Bergkamm, auf dem sich die Strafse dahinzieht, hatte den Anblick einer wüsten und öden Fläche; dennoch fehlte es nicht an Distelkraut, welches von einer Heerde Maulthiere begierig abgefressen wurde. Bald verengte sich die Strafse zu einem steilen, Schwindel erregenden Felsenpasse, der abwärts in ein breites felsiges Thal einen freien Ueberblick gestattete.

Wir begegneten hier einen befreundeten Europäer aus Teheran, der vor Entzücken schwelgte über eine Entdeckung höchst wichtiger Natur, die er sofort nach Paris an die Akademie berichten wollte. Wir waren neugierig, diese wichtige Entdeckung kennen zu lernen, und hörten mit wachsendem Erstaunen, dafs es sich um die Existenz des mythologischen Greifes handelte. Mr. N...... führte uns in eine enge Felsenspalte, rechts am Wege oben auf dem Passe, liefs uns den Blick in eine zerklüftete

Steinmasse werfen, und machte uns auf den Löwenkörper, die ausgebreiteten Adlerflügel, die Adlerkrallen an den Füſsen und auf den Hundekopf (!) aufmerksam, als Reste eines petrefacten Greifes. Ich muſs gestehen, daſs ich nur eine gespaltene Steinmasse sah, mit Vertiefungen und Erhöhungen, die sich in der natürlichsten Weise beim Auseinanderklaffen gebildet hatten, aber auch keine Spur von einem petrefacten Thiere, am allerwenigsten von einem Greife, entdecken konnte. Die Phantasie war mit dem vortrefflichen Franzosen durchgegangen, der hoch und theuer versicherte „que désormais l'existence du griffon ne serait jamais révoquée en doute.“ Wir lieſsen unsern Freund an Ort und Stelle, um seine begonnenen Studien und Zeichnungen zu vollenden, und stiegen vorsichtig den Paſs hinunter, um durch Thalwindungen und über neue Berge hinweg zu einer malerisch unendlich schönen Stelle am Haras zu gelangen.

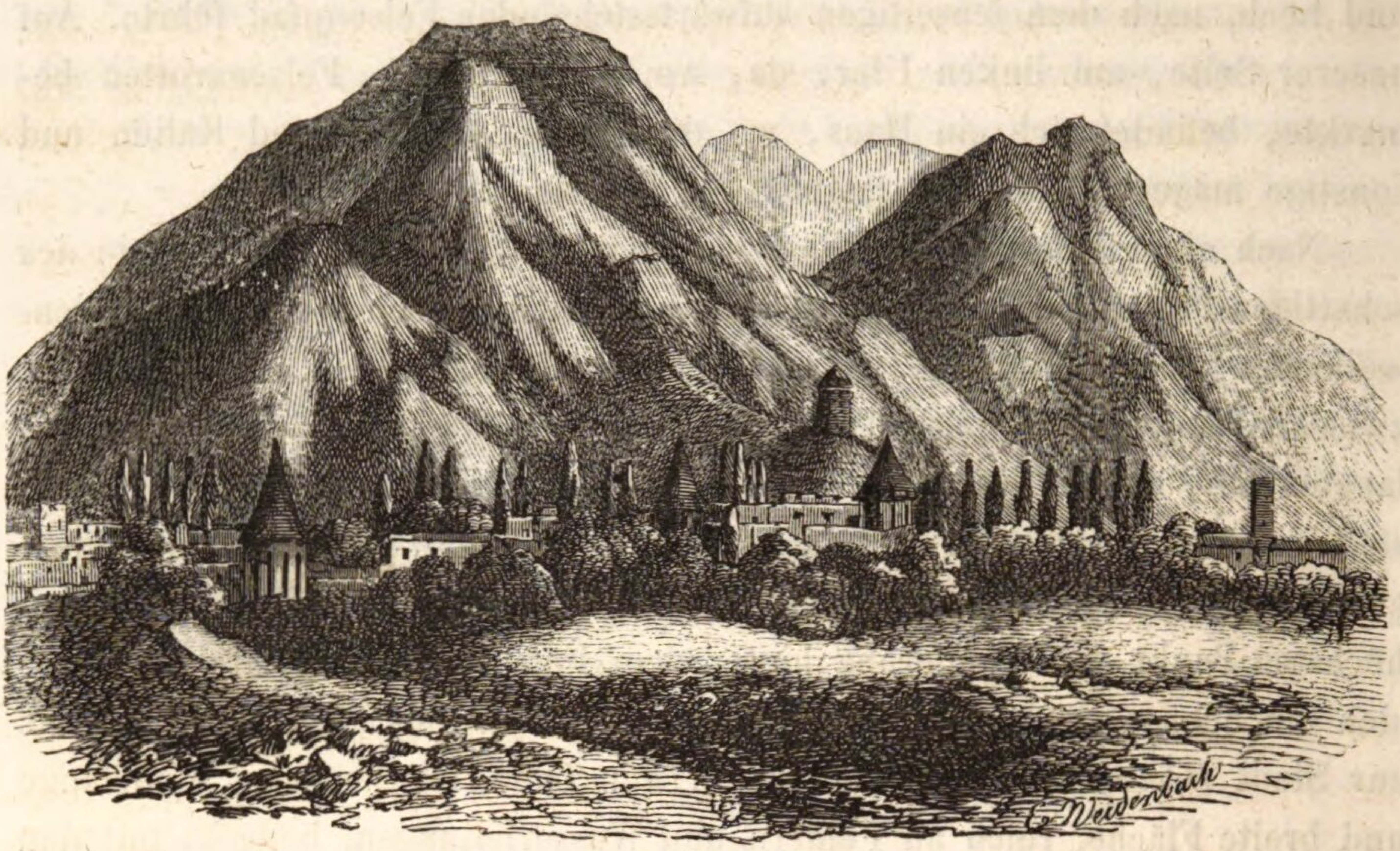


Ueber Felsblöcke und Steingeröll brauste und toste das Bergwasser in klarem Glanze dahin, sich zwischen zwei Bergmassen hindurchdrängend, hinter welchen sich wie eine Coulisse im Hintergrunde eine Felswand lang und breit erhob und die Aussicht nach der Tiefe wie durch eine Riesenmauer versperrte. Andere Felsen, die dicht zum Ufer des Wassers heran-

rücken, schlossen den Haras ein, über welchen eine steinerne Brücke, steil und hoch, nach dem jenseitigen aufwärtssteigenden Felsenpfad führte. Auf unserer Seite, am linken Ufer, da, wo ich drei tiefe Felsengrotten bemerkte, befindet sich ein Haus, wo die Reisenden Thee und Kaliûn und sonstige magere Perserkost gegen Geld erhalten.

Nach einer halbstündigen Rast am Ufer in der erfrischenden Kühle des schattigen Felsenthales setzten wir unsere Reise fort. Durch ein nicht endenwollendes langes, trauriges, wüstes Thal, von Felsenwänden eingeschlossen, zwischen denen bald spärlich, bald wasserreich ein Bach dahinfliefst, gelangten wir, an der Karawanserai von *Gamutsch* vorüberziehend und einen steilen Engpafs erkletternd, zur Kapelle *Imamzadèh Haschem* mit einem grofsen Leichenacker gegenüber, links vom Wege ab. So wie man den höchsten Punkt der Wanderung hinter dem Imamzadèh erreicht hat, öffnet sich ein ebenso schönes als grofsartiges Panorama über Berg und Thal bis zur Stadt *Demawend* hin. Vor uns in der Tiefe lag zunächst eine lange und breite Fläche, reich an Feldern und Wasserleitungen, bedeckt mit den Zelten von Nomaden und deren Viehheerden. Ein Bergzug begrenzte sie unserem Standpunkte gegenüber. Wir kletterten den steilen Pafs nicht ohne Gefahr abwärts zur Ebene hernieder, dem Laufe eines abgedämmten Baches folgend, ritten quer durch die beschriebene Fläche hin, überwanden die Höhen der Ausläufer des zweiten Bergrückens, hinter welchem sich ein neues Querthal, wüst und traurigen Anblickes, öffnet, und wendeten uns nach links, wo in der Ecke am Fufse eines gewaltigen, bogenförmigen Höhenzuges die Stadt Demawend, von einem üppig grünen Baumkranz eingeschlossen, zur Einkehr freundlich einzuladen schien. In den Dörfern, die wir durchzogen, war alles frisch und grün, an nordischen Vegetationsreichthum erinnernd. Auf den Feldern waren die Leute mit der Ernte vollauf beschäftigt, gewannen aber so viel Zeit, um bei unserem Vorüberziehen herbeizueilen und dem Eltschi nach Landessitte eine Handvoll Aehren als Pischkesch darzureichen. Die Luft war drückend, der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt, ein Gewitter schien in Aussicht zu stehen; doch erreichten wir die Stadt Demawend ohne einen Tropfen Regens.

Neben der Fülle schöner schattiger Gärten fiel uns beim Einrücken in den Ort der Reichthum an Wasser auf, welches in Kanälen durch die Strafsen der Stadt geleitet ist und den Wohnungen der Menschen, die theils aus Erdziegeln, theils aus massiven Steinen aufgeführt sind, und den frucht-



baren Gartenanlagen hinreichende Frische und Nahrung gewährt. Drei Thürme mit spitzem Dache traten schon von weitem über Baum und Strauch hinweg deutlich in die Augen und erinnerten in ihrer Bauart unwillkürlich an die Schloſs- und Thorthürme altdeutscher Städte. Ein hoher, oben halb gespaltener Thurm in Säulenform sah dagegen wie ein unbrauchbar gewordener Schornstein aus. Ueber alle hinweg ragte schlieſslich ein altes Gebäu, thurmartig, mit spitzem Dache, das auf einem Hügel hinter der Stadt errichtet ist und die Umgegend weithin beherrscht.

Ein Bewohner der Stadt, welchen wir bereits früher in Teherân kennen gelernt hatten, da er in die Dienste unseres Eltschi als Pisch-khedmetbaschi zu treten wünschte, bot uns sein Haus und seinen Garten mit dem gewöhnlichen „mein Eigenthum ist euer Eigenthum“ sehr zuvorkommend an und so dauerte es nicht lange, bis unsere Zelte und Lagerplätze inmitten des Gartens aufgeschlagen waren. Der Garten lag tief. Um durch die Thüre von der Straſse aus hineinzugelangen, muſste man einen Sprung von etwa zehn Stufen thun, da die letzteren schadhaft geworden und eingestürzt waren. Trotz der Höhe wagten selbst die beladenen Maulthiere den Salto mortale, da die grüne Weide im frischen Obstgarten für ein Eselmaul allzu verführerisch ist, um sich nicht einer Lebensgefahr auszusetzen.

Nach der anderen Seite der Strafse war der Garten von einer niedrigen Mauer eingefafst, hinter welcher helles klares Wasser in einem Graben in der Richtung nach Norden schnell dahinflofs und angenehme Kühle und Frische verbreitete. Wir campirten den Nachmittag und die Nacht über unter unseren Zelten im Garten, dessen reife herrliche Früchte uns auf grofsen Holztetteln von drei Fufs Durchmesser in ganzen Haufen angeboten wurde. Am nächsten Morgen machten wir einen Ausflug durch die engen Strafsen, wo alles neugierig die Köpfe zur Hausthür heraussteckte, nach den Moscheen und sonstigen Sehenswürdigkeiten. Unser Wirth diente als Führer und Erklärer.

Die Stadt Demawend hat, seiner Angabe nach, tausend Khanewâr; die Steuer, welche ein Perser sonst stets anzugeben pflegt, hat er im Eifer des Gespräches aufzuführen vergessen. Er bemerkte, dafs der Ort leider Gottes auch ein Judenviertel aufzuweisen hätte und dafs sich selbiges Viertel der Unreinen in der Nähe seines Hauses befände. Unter solchen und ähnlichen Unterhaltungen gelangten wir nacheinander zu den Moscheen der Stadt und zu ihren Thürmen, deren Eindruck von aufserhalb der Stadt gesehen ich bereits vorher zu schildern nicht vergafs. Der Thurm der ersten Moschee ist niedrig, befindet sich in einiger Entfernung abgesondert von ihr und ist, wie alle übrigen, aus gebrannten Ziegeln mit vorspringenden Ecken, wie der Thurm von *Rei*, erbaut. Von dem grünblauen Glasurwerke des spitzen Thurmdaches, das wir hier in der ganzen Umgegend an Stelle der birnförmig gestalteten Kuppel vorgefunden haben, ist kaum die Hälfte sitzen geblieben. Die eigentliche Moschee besteht aus zwei Flügelgebäuden, welche in einem rechten Winkel aneinanderstofsen; wie gesagt ohne Zusammenhang mit dem Thurme. An der Vorderseite des einen Flügels befand sich eine offene Halle, welche zu den religiösen Versammlungen dient, an dem Nebenflügel dagegen gewahrten wir einen Raum, etwa funfzehn Fufs hoch, sieben bis acht Fufs breit, durch einen Vorhang zu verdecken; in seinem Innern zeigte sich eine grofse, ungefähr fünf Fufs tiefe Nische, mit sechs Stufen in Treppengestalt, auf deren oberster ein behangener Sarg (die letzte Ruhestätte eines Imam) dem Blicke zugekehrt stand. Ringsherum in der Umgebung des Sarges war viel bunter Schmuck, darunter auch Spiegel rechts und links an der Wand, angebracht. In der Mitte des Platzes vor der obenbeschriebenen Moschee verbreitete ein reichbelaubter Baum Schatten.

Die zweite Moschee war, so hatte es den Anschein, im Bau begriffen. Sie bestand einfach aus einem niedrigen Thurme, der aus unbehauenen grofsen Feldsteinen mit Hülfe von Mörtel zusammengefügt war. An dem oberen Rande des unvollendeten Thurmes safsen noch die Holzpflöcke, dessen sich die Maurer zur Stütze von Bretterlagen bedient hatten. Eine Mauer ähnlicher cyklopischer Bauart umschliefst im Viereck das Gebäude.

Alt und verräuchert ist die dritte Moschee mit ihrem Thurme. Sie scheint ausgedient zu haben, da es uns gestattet wurde, in das Innere, noch dazu beschuht, einzutreten. In der offenen Halle sahen wir viele Grabsteine aufgestellt, meist aus schwarzem Granit mit prachtvollen eingeschnittenen arabischen und persischen Inschriften. Nie habe ich wieder, in ganz Persien, so schön gearbeitete Schriftwerke in Stein gesehen.

Auch der Schornstein ähnliche Thurm gehört einer Moschee an. Eine holprige Treppe führt auf den obersten Rand, doch wagte ich nicht hinaufzusteigen, da mir das geborstene Gebäude einen entschiedenen Hang zur baldigen Vereinigung mit dem Erdboden durch seine Pisaner Stellung auszudrücken schien.

Bei unserer Rückkehr nach dem Garten hofften wir die Karawane bereits marschfertig aufgestellt zu sehen. Leider hatten wir nicht in Rücksicht gezogen, dafs die persischen Karawanenführer (die Tscherwadare) zu den grimmigsten Feinden pünktlichen und frühzeitigen Aufbrechens gehören und eben so viel Schwierigkeiten als Aerger bereiten, bevor das *hémeh hazir* „alles ist fertig“ von ihren Lippen ertönt. Diesmal lag die Schwierigkeit in der Einfangung der Maulthiere, die den Aussagen der Tscherwadares zufolge sämmtlich weggelaufen waren, um die grüne Umgebung von Demawend zu ihren gastronomischen Studien zu verwenden. Ein ganzer Tag und eine ganze Nacht verstrich so in nutzlosester Weise; sobald ein Maulthier eingefangen war, hatten zwei andere von Neuem das Weite gesucht.

Endlich wurde das Zeichen zum Aufbruch am nächsten Morgen um neun Uhr gegeben. Unser Wirth, der Landessitte entsprechend, lief bis zum Weichbild der Stadt neben dem reitenden Eltschi einher; ich selber war erstaunt über zerstreut liegende alte Werkstücke mit Resten schöner kufischer Inschriften. Dieselben weisen auf eine glänzendere Vergangenheit der Stadt zurück, als sich aus den gegenwärtigen architektonischen Zuständen der Moscheen errathen läfst. Nach den persischen Geographen

wurde die Gegend von Demawend unter dem Khalifat Osman's im Jahre 29 oder 30 der *Hidschrèt* von *Sa'id*, dem Sohne von *El-Ass*, erobert. Sonst vermelden sie nichts weder über die Geschichte noch über die Merkwürdigkeiten des Ortes.

Unsere Reise bewegte sich in der Richtung nach Teherân zu in dem oben beschriebenen wüsten, steinigen Thale, das in endloser Länge und steter Eintönigkeit der Umgebung von niedrigen Höhen rechts und links eingeschlossen ist. Nach einem Ritte von acht Stunden erreichten wir das wilde Thal des Dschadscherud. Auch an dieser Stelle verläugnete sich der Charakter dieses Flufsdurchbruches nicht. Rechts und links steile Felswände, zum Theil mit Höhlen, in welchen Arbeiter ihr Menzil aufgeschlagen hatten, die so eben eine schöne Steinbrücke über den Flufs vollendet hatten. Der ungewohnte Anblick eines solchen modernen Baues erregte um so mehr unsere Neugierde, als viel belebtere Karawanenstrafsen der Wohlthat guter Brücken entbehren. Wir hörten, dafs die Brücke für den Schah erbaut worden sei, der in dem Thale des Dschadscherud sehr häufig auf die Jagd (besonders auf Rebhühner) mit seinem ganzen Trosse auszieht.

Wir müssen noch bemerken, dafs etwa halbweges zwischen diesem Thale und der Stadt Demawend zwei Dörfer an der Strafse liegen, *Rudehîn* und *Bumehin*, in der Nähe magerer Wasserstreifen, besonders merkwürdig ihrer Bewohner wegen, welche der Secte der *Aliallahi* angehören.

Unter den Schiiten ist das Sectenwesen eine so verbreitete Erscheinung wie unter den russischen Katholiken. Die erwähnten *Aliallahi* halten den Imam Ali gradezu für Gott; ihr negatives Glaubensbekenntnifs ist in den folgenden Worten enthalten:

Ali-ra khuda ne-mi-danèm
Welli äz khuda dscheddèh ne-mi-danèm

d. h. „ob Ali Gott sei weifs ich nicht, aber auch ob er von Gott unterschieden sei, weifs ich nicht". Unsere Diener, darunter ein *Aliallahi*, in dem ich nie eine Spur religiöser Gesinnungen zu entdecken vermochte, erzählten, dafs diese Sectirer weder den Koran läsen, noch eine Moschee besuchten, sondern Männer und Frauen gemeinschaftliche Versammlungen des Abends bei Licht hielten, wobei ihnen ein Mollah etwas vorpredigte. Nach der Predigt würde das Licht ausgelöscht und — nach Sitte der Mormonen verfahren. Ueber diesen letzten Punkt, glauben wir, haben uns die

Perser falsch berichtet, da es in ihrem Charakter liegt, den verschiedenen Secten Dinge aufzubürden, die eben so absurd als schmutzig sind.

Auf einem Felde hinter den genannten Dörfern, in der Nähe einer Tschaparkhaneh, machten wir die Bekanntschaft seltsamer Vogelscheuchen. Es ist eine Gewohnheit der wandernden Perser, von den Feldern die Früchte über und unter der Erde zu stehlen, um ihren Hunger ohne Geldkosten zu stillen. Der Mann, dem das in Rede stehende Feld gehörte, hatte ein sehr kräftiges Mittel ersonnen, um solche Diebe ein für alle mal unschädlich zu machen. In bestimmten Entfernungen von einander hatte er Stöcke in die Erde gepflanzt und oben daran Papierzettel befestigt, auf welchen Verwünschungen und Zauberformeln niedergeschrieben waren, um das böse Auge der Diebe von der verbotenen Frucht abzulenken. Wir können nicht sagen, ob sein Mittel von Wirkung war, jedenfalls war der Gedanke in seiner Art für uns neu und originell.

Die Sonne war eben hinter dem westlichen Horizonte in glühendem Abendroth verschwunden, als wir aus der engen Thalgasse heraustraten und bergabwärts in die Ebene von Teherân niederstiegen. Ein matter Anflug von Vegetation links von der Strafse hatte hingereicht, um an der grünen Stelle ein kleines Jagdschlofs (*surkh-hesâr* „das graue Schlofs" genannt) erstehen zu lassen, das einem jagdlustigen Schahzadeh gehörte, der in der Nähe desselben, umgeben von seinen Dienern, Hunden und Jagdfalken, auf Teppichen und Decken safs. Er lud uns ein Platz zu nehmen, liefs uns Thee und Kaliûn reichen und war so höflich, uns seine kalte Küche als Abendimbifs zu präsentiren. Wir hatten seit 9 Uhr früh nichts genossen und nahmen dankbar die gebotene Kost an. Die Speise sah wie eine Wurst aus. Der Inhalt derselben bestand aus gequetschten Erbsen, die mit zerstofsenem Hühner- und Hammelfleisch vermengt waren, und bei unserem Hunger ganz vortrefflich mundeten. Der Prinz war leidend und elend; am Schlusse unseres gemeinsamen frugalen Mahles holte er eine Flasche aus der Tasche hervor, die ich anfänglich für eine persische Medicinflasche ansah, bis ich enttäuscht und anderer Meinung war, als er männiglich von uns in kleinen Gläsern einen ächt persischen Schnaps von der bekannten Stärke offerirte und sich hernach selber am edlen Arak gütlich that.

Bereits war der Vollmond am Himmel aufgegangen, um die anwesenden Perser durch eine plötzlich eintretende partiale Finsternifs nicht wenig

zu beunruhigen: ohne dafs unsere Zelte und Küche, welche mit der Karawane hinter uns zurückgeblieben waren, eintrafen. Wir borgten uns deshalb einen Teppich vom freundlichen Schahzadeh, legten uns einer neben dem andern auf denselben nieder, und schliefen so bis zum nächsten Morgen unter freiem Himmel. Beim Erwachen, in der Frühe des anderen Tages, fand sich an der Stelle, wo Hr. Baron v. Minutoli seinen Kopf liegen hatte, eine drei Fufs lange, höchst giftige Schlange zusammengerollt vor, die uns nicht wenig erschreckte, aber bald in die grofse Spiritusflasche zu den übrigen Reptilien wandern mufste. Um fünf Uhr schlugen wir quer über die Felder die Richtung nach Rustemabad ein, das wir gleich hinter dem Dorfe Sultanabad nach einem Marsche von drei Stunden erreichten. Von Niaweran aus blitzten uns eine Menge weifser Zelte entgegen; der Balcon des Sommerpalastes war mit rothen Decken behängt, der Schah und sein Hof residirten also noch in dem genannten Dorfe am Fufse des Elburs.

XXII. Kapitel.

Allerlei vom Lande und aus der Stadt.

Unsere Abwesenheit von Rustemabad war durch kein besonderes Ereignifs bedauernswerth gewesen. Alles war seinen alten gewohnten Schlendrian gegangen, die Theuerung der Lebensmittel hatte zugenommen und mein Mirza stöhnte mehr als einmal das bekannte *her tschèh ajèd sâl-i-nô gujîm diregh äz pârsâl* „Bei allem, was das neue Jahr uns bringt, da sagen wir, wie Schade um's verflossene Jahr!“ Diese Rede ist ein Sprichwort der Perser und charakterisirt vollauf die von Jahr zu Jahr verschlimmerten Zustände. Der Mirza schilderte die Noth der Leute in den stärksten Farben, führte an, dafs es vornehme, aber heruntergekommene Familien gäbe, die alle vier Tage einmal Brot äfsen und sich sonst nur von Früchten und Wasser nährten. Er berechnete sehr genau die steigenden Preise und konnte sich kaum darüber fassen, dafs unmittelbar nach der Ernte ein Khelwar Stroh auf dem Lande 13 bis 14 Qrân, in der Stadt nur 11 Qrân

kostete. Man könne sich aber gar nicht wundern, da man gegen das Gesetz selbst in den höchsten Kreisen verstiefse und sich gröblich versündigte. Er führte als Beweis an, dafs z. B. der Mittelpunkt des Weltalls trotz der Trauerzeit des Moharrem, in welcher jede Art der Ehe untersagt ist, letzthin von seinen Jagden eine hübsche junge Braut mitgebracht und dieselbe in den Rang der zweiten Frauen erhoben habe. So etwas müsse jedenfalls den Zorn Gottes hervorrufen und dem ganzen Lande zum Verderben gereichen. Meine Frage, ob die neue Haremsdame eine Bäuerin sei, erwiederte er mir: „Sicher, o *Sahab* („Herr“, gewöhnliche Anrede der Perser an Europäer), ist sie eine Bäuerin, die weder lesen noch schreiben kann. Im Durchschnitt haben wir Perser gebildete Frauen nicht gern, weil diese sehr leicht Gelegenheit finden, Liebesbriefe zu schreiben, sich also auch in der Abwesenheit mit einem Liebhaber unterhalten können. Euer Diener möchte um alle Güter der Welt keine Frau haben, die schreiben, lesen, dichten könnte, und wenn sie eine Perle in der Muschel der Schönheit wäre.“

Der Mirza erging sich noch lange darin, die Zeit zu bejammern, und mit theologischem Scharfsinn den Urgrund allen Unglücks in Iran herauszufinden. Vorläufig baten wir ihn, das Nächste zu erfassen und ein wenig auf die schlimme Nachbarschaft sehen zu wollen, welche seit einiger Zeit Rustemabad und die Strafsen dorthin unsicher und gefährlich machte.

In unserer Nähe campirten nämlich seit kurzer Zeit etwa 100 Mann Soldaten aus dem Luristan, der Gebirgslandschaft östlich vom Tigris auf dem persischen Gebiete zwischen Kirmanschah und Schuschter. Es waren das stramme aber wilde Burschen, welche durch ihre Diebereien und Räubereien die ganze Umgegend von Rustemabad in Schrecken setzten. Kamen in der Dunkelheit kleine Karawanen angezogen, um nach den Dörfern von Schimran Lebensmittel und Waaren aus der Stadt Teherân zu führen, so waren die Luren sofort bei der Hand, das Gepäck leichter zu machen. Auf Befehl des Schah sollten sie Gräben um den neu angelegten *Köschk* oder Kiosk in der Nähe von Rustemabad ziehen. Sie verwendeten ihre freie Zeit in der beschriebenen Weise, die ihnen als Soldaten wenig zur Ehre gereichte. Auch unsere Diener wurden vielfach von den wilden Gesellen geplagt; die Ruhe und Sicherheit für uns trat erst ein, als es unserer Wache gelang, nach tapferer Gegenwehr einen Luren einzufangen, der einen unserer Leute bei hellem Tage überfallen und eine Anzahl eingekaufter Le-

bensmittel geraubt hatte. Er wurde gebunden vor den Eltschi geführt und seinem Chef mit einem entsprechenden Begleitschreiben überliefert.

Die nächsten Ereignisse, welche unsere mitwirkende Theilnahme beanspruchten, waren offizieller Natur. Am 15. August wurde von dem französischen Gesandten im Sommerlager zu Tedschrisch „la fête de l'Empereur" mit allem Glanze, der in Persien nur immer entwickelt werden kann, in üblicher Weise gefeiert. Die Hauptfeier des Tages fand am Abend Statt. Unter einem mächtigen Zelte, das man mit den Fahnen sämmtlicher in Teherân residirenden Gesandtschaften und der Standarte Persiens decorirt und inmitten des Gartens aufgestellt hatte, der mit Hunderten bunter Ballons erhellt war, vereinigte eine lange Tafel die in Teherân wohnenden Franzosen, einige angesehene Perser, an ihrer Spitze den Minister des Auswärtigen und den persischen General *Dawud-Khan*, ein armenischer Christ, und die Mitglieder der übrigen Gesandtschaften. Der persische Minister brachte in persischer Sprache einen Trinkspruch auf die *Selamet* oder das Wohl des französischen Kaisers, der französische Minister einen gleichen auf das Wohl S. M. des Schah's und dann auf die Gesundheit der übrigen Potentaten aus, deren Vertreter am persischen Hofe weilten. Eine persische Regimentsmusik spielte neuerdings eingeübte europäische National-Hymnen recht wacker. Das Verdienst, die Perser in der kurzen Zeit von acht Monaten so weit gebracht zu haben, europäische Musikstücke auf europäischen Instrumenten auszuführen, gebührt dem braven Mr. Bosquet, Kapellmeister an der grofsen Oper in Paris. Unterstützt von einem jüngeren Fachgenossen, dem Sous-chef de musique Mr. Royon, hat der gewandte Musikkenner in Persien und an den Persern Unglaubliches geleistet. Die iranische Musikbande, sämmtlich Bauern, meistens sehr jung (ich sah mehrere zehn- bis zwölfjährige Knaben) spielte aber nach sonderbaren Noten. Dieselben waren nämlich durch die einzelnen Finger der linken Hand und deren Zwischenräume angegeben; der Musikdirektor hielt die Hand in die Höhe, zeigte den betreffenden Finger oder den Zwischenraum, und nun spielten die Musikanten den erforderlichen Ton mit vollkommener Präzision. Erst in letzterer Zeit ist es Hrn. Bosquet gelungen, seine persischen Musikschüler an geschriebene Noten zu gewöhnen. Dafs es einen eigenthümlichen Eindruck macht, von Persern „partant pour la Syrie", „god save the queen", die russische Nationalhymne und andere Melodien spielen zu hören, brauche ich kaum zu bemerken. Auch

hierin zeigten die Perser ihre geistigen Vorzüge und ihr angeborenes Talent in einer Weise, die ihnen eben so sehr zur Ehre gereichte, als sie andererseits doppelt schmerzlich empfinden läfst, dafs die räumlich grofse Entfernung von den Mittelpunkten europäischer Civilisation und die dermaligen Zustände einer allgemeinen Heranbildung des so begabten Volkes hindernd in den Weg treten.

Von der Mitte des Monats August an hatte die Temperatur angefangen, sich in der auffallendsten Weise abzukühlen. Obgleich die Zeit der Hitze noch nicht vorüber sein sollte, so merkte man dennoch das baldige Herannahen der herbstlichen Jahreszeit. Am Morgen pflegte die Sonne umwölkt zu sein, und nicht selten fiel ein wenn auch nicht lange anhaltender grofströpfiger Regen zur Erde nieder. Die reiche Fülle aller Obstarten, welche bis zur unvergleichlich schönen saftigen Weintraube hin, an den Bäumen in den Gärten der Dorfbewohner prangten, rief eine wahre Pischkeschmanie hervor. Diener, Soldaten, Fremde, alle beeilten sich, unserm Gesandten schön- und wohlgeordnete Früchte auf Tellern zu überbringen, natürlich stets in der Hoffnung eines baaren Dankes. Selbst auf den kurzen Spaziergängen, die uns die milder werdende Sonne in das Freie gestattete, verfehlten niemals die beschäftigten Landleute, sobald sie unserer ansichtig wurden, schnell aufzuspringen, um von den Früchten ihrer Gärten und Felder, und wenn es unreife *sib-i-zemin* oder Kartoffeln waren, dem fremden Wezir ehrfurchtsvollst anzubieten.

Der 24. August oder der 6. *Sefer* der arabischen Aera stand in dem persischen Kalender als „das Fest der Geburt der Hoheit des Königs der Könige“ verzeichnet. Es war billig, eine besondere Feier desselben nach persischer Weise zu erwarten und gespannt auf das Kommende zu sein. Am Tage vorher erhielt in der That die K. Gesandtschaft eine schriftliche Mittheilung *Mirza-Saïd-Khan's*, der zufolge S. M. der Schah die fremden Gesandtschaften am nächsten Vormittag gegen zehn Uhr in seinem Sommerlager zu *Niawerân* empfangen würde.

Ein grofses, eine Stunde dauerndes Feuerwerk, welches vor Niawerân am Abend abgebrannt wurde, leitete die Feier ein. Am eigentlichen Tage des 24. war in Niawerân alles in Bewegung. Bei unserem Einzug hatten wir die günstige Gelegenheit, das nomadische Feldlager des Schah um das eigentliche kleine Schlofs herum genauer kennen zu lernen. Es läfst sich dasselbe nicht besser beschreiben, als wenn wir es mit einer linnenen Stadt

vergleichen. Das ganze Lager war mit einer Mauer von Zelttüchern umspannt und hatte einen grofsen Haupteingang. Die Strafsen der Stadt waren wiederum durch Zelttücher abgesteckt, die nach innen hin zu viereckigen Höfen ausliefen, in deren Mitte das Zelt eines Grofsen aufgerichtet war. Gröfsere Höfe umspannten die Zelte der militärischen Wachen. Ehe man zum Mittelpunkt des Weltalls gelangte, mufsten mehrere mit starken Posten besetzte Thore zwischen Zeltwänden passirt werden. Bei unserem Eintritt in diese sonderbare Stadt, deren Strafsen nach allen Seiten hin durch frisches Quellwasser berieselt wurden, fanden wir ein Bild vor, das obwohl auf morgenländischem Boden lebhaft an die bunte Zusammensetzung von Wallensteins Lager erinnerte. Lärmend und schreiend trieb sich das Volk der Stadt in den Gassen und auf den Plätzen umher, wo die Verkäufer mit ihrem kleinen Vorrath an Waaren auf dem Erdboden hockten. Soldaten, welche den sanften Regimentern Teherân's, den wilden Luristan's und den groben Regimentern Hamadan's angehörten, roth gekleidete Diener des Schah, schreiende Derwische, bettelnde Arme, alle liefen in die Kreuz und Quere, als ob sie die Hände voll zu thun hätten, während doch ihr einziges Geschäft die Handlung war, für welche die Franzosen sich das bezeichnende *flâner* ausgedacht haben.

Man führte uns in ein labyrinthisches Gehege von Zeltwänden, in deren Mitte ein grofses Zelt mit offenen Seitenflügeln aufgeschlagen war, unter welchem der Ober-Ceremonienmeister in Gesellschaft von vier vornehmen Persern auf Stühlen nach europäischer Weise safs. Der Alte, in dessen Gürtel ein Dolch mit diamantenem Griffe blitzte, hatte sich den langen Bart pechschwarz gefärbt, fuhr mit den Fingern zum öftern durch den ansehnlichen Bartschmuck und war voll Geist und Witz in seiner Unterhaltung, die er stundenlang mit den nach und nach eintreffenden Europäern durchzuführen hatte. Als gegen Mittag die Zahl der Gesandtschaften vollständig war, zogen in deren Gegenwart S. Excellenz die rothen Hofstiefel an, bedeckten Dero Körper mit dem langen Ehrenkaschmirrock und setzten den Amtsturban auf. Von Thür zu Thür, von Wache zu Wache, von Volk zu Volk wanderten wir einen weiten Weg, der zuletzt in einem kleinen, sehr einfachen Hofe endigte, in dessen Mitte das Lustschlofs von Niawerân, ebenso einfach, zwischen einsamen Bäumen und Sträuchern sichtbar war.

An einer bestimmten Stelle, im Angesicht des Kaisers, der in dem

offenen Talar des Schlosses aufrecht stand, fand die allgemeine Schuhausziehung Statt; man verneigte sich in üblicher Weise, und trat durch eine kleine Thür in den Raum, in welchem sich S. M. befand. Das diplomatische Corps hatte die Ehre, unmittelbar vor dem Schah zu stehen; der persische Ober-Ceremonienmeister und der Minister des Auswärtigen hatten hinter den Europäern Stellung genommen und lehnten sich auf ihre grofsen, reich mit Steinen besetzten Amtsstäbe.

Der Schah sah heiterer und wohler als je aus. Er trug einen schwarzen Nizam-Rock, der bis zu den Knöpfen hin mit blitzenden Diamanten besetzt und durch einen nicht minder kostbaren Gürtel um den Leib befestigt war. Ein goldbrokatener Ueberwurf fiel von den Schultern bis zur Erde hernieder, die schwarze persische Mütze schmückte als königliches Abzeichen eine reichbesetzte Diamantagraffe. Der Schah, der sich mit den einzelnen Ministern der europäischen Gesandtschaften längere Zeit unterhielt, wünschte vor allem unserem Chef Glück zu der bevorstehenden längeren Reise, „obwohl es ihm schmerze, Hrn. Baron v. Minutoli in der ungünstigsten Zeit die Reise nach dem Süden antreten zu sehen.“

Die Audienz hatte bald ihr Ende erreicht. Wir durchschritten dieselben Höfe, Wachen, Thüren und Zeltgassen, um die draufsen harrenden Pferde zu besteigen und nach unserem Menzile zurückzukehren.

Der Schah selber wünschte seinen Geburtstag durch einen besonderen Akt der Gnade zu bezeichnen, und hatte deshalb den Befehl ertheilt, dafs jeder, welcher eine Klage hätte, Sonntags dieselbe ihm persönlich vortragen dürfe. Der öffentliche Zutritt zu ihm oder der sogenannte *Selam* hatte lange vorher schon bestanden, war jedoch seit den stürmischen Geschichten mit den *Babi's* (s. oben S. 187) aufgehoben worden. Jedermann darf somit wiederum an dem erwähnten Wochentage den Pallast betreten, seine Beschwerde überreichen, welche alsdann von einem Gerichtshof abgeurtelt wird, bei welchem S. M. der Schah den Vorsitz führt. Es ist zu hoffen, dafs diese Einrichtung, welche dem Wohlwollen und dem Gerechtigkeitssinn S. M. zum gröfsten Ruhme gereicht, kein Hindernifs in der Schwierigkeit finden möge, durch die Hofwelt zu dringen, welche den Mittelpunkt des Weltalls wie eine lebendige Mauer umgiebt, nur zu spalten und zu öffnen durch die magische Kraft des Goldes.

Die grofse Reise nach dem Süden, welche der würdige Chef unserer Gesandtschaft für die bevorstehenden Monate September, October und No-

vember 1860 angesetzt hatte und die uns Gelegenheit gewähren sollte, Land und Leute im Innern des Landes näher kennen zu lernen, konnte erst angetreten werden, sobald wir ein in Teherân gemiethetes Haus bezogen und unsere Habseligkeiten darin sicher untergebracht hatten. Die Bemühungen unseres Eltschi, eine passende Wohnung in der Stadt zu finden, waren erst nach langem Suchen durch Erfolg gekrönt worden, wenn auch die Bedingungen des Wirthes ziemlich unverschämter Natur waren. Wie in allen sonstigen geschäftlichen Beziehungen der Perser dem Europäer gegenüber ungemessene Forderungen stellt, so mufs der fremde Frengi vor allen beim Miethen einer Wohnung die ganze Last persischer Zumuthungen schwer empfinden. Entsprechend der Sitte im ganzen übrigen Morgenlande, so wird auch in Teherân ein Haus nur von Einer Familie (*Khanewâr*) bewohnt; der Europäer, um so mehr wenn er eine hervorragende offizielle Stellung einnimmt, mufs sich dieser Gewohnheit anbequemen und je nach seinen Mitteln ein gröfseres oder kleineres Haus miethen. Schlechte, zerfallene Häuser stehen in beliebiger Auswahl für billige Miethe zu Gebote; der Europäer scheut aber mit Recht die Ausgaben für die Herstellung wohnlicher Räume, und sieht sich deshalb lieber nach einem gut erhaltenen Hause um. Neue Schwierigkeit! Ein gut Theil der persischen Bevölkerung hält ein Haus, in welchem ein Europäer gewohnt hat, für entweiht und unrein, und würde für alles in der Welt nicht nach dem Europäer hineinziehen, wenn nicht die Wände der Zimmer in Fufsdicke losgeschlagen und von neuem mit Kalk und Gips überzogen, ornamentirt und bemalt wären. Der persische Besitzer, welcher sein Haus dem Frengi vermiethet, mufs also im Voraus darauf Rücksicht nehmen und fordert nun einen Miethspreis, wie er kaum in europäischen Städten vorkommt.

Hr. Baron v. Minutoli konnte somit seinem Schicksale in dieser Beziehung so wenig als irgend ein anderer Europäer entgehen und durfte sich billigerweise glücklich schätzen, ein passendes Haus gefunden zu haben, das eben erst neugebaut und auf das geschmackvollste in seinen inneren Räumen decorirt und bemalt war. Es lag an der südlichen Seite des kleinen Tischler-Bazares „des Khan's von *Merw*“, ganz in der Nähe der *Ark*, an deren südöstlicher Ecke die genannte Marktstrafse in den grofsen Bazar der Stadt mündete. Da das Haus in keiner Weise für den Aufenthalt eines Europäers berechnet und angelegt oder auch nur selbst unwesentlich verändert war, so geben wir eine Beschreibung desselben, um eine genaue

Vorstellung des Baustyles eines anständigen persischen Hauses vorzulegen.

Der Eingang zu demselben von der Strafse aus befand sich an der einen Seite seiner Strafsenwand. Er bildete eine Art von Vorhalle, mit Sitzen von Mauerwerk ringsherum, und führte zu einer Thürnische, die auf das Geschmackvollste und Reichste im persischen Decorationsstyl ausgeführt war. Den oberen Theil derselben krönte der persische Spitzbogen, in welchem sich ein ganzes System von Stalaktiten-Ornamenten befand, aus einer Reihe kunstvoll verbundener grofsen und kleinen Nischen bestehend, welche den eigentlichen und inhaltsvollsten Grundgedanken aller persischen Bauornamentik darstellen. In den beliebten Farben persischer Malerei, in roth, blau, weifs und gold schimmerte die sauber lackirte Thürnische schon aus weiter Ferne dem Eintretenden in prunkendem Glanze entgegen. Neben dem architektonischen Schmuck bestand, der persischen Auffassung entsprechend, ein besonderer decorativer Theil der Halle und Thür in schön gewundenen und verschlungenen Schriftzügen mit Densprüchen aus dem Koran, von dem kleinen aber bedeutungsvollen *hua* „Er!“ (nämlich Gott) an, welche in erhabener Arbeit ausgeführt waren und in heller Vergoldung auf dem dunkelblauen Hintergrunde, wie der Tag aus dunkler Nacht, scharfkantig hervortraten. Die Thürflügel in der Nische waren aus Holz, sauberer gearbeitet als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, mit grofsköpfigen Nägeln beschlagen und mit Rosetten in durchbrochener Eisenarbeit auf rothem durchschimmerndem Hintergrunde reichlich geschmückt. Ein schmaler gepflasterter Gang führte etwas abwärts steigend rechter Hand zu den Pferdeställen und dem engen Hofraum davor, an dessen einer Ecke ein verdeckter Brunnen mit schlechtem Wasser angebracht war; ein zweiter ebenso enger Corridor endete in grader Richtung in den ersten Hof des Hauses und setzte sich, von oben her bedacht, bis zum zweiten Hofe fort. Ein jedes persische Haus hat mindestens zwei Höfe, deren letzter, innerster den Namen *Enderûn* (eigentlich der Innere) führt; es ist derjenige, in welchem sich die Frauenwelt befindet und welcher aus diesem Grunde mit Ausnahme des Schah von Niemandem betreten werden darf, für den die fremde Haremswelt nur eine verbotene Frucht ist.

Im ersten Hofe weilt die männliche Bevölkerung des Hauses, aus dem Herrn, den erwachsenen Kindern männlichen Geschlechtes und aus der Schaar der Diener bestehend. Sie bewohnen die Zimmer an den beiden

Längsseiten des Hofes. Die Gemächer haben, mit Ausnahme der quadratisch gestalteten kleinen Nebenzimmer, die Form eines Rechteckes. Architektonisch auffallend sind die Stalaktiten-Ornamente, welche am Rand rings umherlaufend die Decke mit der einfachen persischen Deckenfigur zu tragen scheinen; die viereckigen Wandnischen (*taqtschèh*), gleichfalls durch jenen Stalaktitenschmuck bewunderungswerth; der Kamin, in Nischengestalt, die halbe Kuppelwölbung etwas hervortretend, mit einem schlechten Spiegel darüber, und endlich das grofse Fenster (*pendscherèh*), welches die ganze nach dem Hofe gelegene Breitseite der Wand einnimmt und aus verschiebbaren, mit kleinen bunten oder mit weifsen Glasscheiben versehenen Stücken zusammengesetzt ist. Das grofse Fenster der in Rede stehenden Gemächer unseres Hauses war aus sieben anderen, nach oben zu schiebenden, zusammengesetzt. Von den letzteren enthielt jedes 30 weifse Glasscheiben, so dafs das ganze Fenster aus nicht weniger als 210 Scheiben bestand, über welchen noch zum Ueberflufs und gleichsam als oberer Fenstersaum eine Reihe von 24 nebeneinander liegender gröfserer Glasscheiben mit kleineren als Randeinfassung angebracht war. In den Bauten aus früheren Zeiten, und auch jetzt noch in den Häusern reicher und vornehmer Personen, sind diese Fenster aus einem sinnreich zu mathematischen Figuren zusammengestellten hölzernen Gatterwerk gebildet; die kleinen Scheiben bestehen dann nicht aus weifsem Glase, sondern aus bunten Glasstücken, deren dunkle Färbung das blendende Sonnenlicht nur matt hindurchstrahlen läfst. Von aufsen waren sämmtliche Fenster unseres Hauses durch einen grofsen, rouleauartig angebrachten Vorhang (*perdèh*) gegen die Strahlen der Sonne geschützt. Das Ameublement eines persischen Zimmers ist unendlich einfach. Ein bunter wollener Teppich (*farsch*) wird in die Mitte des Fufsbodens gelegt, vier andere Filzteppiche (*numûd*) laufen die vier Randseiten des Gemaches entlang und lassen von dem durch sie bedeckten bunten Teppich nur ein kleines Mittelstück frei. Auf den Teppichen liegen grofse runde Kissen zum Stützen. In den Nischen stehen ein Paar Gefäfse, die Thüren haben seidene Vorhänge. Damit ist alles geschehen, was zur Ausschmückung des Zimmers gehört. Sonstiges Besitzthum, wie Kleider und dergleichen, wird nicht aufgehängt oder aufgestellt, sondern in Kisten mit klingendem Schlofs gepackt, die in einem fensterlosen dunklen Gemache, dem *Sanduq-khanèh* (der Rumpelkammer) aufbewahrt werden.

Die Thüren, welche zu den einzelnen Zimmern führen, sind roh gear-

beitet, meist nicht einmal polirt oder mit Farben überstrichen. Sie bestehen aus zwei Theilen oder Flügeln, die sich nicht etwa in eisernen Angeln bewegen, sondern deren eigene knarrende Zapfen sich in den Löchern der Schwelle und des Oberbalkens des Thürrahmen unbeholfen genug drehen. Thürschlösser kennt man in Persien noch nicht. Zwei Kettchen, welche oben an den Thüren befestigt sind, können mit ihren Ringen in die Thürkrammen am oberen Balken eingelassen werden und halten so die Thürflügel von innen her zusammen. Geht man aus und will die Thüren verschliefsen, so wird ein gewöhnliches Vorlegeschlofs nach europäischer Weise angebracht.

Bei weitem die hervorragendsten Theile bildeten die beiden *Talâre* oder Säle unseres Hauses, so gelegen, dafs sie von je zwei Längsseiten des Hofes eingefafst waren, mit deren Gemächern sie in Verbindung standen. Da der *Talâr* diejenige Räumlichkeit des Hauses ist, in welchem nicht allein die ankommenden Besuche empfangen werden, sondern auch Gesellschaften und gröfsere Vereinigungen Statt finden: so verschwendet der persische Baumeister alle nur erdenkliche Pracht auf die Ausschmückung desselben.

Die *Talâre* unserer Wohnung waren in dieser Beziehung auf das Glänzendste bedacht worden. Die Decke des hohen Saales bestand aus gröfseren und kleineren Kuppelwölbungen, vielfach in sich gegliedert, mit Spiegelfacetten, Vergoldungen, Stalaktiten-Ornamenten in reichster Farbenpracht geschmückt. Die Wände und Nischen standen in keiner Weise der Deckenpracht nach; Blumen, Vögel und Arabesken bedeckten in scharfem Schnitt die glatten, farblosen Flächen, nur die Nachbildung menschlicher Figuren erschien roh und wenig im Einklang mit dem vollendeten Geschmack der übrigen Decoration. Zwei unsichtbare hohe Schornsteine, die sogenannten *Bâd-gîr* oder Windfänge, führten von oben her frische Luft jedem der beiden Talâre zu.

Beide Säle und die Corridore, welche sie vom ersten nach dem zweiten Hofe hin miteinander in Verbindung setzten, lagen höher als die übrigen Gemächer, und eine kleine Treppe von den Höfen aus gestattete den Zugang. Ihrer Höhe angemessen überragte derjenige Theil des Hauses, in welchem sie sich befanden, die übrigen Gemächer beinahe um das Doppelte und war mit hölzernen Giebelfeldern geschmückt, deren Inneres mit dem persischen Wappen, dem Löwen und dem Sonnenbilde, ausgemalt war.

Unter beiden Talâren befanden sich kellerartige Räume, in welche das Tageslicht nur durch ein kleines Gitterfenster in gleicher Höhe mit dem Erdboden hineinzudringen vermochte. Diese Souterrain-Gemächer, die sogenannten *Zir-zemin*, dienen den persischen Familien, welche den heifsen Sommer über in der Stadt bleiben und nicht in die Sommerlager am Elburs ziehen, als angenehmer kühler Aufenthalt während der Zeit der gröfsten Tageshitze.

Den Anlagen eines ordentlich und wohl eingerichteten Hauses entsprechend, befanden sich in den beiden gepflasterten Höfen Bassins, welche das nöthige Wasser ein paar Mal allwöchentlich durch Fontänen empfingen, die mit den unterirdischen Röhren in Verbindung standen, welche von den Becken der Ark her das überflüssige klare Wasser den übrigen Theilen der Stadt zuführen. Das Bassin des ersten Hofes nahm beinahe den ganzen Raum desselben ein, nur einen schmalen Weg an seinen Rändern gestattend. Kleiner war das Wasserbecken des zweiten Hofes, das sich in der Nähe des Talârs befand und neben einem Erdfleckchen lag, auf welchem ein Paar Blumensträucher hinwelkten. Die Terrassen des Hauses, welche sämmtlich miteinander in Verbindung standen, haben die Bestimmung, als Promenaden zu dienen; zugleich gewährten sie Aussicht: in nördlicher Richtung, nach den Bergkuppen des Elburs, östlich, nach den Thurmspitzen und Dächern der Palläste des Schah in der Burg, südlich, über eine niedrige Mauer hinweg, nach den Kuppeln, mit welchen die Stuben eines anstofsenden Bades gewölbt waren, endlich westlich, auf einen grofsen Garten mit schönen, meist laubreichen Bäumen, der als ein Moscheengut unter dem Schutze der Oeffentlichkeit stand und den Namen des „Gartens (*bâgh*) des K̄han's von Merw“ führte. Ihm zugekehrt hatte man auf der letzten Terrasse des zweiten Hofes ein luftiges Gebäude als Pavillon aufgeführt, das von den Persern stets als *Köschk* (Kiosk) bezeichnet wurde.

So war das Haus beschaffen, das Hr. Baron v. Minutoli so glücklich war für den Preis von 35 Toman monatlicher Miethe zunächst für die Zeit eines Jahres zu erhalten, und in das wir von Rustemabad aus gegen Ende des Monats August übersiedelten, froh und überglücklich, das Nomadenleben unter Zelten mit dem schattenreichen Dache eines Hauses vertauschen zu können. Ein jeder von uns richtete sich so gut es ging ein; die Diener unter der Obhut des Dragomans blieben im ersten Hofe, wir übrigen Europäer

bezogen den zweiten Hof oder das *Enderûn* und bald waren wir so wohnlich eingerichtet, als hätten wir Lust, jahrelang in dem persischen Hause zu Teherân zu sitzen.

Am 26. August hatten wir die Uebersiedelung zu Stande gebracht, am 2. September sollte die grofse Reise nach dem Süden angetreten werden, deren Dauer auf drei Monate berechnet war und welche in der kurzen Zeit bis zum Aufbruch eine Menge von Vorbereitungen aller Art erheischte. Es mufsten Maulthiere und Karawanenführer gedungen, Vorräthe eingekauft und die Diener mit dem nöthigen Reiseapparat ausgerüstet werden, bis zu den langen eisernen Spiefsen hin, an welchen das persische Hammel-*Kebâb* über der Kohlengluth langsam geröstet wird. Was für die Reise am meisten zu wünschen übrig blieb, war eine gute feste Gesundheit und in dieser Beziehung litten fast alle Mitglieder unserer Mission an Uebeln, welche von dem Aufenthalt in Persien beinahe unzertrennlich sind. Die Erfahrung hat gelehrt, dafs allzuhäufiger Genufs von Wasser und Früchten auf den europäischen Ankömmling schädliche Wirkungen ausübt und ebenso hartnäckige Durchfälle, welche sich bis zur Blutruhr steigern, als heftige Fieberanfälle zur Folge hat. Nach der Acclimatisation hören diese Leiden allmählig auf und man gewöhnt sich leicht an die persische Art und Weise zu leben. Wir mufsten leider von vornherein den Einflüssen des Klima's unseren Tribut gehörig zahlen, um so mehr, als grade im Sommer 1860 auch bei denjenigen Europäern, welche bereits längere Zeit in Persien zugebracht hatten, epidemische Cholerinen mit ungewöhnlicher Heftigkeit aufgetreten waren. Da es eine bekannte Thatsache ist, dafs Reisen und der Wechsel der Luft wohlthätig auf den angegriffenen Gesundheitszustand wirken, so hatte unser Chef es für heilsamer gehalten, die Reise sobald als möglich anzutreten, als denjenigen zu folgen, welche den Rath ertheilten, unter keinen Umständen die grofse Wanderung im Herbste zu unternehmen, sondern die Frühlings-Jahreszeit abzuwarten und dann erst mit einer wohlausgerüsteten Karawane aufzubrechen.

Die wenigen Tage bis zur Abreise brachten wir beständig in Teherân zu, nachdem die offiziellen Abschiedsvisiten Persern und Europäern bereits von Rustemabad aus abgestattet waren. Kein Ereignifs von besonderer Bedeutung hatte diese Zeit der Ruhe unterbrochen, mit Ausnahme einer Einladung zu einem religiösen Schauspiel, welche ein Schahzadeh an den preufsischen Eltschi ergehen liefs. Als Nachbar hatte der Prinz, zweiter

Sohn Feth-Ali-Schah's und Urheber einer Familie von drei Hundert Kindern, Enkeln und Urenkeln, die Höflichkeit, den fränkischen Wezir zu einer Tazieh zu bitten, welche ganz in der Nähe unserer Wohnung am 28. August auf seine Kosten Statt finden sollte.

Der kleine Tischler-Bazar, zu welchem unser Haus gehörte, mündete in entgegengesetzter Richtung von der Burg in einen mäfsig grofsen und viereckigen Platz, in dessen Mitte zwei mächtige Sykomorenbäume standen und den die Strafse in zwei gleiche Hälften theilte. Schon bei unserem Einzug in Teherân von Rustemabad aus hatten wir bemerkt, dafs an den drei Seiten des Platzes, welche an eine lange Hauswand stiefsen oder ihr gegenüberlagen, Holzgerüste aufgeschlagen wurden, die im Hintergrunde mit buntem Flitter behängt waren und deren Stangen man mit rothen Lappen schlecht genug umwickelte. Die weitere Ausschmückung bestand aus europäischen und persischen Bildern unter Glas und Rahmen, aus Glaslampen, Glasglocken und sonstigen Gegenständen des persischen Luxus. Der ganze Platz war mit grofsen ausgespannten Zelttüchern bedeckt, welche durch die erwähnten Bäume und durch lange Stangen gestützt waren. Diese sowie die kahlen Wände des Platzes waren mit Thierfellen, Waffen, Bildern (darunter die Mutter Gottes mit dem Kinde), Schnüren, Troddeln, Glasgegenständen und sonstigen Dingen ausgeputzt.

Gegen 5 Uhr Nachmittags begaben wir uns in Begleitung von Soldaten und Dienern auf den Platz, woselbst man für uns eine „Loge" in Bereitschaft gestellt hatte, d. h. ein schwankendes Gerüst, über dem Eingange zur „Schule des Khan's von Merw", zu dem man nur mit Hülfe einer hochsprossigen, wackligen, krummen Leiter gelangen konnte. Ehe es uns glückte, auf Stühlen Platz zu nehmen, fing das Gerüst an in bedenklicher Weise zu wanken. Dieselbe beunruhigende Erscheinung wiederholte sich jedesmal, wenn unbekannte dienstbare Geister erschienen, um auf der gefährlichen Höhe Scherbet, Kaffee und Kaliûn zu präsentiren.

Die Bühne vor uns auf dem Platze bestand aus einem *Takht*, d. h. einer Erhöhung, die zwei Fufs über dem Boden aus Erde und Lehm aufgeführt war. Die Decoration des Schauplatzes war höchst einfach: ein Stuhl, daneben lagen Kissen und Bettdecken, Häufchen von Häcksel und etliche grofse Feldsteine. Rechts davon hockten in der innern Umhegung eines langen Strickes, der auf dem Erdboden ausgespannt war, eine Schaar von dreihundert Weibern in blauen Ueberwürfen mit weifsen Augenschleiern

(*Ru-bend*). Die Männer, nur wenige in der schwarzen Trauerkleidung, safsen links davon und vor der Bühne, nach unserem Standpunkte zu. Da, wo auf den Dächern der Nachbarschaft ein Plätzchen offen war, hatten sich Weiber und Kinder dicht am Rande niedergekauert. Der Mehrzahl gehörten sie, nach ihrer Tracht zu urtheilen, der niederen Bevölkerung unseres Stadtviertels an. Polizeileute, mit langen Stöcken bewaffnet, hielten die Ordnung unter dem beweglichen lustigen Volke aufrecht, während die Diener des Schahzadeh in thönernen Gefäfsen den durstigen Männern und Weibern Trinkwasser spendeten. Auf kleinen Pauken und auf den langen persischen Trompeten wurde in üblicher Weise das Zeichen zur Eröffnung des Schauspieles gegeben, die Strafsen wurden abgesperrt und es traten nun die Schauspieler auf, um ihre Recitationen zu beginnen.

Das Spiel dauerte eine gute Stunde, die Schauspieler thaten dabei ihr Möglichstes, um den Augen der Zuschauenden wahre Thränenströme hervorzulocken und das dankbare Publikum, Kopf und Brust schlagend und laut jammernd, schien ganz aufgelöst von dem Schmerze, die frommen Imame sterben zu sehen. Nach den Schilderungen, welche wir bereits oben von der Art und Weise dieser religiösen Schauspiele gegeben haben, wird man uns eine weitere Beschreibung dieser Tazieh, welche den Tod des Imam Hussein als Gegenstand behandelte, gern erlassen.

Die Zeit, welche uns sonst in Teherân zur Mufse übrig blieb, wurde in gewissenhafter Weise zur weiteren Kenntnifs der Stadt benutzt. Wir machten in Begleitung der Diener kürzere und längere Spaziergänge, besuchten die Bazare, mischten uns in das dichte Gedränge der bunten Bevölkerung und kehrten bei den wenigen Persern und Europäern unserer Bekanntschaft ein, deren Beruf selbst in der gröfsten Hitze die Entfernung aus Teherân und eine Uebersiedelung nach Schimran nicht gestattete. Nahmen wir des Abends unseren Rückweg nach unserem Hause, so mufsten, den Polizeigesetzen orientalischer Städte entsprechend, grofsmächtige Laternen angezündet werden, welche heimwärts leuchteten und von den Dienern vorangetragen wurden. Je gröfser eine Person ihrem Range nach dasteht, je gröfser mufs, ein ächt persischer Zug, die Laterne sein, so dafs man im Stande ist, des Abends an den Laternen die vornehme Welt von der ärmeren Klasse sehr genau zu unterscheiden.

In den Bazaren waren es vorzüglich die schönen Karawanseraien, welche unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen, unter ihnen wiederum

am meisten die „Karawanserai des *Emir*“, so genannt nach dem früheren Premier-Minister, dem *Emir-i-Nizâm Mirza-Taghi-Khan*, einem persischen *Mentschikof*, welcher sich um das öffentliche Wohl des Landes in der ausgedehntesten Weise verdient gemacht hat.

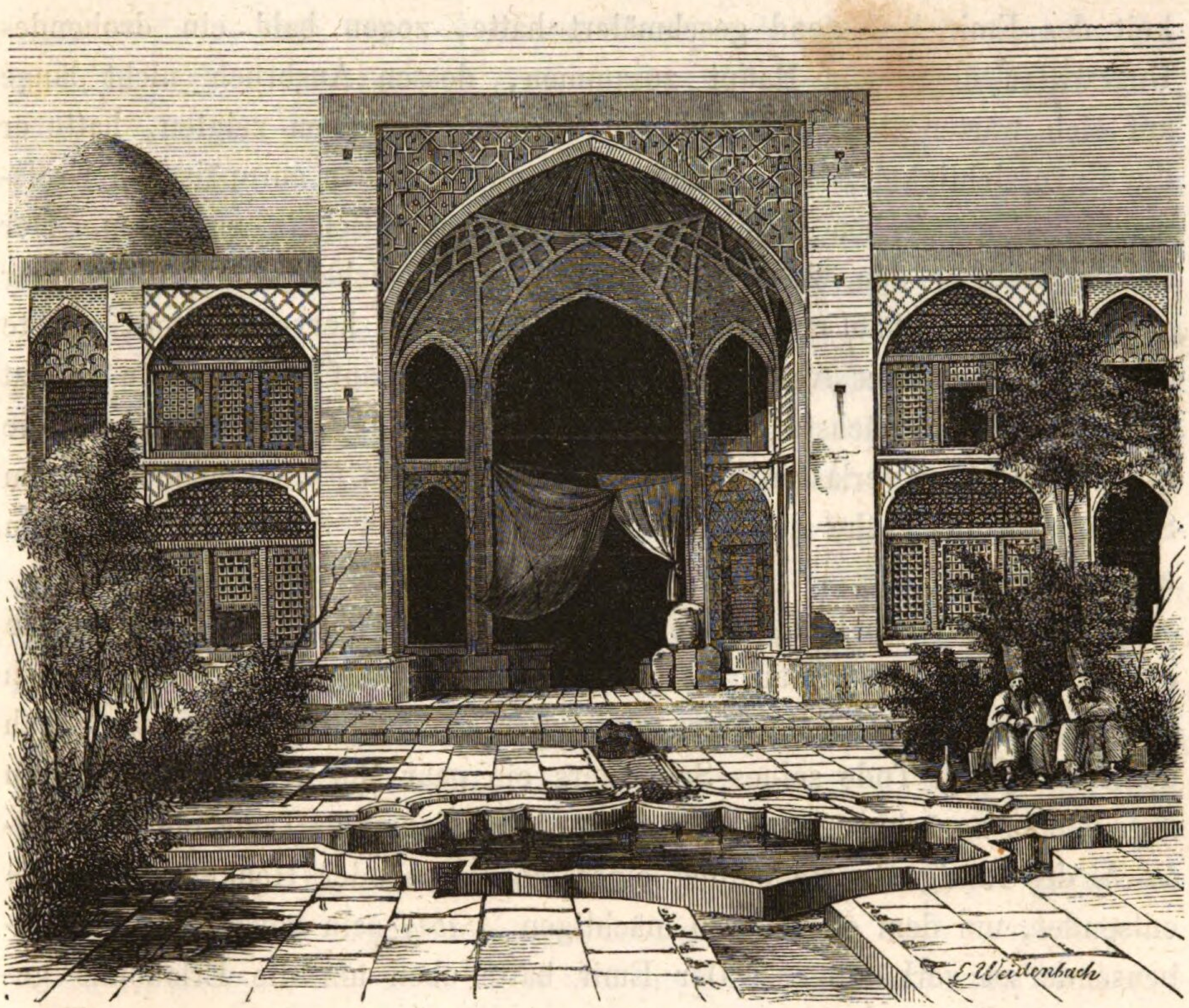
Sohn eines armen Koches aus Kirmanschah, hatte *Mirza Taghi* das Glück, in die Dienste des damaligen Kronprinzen *Nasreddin-Mirza* zu treten und sich so ausschliefslich das Wohlwollen desselben zu erwerben, dafs ihm sehr bald die Oberleitung des ganzen prinzlichen Hauses übertragen wurde. Kaum hatte der junge Fürst nach dem Tode seines Vaters den Thron Persiens bestiegen, als auch *Mirza Taghi* mit einer Würde bedacht ward, die ihm eine Stelle in der unmittelbarsten Nähe seines Schah verschaffte; er wurde Premier-Minister und erlangte zuletzt in dieser Eigenschaft den höchsten Titel eines *Atabek* (Major-domus).

Er begann damit, sein Amt durch eine Reihe nothwendiger Handlungen einzuweihen, welche den Zweck hatten, die nach dem Tode Mohammed-Schahs hervorgerufenen Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten jeder Art in der energischsten Weise zu beseitigen. Mord und Plünderung waren auf dem flachen Lande wie in den Städten an der Tagesordnung und selbst in Teherân übten die bekannten Luti die brutalsten Streiche aus. Die Gouverneure in den Provinzen hatten gleichfalls den Thronwechsel als eine günstige Gelegenheit gewaltsamer Bereicherungen benutzt, und die *Ilat* hörten auf, die regelmäfsigen Steuern zu zahlen. Mit einem Worte, der junge Schah und sein Minister fanden beim Antritt der Regierung die Ordnung der Dinge in einer vollständigen Auflösung vor.

Das Wort Furcht hat in Persien einen zu gewichtigen Sinn, um nicht auf die Gemüther derjenigen, welchen Unordnung und Gesetzlosigkeit wünschenswerthe Mittel zu ihren Handlungen sind, nachhaltig zu wirken. Als auf den Befehl des *Emir-i-Nizâm's*, oder wie er in Persien gewöhnlich ganz kurz bezeichnet wird, des Emir's die Köpfe von den Hälsen flogen, da fing man an einzusehen, dafs mit dem gestrengen Wezir nicht zu scherzen war und man bequemte sich, auf das Schnellste zur Ordnung zurückzukehren. Kaum war die Sicherheit der Personen und des Eigenthums wiederhergestellt worden, so unternahm der Emir reformatorische Anläufe, deren segensreiche Erfolge bis auf den heutigen Tag in einzelnen Spuren zurückgeblieben sind, und das Erstaunen, aber auch anfänglich die Bewunderung der Bewohner Persiens erregten.

Er unterdrückte, selbst in dieser Beziehung rein und unbescholten, jede Art des Diebstahles. Die Beamten des Schah und die Soldaten erhielten ihre regelmäfsige Besoldung. Er hob die Bestechungen und das ganze System der Erpressungen auf, liefs geordnete Steuerlisten aufsetzen und verminderte auf ein gerechtes Maafs die überspannte Steuerlast. Mehr noch als dies liefs er sich die Verbesserung des Handels und der Gewerbe angelegen sein, da er für Persien eine neue Aera der Blüthe und des Wohlstandes hervorzurufen wünschte. Er führte die Posthäuser auf, mit welchen Persien nach allen Richtungen der Hauptstrafsen heutzutage versehen ist, sorgte für eine genügende Anzahl von Pferden in denselben und suchte eine bequeme Herberge den Reisenden zu verschaffen, die bisher nur mühsam in den Dörfern ein Unterkommen gefunden hatten. Er baute Brücken, verbesserte die Strafsen, legte an den Strecken, welche durch räuberisches Gesindel gefährdet waren, militärische Posten an, errichtete auf seine Kosten Karawanseraien und sonstige Bauten, welche für den öffentlichen Verkehr, für regen Handel und Wandel von Nutzen sein konnten. Den Soldaten befahl er Kasernen aufzuführen und bestrafte die Offiziere, welche sich ihren Untergebenen gegenüber Härte und Grausamkeit zu Schulden kommen liefsen, auf das Empfindlichste. Ohne die Europäer selbst zu lieben, suchte er, mit weiser Benutzung der Umstände und der Zeit, von den Erfindungen und Entdeckungen Frengistans und von den Wohlthaten und Segnungen der europäischen Civilisation zur Hebung der persischen Industrie allen möglichen Vortheil zu ziehen.

Wir geben in dem Holzschnitte hierneben ein getreues Abbild einer Hauptseite des grofsen Hofes der Karawanserai, welche dem Emir ihr Entstehen verdankt, und deshalb nach ihm noch heutigen Tages benannt wird. Ein mächtiges, in bunter Glasurarbeit ausgeführtes Portal öffnet sich nach der Seite des Bazares hin. An den Seiten desselben sind Waaren, meist Zeugstoffe, aufgespeichert und die persischen Kaufleute sitzen daneben, unter einander schwatzend oder ihre Waaren dem Vorübergehenden anpreisend. Der erste Hof, dessen Seitenwand die Abbildung zeigt, ist in einem Viereck angelegt, mit breiten Steinplatten bedeckt, welche in der Mitte durch ein geschmackvolles Bassin und die dazu gehörenden Rinnen unterbrochen werden; hier und da ragt aus leer gelassenen Erdplätzen weniges Strauchwerk in die Höhe. Die Waaren der Kaufleute liegen in zwei Etagen übereinander, deren Fensteröffnungen durch Läden in durch-



brochener Holzarbeit wohl verschlossen sind. Ein mächtiges Portal, mit Halbkuppeln gewölbt, in schönster Ornamentirung, bildet den Eingang zu den zahlreichen Räumlichkeiten, in welchen die verschiedenen Handelsartikel aufgespeichert liegen.

Um auf den Emir zurückzukommen, so müssen wir anführen, dafs trotz seiner Bemühungen, den Wohlstand des Landes zu heben, trotz seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner Unpartheilichkeit, eine gewisse übermüthige Härte in seinem Charakter und ein angeborener Hang zur Grausamkeit nicht im Stande war, ihm die Liebe der Iranier zu verschaffen. Die Grofsen in der Umgebung des Schah hatten es vor allem auf seinen Sturz abgesehen, und der Emir, seinerseits zu stolz, um rechtzeitigen Warnungen Gehör zu schenken, vertraute seinem Herren so sehr, dafs er sich sicherer als je glaubte, um so mehr, als er die eigene Schwester des Schah zur Frau hatte. Die Intriguen, von allen Seiten geschürt, selbst von dem

Innern des Harems des Schah aus, dessen Einkünfte eine weise Sparsamkeit des Emir bedeutend geschmälert hatte, zogen bald ein drohendes Ungewitter über sein Haupt zusammen, dessen Ausbruch nicht lange auf sich warten liefs. Als sich die Vorboten desselben zeigten, hatte er die Unvorsichtigkeit, den damaligen Gesandten einer europäischen Grofsmacht am persischen Hofe um einen offiziellen Schutz zu bitten. Der Schah, welcher den vielfachen Einflüsterungen bisher kein williges Ohr geliehen hatte, ohne mit bestimmteren Mafsregeln hervorzutreten, mufste durch ein derartiges Auftreten seines Schwagers auf das Höchste gereizt werden, und die nächste Folge war der Befehl an *Mirza-Taghi-Khan*, die Stadt Teherân zu verlassen und seinen Aufenthalt in *Fîn* zu nehmen, einem Schlosse in der Nähe der Stadt *Kaschan*, auf der Strafse von Teherân nach Isfahân.

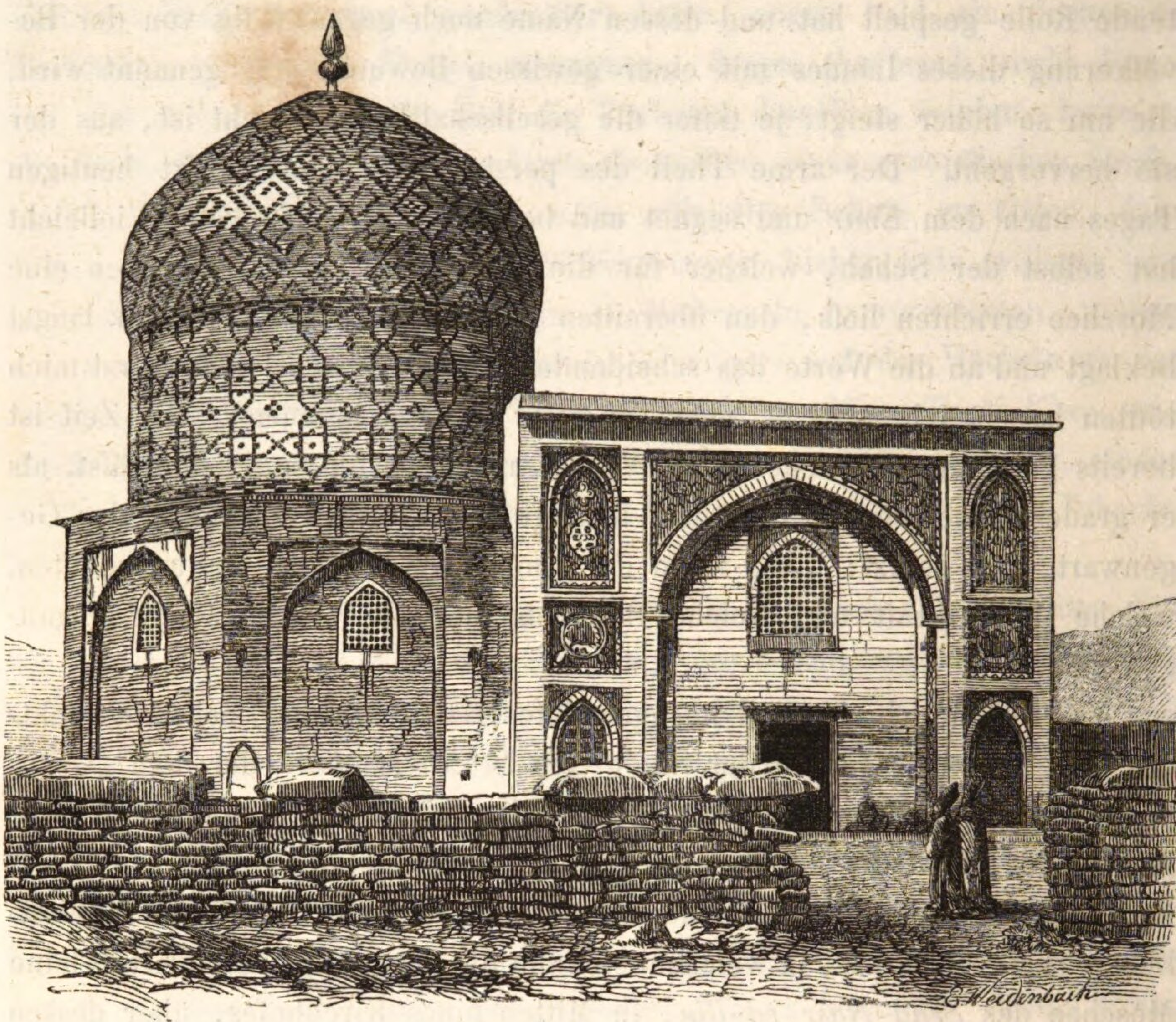
Die Hoffnungen baldiger Befreiung des Emir, über dessen Leben wie ein Schutzengel seine Frau, die Schwester des Schah, wachte, sollten sich nicht verwirklichen. Sein Stern war untergegangen. Nachdem der Schah den Befehl zum Tode seines Schwagers ein paar Mal unterzeichnet, dann aber wieder zurückgenommen hatte, wurde endlich eines Tages ein *Ferrasch-baschi* des Königs in Begleitung eines *Mir-qezeb* oder Henkers nach *Fîn* entsendet, um dem ehemals so mächtigen *Atabeg* sein bevorstehendes Lebensende zu verkündigen. Der Emir hatte eben um die Erlaubnifs gebeten, ein Bad in der Nähe des Schlosses *Fîn* zu besuchen. Seine Frau, von traurigen Ahnungen erfüllt, versuchte vergeblich, ihn zurückzuhalten, nahm ihm endlich das Versprechen ab, nach einer gewissen Zeit heimzukehren und begleitete ihn angsterfüllt bis in die Nähe des Bades. Kaum hatte sich der Emir in demselben entkleidet, als der Ferrasch-baschi des Schah im Reiseanzug, bestaubt und beschmutzt, mit Stiefeln in die Badstube eintritt, ihm sein Todesurtheil vorlegt und den *Mir-qezeb* herbeiruft. Man reicht dem unglücklichen Manne zwei Rollen Teriak oder Opium, um sich zu vergiften. „Oeffnet mir die Adern, sagte er, und lafst mich im Bade sterben. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, dafs einer der Weisen des Alterthums so starb!“

Man erfüllte seinen Wunsch.

Dem unfehlbaren Tode geweiht, schrieb er mit blutigem Finger an die Wand des Bades: *la illah ill' allah* „es giebt keinen Gott aufser Gott!“ Worte, die noch heute an Ort und Stelle gelesen werden.

So endete der Mann, der in Persien drei Jahre lang eine so bedeutende Rolle gespielt hat und dessen Name noch gegenwärtig von der Bevölkerung dieses Landes mit einer gewissen Bewunderung genannt wird, die um so höher steigt, je tiefer die gesellschaftliche Schicht ist, aus der sie hervorgeht. Der arme Theil des persischen Volkes seufzt heutigen Tages nach dem *Emir* und segnet und bewahrt sein Andenken. Vielleicht hat selbst der Schah, welcher für die Seelenruhe des Gestorbenen eine Moschee errichten liefs, den übereilten Befehl zum Tode des Emir längst beklagt und an die Worte des scheidenden *Atabeg* gedacht: „Du wirst mich tödten lassen, ich weifs es, aber Du wirst es einst bereuen.“ Die Zeit ist bereits gekommen, welche seinen Verlust um so härter empfinden läfst, als er gradezu unersetzlich ist. Man beklagt die traurigen Zustände der Gegenwart, und seufzt: „Ja, wenn der Emir noch lebte!“ um anzudeuten, welche Willenskraft und welche Bestrebungen mit ihm zu Grabe gegangen sind.

Der schöne, breite und hochgewölbte Bazar, welcher sich Angesichts des Burgthores im Innern der Stadt vom *Sebzeh-Meidân* oder dem „Grünplatze“ aus in grader Richtung nach Süden hinzieht, ist gleichfalls eine Anlage des Emir, die durch seinen Namen noch heutigen Tages geehrt ist. Er führt durch Seitenbazare und schmutzige Strafsen nach dem südwestlichen Theile Teherâns, in welchem sich um die neuerdings restaurirte kleine Moschee des *Sejid Nasr-ed-din*, in Mitten eines Kirchhofes, über dessen Gräber und Grabsteine kreuz und quer Reiter und Fufsgänger ihren Weg zu nehmen pflegen, die Wohnungen der armenischen Christen, meist in sehr anrüchigen Strafsen, und das arme Quartier der kriegsgefangenen Turkomanen befinden. Die Hütten der letzteren sind niedrig, aus Erdziegeln aufgeführt und mit runden Kuppeln bedacht. Die Armuth und das Elend tritt hier in den abschreckendsten Gestalten auf und erregt mehr als irgendwo das Mitgefühl des menschlichen Herzens. Nicht weit davon liegt das „Neue Thor“ mit einem grofsen Marktplatze, in dessen Mitte sich aus dem Centrum eines runden, aus gebrannten Ziegeln aufgeführten *Takht* ein hoher Mastbaum weithin sichtbar erhebt. Hier ist der Ort, auf welchem gewöhnlich die Hinrichtungen Statt finden und wo die *Mir-qezeb* oder Scharfrichter in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge ihr blutiges Handwerk verrichten. Die Körper der Getödteten werden nach beendigter Hinrichtung mittelst eines Strickes, der gewöhnlich an den Füfsen befestigt ist, an dem



eisernen Ring des Mastbaumes befestigt und bleiben so eine Zeitlang den Blicken der Vorübergehenden öffentlich ausgestellt. Es empört den gefühlvollen Menschen, die verschiedenen Arten der Hinrichtungen und der Verstümmelungen (Ohrenabschneiden, Nasenberaubung, Augenblendung, Ausreifsen der Zunge, Abhauen der Hände und Füfse u. s. w.) zu beschreiben; wir ziehen es darum vor, diese traurige Seite unserer Teherâner Erfahrungen mit dem Mantel des Stillschweigens zu bedecken.

Die Verwaltung der Stadt Teherân liegt höchsten Ortes in den Händen des *Hâkim* oder Gouverneurs, der, wie gewöhnlich, diese grofse Sorge einem Stellvertreter oder *Wezir* überträgt. Der gegenwärtige Wezir *Musa* erfreute sich in keiner Weise eines guten Lobes bei der schmähsüehtigen Bevölkerung. Man klagte ihn gradezu an, die Veranlassung der Theuerung zu sein, da er sich in keiner Weise dazu anschickte, die reich gefüllten

Getreidespeicher zu öffnen, und machte ihm den Vorwurf, die wohlwollenden Befehle des Schah für das Volk von Teherân in der pfiffigsten Weise zu umgehen. So hatte S. M. bei der steigenden Noth einen Befehl erlassen, kraft dessen der Bathman Brot eine gewisse Höhe des Preises nicht übersteigen durfte. Die Bäcker, welche bereits längere Zeit mit dem Wezir in Unterhandlungen freundlicher und einträglicher Natur gestanden hatten, machten geltend, dafs sie jetzt statt Nutzen Schaden haben würden, da der festgesetzte Preis für das Brot ihnen jeden gewinnreichen Vortheil abschnitte. Die Bäcker wurden als Grofsväter der Dummheit angesehen und ihnen bedeutet: dafs zwar S. M. Befehl anordnete, dafs der Bathman Brot eine gewisse Höhe des Preises nicht überschreiten dürfte, dafs es ihnen aber freistünde, den Bathman gröfser oder kleiner zu machen, sie also nach wie vorher ihren Vortheil haben würden. So weise Rathschläge hatten denn auch bald den gehofften Erfolg. Das Brot wurde allerdings billiger, das Gewicht aber immer kleiner, die Bäcker immer reicher, und — das Volk von Tag zu Tag ärmer.

Wie S. 212 bemerkt wurde, ist Teherân, die Burg ausgenommen, in vier grofse Quartiere (*mehallèh*) eingetheilt. An der Spitze eines jeden steht ein *Kedkhodâ* oder Viertelsmeister, welchem die Beaufsichtigung und äufsere Verwaltung desselben zufällt. Ausgeschlossen davon sind die Bazare, in welchem der *Daroghèh* oder Marktmeister sein Regiment führt, eine Art Marktpolizei, dem die Bestrafungen aller Marktvergehungen übertragen sind. In seinem Amte (so wie in dem der Kedkhodâ) unterstützen ihn eine Zahl von *Nauker* oder Agenten, welche die Bazare durchstreifen und spähen, wo es zu fassen oder zu — gewinnen giebt. Die Bestrafung geschieht öffentlich in Gegenwart der Volksmenge. An einer Stelle des grofsen Bazars, wo derselbe von einem kleineren durchschnitten wird, befindet sich an einer Eckwand der *pai-täkht-e-daroghèh* „das Loch des Daroghèh“, eine Art von finsterem Keller mit der Oeffnung nach der belebten Strafse hin. Ein persischer Soldat hält davor Wacht und beaufsichtigt den bestraften Sünder. Kleine Vergehen werden gewöhnlich dadurch geahndet, dafs man der betreffenden Person dicke eiserne Ketten um den Hals legt und sie vor dem Kellerloch den Blicken der Vorübergehenden aussetzt. Gewöhnlich benutzt die so bestrafte ärmere Klasse die unfreiwillige Mufse, um im Namen aller persischen Heiligen die reicheren Leute, welche den Bazar besuchen, um eine milde Gabe anzuflehen. Die Schildwacht verhindert das

Geschäft des Bettelns in keiner Weise. Eine andere Strafe, viel härter und grausamer als das eben beschriebene *sendschir kerden* „Anketten“ wird in folgender Weise vollzogen. Der Uebelthäter wird an ein hölzernes Kreuz gebunden, dasselbe an einem Strick durch einen Ring in der Mitte der bemalten Bazarkuppel in die Höhe gezogen und so mufs der Unglückliche in dieser Lage mehrere Stunden hintereinander hängen bleiben. Die Besucher des Bazars reiten und gehen unter ihm hinweg und scheinen von keiner Theilnahme berührt zu werden.

Die Polizeiverwaltung der Stadt Teherân ist einem Polizeichef übergeben, welcher als solcher den Titel *Kelânter* führt (*kelân* ist ein altes, dialektisch noch heute gebrauchtes Wort mit der Bedeutung grofs; *kelântèr* „Major“ ist die Comparativform). Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Teheran bekleidete ein gewisser *Mahmud-Khân* diese Stellung, der bereits unter dem Emir mit diesem Posten betraut war, und wie wir hörten der einzige höhere Beamte im Dienste des Schah war, dem man nach dem Sturze des Emir sein Amt gelassen hatte. Alle Arten von Polizeivergehen in der Stadt stehen unter dem Kelanter, der seine Beamten (*naukèr*) hat, welche in den verschiedenen Theilen Teherâns bei Tage und bei Nacht aufpassen und auflauern, wobei Luti und leichtfertige Frauenzimmer das Hauptziel ihrer Nachforschungen bilden. Bei grofsen Diebstählen entwickeln sie einen ungewöhnlichen Scharfsinn in der Ermittelung der Diebe, und manche Anecdote wird von ihrer Schlauheit erzählt. So wurde z. B. während unserer Anwesenheit in Teherân einem Kaufmann, welcher in einer Karawanserai sein Menzil genommen hatte, eine bedeutende Summe in Golde gestohlen. Die Polizei, welche sofort herbeigerufen war, liefs die Karawanserai absperren, so dafs Niemand hinaus- und hineingehen durfte. Sie drohte mit einer strengen Strafe, wenn der Dieb nicht bis zum Morgen des nächsten Tages das gestohlene Gut herausgegeben haben würde und erleichterte die Möglichkeit, dies unerkannt zu thun, in folgender Weise. Es wurde ein grofses Loch in die Erde gegraben; jeder, welcher in der Karawanserai anwesend war, mufste einen Sack von der ausgegrabenen Erde füllen, mit der Weisung, denselben in der Nacht nach dem Loche zurücktragen und den Inhalt hinein zu schütten. Als man am andern Morgen das Loch öffnete, fand sich in der Erde das Gold vor. Der Dieb, welcher freilich unbestraft ausging, hatte die gestohlene Summe in den Sack ge-

than und dieselbe sammt der Erde in das Loch geschüttet. Er blieb unentdeckt und zog es vor, das gestohlene Geld zurückzugeben, als sich einer harten Bestrafung zu unterziehen.

XXIII. Kapitel.

Reise von Teheran nach Hamadan.

Der Morgen unserer Abreise nach dem Süden war endlich herangerückt, und ein herrlicher Septembertag schien uns ein günstiges Omen für die Dauer der grofsen Reise zu sein. Schon in aller Frühe waren die Tscherwadare mit ihren Pferden und Maulthieren vor der Thüre unseres Hauses erschienen, die Thiere wurden mit dem nothwendigsten Reisegepäck belastet und die europäischen Koffer hingen in friedlichster Eintracht neben den rohgearbeiteten persischen Kisten, Säcken und Zelten. Ein Theil der Diener, welche uns auf der Reise begleiten sollten, bestieg die Pferde, ein anderer Theil nahm mit vier Mann Soldaten unserer Ehrenwache oben auf dem Gepäcke Platz. Ein schwer bepacktes Maulthier und ein Mann oben darauf ist kein beneidenswerther Anblick.

Wir selbst setzten uns in dem Sattel unserer Pferde zurecht, schärften dem zurückbleibenden Mirza und den Dienern der Gesandtschaft zum Abschied eine ordentliche Aufführung während unserer Abwesenheit ein, und hinaus gings durch die engen Bazare der Stadt durch das „Neue Thor“ in's Freie, in der Richtung, welche nach der Stadt Hamadan führt.

Unser Zug, aus etwa dreifsig Thieren und zwanzig Personen bestehend, bewegte sich in ächt persischer Weise auf der breiten Karawanenstrafse einher. An der Spitze desselben marschirte ein berittener Dschelaudar und ein Mehter, welche zwei ledige Reservepferde an der Hand führten; ihnen folgten wir Europäer mit Einschlufs der Diener und daran schlofs sich die eigentliche *Qafalèh* oder Karawane, geführt von dem leitenden Saumrofs oder dem *Peschhenk*, das mit Glocken und Troddeln und buntem Trödel behängt war und, stolz auf seine Stellung als Leitpferd, in grader Linie und

im Karawanentempo einherschritt. Suchte ein Maulthier ihm zuvorzukommen, so stürzte es sich wüthend und neidisch auf den vierfüſsigen Gegner und brachte ihm am Halse tiefe blutige Biſswunden bei.

Wir waren zahlreich genug und zum gröſsten Theil hinlänglich bewaffnet, um einen feindlichen räuberischen Ueberfall zu fürchten, und hatten auſserdem für schlimme Fälle einen Geleit-Firmân, der auf Befehl des Schah für den preuſsischen Eltschi vom persischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausgefertigt und mit dem berühmten Siegel des Schah bedruckt war.

Bei den Persern wie bei der übrigen mohamedanischen Welt hat die Namensunterschrift einer Person in Briefen, Contracten und dergleichen gar keine Bedeutung und gar keinen Werth, vielmehr trägt jeder ein Siegel, meist ein geschnittener Stein, in Silberfassung (Gold ist verpönt) bei sich, das den Namen seines Besitzers, oft in Begleitung eines schönen Sinnspruches, enthält. So besitze ich einen Stein, der einem Perser mit Namen Ahmed angehörte und der folgende Inschrift trägt: *Ja rub bekuschâ ghontscheh-i-kâm-i-dil-i-Ahmed* „O Herr, öffne die Rosenknospe der Hoffnungen des Herzens Ahmed's!“ Der schwarze Abdruck des Siegels vertritt allein die Unterschrift und gilt somit als legales Beweisstück. Das Siegel des Schah besteht aus einem Smaragd von bedeutender Gröſse, in Gestalt der persischen Königskrone, nicht unähnlich der päpstlichen Tiara, und wird vom Schah in einem Kaschmirbeutelchen sorgfältig aufbewahrt. Der *Muhr-dâr* oder Groſssiegelbewahrer des persischen Reiches empfängt dasselbe alltäglich aus den Händen seines Herrn und bedruckt damit die auszufertigenden Firmane oder Erlasse des Schah in allerhöchster Gegenwart. Die Inschrift desselben besteht aus zwei persischen Versen folgenden Inhaltes: „Sobald die Hand *Nasr-ed-din's* das Siegel des Reiches ergreift, erfüllt die Stimme der Gerechtigkeit die Welt vom Monde an bis zu den Fischen.“

Ein so besiegelter Firman hat eine gewaltige Kraft, und der Perser, welcher ihn in die Hand nimmt, wird voll Ehrfurcht das beschriebene Papier an seine Stirn legen und einen frommen Wunsch für das Wohlergehen des Schah auszudrücken nicht unterlassen.

So ausgerüstet mit allem, was zu einer Reise in Persien nothwendig schien, zogen wir wohlgemuth einher, riefen den europäischen und persischen Freunden, welche uns eine Strecke weit das Geleit gaben, ein herzliches Lebewohl zu, und verfolgten unseren Weg in der Richtung nach

Bahram-abâd zu. Es mag von jedem Reisenden in Persien, wie überhaupt wohl im Orient, der gute Rath angenommen werden, am ersten Tage einer grofsen Reise nie mehr als zwei oder drei Fersach zurückzulegen. Einmal gewöhnt sich Mensch und Thier an die Veränderung des Reiselebens viel leichter, und zweitens zeigt sich auf der ersten Station gleich von vornherein, ob irgend ein Theil der Reiseausrüstung vergessen ist, so dafs ein Bote sehr bald zurückgeschickt werden kann, um das Vergessene zu holen. Diesem Grundsatz getreu legten wir nicht mehr als zwei gute Fersach am ersten Reisetage zurück und zogen früh am Tage in unser Quartier d. h. unter unsere Zelte ein. Die Luft war anfangs kühl und durch Wind bewegt, erst später gegen Mittag fing die Sonne an zu brennen. Unsere Strafse war ungewöhnlich breit und so schön und glatt, als befände man sich auf einer europäischen Chaussée. Ein weites Blachfeld gewährte bis zum fernen Horizonte hin eine freie Aussicht; nur vor uns, linker Hand, tauchte eine gröfsere und eine kleinere Hügelkette in sanfter Linie aus der Ebene, wie eine Insel aus dem glatten Spiegel des Meeres empor. Auf dem ganzen Wege, so wie in *Bahram-abâd* selbst, fanden wir brackiges, schlechtes Wasser vor; um Trinkwasser zu holen, mufste ein persischer Diener eine volle Fersach in nördlicher Richtung reiten.

Bahram-abâd ist ein winziger Ort. Eine Tschaparkhaneh, die zugleich



als Karawanserai dient, bildet das einzig bemerkenswerthe Gebäude. Ihr gegenüber liegt ein grofser umzäunter Garten, in welchem wir unsere Zelte aufschlugen. Kaum war dies geschehen, als sich ein schöner Perser mit sehr höflichen Manieren dem Eltschi näherte, ihm seine Huldigung ausdrückte und seine Dienste anbot. Es war der *Zabut*, Ober-Steuereinnehmer, der Gegend, in welcher wir uns augenblicklich befanden. Ein reiches Pischkesch, aus einem Hammel, mehreren Hühnern und schönen Früchten bestehend, war die unvermeidliche Folge gegenseitiger Annäherung. Mehr als diese Gabe erfreute der Anblick des frischen Wassers, mit welchem der Herr *Zabut*, Gott weifs von wo her, die Gräben um unsere Zelte reinigen liefs, die von einem stinkenden Wasserpfuhl umgeben waren. Gegen Abend brach ein heftiger Orkan los, der sich um Mitternacht zu einem langanhaltenden regenlosen Gewitter entlud. Wie der Frühling in Persien durch Gewitter eingeleitet wird, so ist auch der Anfang des Herbstes durch dieselbe Naturerscheinung näher bezeichnet. Der erste Blitz und Donner und nachher ein halbstündiger Regen trat als Vorläufer der herbstlichen Jahreszeit am 29. August Abends ein. Am folgenden Tage fielen bei stets trübem Himmel ein paar Regentropfen. Am 31. August wüthete in Teherân, wie immer gegen Abend nach Sonnenuntergang, ein Sturm. Am 1. September: Orkan mit fernem Gewitter, darauf Regen und als Schlufsbild ungeheure Staubwirbel. Anfangs schien dabei der Vollmond auf das Prächtigste.

Am 3. September fünf Uhr Morgens safsen wir bereits auf unseren Pferden, um die nächste Station, das vier Fersach vor uns gelegene Dorf *Rabbat-kerîm* noch bei Zeiten zu erreichen. Das Gewitter hatte die Luft so abgekühlt, dafs wir vor Frost zitterten und unsere Mäntel recht wohl vertragen konnten. Nachdem wir dicht bei dem Dorfe ein Flufsbett durchschritten hatten, gelangten wir auf die grofse Karawanenstrafse, deren Breite und Ebenheit heute wie gestern nichts zu wünschen übrig liefs. Auch das landschaftliche Bild veränderte nur wenig seinen Charakter. Rechts und links von unserer Strafse dehnten sich auf grofsen Flächen bald bebaute Wiesen, bald sandreiche Steppen aus, angenehm unterbrochen durch Gruppen von Dörfern und durch Karawanseraien mit festungartigen Mauern. Auf der ersten Hälfte unserer Reise begegneten wir den Resten von drei zerstörten Ortschaften. Die Mauern der Häuser, dicke Wände aus regelmäfsig geschichteten Erdziegeln aufgeführt, standen bis zur halben Höhe

noch aufrecht da; die Stadtmauer mit ihren Thürmen war zum gröſsten Theil bis auf den Grund zerstört und bildete eine schwarze, zerbröckelte Masse, die von der hellen Farbe des Erdbodens grell genug abstach. Obgleich in Persien das Alter vergangener Geschichten an den Trümmern zerfallener Städte und Dörfer schwer zu bestimmen sein dürfte, da alte Ruinenstätten und der moderne Ruin in keiner Weise von einander zu unterscheiden sind, so scheint dennoch die nächste Umgebung einiges Licht auf die in Rede stehenden Reste menschlicher Wohnungen zu werfen. Eine hinreichende Zahl groſser, künstlich aufgedämmter Hügel erhob sich an verschiedenen Punkten der weiten, von der Karawanenstraſse durchschnittenen Ebene, gewöhnlich in der Nähe noch bewohnter oder zerstörter Ortschaften. Es sind das die bereits früher erwähnten *Tepe* (geschrieben: *teppèh* in den persischen Büchern), über deren Bedeutung als Feuer- und Sonnenaltäre oder als *Atesch-gâh*, *Ateschkadèh* uns nicht der geringste Zweifel zu sein scheint. Die Perser in der Nachbarschaft erzählen noch heutigen Tages von ihnen, es seien Werke der Gubar d. h. der Geber oder Feueranbeter, haben also alte Ueberlieferungen treu erhalten. Wir haben auf unseren Wanderungen auf persischem Boden in keinem anderen Striche dieses Landes so viel Feuerhügel angetroffen, als grade in diesen Theilen unserer Reiseroute. Der Grund scheint einfach dieser zu sein. Da die Sonnenältäre (denn der Sonne, *Mithra*, — erhalten in dem heutigen persischen Worte *mihr* für die Sonne — wurden die heiligen Feuer angezündet, vor allem an dem Hauptfeste des persischen Sonnenjahres, am Tage des *Naurûz*) auf hohen Punkten gelegen sein muſsten, so wählte man in dem bergereichen Lande gewöhnlich passende Höhen im Gebirge als Opferstätten aus, deren Spuren sich in der Nähe altberühmter Städte nach der Sage und Ueberlieferung noch bis in die Gegenwart erhalten haben. Wir erinnern in dieser Beziehung an den Sonnenaltar am Berge hinter Rei, an den Sonnentisch auf der Höhe des *Elwend* oder des Orontes-Berges der Alten in der Nähe von Hamadan, und an den *Ateschgâh* oder Feuertempel dicht vor Isfahan, links von der Straſse, die von Hamadan aus nach der ehemaligen Residenzstadt der persischen Könige führt. Da, wo die Berge allzufern lagen, wie auf der Strecke, von welcher wir sprechen, errichteten die Dörfler und Städter in der Nähe ihrer Wohnstätten künstliche Hügel, auf deren Höhe dem Mithra das heilige Feuer gezündet wurde. Wir haben nicht versäumt, gelegentlich die Tepe zu ersteigen, um sie genauer zu un-

tersuchen und nach Spuren menschlicher Werke zu forschen. Wir fanden gewöhnlich auf der Spitze des Hügels, der mehr elliptisch als rund seinem Grundplane nach ist und sich zwanzig bis dreifsig Fufs über dem Erdboden erhebt, eine glatte Fläche von einem Umfange von fünfzehn bis zwanzig Schritt vor, welche in ihrer ganzen Ausdehnung mit Scherben bedeckt war. Die letzteren rührten von vielen thönernen Gefäfsen her, waren oft glasirt und zeigten hier und da Spuren roher Ornamentirung. Auf einem der Hügel, welche wir zu prüfen Gelegenheit hatten, entdeckten wir tief eingegraben einen grofsen thönernen Krug, ähnlicher Gestalt, wie man sie bei den heutigen Wasser- und Weinkrügen der Perser findet, dessen Oeffnung fast eine gleiche Linie mit der Fläche des Hügels bildete. Zu welchen Zwecken er gedient haben mag, läfst sich schwer angeben.

Wir näherten uns gegen Ende des Marsches dem Gebirge zur linken Hand, welches zu einem niedrigen Hügellande sanft abfällt. Auf dem letzteren zeigte sich ein röthlich gefärbter Felsstock, welcher lebhaft an den Anblick des *Dschebel ahmar's* oder des „rothen Berges“ in der Nähe von Kairo erinnert. Als die Karawane langsam über den Hügel hinweggezogen war, stieg sie in einen grofsen Wiesengrund hinunter, an dessen Ende, wie es schien dicht am Fufse aufsteigender vegetationsleerer Höhen, der Ort *Rabbat-kerîm* gelegen war. Wir zogen vergnügt in den gartenreichen Ort ein, der sich wie eine Stadt lang hinzieht, und nahmen in einem sehr geräumigen Gehöfte unser Quartier. In dem ersten Hofe desselben wurden die Pferde untergebracht, in dem zweiten, wie es schien der *Enderûn*, lagen die Wohnzimmer der Weiber und Kinder. Die sonnenverbrannten Frauen gingen unverschleiert, die alten wie die jungen, und hatten in der That gar keinen Grund, ihre Reize vor der Männerwelt zu verbergen. Sie räumten, um uns Platz zu machen, ein ganzes Zimmer aus, in welchem sich ein grofser Haufen Waizen, ein persischer Lampenschirm (ein zwei Fufs hohes Gestell aus Holz, mit dünnem weifsem Zeug überspannt, das über das Licht gestülpt wird, um das Ausgehen desselben durch einen Windzug zu verhüten), viel Baumwolle und eine Anzahl von Decken zum Schlafen befanden. Man bewirthete uns mit Obst, das hier ganz ausgezeichnet ist, vorzüglich die süfsen Weintrauben, die gewöhnlich nach Teherân gesendet werden, woselbst sie sehr beliebt sind. Die Hitze war in dem eingeschlossenen Raume sehr drückend und wir hatten fortdauernd mit

grofsen summenden Wespen zu kämpfen, welche unsere Köpfe mit drohendem Stachel umflogen.

Für den folgenden Tag stand uns ein schwerer, ermüdender Marsch bevor. Die grofse Salzwüste im östlichen Persien, deren Ränder bis nach dem Gebiet von Teherân hinreichen, streckt hier zwischen *Rabbat-kerîm* und *Khan-abâd* in einer Breite von acht Fersach einen Arm in nordwestlicher Richtung in das Kulturland hinein. Der Mangel an Trinkwasser, der blendende Salzboden und die Hitze bei Tage läfst es den Anwohnern räthlich erscheinen, nur bei Nacht zu reisen. Wir folgten der Landessitte, brachen zwei Stunden vor Mitternacht auf und mufsten uns eine bewaffnete Begleitung gefallen lassen, da es auf der Salzstrafse nicht recht geheuer sein sollte. Die Luft war mild, wie in einer schönen Sommernacht, der Mond schien hell und beleuchtete die Wüste mit seinem fahlen Glanze. Die einzuschlagende Richtung unserer Reise war selbst in der Nacht nicht zu verkennen, denn nebeneinander laufende weifse Streifen bezeichneten die Wegspuren und erinnerten an die bekannten Karawanenlinien der afrikanischen Sahara. Der Boden der Wüste, von brauner Färbung und mit hellschimmernden Steinen bedeckt, war glatt und eben, nur an zwei Stellen mufsten wir durch sandige Schluchten hindurchreiten. Unterweges begegneten wir gröfseren und kleineren Kameel- und Eselkarawanen, deren Führer mit der bewaffneten Macht unseres Zuges ein lautes Gespräch anknüpften, das sich auf Räuber und Spitzbuben zu beziehen schien. Unsere Bewaffneten luden ihre langen Gewehre, unsere Soldaten desgleichen, und wir selbst ritten in vollem Galopp vor der Karawane einher, um auszukundschaften, ob von hier aus irgend eine Gefahr drohte. In der That tauchten aus einer Schlucht silhouettenartig eine Reihe männlicher Gestalten empor, mit langen Stöcken und Flinten bewaffnet, die sie wie eine Wassertrage quer über die Schulter gelegt hatten. Sie kamen in schräger Richtung auf uns zu und beantworteten unsere Frage nach ihrer Herkunft und den Zwecken ihrer Reise in einer zufriedenstellenden Art. Wir hörten, dafs sie zu einer Tribus in der Nähe gehörten und dafs sie mit ihren Eseln, die hinter ihnen her getrieben wurden, im Begriff ständen, nach *Zokha* zu wandern. Die bewaffnete Macht von Rabbat-kerim und die heldenmüthigen Serbazen unserer Karawane, seelensvergnügt, der Gefahr eines Kampfes überhoben zu sein, schossen ihre Gewehre in die Luft ab und tanzten wie unsinnig neben der Karawane einher.

Die Morgendämmerung fing bereits an mit mattem Schimmer zu leuchten, als wir uns dem Ende des langen Wüstenmarsches näherten. Wir waren die Nacht über nicht aus dem Sattel gekommen, die Augen schlossen sich unwillkührlich vor Müdigkeit, selbst die Tscherwadare und Diener schliefen in der gefährlichsten Stellung oben auf dem Gepäck, welches auf dem Rücken der schreitenden Maulthiere hin und herschwankte. Ein *Rudkhanèh* oder Flufsbett, von dürren Schilfpflanzen eingefafst und mit so wenigem Wasser gespeist, dafs es den Pferden kaum über die Hufe ging, schien die Grenze des Wüstenstriches zu bilden. Der von Qazwin herkommende „Salzflufs" verschwindet ein wenig unterhalb dieser Stelle fast spurlos in der Salzwüste. Die Gegend, vom Frühroth beleuchtet, sah einförmig und traurig aus, nur die dunkel- und lichtblau gefärbten Höhenzüge am Horizonte erfreuten das in die Ferne schweifende Auge durch den bunten Farbenwechsel und den Formenreichthum ihrer Conturen.

Eine weite grofse Ebene breitete sich zu unseren Füfsen aus, wir stiegen langsam in dieselbe hernieder und sahen allenthalben hinfällige oder zerstörte Dörfer, in ihrer Nähe jene *Tepe*, die Reste der feuerverehrenden Parsai, welche hier nur noch dem Namen nach gekannt sind.

Das fruchttragende Land war mit unendlicher Mühe bewässert und bebaut, vor allen die Melonenfelder, deren reife schöne Früchte in gelbrother Farbenpracht verlockend genug zum Genufs einluden. Die Melone führt in der persischen Sprache den Namen *Kharbuz*, eigentlich Esel- (*khar*) Ziege (*buz*). Die Leute hier zu Lande erzählten mir folgende einfältige Geschichte über die Entstehung dieses Wortes.

Es war einmal ein König in Iran. Eines schönen Tages kam ein grofser Drache vor das Thor seines Pallastes und begehrte Einlafs. Da überkam dem König grofse Angst und Furcht und er versammelte seine Wezire und die Grofsen seines Reiches, auf dafs sie ihm Rath ertheilten, was zu thun wäre, um den Drachen zu bewegen dahin zu kriechen, von wo er hergekommen war. Als die Rathgeber verstummten und sich vergeblich abmühten, herauszufinden, in welcher Weise sie den Drachen von des Königs Pallast entfernen könnten, da trat ein weiser Mann vor den König und sprach mit lauter Stimme: o König, befiehl, dafs von dem Bazar aus allen Zunftgenossenschaften je ein Handwerker mit seinem Geräthe sich auf den Weg mache und vor dem Thore des Pallastes erscheine. Also that der König. Obgleich die Handwerker in grofser Furcht vor dem Drachen waren,

so mufsten sie doch dem Befehle des Königs Gehorsam leisten und stellten sich mit ihrem Handwerkszeug dem Drachen gegenüber. Dieser schien ganz erfreut zu sein, ging auf den Meister Schreiner los, zupfte ihn an den Rock und führte ihn mit sich nach seiner Höhle. Obgleich nun der Meister in dem Glauben stand, sein letztes Stündlein habe geschlagen, so ging er doch ruhig in die Höhle hinein, sein Tischlerwerkzeug im Arme, und begrüfste die Frau Drache, welcher gar nicht gut zu Muthe war. Sie hatte eine Ziege allzu hastig verschluckt, so dafs ihr die Hörner in der Kehle stecken geblieben waren und der Bissen nicht vor noch rückwärts wollte. Der Meister Schreiner war nicht faul, ergriff seine Säge, legte sie an die Hörner der Ziege und fing an lustig los zu sägen. Mit einem Male rutschte die Ziege ihren Weg in den Magen hinein und die Frau Drache war wieder fröhlich und guter Dinge. Aus Dankbarkeit für seinen hülfreichen Beistand schenkte der Drache dem Schreiner eine Handvoll Saamenkörner, welche dieser zum König trug. Aber weder der König noch seine Weisen kannten den Saamen und meinten, es sei wohl das Beste, wenn man ihn in die Erde legte und zusähe, was aus der Drachengabe zu Tage gefördert werden möchte. Da wuchsen schöne saftige Melonen aus dem Saamen hervor. Kaum wagte der König und seine Wezire, die sonderbare Frucht anzurühren, denn sie waren des Glaubens, was der Drache schenke, das müsse unfehlbar giftig sein. Endlich aber fafste sich Einer ein Herz, nahm ein Messer und schnitt die Frucht in zwei Hälften durch, hätte auch gern davon gegessen, wenn er nicht das Gift gefürchtet hätte. Man gab deshalb die eine Hälfte einem Esel, die andere einer Ziege, um zu sehen, welch' eine schreckliche Wirkung das Gift auf die Thiere haben würde. Die hatten mit grofser Begierde die Melone verzehrt und schienen viel lebendiger als vorher zu sein, und dachten gar nicht an's Sterben. Vielleicht, sagten darauf die Weisen, vielleicht verträgt ein Ziegenmagen und nun gar der Magen eines Esels die giftige Frucht, nach deren Genufs ein Mensch sicher sterben müsse. Nun war zur selbigen Zeit ein Mann zum Tode verurtheilt worden, und man befahl ihm, um ihm die Todesqual zu erleichtern, eine der grofsen saftigen Giftpillen des Drachen zu verschlucken. Käme er mit dem Leben davon, so sollte es ihm geschenkt sein. Der Verurtheilte, welcher von der Verabredung Nichts wufste, nahm die Melone, afs sie in Gegenwart des Schah's und der Wezire vollständig auf, und verlangte als besondere Gnade vor seiner baldigen Hinrichtung, wie er glaubte, noch

eine solche herrliche Frucht. Da sah man wohl, dafs die Melone kein Gift sei, der König und die Wezire afsen von den Melonen und waren lustig und guter Dinge. Die schöne Frucht aber nannte man fortan Eselziege.

Das Dorf *Khan-abâd* sah so elend wie die ganze Umgegend aus, deren Melancholie selbst der Anblick der „Eselziege“ nicht verscheuchen konnte. Zerklüftete hohe Erdwände und Thürme bildeten seine Umfassung, und ebenso erdig und verlassen schauten die Hütten mit ihrem Kuppeldach drein. Die Nähe der Salzwüste hatte selbst das Wasser verdorben, das in einem schmalen Rinnsal bei *Khan-abâd* vorbeiflofs. Unser Menzil, wahrscheinlich doch das beste Gehöft im Dorfe, sah gleichfalls ganz jämmerlich aus; die Wände waren geborsten und halb eingefallen, und die vom Rauch geschwärzten Kuppeln drohten alle Augenblicke mit jähem Einsturz. Wir machten nichtsdestoweniger unser Nest in einem solchen verräucherten Loche mit hängendem Gewölbe, krochen unter unsere Decken und vertrauten auf des Allmächtigen Güte, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt. Die Leutchen im Dorfe waren höflich und zuvorkommend, die Frauen, häfslich wie die Sünde, gingen unverschleiert, zogen aber einen Zipfel ihres Kopftuches über das Gesicht, wenn Einer von uns Europäern den Damen ins Angesicht zu blicken wagte.

Es ist etwas Schönes und Erhebendes, in fernen Weltgegenden auf dem Boden uralter Kultur einherzupilgern und sich in die Zeiten vergangener Geschlechter, von denen uns die Geschichte meldet, an Ort und Stelle zurückzuversetzen. Aber doch ist hier die Gegenwart so traurig, so abgestorben die Umgebung auf und an der Strafse, dafs selbst die lebhafteste Phantasie wenig innern Drang finden dürfte, das Bild der Strafse von Hamadan nach Teheran, oder von Ectabana nach Rhagae, um mit den Alten zu reden, sich in jener geschichtlich denkwürdigen Epoche auszumalen, als Alexander, in der Verfolgung des fliehenden Darius begriffen, mit seinem Heere auf demselben Karawanenwege einherzog. Wir dachten nicht an Alexander, nicht an Darius, sondern fragten uns selber stillschweigend, ob zu den Zeiten jener Könige die persische Poststrafse ebenso düster und abschreckend ausgesehen habe, als in der Gegenwart.

Um zwölf Uhr Mitternacht brachen wir von *Khan-abâd* auf und erreichten, ohne Zwischenrast gehalten zu haben, das Menzil des 5. Septembers gegen acht Uhr in der Frühe. Die Strafse bog an einigen Stellen winkelförmig von der graden Richtung ab und hielt die Direction nach

NWW. ziemlich genau inne. Der Mond, obschon hin und wieder von einem Wolkenschleier umhüllt, schien hell und klar und beleuchtete eine Wiese von ungeheurer Ausdehnung, die nur mit Haidekraut bewachsen, keine Spur von Wasseradern zeigte. Die Luft war herbstlich kalt und gegen Morgen so schneidend, daſs die Zähne vor Frost klapperten. Nach Süden hin schien sich die Ebene in weiter Ferne fortzusetzen; vegetationsleere, todte Hügelgruppen erhoben sich rechts von der Straſse am Horizonte. Linker Hand stiegen ähnliche in den Morgenhimmel empor, viel niedriger als die vorher erwähnten, aber malerischer durch den Reichthum der Gestaltung und zu groſsen Plateau's abfallend. Am Fuſse der letzteren traten einzelne Dörfer aus dem Morgennebel hervor, wie gewöhnlich durch festungsartige Mauern und Thürme von der Auſsenwelt abgeschlossen. Unser Quartier lag in der Nähe eines zerfallenen Dorfes, das eine Höhe von mäſsiger Ausdehnung einnimmt, und bestand in einer ärmlichen Behausung, in der sich häſsliche Manns- und Weibsbilder herumtummelten. Der Ort führt den Namen *Köschkèh*; obgleich in seiner Nähe ein kleines *Rudkhanèh* mit trinkbarem Wasser vorbeiflieſst, so war dennoch die Vegetation äuſserst spärlich und dürftig.

Wir befanden uns bereits in dem Theile Persiens, welchen die Eingeborenen *semt-i-ärak* „Strich von Irak“ benamten. Die Leute sprachen ebenso gut und verständlich das Persische als das Türkische, daneben aber noch eine Sprache, welche sie mir auf meine Frage als *Khaladschi* näher bezeichneten. Es scheint ein Patois zu sein, dessen Grundlage das eigentliche Persisch ist, vielfach vermischt und vermengt mit Ueberresten einer alten Sprache, welche noch gegenwärtig in den Dörfern *Khaladsch* am Urumieh-See im Volksmunde leben soll. Dies deutet darauf hin, daſs die Bewohner von *Köschkèh* von dort aus hierher eingewandert oder verpflanzt worden sind. Von ihrer Sprache will ich nur wenige Proben geben, um den Kundigeren wenn auch nur schwache Anhaltepunkte zur Bestimmung jener alten Sprache zu gewähren.

Persisch:	Khaladschi:
deh	*deh*, Dorf.
khanèh	*hesâr*, Haus.
utaq	*kie*, Zimmer.
der	*berr*, Thür.

Persisch:	Khaladschi:
asp	*asp*, Pferd.
sek	*azbé*, Hund.
merd	*mirdé*, Mann.
zen	*zîné*, Frau.
pusèr	*zâg*, Knabe.
dukhtàr	*kennék*, Tochter, Mädchen.
ab	*ab*, Wasser.
direkht	*direkht*, Baum.
senk	*senk*, Stein.
hüzùm	*hüzùm*, Holz.
atesch	*agîr*, Feuer.
nân	*nân*, Brot.
sâl	*isâl* *), ein Jahr.
kitâb	*kitâb*, Buch.
bala	*bala*, oben.
pain	*dschîr*, unten.
khahem grift	*beschan agirem*, ich werde greifen.
serd est	*serd bibîe*, es ist kalt.
germa bekünid	*germ beban*, machet warm.
khub est	*khub bibiê*, es ist schön.
hala	*atta*, jetzt.
ba'ad äz on	*dedschimde ba'ad*, später.
hitsch nist	*nedira*, es ist nichts.
khahem khurd	*wergibukhma*, ich werde essen.
be deh berou	*buru beschande*, geh nach dem Dorfe.
bâz berou	*burana*, kehre um, kehre zurück.

In diesen Gegenden, wie es scheint, herrscht eine wahre babylonische Sprachenverwirrung, so dafs allein das Persische oder das Türkische als Führer zum allgemeinen Verständnifs dienen kann. So erzählten uns die Bewohner von Köschkeh, dafs in dem Dorfe *Elwîr*, drei Fersach von unserem Menzile ab gelegen, eine alte Landessprache geredet würde, welche

*) Möglich, da im Khaladschi *i* die Bedeutung des persischen *jek*, ein, eins hat, dafs *isâl* in *i-sâl* „ein Jahr" zu zerlegen ist. Die übrigen Zahlwörter, erinnere ich mich recht, waren rein persisch.

sie nicht verstünden. Als besonders auffallendes Beispiel führte man das Wort *liweh* für G e r s t e an.

In *Köschkèh* hatte ich zugleich die sehr erwünschte Gelegenheit, die Bekanntschaft eines Mannes aus der Tribus der *Sergèr* zu machen, von denen ich bereits in Teherân, zum Theil von Europäern, ganz unglaubliche Dinge gehört hatte. Die *Sergèr*, wie man mir wiederholt erzählt hatte, sollten sich rühmen, von Alexander dem Grofsen ihr Geschlecht herzuleiten und in ihrer Sprache, die zwar persisch sei, sehr viele griechische Ausdrücke bewahrt haben, vor allen in den Zahlwörtern. Ich habe diese an sich wenig wahrscheinliche Nachrichten in keiner Weise bestätigt gefunden, dagegen in der Sprache der *Sergèr* ein sonderbares Streben entdeckt, das Persische in der eigensinnigsten Weise gleichsam breit zu treten. Der Sergèr, welchen ich in *Köschkèh* antraf, war aus *Hamadan* gebürtig. Die hier nebenstehenden persischen Wörter übertrug er folgendermafsen in seinen Dialekt:

Persisch:	Dialekt der Serger:
jek	*jezékizi*, eins.
du	*dozotaze*, zwei.
seh	*sezehtaze*, drei.
tschehâr	*tschaharzatade*, vier.
pentsch	*pezendschtaze*, fünf.
schesch	*schizischtaze*, sechs.
heft	*hezeftaze*, sieben.
hescht	*hezeschtaze*, acht.
noh	*nozohtaze*, neun.
deh	*dezehtaze*, zehn.
jaz-deh, janz-deh,	*jazazdezehtaze*, eilf.
dwâz-deh	*duzujazadezehtaze*, zwölf.
sîz-deh	*sizizdezehtaze*, dreizehn.
bîst	*bizistaze*, zwanzig.
sèd	*sezedtaze*, hundert.
hezâr	*hezartaze*, tausend.
kaghèz	*kazaghèz*, Papier.
dèh	*dezèh*, Dorf.
der	*dezer*, Thür, Thor.
buzurk	*buzurgeze*, grofs.

Ich lasse es bei diesen Beispielen sein Bewenden haben, welche vollständig hinreichen, um einen Begriff von der sonderbaren Erweiterungssucht der *Sergèr*sprache zu geben. Ich weiſs kaum einen ähnlichen Fall aufzuführen, welcher in andern mir bekannten Sprachen und Dialekten als ein Analogon dieser mechanischen Methode der Wortbreitziehung dastünde.

Der Wirth unseres Hauses, welcher die Umgegend seines Dorfes sehr genau kannte, war der Meinung, daſs der zerfallene Ort auf der trümmerreichen Anhöhe bei *Köschkèh* in früheren Zeiten von „*Gebrha*" oder Feueranbetern bewohnt gewesen sei. „Er ward, Gott weiſs am besten wann, so fügte er hinzu, von den Afghanen zerstört. Auch mein Groſsvater wuſste nichts mehr von seiner Geschichte zu erzählen." Der würdige Graubart ging mit uns gegen Abend in's Freie, wo sich die Väter des Dorfes sofort versammelten, um uns mit Fragen über unsere Heimath zu bestürmen. Sie brachen in Klagen über ihre gegenwärtige traurige Lage und über die zunehmende Armuth aus, die sich besonders in den letzten vier Jahren der Regierung Nasreddin's bemerkbar gemacht habe (also ungefähr seit dem Sturz des Premier-Ministers). „*Sahab!*, schloſs Einer die Klagen, kaum ist unser Dorf, das aus 21 *Khanewâr* besteht, im Stande, die jährliche Steuer von vierzig Toman an die Regierung zu zahlen, und gern würden wir auswandern, wenn wir nicht den Boden so lieb hätten, in dessen Schooſse unsere Väter den Todesschlaf ruhen." Also hier wie überall die alte Leier von der Verarmung Persiens.

Die Dörfer, welche in der Umgebung von *Köschkeh* liegen und sich auf eine Ausdehnung von sieben bis acht Fersach erstrecken, heiſsen nach der Angabe der Alten: *Werdèh*, *Herwûn*, *Peghombèr*, *Izbenèk*, *Azadegèh, Wièr, Hoschgerû*, *Burubènd*, *Bendombèr*, *Aqeddèh*, *Adschûn*, *Rasogha*, *Tschellesbûn*, *Aezbezûn*, *Beïrêh, Miselghûn*, *Lâr* und *Duzêg*.

In der Nacht vom 5. zum 6. September verlieſsen wir Punkt zwölf Uhr *Köschkèh* und seine schlafenden Graubärte, um vier Fersach weiter bis zum nächsten Menzil *Tschemarùm* zu ziehen. Von Teherân bis dahin sind es zweiundzwanzig Fersach, ebenso viel Meilen zählt man von *Tschemarùm* bis Hamadan, so daſs also der ganze Weg von Teherân bis Hamadan vierundvierzig Fersach oder dreiunddreiſsig gute deutsche Meilen beträgt.

Gleich hinter *Köschkèh* schlug die Karawane die Straſse über das Bergland ein und zog in kühler Mondscheinnacht bald auf breiten Hochflächen, bald durch enge Thäler einher, in denen sich in der Nähe ausgetrockneter

Bäche und Flufsbetten eine Fülle von *Abad* und *Kharab*, von bewohnten Dörfern und verlassenen Dorfruinen befand. Die Baumvegetation nahm merklich zu und es hatte den Anschein, als näherten wir uns den Regionen reichen Pflanzenwuchses. Eine gute Wegstunde vor *Tschemarùm* geht der Weg auf- und abwärts in einem malerischen Berglande. Links von der Strafse lag eine romantisch aussehende Dorfruine, eine ehemalige *Kal'a* oder Festung, in einem fruchtbaren Thalgrunde, umgeben von frischgrünen Gärten und bebauten Feldern. Ein breiter Bach giebt schliefslich die Richtung nach dem Menzile an, indem die Strafse an seinem Ufer in grader Linie auf Tschemarùm losgeht. Der Anblick von der Ferne aus nach dem Dorfe und nach seiner Umgebung hin darf sich mit Recht unvergleichlicher Schönheit rühmen. Von dem röthlich schimmernden Höhenzuge des *Saidagh*, im Hintergrunde, hob sich in sanfter graubrauner Färbung, und in einen dünnen, zarten Nebelschleier gehüllt, das Bild des malerischen Dorfes in deutlichen Umrissen ab, ansteigend zu Thürmen und Mauern, welche ein festungsähnliches Werk in der Mitte weit überragte. Duftige Wiesen, frische Hecken und Baumgruppen zogen einen grünen Kranz um die Wohnungen der Menschen und bildeten einen lieblichen, wohlthuenden Gegensatz zu den leblosen Farben des leuchtenden Berges und der fahlen Erdwände des Dorfes. Ueber das Alles war ein Meer von Licht ausgegossen, dessen Glanz einen Farbenduft und eine Mannigfaltigkeit der Beleuchtung von unendlicher Wirkung hervorzauberte. Wir waren hingerissen von so viel Schönheit und schienen zu vergessen, dafs sich in Persien die herrlichsten Fernsichten in der Nähe zu Wüstenbildern umwandeln, dafs in der Natur wie im Menschenleben nur der leere, hohle Schein den Mangel inhaltsvoller Wirklichkeit verdeckt, dafs man hofft, um jedesmal bitteren Enttäuschungen weichen zu müssen.

Als uns das Panorama von *Tschemarùm* in vielversprechender Pracht entgegenlächelte, brachen wir Alle in Freudenausdrücke aus und verfehlten nicht, unser Entzücken durch leise Erwartungen eines angenehmen Aufenthaltes zu würzen. Je mehr wir uns der *Kal'a*-Veste näherten, je mehr verwischte sich das überaus herrliche Bild zu einer Decoration mit schmierigen Farbenkleksen und rohen Pinselstrichen.

Tschemarùm ist durch eine „untere" und „obere" Veste geschützt, die untere, wie es scheint, gegen die äufseren Feinde angelegt, die „obere" früher einmal eine Art Warte zum Auslugen des Khan's von *Tschemarùm*,

Wir waren bis zur Veste hin dem Laufe des Baches gefolgt, zogen an dem Fufse der zwanzig Ellen hohen Mauern und Thürme bei ihr vorüber und kehrten in ein für uns bereitetes Menzil ein, das aus einem Gehöfte in Mitten eines kleinen Vorortes aufserhalb der *Kal'a* gelegen war. Ein respectabel aussehender Perser mit schönem schwarzen Barte, gutmüthigem Gesichte, etwa vierzig Jahr alt, stellte sich unter den üblichen Begrüfsungen und Redensarten dem Eltschi als *Kedkhodâ* (hier *Kend-khodâ* ausgesprochen) vor und geleitete ihn bis zum Menzil. Mit „Seid willkommen!" — „Wie habt ihr euch bemüht!" — „Welche Ehre für uns!" — „Unser Eigenthum ist euer Eigenthum!" — „Ihr habt unser Angesicht weifs gemacht!" zogen wir ins Quartier, wo der geschäftige Wirth aus der ersten Etage seines Hauses das Zimmer-Ameublement zu Fenster und Thür hinauswarf, um Raum für so seltene Gäste in möglichster Schnelligkeit zu schaffen. Wir zogen auf einer steilen Treppe von Mauerwerk in das Gemach ein, in welchem ganze Wolken von Staub umherflogen, und bewunderten die eigenthümliche Stubenverzierung natürlichster Art, welche nach persischer Sitte auf dem Lande die Wohnungen des persischen Bauervolkes nach der Weinlese zu schmücken pflegt. Man bindet nämlich eine Zahl von fünfzehn bis zwanzig Weintrauben mit baumwollenen Fäden zusammen, so dafs sie einen langen Strauch bilden, und hängt sie eine neben die andere rings an den Zimmerwänden, oft selbst noch an der Decke derselben auf. Die einzelnen Beeren der Trauben schrumpfen zwar mit der Zeit zusammen, halten sich aber den ganzen Winter über so gut, dafs sie niemals faulen, sondern stets geniefsbar bleiben. Den persischen Bauern sind sie eine Art von Zuspeise, die mit Brot gern genossen wird. Kaum hatten wir unter dem Weintraubendach uns einigermafsen eingerichtet, kaum der stärkenden Ruhe nach dem nächtlichen Ritte auf kurze Zeit gepflogen, als der Hauswirth und der obenerwähnte zuthuliche *Kedkhodâ* mit belasteten Tellern langsam hereintraten, auf denen Weintrauben, Melonen, Wassermelonen, Pflaumen, Zuckerwerk und ähnliche Herrlichkeiten ihres goldenen Beifalls harrten.

Nach gegenseitigen Complimenten hatten wir das Vergnügen, von dem *Kedkhodâ* durch das Dorf und die Veste von *Tschemarùm* geleitet und durch manche Notiz erfreut zu werden. Der Ort zählt genau fünfhundert *Khanewâr* oder Hausstände, welche der Regierung alljährlich als *Maliât* eine Summe von vierhundert Toman zahlen müssen. Er stellt fünfundvierzig

Soldaten und zwei *Sultân's* oder Hauptleute. Für jeden Soldaten müssen aufserdem zwei Toman Jahr aus Jahr ein gezahlt werden, welche Summe — macht neunzig Toman — die Obersten natürlicherweise einstecken. Das Dorf gehört gegenwärtig zur Hälfte einem Khan. Der alte Khan war vor Kurzem gestorben und hatte als Nachfolger seinen einzigen Sohn *Ahmed-Khan*, einen noch unmündigen Knaben hinterlassen. An seiner Stelle verwaltete ein listig aussehender Mirza das Khanat Tschemarum. Ich habe selten ein so fuchsähnliches Menschenangesicht gesehen, wie es dieser *Naïb* oder Stellvertreter zur Schau trug. Er umschlich uns scheu, dabei süfslich lächelnd und die Augen verdrehend, und hatte etwas in seinen Manieren, was Jeden zurückschrecken mufste, der sich ihm näherte. Das Haus des Khanes ist eine Veste in der Veste; die Wohnungen der Dörfler, durch enge Strafsen in mehrere Viertel getheilt, haben das Eigenthümliche, dafs sie mit wenigen Ausnahmen durch eine Oberetage, die sogenannte *Bala-khanèh*, erhöht sind. Von der zerfallenen Burghöhe aus gesehen, die sich in der Mitte von Tschemarum erhebt, scheint der ganze Ort aus grofsen Würfeln zu bestehen, die in allen Richtungen neben und übereinander liegen. In den Höfen, auf den Balconen der ersten Etagen (obgleich so vornehme Ausdrücke eigentlich schlecht zu den elenden Räumen, die wir im Sinne haben, passen) hockten die Weiber und schauten neugierig nach uns Frengi, die wir, allen sichtbar, auf dem höchsten Punkte der oberen Festung, wo bittere Armuth eine Stätte der Zuflucht gefunden hatte, neugierig herumkletterten, bald nach dem malerischen Gebirgslande im Hintergrunde, bald nach dem persischen Dorfleben vor uns und zu unseren Füfsen auslugend. Tschemarum hat trotz gegenwärtiger elender Zustände das Ansehen eines Ortes, dem eine bessere Vergangenheit geblüht hat. Und in der That bestätigten das die Erzählungen der Leute, welche beklagten, dafs durch die Habsucht und Grausamkeit des bekannten *Mirza-Hadschi-Agassi*, desselben, der sich durch seine unbegrenzte Liebhaberei für Kanonenbohrerei ein unvergefsliches Angedenken in Iran geschaffen hat, der einst reiche Ort völlig heruntergekommen und seines Wohlstandes beraubt worden sei. Den Haupterwerbzweig bildet der Ackerbau, der von den Männern betrieben wird, und die Weberei von Zeugen und wollenen Teppichen, mit welcher sich die Weiber beschäftigen. In der Wohnung des *Kend-khodâ*, die ungewöhnlich reinlich aussah, bewunderten wir prachtvolle Teppiche mit schönen Farben und Mustern, welche die Frauen seines Hauses

mit vielem Geschmack und grofser Fertigkeit gewebt hatten. Im Angesicht so sauberer Räumlichkeit zogen wir unsere Stiefeln vor der Thür zum Zimmer aus, trotzdem der *Kend-khodâ* uns flehentlich bat, „seine Teppiche durch den Staub unserer Füfse zu ehren“, mit der Versicherung, „dafs der Schatten unserer Freundschaft allen Staub von uns in reines Gold verwandelte“, und nahmen in persischer Stellung sitzend neben den Kissen auf den Teppichen Platz. Melonen und der unvermeidliche Kaliûn erschienen nur als äufsere Zeichen der Höflichkeit des Dorfschulzen, der so gute Manieren und ein so feines richtiges Gefühl für das Schickliche besafs, wie sich deren gewifs mancher europäische Amtsbruder nicht rühmen darf. Versteht sich geleitete er uns wiederum nach unserem Menzile zurück, wobei wir Gelegenheit hatten, mehrere in dem Felsen hinter dem Ort liegende Höhlen zu besuchen, die offenbar von Menschenhand herrühren, alt sind und ehemals zu andern Zwecken als denen in der Gegenwart dienten. Die anwohnenden Dörfler haben sie nämlich in *Tewilèh* oder Pferdeställe umgewandelt. Der Abend war inzwischen hereingebrochen, und Dank der unermüdlichen prahlenden Geschwätzigkeit unserer Diener, mufste ich vor dem Schlafengehen noch zu zwei kranken Frauen wandern, einer alten Bäuerin und deren Tochter, welche seit langer Zeit vom Fieber befallen waren. Ich reichte ihnen Medicamente, vor allen das so wirksame Chinin (*gennegennèh*), mit dem herzlichsten Wunsche guter Wirkung.

In der Nacht waren wir bereits früh auf den Beinen. Gleich nach zwei Uhr verliefsen wir das Menzil und erreichten gegen sieben Uhr Morgens die nächste Station *Nuarân*. Die Karawane zog ihre Strafse durch Längenthäler einher, grade auf den *Sai-dagh* los. Ueber uns leuchtete der Mond in klarstem Lichte, während sich hinter dem Gebirge ein Gewitter entlud, das anderthalb Stunden währte und dessen fern rollender Donner in regelmäfsigen Zwischenpausen zu uns herübertönte. Der Anblick war schauerlich schön. Die zuckenden Blitze erleuchteten in blendendem Lichtglanze den breiten zackigen Kamm des *Sai-dagh* und erhellten auf kurze Augenblicke die ganze Gegend bis zum fernen Horizonte hin. Bei dem Scheine des flammenden Himmelsfeuers sahen wir, dafs der Gebirgsstock, ähnlich wie der Elburs, einen halbmondförmigen Bogen zieht, an dessen Abhängen nach der Ebene zu viele Dörfer und Gärten standen, Beweis, dafs hier Quellen vorhanden sind, und dafs die ganze Landschaft ein *Âbad* oder bebautes Gebiet ist.

Auf einer grofsen, halbvertrockneten Steppe machten wir plötzlich in einem beinahe rechten Winkel rechtsum und steuerten in der graden Richtung nach rechts los. Auf derselben Seite zog sich nach Nordwest ein niedriges Gebirgsland hin. Gegen Sonnenaufgang (d. 7. September) stiegen wir von der traurigen dürren Hochfläche in einen lieblichen Thalgrund hinab, der lang und breit mit hübschen Gärten und Dörfern bedeckt war und für den Augenblick durch seinen Anblick die angenehmste Ueberraschung bereitete. Links von der Strafse sahen wir einen grofsen Leichenacker, der halb verfallen war, sich aber durch einzelne hervorragende Denkmäler auszeichnete. Der äufseren Gestalt nach liefsen sich die letzteren in zwei Gruppen sondern. Die eine hatte die Form eines regelrechten Würfels in einer Höhe von fünf bis sechs Fufs. An jeder Seite desselben befand sich eine Nische mit dem bekannten persischen Spitzbogen am Obertheil, und auf dem Dache eine runde Kuppel, kleiner als der Umfang des Quadrates des Daches. Die zweite Gruppe bestand aus zwei langen horizontalen Platten, von Körperlänge die untere, die nach Art von Stufen aufeinander ruhten. An dem einen Ende derselben (da wo unter der Erde der Kopf des Todten ruhte) erhob sich eine häfsliche konische Säule mit einer Vertiefung, in der wahrscheinlich die Grabinschriften angebracht waren. Die beschriebenen Gräber waren aus Mauerwerk ausgeführt; manche, wahrscheinlich die neueren, mit einer weifsen Tünche überzogen.

Nuarân lag nicht, wie wir geglaubt hatten, in dem lieblichen Thalgrunde, sondern nordwestlich, jenseits einer Hügelkette, die überwunden werden mufste. Es schien grofs genug, hatte keinen Mangel an Gärten, in denen vor allen der Weinbau betrieben wurde, aber es sah dennoch ärmlich und wenig einladend aus. Das Dorf lag auf einer Höhe, so dafs wir es beinahe in seiner ganzen Ausdehnung umreiten mufsten, ehe wir in unser vorbereitetes Quartier einrücken konnten. Aufsen am Wege safsen die Weiber und webten sich lange Stücken eines dunkelfarbigen Baumwollenstoffes. Die Art, wie dies geschah, war in der That drollig genug. Die einzelnen Fäden des Gewebes liefen in einer Länge von etwa fünf bis sechs Ellen auf den Erdboden neben einander fort und waren durch zwei Hölzer, die man mittelst kleiner Pflöcke an den Boden befestigt hatte, an den beiden äufsersten Enden stramm gezogen. Die Weberin kniete oder hockte in reitender Stellung über dem etwa einen halben Fufs breiten Zeuge. Die einzelnen Fäden desselben waren durch höchst einfache Vor-

richtungen, die theils in Querhölzern, welche durch die Fäden der Kette liefen, theils in einem Fadennetz bestanden, welches von der Spitze eines dreibeinigen Holzgerüstes ausging und mit der Kette zusammenhing, so von einander zu trennen, dafs die Spule mit der Hand mit Leichtigkeit durchgeführt werden konnte.

In der Nähe einer kleinen Moschee, die im Neubau begriffen war, zogen wir in das Dorf ein, zur grofsen Verwunderung der Bevölkerung, die sich versammelte, um so seltene Gäste in Augenschein zu nehmen, die Alten höflich grüfsend, die Jungen kichernd und unverstandenes und unverständiges Zeug schwatzend. Ganz in der Nähe der Moschee befand sich eine ziemliche teichartige Ansammlung von Wasser, das am entgegengesetzten Ende durch Kanäle mit schleusenartigen Vorrichtungen nach den nahegelegenen Feldern in beliebiger Menge abgeleitet werden konnte. Unter dem Eingange der Moschee sahen wir eine klare Quelle, welche dem Teiche den Wassersegen spendete. Die Leute des Dorfes nannten sie *Kabira-khatün.* Die Nähe des heiligen Ortes war durchaus kein Hindernifs für einen Gerber, der seine schmutzigen Lammsfelle dicht am Eingange der Moschee fleifsig wusch und durchwässerte. Eine Unzahl von Fischen, welche man mit dem allgemeinen Namen *mâhi* „Fische“ bezeichnete, und von denen die gröfsten Exemplare eine Länge von etwa einem Fufs hatten, schossen bei hellster Sonnenbeleuchtung in dem klaren Wasser lustig hin und her, und schienen die Nähe der Menschen in keiner Weise zu fürchten. Und in der That hatten sie hierzu gar keinen Grund, da die anwohnenden Dörfler sie als *Nesr-kerdèh* verehren und vor ihrer Berührung ebenso sehr zurückscheuen, als vor ihrem Genufs. Das Zeitwort *nesr-kerdèn* bedeutet in der persischen Sprache so viel als „den Blick worauf werfen, anblicken“ und wird vorzüglich von dem Blick des Auges gesagt, der im Stande ist, den angeblickten Gegenstand zu behexen. Die Form *nesr-kerdèh* ist ein abgeleitetes Participium mit der Bedeutung von angeblickt, behext, so dafs also den so zubenannten Fischen eine unheilvolle Macht zugeschrieben wird. Fragt man hier wie an anderen Orten, wo „behexte“ Fische verehrt werden, nach dem Urheber der Wirkung, so erhält man die Erklärung, dafs ein Heiliger, ein *Scheich*, die Fische für alle Ewigkeit „angeblickt“ habe. Die Berührung und nun gar der Genufs der Bewohner des feuchten Elementes soll schwere Krankheit, wenn nicht gar den Tod nach sich ziehen.

Wir nahmen unser Quartier in einer Tschaparkhaneh und schlugen in einem Gärtchen neben derselben ein Paar Zelte auf. Eine Mauer aus Erdwänden umschlofs ihn, und um hinein zu gelangen, mufste die Thüröffnung mit Gewalt aufgesprengt werden. Dieselbe war etwa drei Fufs hoch bei entsprechender Breite. Eine mächtige Granitplatte, mit einem Loche in der Mitte, durch das man die Hand stecken mufste, um die riegelartige Vorrichtung im Innern zu lösen, diente als Thür, und war mit der übrigen Erdwand vermauert. Die Tschaparkhaneh und der zugehörige Garten lagen dicht am Teiche, auf der andern Seite derselben erhob sich auf dem breiten Rücken von Conglomeratgestein mit Höhlen nach der Seite des Teiches hin die gröfsere Menge der Häuser des Ortes.

Nuarân, aus etwa hundert *Khanewâr* bestehend, gehört zu dem Districte von *Saüwâ* und ist, wie alle Plätze von *Rabbat-kerîm* an bis nach *Hamadân* hin, von persischen Unterthanen türkischer Herkunft oder von den sogenannten *Osmanlu* bewohnt, daher auch hier das Türkische die einzig geredete Sprache ist. Neben der Gerbereï und Färberei besteht eine Hauptgewerbethätigkeit der Bevölkerung in der Verfertigung von Zeugen und Teppichen. Um die Art der Teppichweberei genauer kennen zu lernen, trat ich in die niedrige Hütte eines Osmanlu-Schmiedes ein, dessen Frau einen schönen Teppich zur Hälfte fertig gearbeitet hatte und in meiner Gegenwart ihr künstliches Werk fortsetzte. Obgleich die Frauen hier sonst unverschleiert gehen, so mufste sie es für wohlanständig halten, sich das Antlitz in meiner Gegenwart sorgfältig zu verhüllen. Sie hockte auf einem niedrigen, tischartig gestalteten Holzstuhl, der auf einem zweiten, breiteren wackligen Gestell stand und eine Art von Gerüst bildete, das je nach der zunehmenden Oberhöhe des Teppiches durch andere kleinere Stühle beliebig etagenförmig erhöht werden konnte. Der in Arbeit befindliche Teppich war etwa drei Fufs breit und acht Fufs lang. Das Webegerüst war der einfachsten Natur. Zwei grofse Stangen berührten in Abständen, etwas breiter als der Teppich, die Decke des Gemaches und waren an ihrem Fufsende durch untergelegte Steine gestützt. An einer Querstange unten waren die einzelnen Fäden des Gewebes befestigt, gingen von da aus regelmäfsig nebeneinander fortlaufend in die Höhe und waren an einer oberen Querstange befestigt, welche in zwei Strickschleifen hing, die durch zwei Oeffnungen der Decke hindurch liefen und oben auf dem Dache, wahrscheinlich durch Querhölzer, gehalten wurden. An der Querstange hingen drei-

zehn Knäuel an Ort und Stelle buntgefärbter Wolle, deren Endfäden so herabliefen, dafs sie bequem von der Hand der sitzenden Frau erfafst werden konnten. Die Weberin ergriff jedesmal einen bunten Faden, knüpfte ihn in Gestalt einer Schlinge um eine bestimmte Schnur der Kette, schnitt ihn dann mit einem Messer in der Länge von dreiviertel Zoll von dem übrigen Theile des Fadens ab, und drückte ihn mit dem Rücken des Messers an den unteren, zunächst liegenden Stück des Teppiches fest. War eine ganze Reihe solcher Schlingen nebeneinander geknüpft worden, die übrigens mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit vor meinen Augen entstanden, ohne dafs die webende Frau nöthig gehabt hätte, in eine Zeichnung zu blicken, so zog sie einen rothbraun gefärbten Durchschlagsfaden horizontal durch die einzelnen Fäden der verticalen Kette durch, schlug ihn mit Hülfe einer schweren eisernen vielzinkigen Gabel fest, und schnitt mit einer Scheere die ganze Reihe der geknüpften Fäden in erforderlicher Länge in gleicher Linie glatt ab. Dann wurden neue Fäden geknüpft, ein neuer Durchschlagsfaden gezogen und so setzte sich die Manipulation in gleicher Weise weiter fort. Die Arbeit war dauerhaft und sauber durchgeführt, die Muster des gearbeiteten Teppiches zeugten dabei von einem angeborenen feinen Geschmack in der Auswahl und in der Zusammenstellung der Farben. Die Frauen haben die wunderbare Fertigkeit, zum erstenmal gesehene Zeichnungen mit einem Blick aufzufassen und sofort in den Teppich hineinzuweben.

Die Teppiche werden hier in der gewöhnlichen Gröfse, wie ich sie oben angedeutet habe, nach dem Gewicht verkauft. Unter einandern fordern sie für den Bathman im Durchschnitt fünf *Qrân* (etwa einen Thaler und sechszehn Silbergroschen). Der in Arbeit befindliche Teppich sollte auf ein Gewicht von drei Bathman berechnet sein, so dafs er an Ort und Stelle einen Werth von funfzehn *Qrân* hatte. An Händler, die von Hamadan, Teheran und Isfahan kommen und Teppiche aufkaufen, würde derselbe mit einem Zuschlag von fünf *Qrân* Absatz gefunden haben. Der Arbeitslohn und die Zeit ist kaum damit bezahlt, da die Frau zur Herstellung des angegebenen Teppiches einen ganzen Monat arbeiten mufste.

Mit der Gröfse der Teppiche nimmt die Schwierigkeit der Arbeit, die Dauer der Arbeitszeit und die Vermehrung der Arbeitskraft zu, so dafs sich der Preis desselben nach dem Gewicht um ein Bedeutendes höher stellt. Der freundliche Osmanlu-Hausherr liefs mich nicht unbewirthet aus dem

Hause gehen. Er hatte mir einen hölzernen Kaliun, an welcher eine ausgehöhlte Cocosnufs die Stelle des Wasserbehälters vertrat, eine sogenannte *Dschauzèh*, zubereitet, bot denselben mit der vollendetsten Höflichkeit an, und nachdem ich und er einige Züge daraus gethan, liefs er die Pfeife zu seiner Frau wandern, welche sich an dem dampfenden Tabacksqualm in ihrer Weise eins zu Gute that. Mit einem herzlichen „Gott sei eure Hülfe!" schieden wir von einander.

Bei meiner Rückkehr nach dem Menzile am Teiche überraschte mich ein ebenso ungewohnter als lächerlicher Anblick. Die deutschen und persischen Diener unserer Karawane hatten sich ihrer Fufsbekleidung entledigt, die Beinkleider hinaufgezogen und standen im Wasser, um mit Hüten, Mützen, Bettlaken und Häckselsieben auf die behexten Fische Jagd zu machen. Die geängstigten Thiere, welche wahrscheinlich zum erstenmale eine so ungewöhnliche Verfolgung erduldeten, schossen in dem aufgerührten, trüben Wasser voll Angst und in Schaaren bald hierhin bald dorthin, und bekundeten so wenig Geschick in ihrer Flucht, dafs sie dutzendweise in die gestellten improvisirten Fischnetze gingen. Das Volk der Dörfler stand und hockte am Ufer und sah dieser tollen Wirthschaft mit steigender Unruhe zu. Sie schickten zuletzt eine Deputation graubärtiger Alten zu uns, welche uns beschworen, den Befehl zum Aufhören des Fischfanges zu geben, da die Fische ihnen heilig seien und deren Genufs für uns selber die schlimmsten Folgen haben könnte. Natürlich liefsen wir sofort zum Rückzug blasen; nichtsdestoweniger wanderten die einmal gefangenen behexten Fische in die Kochtöpfe, um unter den Händen unseres geschickten deutschen Koches einer geschmackvollen Umwandlung in duftende Bratfische entgegenzugehen.

Wahrscheinlich hatte dieser Fischfang den jungen Leuten im Dorfe das Blut erregt, und da sie nicht wagten, an den Dienern und Soldaten der Gesandtschaft ihr Müthchen zu kühlen, so brachen sie die Gelegenheit vom Zaune, um mit dem Tscherwadâr unserer Karawane und seinen Knechten Händel anzubinden. Die guten Leutchen führten gegen Abend die Maulthiere und Packpferde zur Tränke und sahen sich als Schenkplatz die Stelle dicht neben der Moscheenquelle aus, wo ein Paar Stunden vorher der Nuaraner Gerbermeister seine Lammsfelle gereinigt hatte. Eine Rotte Nuaraner Jünglinge fiel auf die Führer der Thiere los, und tractirten sie mit Faustschlägen so arg, dafs ihnen das Blut aus Mund und Nase lief. Sie

schrieen in ihrer bedenklichen Lage laut um Hülfe, unsere persische Dienerschaar stürzte wie wahnsinnig aus Thür und Nische der Tschaparkhaneh ins Freie nach der Quelle hin, und es entspann sich eine der grofsartigsten Prügeleien, von der ich je in Persien Augenzeuge gewesen bin. Nachdem die Prügelschlacht eine Weile gedauert hatte, legten sich vernünftigerweise die Alten des Dorfes in's Mittel und ergriffen, zur Ehre ihres Gerechtigkeitsgefühls sei es ihnen nachgerühmt, die Parthei der Tscherwadare und unserer Diener. Man ging endlich auseinander, nahm als Andenken Wunden, Blutspuren und blaue Flecke mit nach Hause und kühlte seinen Zorn durch einige kraftvolle Verwünschungen und Verfluchungen der Gegenparthei allmählig ab.

Es ist ein bemerkenswerther Zug im Charakter der Perser, und ich habe die Eigenthümlichkeit desselben bei dieser Gelegenheit recht bestätigt gefunden, dafs die Diener eines Hauses sich nie im Stich lassen, sobald einer von anderer Seite her in irgend einer Weise verletzt worden ist. Bei allem Neid, bei aller persönlichen Feindschaft untereinander, — und wie reich ist das häusliche Leben daran! — stellen sie das in der Person ihres Kameraden beleidigte Ansehen ihres Herrn über alles und fangen, leicht erregbar, mit einer wahren Wuth die blutigsten Händel mit dem Gegner an. Dem Tscherwadar, dem unsere Leute sonst nichts weniger als hold waren, leisteten sie sofort Beistand, weil ihrer Meinung nach der „geehrte Wezir“ durch eine ihm widerfahrene Unbill verletzt war. Der altpersische Charakter bewährt sich hierin in der ausgeprägtesten Weise. Auch sonst zeigte sich manches Erbtheil von Stammeigenthümlichkeit bei den Epigonen des alten Perserthumes auf der Reise in sehr vortheilhaftem Lichte. So faul, so lässig, so sehr dem Müfsiggang ergeben die Schaar der *Bädscheh* unseres Hauses in Teheran und Rustemabad gewesen waren, so fleifsig und rührig, so munter und unverdrossen bewiesen sie sich während unserer Rundreise durch Persien. Sie schienen wie umgewandelt, luden das schwere Gepäck auf und ab, schlugen nach manchem heifsen Ritte die Zelte so schnell als möglich auf, legten die Teppiche, reinigten schmutzige Quartiere, machten Feuer an, kauften Nahrungsmittel ein, holten von weit her das Wasser, mit einem Worte, sie verdienten durch ihre Thätigkeit das Lob guter Diener. Während wir mit wenigen Ausnahmen nach der Ankunft in ein Menzil erschlafft und müde waren, schienen die Perser unserer Begleitung durch den jedesmaligen Tagesmarsch erst recht munter geworden

zu sein. Der ächte Perser, die Stadtbewohnenden nicht ausgeschlossen, ist ein geborener Nomade, das unstäte Wanderleben auf dem Pferde ist seine Sache, der feste Aufenthalt ist ihm zuwider und macht ihn schlaff, das Zelt zieht er dem Hause vor. Eines dagegen wird er von der Stadt mitzunehmen nie vergessen: den Hang zur Vornehmthuerei, das Bestreben, überall und mit Nachdruck ein „Etwas“ zu sein. Unsere Leute standen in dieser Beziehung als ein Mustervolk da. Obgleich sie sich in Teheran untereinander einfach bei ihrem Namen riefen, also *Ali! Memed* (*Muhammed*)! *Riza! Jahija!* u. s. w., nannten sie sich auf der ganzen Reise nie anders als *Ali-beg*, *Memed-beg*, *Riza-beg*, *Jahija-beg*, und würden es schmerzlich empfunden haben, wenn jemand sie durch den fortgelassenen Ehrentitel *Beg* gekränkt hätte. Als Grundsatz ihrer vermeintlichen Würde stand ihnen die oft geäufserte Ansicht auf der Stirn geschrieben: wer sind wir und wer seid ihr? was ist der Glanz und was ist der Schmutz?

Noch vor der Mitternacht vom 7. zum 8. September sagten wir dem an Abentheuern erinnerungsreichen Dorfe *Nuarân* Valet, bestiegen unsere Rosse und setzten uns, die Karawane hinter uns, allmählig in Bewegung. Wir reisten auf einem ziemlich guten Terrain, von Plateau zu Plateau immer höher ansteigend. Nach einem Marsche von etwa einer Fersach zogen wir an einem einsam stehenden Hause vorbei, das uns als *Gumruk* oder *Rahdâr-khanèh*, d. h. Steuerhaus bezeichnet wurde. Hier war zugleich die Grenze der Districte Teheran und Hamadan. Ein wasserleeres Flufsbett, das nach dem in der Nähe liegenden Dorfe Rezèh den Namen *Rezeh-tschai* „Rezehflufs“ oder, wie hier an Ort und Stelle, die Benennung *Ab-i-rahdar-khanèh* „das Wasser des Steuerhauses“ führt, mufste von unserem ganzen Karawanenzuge passirt werden. Gegen das Frühlicht hin zeigte sich die Gegend immer deutlicher in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit. Breite Plateau's dehnten sich wie lange Steppen hintereinander aus und schienen gar kein Ende nehmen zu wollen. Einzelne Nomadenfamilien hatten an verschiedenen Stellen, meist in der Nähe von *Kharâb* oder Dorfruinen, wobei fast immer ein regelmäfsig angelegter, spitz zulaufender Feuerhügel (*teppèh*) stand, ihre Zelte aufgeschlagen, und nur wenige Dörfer tauchten in weiter Ferne von uns an dem Rande welligen Hügellandes hervor.

Nach einem eilfstündigen, sehr ermüdenden Nachtritt sahen wir auf einer Anhöhe die Station d. 8. Septembers, das ärmlich aussehende Dorf *Zärèh* vor uns liegen. In der Ebene, am Fufse der Höhe von *Zäreh*, zieht

sich ein Flüfschen, *Kara-tschai* d. h. „Schwarzflufs“ (auch *Kara-su* „Schwarzwasser“) benannt, entlang, der von dem grofsen Dorfe *Hesâr* herkommt. Im Orte selber, wo wir in engen, elenden Hütten unser Quartier aufschlugen, sprudelt mit lauterem klarem Wasser die Quelle *Kärîz* und zahllose Fische von der Gattung *Nesr-kerdèh* spielen in dem feuchten Elemente lustig hin und her. Wir liefsen die „behexten“ Thiere diesmal in Ruhe, um nicht in der Gegend als Friedensstörer in bösen Geruch zu kommen. Das Volk, welches hier sowohl als in der ganzen Nachbarschaft bis nach Hamadan hin wohnt, gehört zum türkischen Stamme der sogenannten *Karagözely* oder „Schwarzäugigen“, wie das Dorf zum District von *Karaghân*. Ihre Augen schienen mir aber nicht dunkler als die der übrigen Stämme zu sein, mit denen wir in Berührung zu kommen Gelegenheit hatten. Im Winter mufs es bitter kalt sein, da die Gegend sehr hoch liegt und den Winden auf den breiten Hochflächen ein gehöriger Spielraum zum Blasen und Stürmen gestattet ist. Darum haben auch die Wohnungen der Menschen allenthalben Kamine und die Hütten sind solider, als es sonst wohl der Fall in Persien ist, ausgeführt, freilich immer ein billiges Erdbackwerk, das ein tüchtiger Regen wegzuwaschen im Stande sein dürfte. Von der Kälte, die hier in dem Gebiet der Hochflächen regiert, hatten wir während unseres Nachtrittes eine gute Probe erhalten, so dafs wir überglücklich gewesen waren, als die Sonne aufgegangen war und uns mit ihren erwärmenden Strahlenpfeilen traf. Uebrigens ist zu bemerken, dafs die Plateau's, von denen die südlichen höher gelegen sind als die nördlichen, der Streichungsrichtung des Gebirges folgen, welche von SO. nach NW. geht. Die Berge haben neben ihrer monotonen Grundfarbe, matt rothbraun, einen roth-gelb-grünen Anflug, der etwas an die Hölle erinnert und die eigentliche charakteristische Färbung der vulkanischen innerasiatischen Bergmassen bildet.

Ich möchte Niemandem zumuthen, die gleich folgenden Zeilen zu lesen, welche ein genaues Verzeichnifs der Hauptörter zwischen *Nuarân* (hier *Nauarân* ausgesprochen), *Zärèh* und *Hamadan* enthalten. Ich verdanke die Liste derselben einem Biedermann aus *Zärèh*, welcher mit meiner Wenigkeit Freundschaft geschlossen hatte und mich am besten durch eine gewissenhafte Aufzählung der Nachbardörfer unterhalten zu können glaubte. Ich safs auf einem grofsen Stein, lehnte meinen Rücken an eine Hauswand, mein Freund hockte mir zu Füfsen, rauchte den kollernden Kaliun und

hub an, mit homerischer Treue mir folgende halb persische, halb türkische Namen zu vertrauen. Ich habe sie genau so wiedergegeben, als ich sie von ihm gehört, bitte also einen wortklaubenden Kritikus um Entschuldigung, wenn ich die Bedeutung eines Namens nicht immer verstanden und die Rechtschreibung nicht immer getroffen haben sollte.

Duruzân, *Kirdègh* (*Kir-dagh?*), *Sehkaleh* („Dreiveste"), das zerstörte *Ghödscha-minâr* („Blausäule"), *Saghaldschâ*, *Meregh*, *Kischlakh* („Winterlager"), *Mubarekîn*, *Bahramly*, *Kullawah*, *Jaremkaieh* (*jaremkhaieh?* „Halbfels"), *Sittak*, *Uemer-abad* („Lebensheim"), *Dehdewan*, *Karadai*, *Paûn*, *Eznau* (auch *Eznaweh* geschrieben), ein anderes *Kischlakh* („Winterlager"). Die folgenden liegen nach Hamadan zu: *Khumajeh*, *Qaiabageh*, *Goschedscheh*, *Mäzrèh* („Feld"), *Khoschn-abad*, *Musa-beg*, *Schordje* („Salza"), *Nesr-abad* („Adlerheim", vielleicht aber *Nasr-abâd*), *Zeraqân*, *Nüdèh*, *Dschehn-abad*, *Hemme-kesi*, *Dschehün-abad* (wohl *Dschehân-abad* „Weltheim" der Karten), *Imam-zadèh* („Kapelle"), *Serai* („Schlofs"), *Famleh*, *Serabeg* (*Serai-bagh?* „Schlofsgarten"), *Mamahon*, *Nigèr-hatun*, *Fäz-abad* („Klagenheim"), *Ruân*, *Kird-abad*, *Bibik-abad*, *Wiân*, *Noáh* („Gau"?), *Khatem-abad* („Siegelheim"), ein anderes *Mäzrèh*, *Jesrläh*, *E'in-abad* („Augenheim"), *Daghdagh-abad*, *Dirkh-ler* („Baumarm"), *Kirdschân*, *Mâr-embar* („Schlangenspeicher"), *Mahiran*, *Kiöschk-abad* („Kioskheim"), *Uetsch-teppèh* („Dreihügel"), *Schikhidschan*, *Dschighi*, *Doghlu* („Schlupfwinkel"?), *Mirza-kendeh*, *Teschkelâ*, *Aghdâsch* („Weifsenfels"), *Taharlu*, *Destidschird*, *Lädgiâ* („Asyl"), *Suleiman-abad* („Salomonsheim"), *Dänigird*, *Gescht-teppèh* („Saathügel"), *Aghbulagh* („Weifsgrund"), *Mezadschird*, *Dschoraghan*, *Kabutrenk* („Blau"), *Qasm-abad* („Schwurheim"), *Geretsch-aga*, *Jengi-mulk* („Neuland"), *Mujun*, *Tujun* („Eichhörnchen"?), *Berfîn* („Schneegrotte").

Das sind nicht mehr und nicht weniger als fünfundsiebenzig Ortschaften auf einem verhältnifsmäfsig kleinen Flächenraum. Danach zu urtheilen scheint die Bevölkerungsdichtigkeit hier ziemlich stark zu sein, was freilich nicht in Erstaunen setzen darf, weil die Anwesenheit reicher Wasseradern der Ansiedelung der Menschen und der Urbarmachung des Bodens mehr als wo anders ungemein günstig ist.

Meine geographischen Studien mit dem geehrten Freunde von *Zärèh* hatten indefs nicht gänzlich meine Zeit in Anspruch genommen, sondern gestatteten mir noch so viel Mufse, um in das Innere einzelner Wohnungen (von denen nicht wenige in die nahegelegenen Conglomeratfelsen höhlen-

artig eingemeifselt sind), natürlich mit Erlaubnifs der Besitzer, einzudringen. Glänzend sah es darin eben nicht aus; den Anblick socialen Elendes nach unsern europäischen Begriffen verzuckert der trostreiche Gedanke bescheidenster Genügsamkeit, die freilich in der Tonne des Diogenes Mafs und Ziel noch nicht erreicht hat.

Teppichweberei ist auch hier eine Hauptbetriebsamkeit der Weiber, welche den Tag über damit beschäftigt sind, Wolle zu spinnen, zu waschen, zu färben und zuletzt zu schönen Teppichen zu verarbeiten, während die Männer den Feldbau betreiben und die Kinder, meist wie sie Gott geschaffen hat, sich vor der Thür der Wohnungen herumbalgen. In einer Hütte, deren Thür, zugleich Fenster und Rauchfang, offen stand, sah ich eine junge Frau mit niedlich geflochtenen pechrabenschwarzen Zöpfen an einem Teppich von gewöhnlicher Gröfse fleifsig arbeiten. Ich bat um die Erlaubnifs, näher zu treten, worauf sie mir, der ich persisch zu ihr sprach, statt aller Antwort das Arbeitsmesser vor die Füfse warf, dafs ich beinahe fürchtete, ihren Unwillen, obwohl ganz unverschuldet, erregt zu haben. Sie lachte als ich erschrocken schien, bis mir ein Diener die Sache aufklärte. Es ist hier zu Lande Sitte, dafs die arbeitende Frau dem Eintretenden und Zugaffenden das Messer entgegenwirft, das jener aufzuheben und in Begleitung eines kleinen Geschenkes der Dame des Hauses einzuhändigen hat. Ich that dies mit möglichster Courtoisie und hatte nun Gelegenheit, der Arbeit längere Zeit zuzuschauen.

Der Abend war ungewöhnlich heifs; ein starker Wirbelwind, der dichte Staubmassen auf das Dorf warf, und fallende Regentropfen stellten sich als Vorläufer eines Gewitters ein, das in der That nicht lange auf sich warten liefs. Mächtige Blitzstrahlen fuhren unter gleich folgendem Donner aus der dunklen Himmelshöhe auf die Erde nieder, ganz in der Nähe des Dorfes, hörten aber nach einer Viertelstunde beinahe gänzlich auf. Das Gewitter schien sich nach Hamadan hinzuziehen, bis seine letzten Spuren in starkem Wetterleuchten am fernen Horizonte verschwanden.

In der Nacht vom 8. zum 9. September hiefs es wiederum früh aufstehen. Um drei Uhr safsen wir bereits zu Pferde, um einen Weg von vier Fersach bis zu dem Dorfe *Bibikabâd* ohne Zwischenrast zurückzulegen. So ermüdend auch immer ein Nachtritt sein mag, der gegen den Morgen hin einen unüberwindlichen Hang zum Schlafen hervorzurufen pflegt, so angenehm ist er andererseits durch die Kühle der Luft, während bei Tage

die drückendste Hitze die Wanderung auf den schattenlosen Hochflächen Menschen wie Thieren zu äufserster Beschwerde wird. Einen nicht zu verachtenden Vorzug gewährt nebenbei das schnellere Fortkommen; die Thiere, ungeduldig den Stall zu erreichen, unbelästigt durch die sengende Sonne, nicht zum Anhalten verleitet durch den verführerischen Anblick geniefsbaren Krautes bei hellem Tage, marschiren Nachts in rascherem Tempo vorwärts, und folgen dem Glocken- und Schellenklang des Leitpferdes an der Spitze der Karawane willig auf Schritt und Tritt.

So wenig Unterhaltung im Laufe einer langen Reise, wie die unsrige war, die landschaftliche Umgebung in finsterer Nacht darzubieten vermag, so einschläfernd der regelmäfsige Karawanenschritt der Thiere auf die Stimmung europäischer Reisenden wirkt, so sehr schärfen sich andererseits die fünf Sinne und so sehr fesseln die kleinsten Ereignisse des Karawanenlebens die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Mafse. Das Anzünden eines gewöhnlichen Kaliun, den die Diener oder die Knechte des Tscherwadars mit Wasser und Tabak gefüllt haben, das Festbinden heruntergerutschten Gepäckes auf einem Thiere, das plötzliche Herunterfallen eines verschlafenen Dieners oder Soldaten, das Gebet des Tscherwadars sind auf der Karawanenfahrt wichtige und spannende Momente. Ein besonderes Intermezzo ist die Begegnung reisender Perser, meistens Landleute der Umgegend. Man hört nicht auf, jeden einzelnen zu fragen, wie weit es noch bis zum nächsten Dorfe an der Strafse sei, und wird zuletzt ärgerlich und ungeberdig, da die Antworten aller abweichend von einander auszufallen pflegen. Die Form der Antwort ist die höflichste von der Welt und man wird stets mit dem Wunsche bedacht werden: *oghûr basched* „möge die Reise glücklich sein!“ Am meisten interessirte mich anfänglich der betende Tscherwadar. Sobald am östlichen Himmel die ersten matten Streifen des Frührothes anfingen zu leuchten, rutschte der Tscherwadar, ein furchtsamer aber grofsmäuliger Schirazer, der in seiner Bewaffnung wie ein wanderndes Zeughaus aussah, von seinem Maulthiere, ging eine Strecke seitwärts von der Strafse, legte seine Mordwaffen ab, und breitete an einer glatten Stelle auf dem Erdboden seine weite Dschubèh oder den Mantel aus. Dann trat er auf dieselbe mit blofsen Füfsen, streifte die Rockärmel ein ganz Theil nach oben hinauf, wie Jemand, der im Begriff steht zu waschen, langte aus einem Beutelchen ein rundes Stück geformter heiliger Erde aus Kerbelâ hervor, legte sie vor sich auf den Mantel hin und nahm

nun die Stellung mit dem Angesichte in die Richtung nach Mekka gewandt ein. Dann holte er tiefe Stofsseufzer und begann mit grofser Gewissenhaftigkeit das Gebet in den vorschriftsmäfsigen Stellungen durchzuführen. Bald erhob er die Arme und Hände gen Himmel, bald kniete er nieder, bald schlug er mit der Stirn die heilige Erde vor ihm, bald stand er wieder auf und legte die Arme in verschiedenen Richtungen an den Vorderkörper. Nachdem er sein Gebet beendigt hatte, schnallte er sich die gefährlichen Waffen wieder um, ergriff den langen Schiefsprügel, warf sich die Dschubeh über die Schulter und eilte was er konnte, die Karawane wieder zu erreichen. Der Tscherwadar war übrigens die einzige Person mohamedanischer Religion unseres Zuges, welche betete; und er selber, scheinheilig wie er war, that dies mehr um unseretwillen als seines eigenen Seelenheiles wegen.

Das Beten ist nicht die Sache der gewöhnlichen Perser, und so rührend für mich der häufige Anblick betender Araber am Nil oder in der Wüste Sahara war, so selten hatte ich Gelegenheit, Perser beten zu sehen, und so kalt liefs mich der Anblick der wenigen Gläubigen auf dem iranischen Boden. Unter den persischen Dienern unseres Hauses, deren Zahl beinahe zwei Dutzend betrug, war nur ein einziger, welcher regelmäfsig betete, und *Muhammed-Ali*, so hiefs er, pflegte dies so vernehmbar zu thun, dafs die einzelnen Worte des Gebetes, vorzüglich tönt mir sein *allahu akber* „Gott ist sehr grofs!“ noch in den Ohren, von einem Ende des Hauses bis zum andern sehr deutlich gehört werden konnten. Der fromme Diener hatte aber durchaus nicht die Eigenschaften eines gottesfürchtigen Mannes, vielmehr zeichnete er sich als Weiberknecht, Opiumesser und Heuchler aus, der es nicht verschmähte, Mohamedaner und Christen in der schamlosesten Weise zu prellen und zu betrügen.

Die Perser pflegen einen kleinen silbernen Kompafs mit Glasdeckel bei sich zu tragen, der ihnen genau die Richtung nach der *Qibleh* in Mekka angiebt und welchen sie mit dem Worte *Qibleh-nemâ* d. h. Qibleh-Zeiger benennen. Sie bedienen sich desselben, wenn sie in geschlossenen Räumen beten wollen und die Richtung nicht genau anzugeben wissen. Auch wenn sie sich einander Besuche machen, und nicht etwa auf einem sehr vertrauten Fufse miteinander stehen, um über Förmlichkeiten erhaben zu sein, brechen sie plötzlich jede Art der Unterhaltung ab und fangen an zu beten, sobald der Muezzin das Gebet von der Moschee ausruft. Ein Europäer

meiner Bekanntschaft, der lange Zeit in Persien gelebt hat und mit den Persern vielfachen Umgang pflog, erzählte mir als Beispiel ihrer Stimmung beim Gebete folgende Anecdote, bei welcher er Augenzeuge war, und die eben kein glänzendes Zeugnifs von persischer Gewissenhaftigkeit nicht einmal auf dem Gebiete der Religion abgiebt. In einer Gesellschaft unterhielten sich die eingeladenen Gäste, wie es gewöhnlich unter den Eingeborenen geschieht, theils mit dem Anhören von Musik und dem Zuschauen von Tänzen, theils mit den vielbeliebten Hazard- und anderen unschuldigeren Spielen. Mein Gewährsmann spielte mit einem Perser Triktrak, ein Lieblingsspiel der Iranier; es dauerte nicht lange, als derselbe mitten vom Spiel mit der Bitte aufstand, sein Gebet halten zu dürfen, und seine Stelle durch eine andere, minder gewissenhafte Person seines Glaubens vertreten zu lassen. Der erste Spieler begann sein Gebet in der vorgeschriebenen Weise, schielte aber fortwährend mit dem einen Auge nach dem Spiele, das von dem Stellvertreter wenig geschickt durchgeführt wurde. Man stelle sich nun einen Betenden vor, der unter anderen mit folgenden Bemerkungen die frommen Worte unterbricht. „Gott ist der einzige und ewige Gott.“ — „Schieb nach links hin!“ — „Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt“ — „Pafs doch auf!“ — „und kein Wesen ist ihm gleich.“ — „Sechs mufst du ja nehmen!“ — „Gott ist sehr grofs!“ — „Du mufst zahlen, wenn ich verliere!“ u. s. w.

Unsere Marschroute ging in ziemlich directer Richtung nach Westen zu und bewegte sich auf breiten steppenartigen Hochflächen, die niedriger zu liegen schienen als die Plateaus, welche wir an den vergangenen Tagen durchmessen hatten. Der gefallene Regen hatte auf der Karawanenstrafse breite Rinnen geschaffen, die Luft war ungemein erfrischend, und damit auch das Auge nicht leer ausgehen sollte, prangte ein herrlich blutrother Sonnenaufgang am östlichen Himmel. Die geschichteten Regenwolken, welche sich nach und nach zertheilten und auseinander schoben, waren von einem glanzvollen Purpurrande eingefafst. Wie sehr wünschte ich mir grade in dieser Stunde das herrliche Talent poetischer Landschaftsmalerei meines hochgeschätzten Freundes Eduard Hildebrandt! Die Dörfer mit ihren hohen Tepe's lagen von nun an beinahe dicht an unserer Strafse, und allenthalben schien sich eine besondere Lust an Bodencultur durch tausend kleine Anzeichen hervorzuthun. Das ganze Land, ein schöner Ackerboden, war von grofsen und kleinen Kanälen mit Rinnsalen durchfurcht und die ein-

zelnen Felder in regelmäfsig abgetheilte kleine Stücke zerschnitten, die einen erhöhten Erdrand hatten und sehr sorgsam gehalten waren. Die Melonengärten und die Kleefelder prangten noch in vollstem Frühlingsgrün.

Das Dorf *Bibik-abâd*, unser Menzil am 9. September, ist unbedeutend. Das vornehmste Grundstück desselben bildete ein grofser, durch eine Erdmauer wohl umhegter Blumen- und Küchengarten, der aussah, als habe ihn ein europäischer Landmann nach seinem einfältigen Geschmack angelegt. Hohe Malvenstauden dienten in ihrem Farbenreichthum als Hauptzier der grünen Welt unter und neben ihr und wechselten mit steifen Pappelalleen ab, die kreuz und quer den Garten durchzogen. In der Mitte des letztern, ganz nahe einem breiten Wasserlaufe, lag ein einsames Gartenhaus, das uns als Quartier angewiesen war. Der untere Theil desselben bestand aus vielen Gängen, die nach sehr geräumigen Gemächern führten, in denen die kahlen vier Wände, eine halbzerbrochene Thür und glaslose Fenster den einzigen Zimmerschmuck abgaben, und welche offenbar die Räumlichkeiten für die Küche und das dienende Volk enthielten. Eine schwerfällige Treppe führte nach den Gemächern des *Bala-khaneh* oder des oberen Stockwerkes, dessen Zimmer um kein Haar breit besser waren. Alles war kahl, leer, zerfallen, geborsten. Draufsen zogen sich am Himmel schwere Gewitterwolken zusammen, ein kalter heftiger Wind erhob sich und fegte mit wahrem Ungestüm durch die freigelegenen Gemächer, so dafs wir kaum wufsten, zu welcher geschützten Ecke wir unsere Zuflucht nehmen sollten.

Das Haus gehörte einem *Beg* oder Bey an, der in Teheran am Hofe des Schah residirte und seinem Bruder, der nichts weniger als hofmännisch und klug aussah und in Einemfort unwillkührlich Grimassen schnitt, die Verwaltung seines Gutes in *Bibik-abâd* übertragen hatte. Wie allenthalben so war auch hier die erste Sorge des Wirthes, für ein bedeutendes Pischkesch die nöthigen Kräfte in Bewegung zu setzen. Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien ein langer Zug von Leuten des Dorfes, die auf ihren Köpfen runde Schüsseln mit Weintrauben, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Zuckerwerk und dergleichen mehr anschleppten und selbige stillschweigend auf den Boden vor dem „geehrten Wezir“ niedersetzten. Bald safsen wir Europäer, trotz unserer gastrischen Leiden, um den Fruchtreichthum und genossen von den herrlichen Gottesgaben, die selbst den Vorsichtigsten unter uns zu dem unbesonnenen Genufs einluden. Der Bruder des Beg leistete uns redlich Gesellschaft, vielleicht erstaunt, eine so still

begeisterte Schaar europäischer Reisenden vor sich zu sehen, und gab gelegentlich eine kurze Aeufserung zum Besten, die nach orientalischen Vorstellungen so wenig den Anstand verletzt, dafs sie im Gegentheil als eine besondere Höflichkeit angesehen wird, durch die vor allen ein Gast beim Essen seinen Wirth ehrt. Der Bruder des Beg sprach persisch, ebenso wie die Leute des Dorfes, mit welchen ich Gelegenheit fand mich zu unterhalten. Das Türkische, obwohl verstanden, tritt von hier an bis Hamadan hin zurück und läfst der wohlklingenden persischen Sprache den gebührenden Vorrang. Das erste Ziel unserer Reise, die Stadt Hamadan, liegt nach der Angabe unseres Wirthes fünf Fersach von *Bibik-abâd* entfernt, wiewohl der Tscherwadar „bei dem Haupte seines Sohnes“ darauf schwur, dafs es sechs Fersach bis dahin seien. Ein kürzerer Weg von *Zäreh* aus, als der ist, welchen wir mit unserer Karawane eingeschlagen hatten, führt auf einer Strecke von acht Fersach nach Hamadan, leidet jedoch an dem Uebelstande, dafs auf der Strafse kein passendes Menzil zu einem nächtlichen Unterkommen zu finden ist. Unser braver, französisch sprechender Diener *Jahijâ* (Jean), ein chaldäischer Christ vom Urumijeh-See, hatte diesen in der Frühe eingeschlagen, um vorauszureiten, unsere Ankunft anzusagen und für uns und unsere Karawane von dem Gouverneur der Stadt Hamadan ein hinreichend grofses Logement zu erbitten.

Um nichts zu vergessen, was uns an *Bibik-abâd* erinnert und einem Reisenden als Notiz von Nutzen sein könnte, möge hier die Bemerkung einen Platz finden, dafs die begegnenden Landleute von *Bibik-abâd* und in der Umgegend sehr häufig auf unsere tausendmal wiederholte Frage: *tschend fersakh ta menzîl* „wieviel Fersach ist es noch bis zur nächsten Station?“ die Worte fallen liefsen: „es ist keine Fersach mehr, sondern nur so und so viel *Meidûn.*“ Das Wort *Meidûn* d. h. nach üblicher, aber schlechter Aussprache *Meidân*, bedeutet ursprünglich ein grofses, flaches Stück Feld, ohne Baulichkeiten, so breit wie es ein Pferd im schnellsten Laufe von einem Punkte bis zum andern zu durchmessen vermag. In ähnlicher Weise wie von den alten Griechen die Wörter *dromos* und *stadion* gebraucht wurden, bezeichnet *Meidân* hernach auch ein gröfseres Längenmaafs, von dem nach den Angaben einiger Perser dieser Gegend, von welcher wir sprechen, fünf, nach denen anderer sechs auf eine Fersach gehen sollen. Somit würde ein *Meidân* als Maafs eine Strecke von 3,000 bis 4,500 Fufs

anzeigen. Wir haben dieses Wegemaafs auch im Süden Persiens erwähnt gefunden, und werden gehörigen Ortes darauf zurückkommen.

In der Nacht vom 9. zum 10. September gab, wie gewöhnlich, der unermüdliche Chef unserer Gesandtschaft das Zeichen zum Aufbruch und drei Stunden nach Mitternacht zogen wir bereits in schönster Ordnung zum Gartenthor hinaus, um so früh wie möglich in Hamadan einziehen zu können. Die Luft war wie den ganzen vergangenen Tag über ungewöhnlich kalt und schneidend, da ferne Gewitter die Temperatur bedeutend abgekühlt und einen Sturmwind über das Land geführt hatten, der gar nicht aufhören wollte nach allen Richtungen hin mit vollen Pausbacken zu blasen. Die Umgebung pafste wundervoll zu der schauerlichen Nacht. Kahle, leere, traurige Steppenfelder, über welche der Sturm mit wildem Geheul jagte, zogen sich stundenlang hin und bildeten die Unterlage unserer Reisestrafse. Je mehr wir uns der Zeit des Sonnenaufganges näherten, je mehr schwand der Charakter der breiten Steppe und das Gebirge trat von Westen her immer deutlicher entgegen, um uns zuletzt ganz und gar mit seinen breiten Felsenarmen zu umfangen. Ein enger Pafs nahm etwa die Mitte des Weges ein. Die Berge dehnten sich in die Höhe aus, fielen ziemlich schroff nach der Strafse zu ab, ebenso leer an Pflanzenwuchs, wie der Karawanenweg selber. Am westlichen Ende des Passes machte die Anwesenheit menschlicher Wesen die Umgebung ein wenig heiterer. Etwa sechszig Mann bewaffneter Reisige, deren Pferde hier und da herumschlichen und nach einem Hälmchen Gras vergeblich zu suchen schienen, hielten an verschiedenen Stellen Wacht und lugten nach Räubern aus, die von Zeit zu Zeit über die Berge zu kommen pflegen, um die Karawanen im engen Passe durch ihr plötzliches Erscheinen in keine geringe Besorgnifs zu setzen. Die Söhne der Berge, welche dem Regimente des Schah in keiner Weise gewogen sind, gehören kurdischen und bakhtiarischen Stämmen an, bei welchen wohl das Mein, nicht aber das Dein einer besonderen Frage anheimgestellt ist. Die persische Regierung hat schliefslich den Pafs in permanenten Belagerungszustand erklärt und eine Besatzung hineingelegt, deren angegebene Stärke am besten die Gefährlichkeit der Felsenstrafse bezeugt. Einzelne Wanderer werden sogar eine ganze Strecke bis über den Pafs hinaus von Regierungswegen mit einer bewaffneten Begleitung versehen, und müssen diese Escorte dankbar annehmen. Wir begegneten auf unserem Wege mehreren Landleuten, welche ihre beladenen Esel vor

sich her trieben, und daneben einen oder zwei bewaffnete Pafswächter, welche mit höchster Lust den gefüllten Kaliun ihrer Schützlinge ausrauchten. Die Ankunft unserer Karawane war natürlich eine ebenso anziehende Weltbegebenheit für die Wächter im Pafs, als die letzteren ein Gegenstand freudiger Begegnung für die persische Heldenschaar unseres Zuges. Die berittenen Wachtposten senkten ihre langen bepuschelten Lanzen vor dem Eltschi, beugten dabei den Körper ein wenig abwärts, den Blick halb verschämt nach der Erde geheftet, und ritten dann hinter dem Zuge einher, um mit den Serbazen und Dienern die *Selâm's* auszutauschen und bei der persischen Friedenspfeife, so schnell es eben gehen wollte, die wichtigen Fragen: wer? woher? wohin? und wo möglich auch noch: warum? in möglichster Ausführlichkeit zu erörtern. Erst nachdem diese Angelegenheiten in's Reine gebracht waren, hatte man die nöthige Ruhe für die sonstigen Seiten des Alltagsleben wiedererlangt, mit aller Beimischung der specifisch persischen Eigenthümlichkeit.

Einer unserer Diener, der stets allzu dienstfertige *Kaliundâr* (Pfeifenträger) *Riza*, ein pfiffiger Perser von der Secte der Aliallahi, kam an mich herangesprengt und verneigte sich mit den Worten: „Sahab, befehlt ihr einen Kaliun?“

Nein! Ich glaube aber, du hast selber Lust zu rauchen, erwiederte ich ihm.

Er schwenkte seitwärts ab, kehrte aber bald genug zurück.

„Herr, fuhr er fort und nahm dabei die geheimnifsvollste Miene an, wifst ihr, dafs wir so eben, Allah sei gelobt, durch die Tapferkeit dieser braven Wächter an der Strafse einer grofsen Gefahr entronnen sind?“

Dafs ich nicht wüfste. Welcher Gefahr?

„Des Lebens und des Gutes! Dreifsigtausend Bakhtiaren, deren Väter verbrannt sind, hatten Wind von der Ankunft unseres Eltschi erhalten und beschlossen“

Dich zum König aller Esel auszurufen! fiel ich ein.

„Bei eurem Haupte, Sahab, die Sache ist wahr! einen Eid will ich essen.“

Du hast schon so viel Eide gegessen, dafs einer mehr dem Magen keine Beschwerde macht. Schweig also lieber.

„Nun, Sahab, ein kleines Enâm dürfte wohl den Wächtern geschenkt werden. Es sind arme Leute, die viel Pulver verschiefsen müssen und daher immer Geld brauchen.“

Was soll ich viel sagen? Riza, wie meist immer, überredete mich; ich gab den Leuten ein kleines Geschenk. Als ich mich nach einer Weile auf dem Pferde umdrehte, sah ich *Riza* von dem Raub an meiner Gutmüthigkeit seinen Antheil nehmen. Er hatte es wie immer verstanden, sein *Mudakhìl* in schlauer Weise zu erpressen.

Kaum hatten wir die Höhe des Passes im Rücken, so breitete sich plötzlich in ganzer Ausdehnung am Fufse des *Elwend*-Gebirgsstockes die grofse Ebene von Hamadan mit dem Hauptorte gleichen Namens und einer zahlreichen Menge bebauter Felder vor unserm Auge wie ein schönes duftiges Bild von mächtiger Gesammtwirkung aus. Persien bietet wundervolle Naturgemälde dar; die Zusammensetzung der Bilder ist unendlich einfach, aus wenigen Linien bestehend, ohne Details, aber darüber hin ist ein Farbenschmelz ausgegossen, dessen fesselnder Zauberreiz auf das schwelgende Auge sich schwer beschreiben läfst. Die Farben sind weder stark aufgetragen, noch saftig und frisch, sondern durchsichtig, zart, ätherisch. Hamadan, sein riesiger Nachbar im Hintergrunde, die fruchtbare Ebene zu seinen Füfsen, ist nicht der schlechteste Punkt unserer Reise gewesen. Mit Recht ist die Lage der Stadt mit der von *Brusa* in Klein-Asien an den Abhängen des Olymps von den Reisenden verglichen worden. Wir beschreiben schnell diesen Anblick, ehe wir durch ein langweiliges Hügellabyrinth in die Ebene herniedersteigen und den Vorzug unseres hohen Standortes, für ein Panorama so günstig, mehr und mehr aus den Augen verlieren.

Eine hohe mächtige Felsenwand, in der Mitte durch den massenhaften Gebirgsstock des *Elwend* im engeren Sinne des Wortes überragt, bildet einen mächtigen Halbmond, hinter dessen nördlichster Spitze, tief im Hintergrunde, ein anderes hohes Gebirge emporsteigt. Wie beim *Elburs*, so senken sich vom Fufs der ganzen Bergmasse sanfte Abhänge in die Ebene nieder, auf welcher sich, ihres Reichthums an Wasseradern halber, der Mensch in baumreichen Dörfern einen ständigen Sitz von Alters her geschaffen hat. Den Mittelpunkt der Wohnstätten, zugleich den uralten Glanzpunkt der medischen Landschaft, bildet die Stadt Hamadan, terrassenförmig an den Bergabfällen aufsteigend, von einem grünen Kranze lieblicher Baumgruppen umschlossen, malerisch von weiter Ferne, wie je ein Ort in Persien. Die grofse Ebene, welche uns von dem hamadanischen „Schimrân" trennte, sah mit ihrem steinigen Boden und den zerstreut liegenden

Dorfschaften darauf wie eine Wüste mit Oasen aus. Ein halb zerstörtes grofses Dorf mit vielen Leichensteinen und Weinbergen mitten an der Strafse schien der Schlüssel von Hamadan zu sein. Der Weinbau daselbst erinnert an den Ruf des Hamadaner Weines in Persien und macht uns neugierig, die vielgerühmte flüssige Bachusgabe an der Quelle zu schlürfen.

Je näher wir — ein ermüdender Weg — der ehemaligen Capitale eines Dejokes und Astyages, dem Sommersitze eines Cyrus, Darius, Xerxes, der schätzereichen Hauptstation des Alexander-Zuges rückten, je mehr zerstob das schöne reizende Bild der Fernsicht in tausend kleine Stücke realsten Elends. Hamadan, das heutige, ist im Kleinen, was Persien im Grofsen darstellt.

Vom alten Glanze ist nur der Name übrig geblieben.

Wir erwarteten freilich nicht, die alte Stadt und Veste Agbatana wiederzufinden, welche der Vater der Geschichte, Herodotos, mit folgenden Worten so beschrieben hat:

„Und nachdem er (Dejokes) König geworden, zwang er die Meder, dafs sie sich eine einige Stadt bauten und sich um die andern nicht kümmerten. Auch das thaten die Meder und erbauten grofse, starke Mauern, dieselbige Stadt, die jetzt Agbatana heifset, davon stand immer ein Ring in dem andern. Und diese Feste ward also gefertiget, dafs ein Ring immer vorraget über den andern, aber nur mit seinen Zinnen. Dafs dieses so gut anging, dazu half auch des Ortes Lage, weil es ein Hügel war. Und der Ringe sind sieben und dann war es wohlweislich so eingerichtet, dafs in dem letzten stehet die königliche Burg und der Schatz. Die gröfste von denselbigen Mauern ist ungefähr an Gröfse gleich dem Umkreise der Stadt Athenä. Und des ersten Ringes Zinnen sind weifs, des andern schwarz, des dritten purpurn, des vierten blau, des fünften hellroth. Also sind die Zinnen dieser fünf Ringe bemalt, von den beiden letzten aber hat der eine versilberte und der andere vergoldete Zinnen.

Also baute Dejokes sein Haus und was darum war, das übrige Volk aber mufste in der Stadt wohnen rings umher.“ —
aber wir hofften doch, dafs sich aus den schweren Stürmen geschichtlicher Ereignisse, welche mehremals, bis zu den Zeiten des Stifters der Kadscharen-Dynastie hin, über Agbatana gezogen sind, eine erkennbare Ruine, umgeben von moderner städtischer Wohlhäbigkeit, gerettet haben würde. Eitle Hoffnung!

Hamadan, von aufsen, hat das Ansehen, als sei es gestern in aller Eile aus getrocknetem Erdschlamm roh aufgeführt, heute bereits geborsten und baufällig geworden, um vielleicht morgen in Schutt zu zerfallen.

Agbatana's Reste, so viel davon der Strom der Zeit weder aufgelöst noch weggeschwemmt hat, liegen tief im Boden begraben. Armenier und Juden suchen seit langen Jahren nach den goldenen und silbernen Schätzen der medischen Königsstadt. Was das Glück des Zufalls ihnen spendet, wandert, meist unerkannten Ursprunges, in die Glaskasten der Kabinette europäischen Gelehrtenthumes.

Vor Hamadan, etwa eine halbe Stunde ehe man das Gebiet der eigentlichen Stadt betritt, befindet sich rechts von der Strafse ein isolirter Felsen von etwa 150 bis 200 Fufs Höhe, in dessen Nähe sich wie ein künstliches Werk von Menschenhand niedrige Hügel wie eine Mauer in einem grofsen Viereck herumziehen. Sie schliefsen einen leeren Platz, reichlich mit Scherben bedeckt, ein, auf dem sich hier und da maulwurfsartige Erhebungen vorfinden. Um die Täuschung zu vermehren, hier an dieser Stätte den Standort einer alten Citadelle zu vermuthen, kommt hinzu, dafs an zwei Stellen, da wo die Karawanenstrafse einmündet und ausmündet, Oeffnungen wie Thore erscheinen, die sicher nicht das blofse Ungefähr geschaffen hat.

Die alten Meder werden besser gewufst haben als wir, was mit diesem seltsamen Terrain anzufangen war, und welche Bedeutung es für ihre Hauptstadt hatte.

Schweigend zogen wir endlich in die Gartenstrafsen von Hamadan ein. An Stelle der alten medischen Lanzenträger, auserlesenen Volkes, das den König umgab, begegneten uns acht mattherzige Hamadaner in zerrissenen Feiertagskleidern mit langen Rohrstöcken in den Händen, deren Geschäft es war, den europäischen Eltschi bis zum Quartier inmitten der Stadt als Führer zu dienen. Bald erschienen auch vier Reiter, von denen zwei, auf herrlichen Pferden reitend, zur Noblesse von Hamadan gehören mufsten. Sie grüfsten höflich, nahmen ihren Platz zur Seite des Eltschi ein und erbaten sich die Auszeichnung, den „geehrten Wezir" bis zum Menzil begleiten zu dürfen.

XXIV. Kapitel.

Hamadan.

So zogen wir denn heiteren Muthes in die Stadt ein, nahmen unsere Richtung durch den südöstlichen Theil derselben und liefsen links von unserem Wege einen bergartigen, sehr regelmäfsig geformten Hügel liegen, den man uns vorläufig als die ehemalige *Ark* oder Akropolis von Hamadan bezeichnete, die, wie gewöhnlich, von den Afghanen im vergangenen Jahrhundert zerstört sein sollte. In der That mufs dieser Hügel, gegenwärtig *Musella* d. h. „der Gebetsplatz“ geheifsen, schon in den ältesten Zeiten der medisch-persischen Geschichte eine besondere Bedeutung gehabt haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs er der Mittelpunkt der buntlackirten Mauerringe war, durch welche sich das Urbild asiatischer Schahynschahe, Sultan *Dejokes*, wie eine Spinne in ihrem Gewebe von der profanen Welt absperrte, freilich unbegreiflich genug, da er, ein durch allgemeine Volksabstimmung auf den Thron erhobener Herrscher, keine Befugnifs dazu hatte, das bekannte *odi profanum vulgus et arceo* in so praktischer, mit allen Regenbogenfarben verbrämter Schiefsscheiben-Manier auszuführen.

Bereits die persisch-arabische Gelehrtenwelt ergeht sich in hundert Vermuthungen über das Alter der Stadt, und läfst sogar, in ihrer bekannten Sucht, das Gewand der ganzen Urgeschichte in genealogische Flicken zu zerreifsen, die Stadt von einem Herrn *Hamadân*, welcher da war ein Sohn *Felewdsch's*, des Sohnes *Sem's*, des Sohnes *Noah's* erbaut sein. Nun beweise Einer das Gegentheil! Andere, weniger urgenealogisch gestimmt, lassen den Pischdadier *Dschemschid* den Erbauer der Stadt sein, die erst von *Behmen*, dem Sohne *Isfendiar's* befestigt worden sein soll.

Fafslicher wird schon die Angabe derselben Gelehrten, dafs *Bokht-en-nasr* d. h. *Nebukadnezar* schlimmen Angedenkens die alte Stadt Hamadan zum erstenmale zerstört, eigentlich ersäuft habe, denn sein Lieutenant *Saqlab* liefs die Dämme der Flüsse und Kanäle durchstechen, und noch mehr historisches Licht dämmert in ihren Angaben über König *Dara* d. h. Darius und den grofsen Alexander, die beide in Hamadan Freuden- und Trauertage durchlebt haben. Vom Alexander gehetzt und verfolgt, habe

Dara, erzählen sie, dem Rathe seiner Wezire Folge geleistet und die Burg in Hamadan, umgeben von der Stadt, neu aufbauen lassen und sich hier mit seinen Schätzen, die weiblichen mit einbegriffen, zurückgezogen. „Das Schlofs nannte er *Sarûq*. Es hatte tausend verborgene Kämmerchen, woselbst man die Schätze und die Staatsarchive niederlegte; acht eiserne Thorwege, ein jeder von zwölf Fufs Höhe, wehrten den Zugang von aufsen. Mitten in der Burg war ein Pavillon für die Haremsprinzessinnen angelegt. Darauf brachte Darius seine Familie und seine Kostbarkeiten dorthin und vertraute alles dem Schutze einer Besatzung von 1200 Mann Soldaten an.“ Armer Darius! Nicht Alexander, nicht das macedonische Schwert sollte ihn vernichtend treffen, sondern feiger persischer Verrath. Alexander zog siegreich in Ecbatana ein, welches der kopflose Darius in Stich gelassen hatte, liefs hier in derselben Burg, an welcher wir vorüberzogen, seine persische Kriegesbeute — angeblich 18 Myriaden Talente, wie der besonnene Strabo versichert, — aufhäufen, legte Harpalos mit 6000 Macedoniern hinein, und machte sich auf die Wanderschaft in die Richtung nach Teheran, um den fliehenden Darius zu ereilen.

Auf demselben Hügel lag, aller Vermuthung nach, in den geheimen Archiven der Königsburg das wichtige Aktenstück begraben, welches vom ersten Jahre der Herrschaft Königs *Kores-Kyros* herrührte und den Juden den Wiederaufbau des zerstörten Tempels in Jerusalem zusicherte. König Darius liefs die betreffende Rolle aufsuchen und man fand sie „zu *Achmetha* im Schlofs, das in Medien liegt“. *Achmetha* (nicht *Achmeda*, wie Prof. Petermann „Reisen im Orient“ Bd. II. S. 250 schreibt) scheint der alte, ebräisch umschriebene Name der Stadt zu sein, die, wie weiter unten gezeigt werden soll, für die Juden noch in einer anderen Beziehung ein besonderes Interesse hat.

Nach Alexander M. büfste das alte Hamadan manches von seiner früheren Herrlichkeit ein. Trotzdem war noch so viel vorhanden, dafs der Geschichtsschreiber Polybius, im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, Ekbatana's Pracht und Gröfse nicht genug ausmalen und bewundern kann. Das Königsschlofs, unter dem Schutze des von Menschenhänden aufgedämmten Hügels der Akropolis gelegen, hatte einen Umfang von mehr als 3400 Fufs und war mit einem ungewöhnlichen Luxus ausgeschmückt. Nach Art der modernen persischen Palläste, wie wir Muster derselben nach unserer Ankunft in Isfahan schildern werden, bestand das

Schlofs aus einem Holzbau, zu welchem man Cedern und Cypressen verwendet hatte. Das Holz war aber nicht sichtbar, sondern Balken, Getäfel und Säulen, welche in den Vorhallen und Gallerien dastanden, mit silbernen und goldenen Blechen beschlagen (die modernen Perser pflegen Spiegel anzubringen) und die Dächer sämmtlich mit Silber überzogen (ähnlich wie noch in der Gegenwart die Moscheenkuppeln, Thurmspitzen und die Dächer der Königspalläste in Persien mit hellblinkenden vergoldeten und versil berten Metallplatten bedeckt werden).

Was Alexander und die Macedonier bei ihrem Durchzuge davon hatten sitzen lassen, das hielt man der Mühe werth, unter der Herrschaft Antigonus und des Seleukus Nikanor loszubrechen, doch hatte bei der Ankunft des Antigonus die Kapelle der *Aine* noch seine ringsherum mit Gold beschlagenen Säulen, noch lagen auch in der Mehrzahl die silbernen Dachplatten da; von den goldenen Plinthen war die Hauptzahl verschwunden, nur die silbernen waren noch in Menge vorhanden. Dafs man auch diesen Rest losrifs, um hieraus Münzen (im Werth von beinahe 4000 Talenten) zu schlagen, darf in der geldgierigen Zeit der syrischen Dynasten nicht Wunders nehmen.

Die seitdem verflossene Zeit bis auf den Stifter der Kadscharen-Dynastie hin, welcher die letzten Reste der alten Befestigungen des Ark-Hügels bis auf einen Thurm zerstören liefs, hat alles gethan, um jede Denkmal-Spur an die ehemalige Bedeutung dieser Oertlichkeit zu verwischen, so dafs wir hier vor allem dem „Welt-berühmten *Adamo Oleario*“ zustimmen müssen, welcher gegen Ende anni Domini 1633 mit der Holsteinischen Gesandtschaft nach Persien über Moskau aufbrach und nach seiner Rückkehr folgendes aufrichtige Geständnifs ablegte.

„Aber gleich wie alle Dinge in der Welt von Zeiten zu Zeiten ihre Abwechselungen und Verenderungen gehabt; also ist auch das Reich der Perser von seinem alten in den Historien beschriebenen Zustande so gar abgegangen, dafs man in Betrachtungen dessen, itzo wohl Persien in Persien suchen und nicht finden sollte. (Sehr richtig!) Dann daselbst fast nichts mehr, als nur der blofse Weg, und was darneben lieget, nemblich Berg und Thal unverendert geblieben.“ (Und auch das bisweilen nicht einmal.)

Wie traurig es schon seiner Zeit in Persien aussah, beweisen am besten folgende herzbrechenden Verse, welche seine minder philosophischen Reise-

begleiter, die ihre persische Reise „betauerten", in die Stammbücher einschrieben:

> „Was suchen wir doch viel die alten Herrlichkeiten?
> Die unterworfen sind den frefshaftigen Zeiten.
> Ich habe Persien in Persien gesucht,
> Und durch das meinen Weg wohl hundertmal verflucht."

Ich weifs nicht, woher es kommt, dafs die Bewohner mancher Städte sich durch Dummheit oder Witz oder, was am Schlimmsten ist, durch Flegelei und Grobheit auszeichnen, und dafs diese Anlagen sich wie Erbkrankheiten von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Auch Hamadan hat in dieser Beziehung durch ganz Persien hin einen besondern Ruf, und wie bereits im dreizehnten Jahrhundert der mohamedanische Geograph *Jaqut* den Bewohnern dieser Stadt das Zeugnifs, verschrieene Grobiane zu sein, giebt, so hat auch bis auf die Gegenwart hin weder wechselvolles Schicksal noch der fortschreitende Geist der Zeit althamadanische böse Gewohnheit abzuschleifen vermocht. Wir haben schon früher von groben hamadanischen Regimentern gesprochen und können versichern, dafs wir an Ort und Stelle die Nachrichten durch eigene Erfahrung bestätigt fanden. Ich denke mir, jener Seidenweber in Isfahan, von dem mir ein Derwisch folgende Geschichte erzählte, mufs ein hamadaner Kind gewesen sein.

„Schah Abbas, hub mein Derwisch an, war ein grofser König und machte es oft wie S. H. der Khalif Harun-er-raschid. Des Abends nämlich legte er sein königliches Gewand ab, zog das Kleid eines schlichten Bürgers an, und wanderte mit seinem Wezir durch die Bazare und Gassen seiner Residenz. So kamen sie einst auf ihrer abendlichen Wanderung von ungefähr bei einem Hause vorüber, worin ein sehr geschickter Seidenweber, welcher herrliche Goldstoffe (*seri*) anfertigte, bei dem Schein einer Lampe noch emsig mit seiner Arbeit beschäftigt war. Eben als die Beide vorübergingen, ruhte er ein wenig von seinem Werke, trocknete sich den Schweifs von seinem Angesichte und brach seufzend in die Worte aus: „Bei Gott dem Grofsen, du bist der beste Seidenwirker im ganzen Lande, wie Schade, dafs deine Zunge verdirbt, was deine Hände gut machen!" — Der Schah hörte diese Worte und befahl seinem Wezir, hineinzugehen und dem Manne zu sagen, er solle am nächsten Tage mit einem Stücke schönen Goldstoffes an der Thüre des königlichen Pallastes warten. Kaum war die Sonne aufgegangen, da stand schon unser Meister mit einem prachtvollen

Gewebe vor der hohen Pforte, und ward zum Schah geführt, der seine Arbeit nicht genug loben konnte. Und in der That war sein Gewebe schöner und kunstvoller als alle Stoffe, welche von Indien herzukommen pflegten, so dafs ihm der König voller Huld ein reiches Gnadengeschenk zu Theil werden liefs. In Gegenwart des Webers berieth man, was mit einem so herrlichen Zeuge anzufangen wäre. Die Einen meinten, Seine erhabene Majestät sollten sich eine Dschubeh daraus machen lassen, die Andern, man solle es in den Harem hineintragen u. s. w. Als man zuletzt zu keiner Entscheidung kommen konnte, bat Meister Seidenweber, dem die Zunge im Munde brannte, um die Erlaubnifs, seinen Rath vortragen zu dürfen. Der König winkte ihm freundlich zu, und der glückliche Meister platzte mit den Worten los: O König der Könige, wenn Euer Knecht der heiligen Person einen vernünftigen Rath ertheilen darf, so scheint es mir am Besten, dafs Eure Majestät sobald als möglich einen Sargkasten machen lasse und selbigen mit dem Goldstoff, dem Werke meiner Hände, auszuschlagen befehle. Schah Abbas, welcher an nichts weniger als an baldiges Sterben dachte, legte seine Stirn in Falten, schnitt ein grimmiges Gesicht und befahl seinen Ferraschen, den Seidenweber mit Schimpf und Schande zum Thore seines Serai hinauszustofsen. Als er sich aus dem Staube erhob und seine zerschundenen Gliedmafsen dehnte und reckte, seufzte er tief auf: Wie Schade, dafs meine Zunge verdirbt, was meine Hände gut machen."

Wenn die Frage immer noch nicht genügend entschieden ist, ob Bodengestaltung und Klima eines Landes auf die sittlichen Zustände und den Charakter seiner Bewohner von entschiedenem Einflufs sind, so scheint Hamadan als der Mittelpunkt der verrufenen *Dschebâl*-Gebirgslandschaft diese Frage zu bejahen. So angenehm und milde die Sommerzeit hier ist, einen so lieblichen Anblick die blumenreichen Auen Hamadans gewähren, so grimmig und rauh ist die winterliche Jahreszeit, in welcher Regen, Schnee, Eis, Frost, Koth miteinander abwechseln, so dafs dadurch der Aufenthalt daselbst gradezu verleidet wird. Die übrigen Perser, besonders die Bewohner des Mittags, hassen deshalb ebenso sehr den fufshohen Schnee und den bittern Frost der Dschebâl, als die Dummheit, Grobheit und Herzenskälte der Hamadaner, von denen einer ihrer ausgezeichnetsten Dichter singt:

An Häfslichkeit gleicht
Hier dem Alter die Kindheit,

Und an Kindheit streift
Des Alters Geistesblindheit.

Uns war es schon ganz recht, dafs die Sonne Hamadans mit mildem Strahle über unsern Häuptern schien, und die gefürchtete Grobheit fand ihre Schutzwehr mehr in dem Firman des Schah, als vielleicht in unseren europäischen Personen, über welche die verwunderte Gassenwelt die Köpfe schüttelte.

Das waren so meine Gedanken, als wir in die Stadtruine einrückten, wo plötzlich auf einem kleinen Meidan eine Ehrenwache von acht Mann Serbazen, halb in Lumpen gekleidet, das Gewehr präsentirte, und andere acht Mann, Hamadaner Constabler, ihre Amts-Insignien, d. h. lange Rohrstöcke, hochachtungsvoll senkten. Wir ritten wohl eine halbe Stunde durch die ganze Stadt. Rechts von uns, ein wenig in der Tiefe, lag das Viertel der Armenier, neben uns zeigten sich die Reste alter Begräbnifsstätten, deren Leichensteine, mit prachtvollen Arabesken und Inschriften geschmückt, wie Kraut und Rüben durcheinander lagen und an verschiedenen Stellen, wie so häufig in Persien, zu Brückensteinen über Rinnsalen benutzt waren.

Nachdem wir den Anblick der schlecht gebaueten, halb zerstörten, traurigen und düstern Stadt lange genug gekostet hatten, hielten wir endlich in einer engen Sackgasse still und stiegen müde und matt vor einer kleinen Thüre von unsern Pferden. Hier war unser Menzil. Der Besitzer des Hauses war verreist und so hatte man es für das Gerathenste gehalten, den Fremden in dem leeren Neste ein Quartier zu bereiten. Ueber einen Hof mit Seitenflügeln kam man nach einem Talar mit sehr geschmackvollen Gitterfenstern in bunter Glasscheibenmalerei, auf den Boden desselben waren wollene und Filzteppiche ausgebreitet und darauf ganze Ladungen von Zuckerhüten, Zuckerwerk und Früchten aufgespeichert. Dieser Saal und ein Nebengemach bildeten unsere Gastzimmer. Hinter dem Hause lag ein dumpfiger Garten, in dem es so wild aussah, als habe die Natur hier selbstständig seit Jahren Gärtnerei betrieben. Während wir unsern Hunger und Durst stillten, wobei uns die beiden persischen Honoratioren treulich Gesellschaft leisteten, kam die Nachricht an, dafs der Gouverneur der Stadt, ein Brudersohn der *Mader-i-Schah* (Königin-Mutter), leider zur Jagd gegangen wäre, und den zugedachten Besuch der fremden Mission erst am folgenden Tage empfangen könne. Den Abend verbrachten wir in der fröhlichsten und angenehmsten Weise mit Aufführung einer improvisirten Alexander-

Tragödie, deren wesentlichster Bestandtheil eine Hamadaner Pfirsich-Bowle war. Der vielgerühmte Hamadaner Wein ist stark, trinkbar und weit besser als das Teheraner Gebräu, verdient aber seinen Ruf viel weniger, als die Lobeserhebungen eines unserer persischen Gesellschafter erwarten liefsen. In ganz Frengistan sollte, ihm zufolge, nicht solches Weinchen sein.

Am folgenden Tage, es war der 11. September, fing die Qual jener ceremoniellen Höflichkeiten an, welche die persische Sprache in dem Ausdruck *dîd u baz-dîd*, wörtlich: Sehen und Wiedersehen, d. h. auf gut deutsch Besuch und Gegenbesuch, zusammenfafst. Den Reigen eröffnete der rothbärtige Wezir der Stadt Hamadan, *Mirza Hadschi Azîz*, welcher am Tage vorher als Beweis seiner Höflichkeit vier Rebhühner übersendet hatte und heute mit einem langen Schwanze von Schreibern und Begleitern unserem Eltschi seine Visite abstattete. Wir kennen die Redensarten bereits, mit welchen ein derartiger Besuch eingeleitet wird, und bemerken nur, wie aus der Unterhaltung hervorging, dafs in Hamadan, wo man vortrefflich persisch spricht, 10,000 *Khanewâr* (also ungefähr 70,000 Seelen) leben, dafs die Stadt ausgezeichnet ist durch Gerbereien, und dafs nebenbei die Schusterei, die Färberei, die Fabrikation von *Kalemdâns* (Schreibkasten) und Filzteppichen besondere Industriezweige bilden. Bald nachdem der Herr Wezir heimwärts gegangen war, machten wir uns auf den Weg, um in Begleitung unserer Soldaten, Diener und einer Schaar Ferraschen des Gouverneurs eine Rundreise durch die Stadt zu unternehmen.

Ganz in der Nähe eines reifsenden Baches, der aber bei der diesjährigen Wasserarmuth tropfenweise dahinsiegte, betraten wir zunächst ein moscheenartiges Gebäude, in Kreuzesform mit Kuppel darüber erbaut, das einen einzigen, kellerartigen Raum umschlofs, in welchem sich ein anmuthiges Derwischnest befand. In jeder Ecke desselben hockte ein Bruder Derwisch auf einer Strohmatte, in Gesellschaft eines hölzernen Kaliun, alle, mit Ausnahme eines Blinden, in arabischen oder persischen Handschriften lesend. Es waren dies Derwische aus Arabistan, welche an dieser heiligen Stätte ihr Menzil bei Tag und bei Nacht aufgeschlagen hatten. In der Mitte des Raumes befanden sich zwei Gräber, ziemlich roh aus Sandstein aufgeführt; das vordere aus einer gröfseren Steinplatte bestehend, auf welcher eine zweite in Gestalt eines persischen Sargdeckels ruhte. Arabische Inschriften in Relief und einfache Arabesken verzierten beide Grabdenkmäler. Auf dem ersten erinnerten die Worte des Sockels: Dies ist das

Grab des gelehrtesten, des ausgezeichnetsten, des vollkommensten Fürsten der Aerzte, des Musters unter den Gelehrten, *Abu-a'li-ibnâ-sinâ* (هذا قبر العالم الفاضل الكامل سلطان الحكما قدوة الفضلا تربيه ابو على ابنا سينا u. s. w.) an den berühmten Arzt Avicenna, dessen Werke im 15. und 16. Jahrhundert sogar in Europa als die wichtigsten medicinischen Arbeiten über ein dutzendmal lateinisch gedruckt worden sind und der hier seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

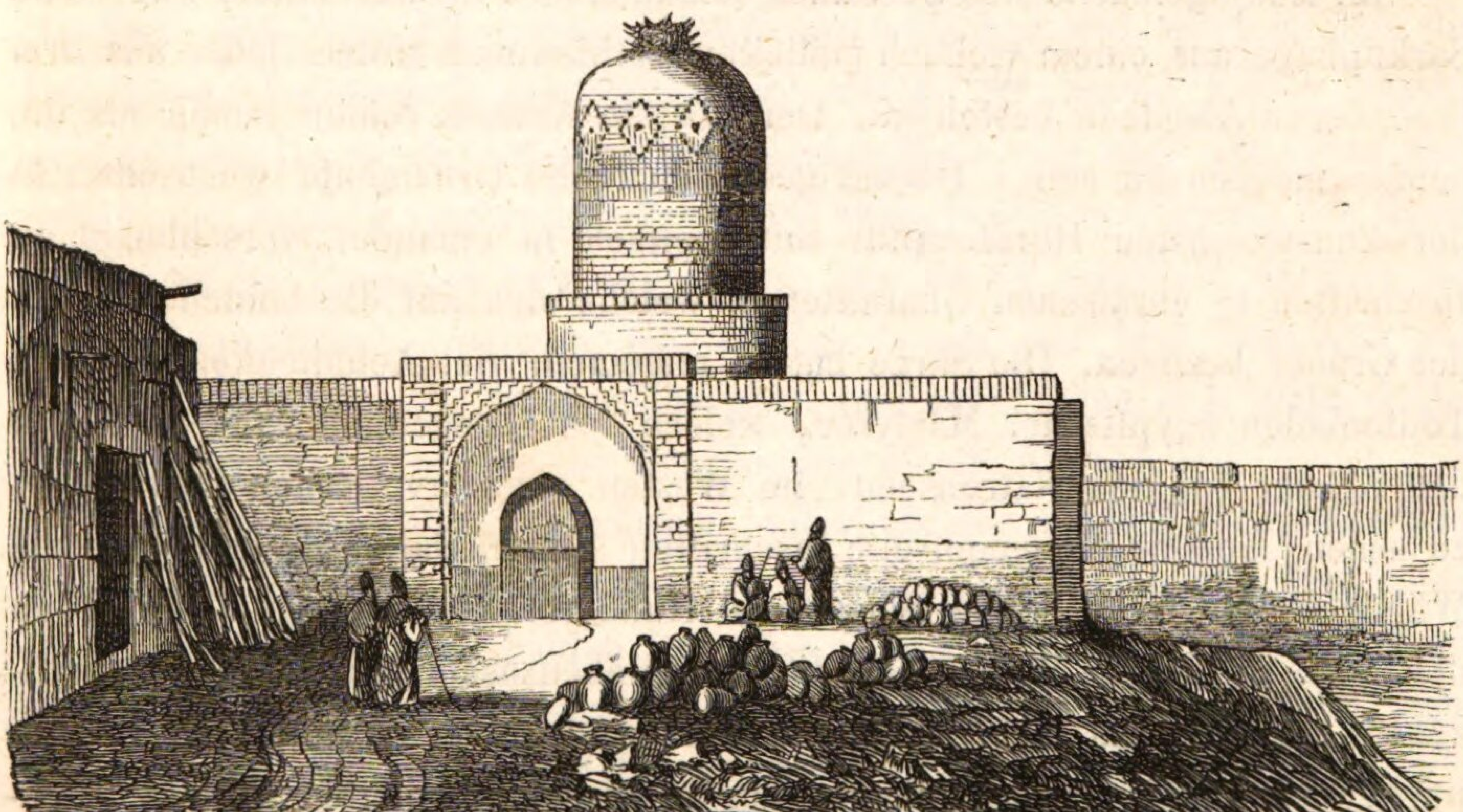
Avicenna, arabischen Ursprungs, gehörte in der That zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Durch wissenschaftliche Bildung, vor allen durch seine Kenntnisse in der Arzneikunde, über welche er mehrere bekannte Schriften verfafst hat, erwarb er sich sehr bald einen bedeutenden Ruf, am Anfange des eilften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, so dafs er als Leibarzt an den Hof der samanidischen und dilemitischen Sultane gezogen wurde. In Hamadan, woselbst er eine Zeit lang das Amt eines Wezir's verwaltete, starb er im Jahre 1037.

Als wir uns bemühten, in dem halbdunklen Raum die arabischen Inschriften der einfachen Grabdenkmäler, von denen das zweite einem gewissen *Abu-Jussuf* angehört, zu entziffern, erhob sich der eine von den Derwischen aus seiner Ecke, kam zu uns heran, und setzte sich einen sogenannten Nasenquetscher auf, um seiner Kurzsichtigkeit zu Hülfe zu kommen. Eine Brille giebt, seltsam genug, den Orientalen und ich glaube allen übrigen Völkern des Erdballes, ein europäisches Ansehen, und nun denke man sich gar einen Derwisch in seiner phantastischen Tracht, der in gebückter Stellung, seinen vorzeitlichen Nasenquetscher aufgesetzt, mit ernster Gravität gemeinschaftlich mit Europäern Inschriften studirt! Doch das Komische augenblicklicher Situation bei Seite gesetzt, wir kamen zum Ziel und hatten die Freude, in dem Bruder Derwisch einen belesenen und gelehrten Mann kennen zu lernen.

Die Inschriften des zweiten Grabdenkmales, das sich neben dem Grabe des Avicenna in paralleler Richtung befindet und aus einem oblongen Steinblock besteht, waren bereits zu verwittert, um irgend eine klare Einsicht in den Sinn der eingeschriebenen Worte zu gestatten. Selbst der Derwisch gab zuletzt die Mühe auf, nahm die Brille von der Nase, steckte sie in ein Futteral und streckte sich wieder auf seine Matte.

Wir verliefsen nach einem längeren Aufenthalte die Gräberstätte, um unsern Weg durch finstere, häfsliche Strafsen nach dem Mausoleum der

Esther und des Mardochai einzuschlagen, doch dauerte es über eine halbe Stunde, ehe wir uns durch das Strafsenlabyrinth hindurchwinden konnten. Wir bemerkten bei dieser Gelegenheit, dafs die einzelnen Viertel durch grofse Thore mit schweren Riegeln (ähnlich wie in Kairo) abgesperrt werden konnten, so dafs in unruhigen Zeiten die Juden, Armenier, Türken, Perser ein Paar Tage lang eine gegenseitige Belagerung auszuhalten im Stande sind. Endlich bogen wir linker Hand nach einem kleinen Platze ein, der mit langen Bauhölzern und einem grofsen Topfvorrath angefüllt war. Auf einer Erderhöhung stand ein Gebäude, quadratisch in seinem Grundplan, mit einem verwitterten Kuppelthurm, auf dessen Spitze an Stelle eines sonstigen Abzeichens ein Storch sein Nest aufgeschlagen hatte. Hier war das Haupt-Heiligthum der jüdischen Gemeinde von Hamadan, die aus hundert und funfzig *Khanewâr* (also aus etwa tausend Seelen) besteht und, wie überhaupt die Juden in ganz Persien, nur nach schweren Verfolgungen die gegenwärtigen milderen Zeiten erlebt hat. Sie stehen unter einem Mollah, d. h. einem Geistlichen, dessen Bekanntschaft wir später machen sollten.



Es dauerte nicht lange, so erschien ein alter Jude, um mit Hülfe eines morgenländischen Holzschlüssels den äufseren Eingang zu dem Gebäude zu

öffnen. Die Thür, ursprünglich in ächt persischem Bogenstyl, aber wie das ganze Haus von aufsen ohne jede Spur von Ornamentik, war durch Mauerwerk zur rechten Hand und von oben her verkleinert worden und eine mächtige Granitsteinquader mit einer runden Oeffnung in der Mitte bildete gegenwärtig den Verschlufs. Der Jude steckte den Arm durch das runde Loch des Steines und öffnete von innen her den Zugang. Die Steinplatte drehte sich in ihren beschwerlichen Zapfen, und nachdem wir in gebückter Stellung durch das viereckige Thürloch in einen schmutzigen Vorraum eingetreten waren, befanden wir uns in einer Umgebung, die in Gestalt von grofsen Krügen, Holzstangen und verräucherten Oellampen in keiner Weise die Nähe heilig gehaltener Gräber ahnen liefs. Der Jude zündete hier eine der Lampen an, wendete sich seitwärts rechter Hand nach einer lochartigen Thüröffnung und kroch mühsam hindurch, wir andern so gut es gehen wollte ihm nach. Wir befanden uns jetzt in einem ziemlich geräumigen und hohen Gemache unter der Kuppel, das von obenher eine matte und trübe Beleuchtung erhielt. Nach rechts hin zeigte sich ein erhöhter, apsisartiger Raum mit Mosaikpflasterung, der mit vielen Inschriften in erhabener Arbeit angefüllt ist, die an den Wänden ringsherum fortlaufen.

Im Hauptgemache des Gebäudes befanden sich nebeneinander zwei hohe Sarkophage aus einem vielfach geflickten rothbraunen Holze, jeder aus drei besonderen Absätzen bestehend. Der oberste Aufsatz schien jünger als die beiden unteren zu sein. Höchst geschmackvolle Ornamente wechselten in der kunstreichsten Holzsculptur mit vielfach in einander verschlungenen Inschriften in ebräischen Charakteren, welche sich auf die beiden Inhaber der Gräber bezogen. Die Särge hatten ungemein viel Aehnlichkeit mit den Todtenladen ägyptischer Märtyrer, welche ich Gelegenheit fand in einem der Klöster bei den Natronseen, im Westen vom ägyptischen Deltalande, zu sehen. Schöne eingemeifselte Inschriften älteren Datums schmückten die Wände in der Nähe beider Särge und Hunderte von kleinen Zetteln, an die Särge und an die Wände geklebt, waren ebensosehr mit jüngeren Schriftzügen bedeckt, als frei gebliebene Stellen der vier Wände. Die Juden pflegen nach Hamadan zu pilgern, um an dieser geheiligten Stelle auf Persiens Boden ihr Gebet zu verrichten. Als *ex-voto* hinterläfst jeder Pilgrim eine Inschrift sehr einfachen Inhaltes: Ich N., Sohn des N. aus der Stadt N., bin hierher gekommen und habe gebetet. Gewöhnlich tritt auch noch das Datum hinzu.

Nachdem wir uns rechts und links herumgedreht, alles genau geprüft und untersucht hatten, und eben im Begriff standen, wieder in das freundliche Tageslicht hinauszutreten: erschien ein alter, siebenzigjähriger Mann, dessen ehrwürdiges, mit einem langen weifsen Barte geschmücktes Haupt ein Turban bedeckte. Er stellte sich als den Mollah der Hamadaner Judengemeinde vor und war erstaunt, mich die ebräischen Inschriften lesen zu hören. Auf meine Bitte versprach er mir eine genaue Abschrift der Inscriptionen um die Särge und der gröfseren Texte an den Wänden gegenüber von den Särgen. Tags darauf erschien in der That der Mollah mit einem Bogen, dessen schriftreicher Inhalt mir den Beweis lieferte, dafs der Alte Wort gehalten hatte.

Ich glaubte irgend einen ganz besonderen Fund gethan zu haben, nachdem ich durch des Mollah Güte in den Besitz einer vollständigen Abschrift der Sarg- und Wand-Inscriptionen gekommen war, sah mich aber schrecklich enttäuscht, als ich nach meiner Rückkehr in die Heimath eine vollständige Literatur jener jüdischen Legenden vorfand, mit denen fromme Ignoranz, wie es scheint, das hamadanische Tabernakel beschenkt hat.

Zur Geschichte der *Esther* (ein persisches Wort mit der Bedeutung Stern, griechisch *astêr*; ihr eigentlicher Name lautete *Hedassah* „die Myrthe") und ihres Pflegevaters *Mardochai* mufs bemerkt werden, dafs die Hamadaner Judenschaft die Ereignisse, welche im Buche Esther erzählt werden, von ihrem eigentlichen Schauplatze *Susa* weg nach Hamadan versetzen und deshalb, wahrscheinlich einer alten Tradition folgend, die Grabstätten beider Personen hier annehmen. Die Perser schütteln darüber ungläubig das Haupt, meinen, sie wüfsten besser wer hier begraben sei, nämlich Benjamin, der Bruder Joseph's, und zerbrechen sich nicht weiter den Kopf über die historische Begründung dieser Angabe.

Einen unvergefslichen Eindruck hinterliefs der Anblick einer Moschee-Ruine, die uns die Leute kurzweg als *Imamzadèh* bezeichneten, auf einem Platze in der Nähe der beiden jüdischen Grabstätten. Das herrliche Werk besteht nur noch aus den vier Wänden, aber nicht aus vier kahlen, denn da sitzt eben die Pracht und Herrlichkeit, welche Staunen und Bewunderung erregt. Von oben bis unten bedeckt ein versteinertes Epheugeranke, oder wenn man das Bild klarer findet, Brüsseler Spitzen in vergröfsertem Mafsstabe die Flächen der Aufsenwände, und die zierlichsten Arabesken schlingen und winden und schmiegen sich durcheinander und aneinander,

dafs selbst ein geübtes Kennerauge kaum folgen kann, und ihr verzweigter Blätterkranz bildet zuletzt im wörtlichsten Sinne eine Blumensprache, deren Hauptgedanke das mohamedanische Glaubensbekenntnifs ist: Es giebt keinen Gott aufser Gott. Im dachlosen Innern des Gebäudes, das keinen anderen Schutz als den der Absperrung gewährte, safs in einer Ecke eine blutarme Familie, Mann, Frau, grofse und kleine Kinder, welche an dieser Stätte ihre Sommerwohnung aufgeschlagen hatte, und wie es den Anschein haben mufste, von der Mildthätigkeit der Fremden lebte, welche eine gleich näher zu beschreibende Oertlichkeit hierselbst besuchen. Durch ein Loch in der Mitte des ehemaligen Fufsbodens der Moschee steigt man nämlich mehrere Stufen abwärts und gelangt schliefslich in eine Art von Krypte, aus einem gewölbten, kellerartigen Raume bestehend, mit drei Abtheilungen, in deren mittlerer ein grofser glatter Kalksteinblock in oblonger Form auf dem Boden liegt. Alte zerrissene und beschmutzte Koranblätter und runde Gebetscheiben aus getrockneter Erde mit Inschriften lagen auf dem grofsen Steine, der als ein von mohamedanischen Pilgern vielfach besuchter Wallfahrtsgegenstand bezeichnet wurde, da er das Grab eines, ich weifs nicht welches Imams bedecken soll. In der Nähe desselben lagen und standen eine Menge ausgebrannter irdener Votivlampen umher, die so fettig und schmierig aussahen, dafs man sich in Acht nehmen mufste, sie absichtlich oder zufällig zu berühren. Das Merkwürdigste an dem ganzen Keller ist jedenfalls ein verschütteter Gang in der Abtheilung rechter Hand. Man sieht hier deutlich ein von Mauerwerk umschlossenes Loch, das, wie die hamadanische Begleitung versicherte, auf Stufen abwärts in eine endlose (?) Tiefe führe. Nun folgte die Geschichte aller alten Löcher und Gänge. Einmal nämlich sei ein neugieriger Hamadaner hinabgestiegen, aber nicht mehr zurückgekehrt; seitdem habe man es für das Gerathenste gehalten, das Loch zuzuschütten. Sollte dieser Gang älter als die Moschee sein und eine Erinnerung an die sagenhaften unterirdischen Semiramis-Kanäle enthalten, von denen uns das Alterthum Andeutungen hinterlassen hat? —

Unseren Heimweg schlugen wir durch die Bazare der Stadt ein, welche zwar nicht so einladend als die von Teheran und Täbriz sind, aber dennoch auf den Strecken, woselbst die verschiedenen Innungen nebeneinander ihre Werkstätten aufgeschlagen haben, ein reinliches, sauberes Ansehen haben. Und das ist im Orient, schon der wohlthuenden Seltenheit halber,

ein Grund mehr, den Besuch eines Ortes ja nicht zu unterlassen. Auffallend und besonders charakteristisch für die Hamadaner Bazare sind die regelmäfsig geschnitzten Holzgitterwerke, durch welche die einzelnen Buden nach der Strafsenseite hin geschlossen werden können. Die Marktgassen sind kühl, aber dunkel und finster; da wo sich zwei Bazare durchschneiden, bildet eine Kuppel das Kreuzgewölbe, aber ohne jegliches Ornament und Malerei, lediglich aus gebrannten Steinen ausgeführt. Als Curiosum sei bemerkt, dafs wir in einem Raum, worin etwa drei Europäer mühsam Platz zum Hanthieren gefunden haben würden, 20! schreibe: zwanzig Schusterjungen in knieender Stellung lustig arbeiten sahen, während der Meister und sein Geselle vor dem Gitter der Werkstatt safsen und wacker auf ihre persischen Pantoffel loshämmerten.

Kaum hatten wir Zeit, uns nach der Rückkehr im Hause von den mannigfachen Eindrücken des verflossenen Tagesabschnittes zu erholen und unsere Gedanken zu Papiere zu bringen, als eine vierbeinige Visite angesagt ward, die jeden Augenblick erwartet werden konnte. Es dauerte gar nicht lange, so erschien der Thierhüter des Hâkim's der Stadt mit einer Löwin, die er an einer Kette mit sich fortschleppte, während das königliche Thier mit lautem Geheul unseren Hof betrat. Sie war vor sechs Monaten von einem Bauer gefunden worden und mochte wohl ein Jahr alt sein. Zu den Tönen einer Handtrommel mufste sie allerhand Kunststückchen ausführen, wobei sie von einem Kunstgenossen, den wir anfänglich ganz übersehen hatten, einem Hundekopfaffen redlich unterstützt wurde. Der Affe hielt sich, sehr vorsichtig, in respectvoller Entfernung von der unzufriedenen Löwin, während die persische Männerwelt in unserem Hause mit der Löwin umging, als stamme sie direkt von dem kühnen Ritter in Schiller's „Handschuh“ ab.

Der Gouverneur der Stadt, nur von Geburt kein Hamadaner, hatte auf wiederholte Anfrage, ob er heute die preufsische Mission zu empfangen bereit sei, erwiedern lassen, er befände sich unwohl, habe eine Medicin eingenommen, und sei deshalb erst morgen in den Stand gesetzt — natürlich mit der unvermeidlichen Inschallah-Parenthese — den fremden Wezir zu empfangen. Er bäte sich aber den Doctor der Gesandtschaft aus — eine deutliche Anspielung auf meine Wenigkeit, — den er wegen seiner Leiden zu consultiren beabsichtige.

Rückantwort: Der Chef der Mission habe auf morgen einen Ausflug

nach dem *Elwend*-Pafs vorbereitet, könne also nicht kommen; der Doctor würde in schicklicher Zeit erscheinen.

Ich mufste auf allgemeinen Wunsch schon ein Uebriges thun und mich bequemen, meine Doctorreise anzutreten, bestieg daher meinen Schimmel „Hans“ und hielt sehr bald, von einer unvermeidlichen Begleitung escortirt, vor dem Hause des Gouverneurs, gegenüber der Hamadaner *Neqarehkhanèh*. Man führte mich durch einen grofsen Thorweg über zwei gepflasterte Höfe, in welchen es von Wachen und Beamten aller Art wimmelte, bis ich endlich in der Nähe eines gartenartig angelegten Fleckes im Angesicht des Gouverneurs stand, der auf einem Teppich gemeinschaftlich mit seinem rothbärtigen Wezir und seinem Hauskaplan-Mollah kauerte und mit Untersiegelung beschriebener Papierrollen beschäftigt war. Er nöthigte mich mit einem *Bon jour*, *Monsieur!* Platz zu nehmen; ich setzte mich nach orientalischer Weise auf den Teppich ihm gegenüber und hatte somit die Gelegenheit, den Hâkim in der vollständigsten Weise zu studiren. Er war etwa fünfundzwanzig Jahr alt, sein schwach behaartes Gesicht sah durchaus nicht krank aus, in seinem Benehmen lag etwas vornehm-gutmüthiges, das sich zuletzt in die herzlichste Heiterkeit auflöste. Ueber seinem dunkelgrünen Rock mit gelben Knöpfen und diamantbesetztem Gürtel (eine Art von Ordensabzeichen) trug er einen hellblauen goldgestickten Mantel. Mit der französischen Unterhaltung wollte es nicht recht gehen, S. H. wufsten nur wenige französische Brocken, die nicht lange ausreichten, so dafs ich um die Erlaubnifs bat, persisch sprechen zu dürfen. Der Prinz erzählte ein langes und breites von seinen französischen Studien und händigte mir das bekannte, an Abbildungen überreiche französische Werk: *La vie des fleurs* ein. Nachdem Kaffee und zwei goldene Kaliun verabreicht waren, kamen wir zur Sache und ich mufste — wieder einmal nolens volens — den Arzt spielen. Der Prinz, wie ich leicht merken konnte, litt an heftigen Blutwallungen. Ich gab den vernünftigen Rath, dafs S. H. alles vermeiden müfsten, was das Blut in Erregung bringen könnte; aber damit waren Höchstsie in keiner Weise zufriedengestellt. Die Orientalen sind in dieser Beziehung gewissen nervösen Damen ähnlich, welche eine Flasche braunen Trankes aus der Apotheke höher schätzen, als den guten einfachen Rath ihres Arztes. Ohne Medicin sollte es nicht abgehen, und ich wufste denn in meiner Verlegenheit zu keinem anderen Mittel meine Zuflucht zu nehmen, als zu meinem Universalmittel, dem Bullrich'schen Salze. Hat

Avicenna meine Diagnose und meine Vorschriften zum Gebrauch des Receptes mitangehört, so glaube ich, dafs er sich in seinem stillen Grabe in der Derwisch-Klause um und um gedreht haben mufs.

Ich war froh, als ich erleichterten Herzens den letzten Hof hinter mir hatte, wo man damit beschäftigt war, zwanzig Männer, die mit einer langen eisernen Kette zusammengefesselt waren, in ein enges finsteres Loch wie die Schweine in den Stall einzusperren. Es mufste diese Truppe wahrscheinlich ein Haufe Stadtgefangener sein. Kaum hatte ich den Fufs in den Steigbügel des Sattels gesetzt, als sich mein Schimmel mit einem gewaltigen Satze aufbäumte und gar nicht zu beruhigen war. Ich selbst theilte sein Entsetzen, denn die schrecklichen Töne der langen Trompeten und donnernder Paukenwirbel liefsen sich in demselben Augenblicke dicht über uns von dem *Neqareh-khanèh* vernehmen, wo eben die Abendmusik auf herkömmlich persisch der schwindenden Sonne „gute Nacht!“ wünschte.

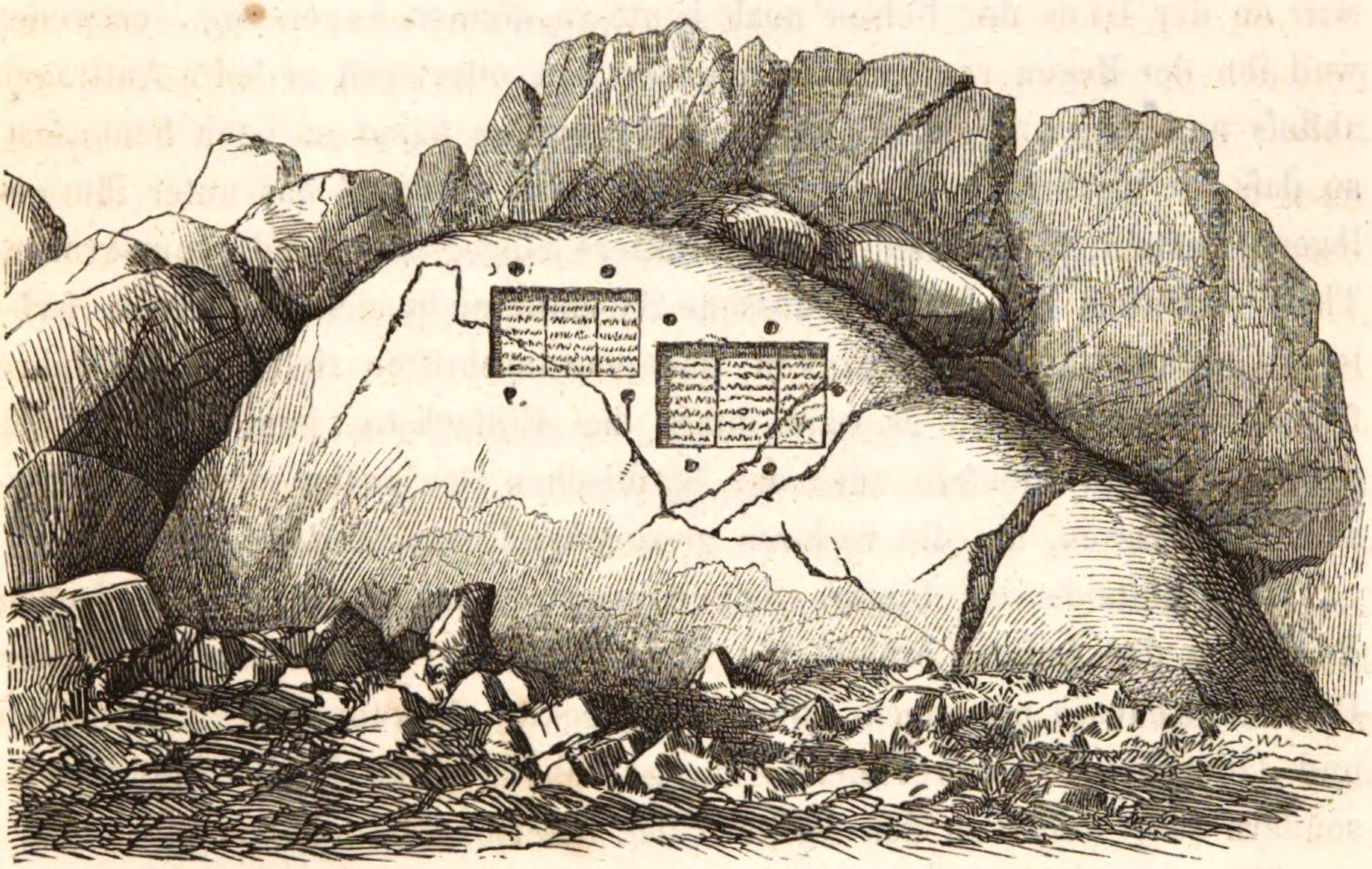
Ein schauerliches Bad im armenischen Viertel beschlofs den heutigen Tag. Zu den bekannten Badevorrichtungen trat hier ein erwärmter Fufsboden, auf dessen mit Glasscherben (!) bedeckten Steinplatten man kaum zu stehen, viel weniger in allen möglichen Lagen zu liegen vermochte. „Was die Schickung schickt ertrage“ läfst einmal Unvermeidliches, schon um der Erfahrung halber, ruhig hinnehmen. Der Ritt nach der Badestube, richtiger gesagt Badekeller, der an der Welt Ende lag, hatte uns wenigstens eine archäologische Entdeckung verschafft. Vor der Thür eines Hauses, das an einer Strafsenecke stand, überraschte uns ein antiker Säulensockel aus schwarzem Granit, der aus einem würfelförmigen Untersatze und einem Säulenwulst bestand und auf einer Unterlage wild durcheinander liegender Steinhaufen ruhte. Das war die einzige ächte Spur der alten Ekbatana, die wir im modernen vermodernden Hamadan zu entdecken vermochten.

Am nächsten Tage wurde die oben erwähnte Excursion in der That ausgeführt. Unter Leitung eines armenischen Christen, der uns bereits vielfache Dienste beim Ankauf alter Münzen und Antiquitäten geleistet hatte, schlug unsere kleine Maulthier-Karawane in der Frühe des Morgens die kurzdauernde Fahrt nach dem *Gendsch-namèh* d. h. „dem Schatzbuch“-Felsen ein. Der Himmel war gewitterhaft umwölkt. Der Weg, etwa eine Fersach weit, führte durch die Stadt in nördlicher Richtung zum Thore hinaus und bei einer verfallenen Erdcitadelle (wahrscheinlich die topogra-

phisch noch nicht bestimmte Festung *Alwend* „dicht bei Hamadan“) vorbei, hinter der, nach Norden zu, der ebene Boden hier und da mit Scherben und zerbrochenen Sculpturwerken mohamedanischen Ursprunges bedeckt ist und terrassenförmig abfällt. Hier ist die Stelle, an welcher die glücklichsten Funde an Münzen und Antiken gemacht werden. Sich linker Hand umwendend, betritt man ein baumreiches Gebiet, näher bezeichnet durch den Lauf des „Hamadanflusses“, mit schönen Alleen, Gebüschen und abwechselnd mit blumigen Auen. Ein ziemlich steiles Thal öffnet sich und steigt allmählich aufwärts. Die Wasserader drängt sich in der Tiefe durch die Felsmassen und windet sich in Schlangenlinien, in kleinen Kaskaden fortschiefsend, mit lieblichem Gemurmel zwischen den grofsen und kleinen Steinfugen hindurch. In der Nähe einer Mühle, die im Innern eines aus Feldsteinen erbauten Hauses von dem plätschernden Wasser in Bewegung gesetzt wird, überschritten wir das brückenlose Gewässer des Thales, von der rechten Seite des *Rudkhanèh* zur linken hinüber watend. Der Weg wurde immer enger und enger; steinerne Schutzmauern fafsten die rechte Seite unserer Strafse ein, hinter ihnen stiegen Weinberge und baumreiche Obstgärten den steilen Abhang bergan, und wie eine Riesenmauer sah hinter den grünen Gehägen das Gebirge von oben auf uns hernieder. Linker Hand rauschte der „paradiesische“ Bach, dessen vielgetrunkenes Wasser wunderbare Heilkräfte enthalten soll, und jenseits fiel die gegenüber liegende, vegetationsleere, röthlich schimmernde Felswand bald in Form steiler Abhänge, bald in Gestalt massenhafter Felsenköpfe nach dem Wasser zu ab. Wie der Habicht über den Tauben in der tieferen Luftschicht schwebt, so überragte der *Elwend*, oder wie die ältere Form dieses Namens lautet *Erwend*, der Orontes-Berg des Alterthumes, in gähnender Höhe die bunten Steingebilde zu seinen Füfsen. Die Strafse wurde allmählig so eng, dafs wir kaum im Stande waren, den mit Holzkohlen beladenen schwarzen Rindvieh- und Esel-Karawanen auszuweichen, die in langen Zügen von der holzreichen Landschaft „*Luristan*“ herkamen, um das Feuerungsmaterial von dorther nach Hamadan und selbst weiter bis nach Teheran zu führen. Die Führer der Karawanen, Luren, zeichneten sich durch eigenthümlichen Typus aus und thaten sehr erstaunt, hier in dem engen Thale so unerwartet auf Leute von Frengistan zu treffen.

Das enge Thal verwandelte sich zuletzt zu einem schmalen Felsenpasse, welcher den Charakter einer wilden, zerrissenen, schluchtenreichen

Gebirgslandschaft ohne Spuren menschlicher Wohnung oder menschlicher Thätigkeit annahm. Nachdem wir rechts vom steinigen Wege abgebogen waren, folgten wir auf pfadlosem felsigen Terrain dem rechten Ufer des neben uns rauschenden Wassers und standen zuletzt vor den berühmten Felseninschriften am Orontes, in deren geheimnifsvollen Charakteren die Perser hier zu Lande nichts mehr und nichts weniger vermuthen, als eine leider nicht zu enträthselnde Angabe, an welcher Stelle hier im Berge die alten Könige ihre Schätze vergraben haben. Alte Steininschriften müssen nun einmal, nach dem Glauben aller Orientalen, von Zauberern herrühren und dem Eingeweihten die Schätze verborgener Tage verrathen. Darum nennen sie hier diese Felsentafeln *Gendsch-namèh*.



Ein mächtiger Felsblock von rothem Granit von mindestens vierzig Fufs Höhe, ein Paar Schritte vom Bache ab gelegen, überragt von hoch gelegenen Steingeschieben, ist von den Alten nach der frei gelegenen Seite hin zu einer ziemlich glatten Wand ausgemeifselt und in Tafelform mit einer Doppelinschrift von je drei Kolonnen in Keilschrift geschmückt worden. Die Tafel rechter Hand liegt etwas tiefer als die andere, und tritt zu gleicher Zeit ein wenig mehr auf dem Steine hervor. An den Rändern

beider Tafeln, von denen die linke von einem durchgehenden Rifs im Stein ein wenig lädirt ist, befinden sich, deutlich sichtbar, tiefe Löcher, welche vermuthlich zur Aufnahme metallener Zapfen dienten, die einen Rahmen von gleichem Material um die Inschriften festzuhalten hatten. Die Schriftzüge sind sehr gut erhalten und der Grund, auf welchem sie eingemeifselt stehen, nicht so verwittert, als die äufsere Rinde des übrigen Gesteines desselben Felsblockes. Man hatte auch hier sicher jene steinverhärtende Substanz als schützenden Ueberzug angewendet, von welcher zuerst Sir Henry Rawlinson, bei Besprechung der grofsen Felseninschrift von Behistûn, folgende Notiz gegeben hat. „Mir sowohl als meinen Begleitern war es beim Anblick der in den Felsen gehauenen Schriftzeichen vollkommen klar, dafs sie sämmtlich mit einem Silikat-Anstrich versehen sein mufsten. Dieser Anstrich verhärtete die Oberfläche des Gesteines, und findet sich an der Basis der Felsen noch heute in dünnen Lagen vor, entweder weil ihn der Regen vom Gestein abgelöst hat, oder weil er beim Auftragen abflofs und liegen blieb. An den meisten Stellen hängt er noch heute fest, so dafs die Inschrift vollkommen geblieben ist, während das unter ihm gelegene Gestein, in welchem die Charaktere eingegraben sind, zum grofsen Theil verwittert ist. Die abgeflossene Substanz sieht sich wie mattes, farbloses Glas an. Ihr ist es zu danken, dafs jene Inschriften sich an 2,400 Jahre frisch erhalten haben; es wäre daher das Einfachste, jene Substanz der persischen, und allenfalls auch der ägyptischen Denkmäler chemisch untersuchen zu lassen, um die verloren gegangene Kunst wieder aufzufinden.“

Die Methode des Ungars Szerelmey, welcher von der englischen Regierung den Auftrag erhielt, die Mauern des in Verwitterung begriffenen Parlamentshauses mit einem von ihm entdeckten Silikatmantel zu bekleiden und dadurch vor weiterer Zerstörung zu schützen, ist folglich nicht neu, sondern sehr wohl von den Völkern des Alterthumes gekannt gewesen.

Was den Inhalt der Inschriften angeht, vor denen wir fragenden Blickes stehen und deren keilförmig gestaltete Zeichen in den mannigfachsten Lagen und Gruppirungen vor unserem neugierigen Auge vorübermarschiren, so enthalten sie keine Angaben über verborgene Schätze, nach dem guten Glauben der Hamadaner, sondern sind selber ein Schatz, ein philologischer, dessen Bedeutung dem Morgenländer freilich niemals klar werden wird.

Ein ausgezeichneter deutscher Landsmann, Fr. Spiegel, hat in einer neuesten Schrift unter dem Titel: Die Altpersischen Keilinschriften.

Im Grundtexte mit Uebersetzung, Grammatik und Glossar. (Leipzig, 1862.) die in Europa bekannt gewordenen Cunéiformen zusammengestellt und natürlich die Texte des *Gendsch-namèh* nicht vergessen. Wir folgen gern dem gelehrten Forscher, nach welchem die beiden Inscriptionen in dieser Weise zu übersetzen sind.

Erste Inschrift.

Aus der Regierungszeit des ersten *Darius* (521—486 vor Chr.).

Ein grofser Gott ist Auramazda,
welcher diese Erde schuf,
welcher jenen Himmel schuf,
welcher den Menschen schuf,
welcher Annehmlichkeiten schuf,
für den Menschen,
welcher den Darius zum Kö-
nig machte, den einzigen
König von Vielen,
Den einzigen von Vielen
Gebieter.
Ich
bin Dârayavus, der König,
der grofse, der König
der Könige, der
König der Länder von viel-
en Stämmen, Kö-
nig dieser grofsen
Erde auch ferner-
hin, des Vistâçpa
Sohn, der Achämenide.

Die zweite Inschrift, aus der Regierungszeit des *Xerxes* (altpersisch *Khsayârsâ*, 486—465 vor Chr.) ist, mit Ausnahme des veränderten Königsnamens, in ihrer Redaction der vorigen durchaus ähnlich. Hinter Auramazda steht noch „welcher der gröfste der Götter ist".

Wie doch die Morgenländer bisweilen klug sind! *Ahmed* von *Tus*, ein vom Freiherrn v. Hammer verdeutschter persischer Autor vergangener

Jahrhunderte, beschreibt diese Felseninschrift, die er ziemlich richtig in die Zeit der ältesten Persergeschichte versetzt, und läfst *Alexander M.* davor stehen bleiben, um sich die Uebersetzung der Inschriften, lange vor Spiegel und den Keilschrift-Entzifferern, vortragen zu lassen. Man höre dieselbe!

„Die Wahrhaftigkeit ist die Wage Gottes des Allmächtigen, womit er die Gerechtigkeit ausmifst, und die Lüge ist der Metzen des Teufels, womit er die Ungerechtigkeit mifst. Wahrhaftigkeit, wenn auch nur von der Gröfse eines Gerstenkorns, ist Licht von Gott. Seid wahrhaftig, denn Wahrheit erzeugt Wahrhaftigkeit, und lüget nicht, denn die Lüge erzeugt die Falschheit; die Frucht der Wahrheit ist Arznei und die Frucht der Lüge Krankheit.“

Ehrlicher Ahmed! Du hast schrecklich gelogen, aber niemals hat eine Lüge eine gründlichere Wahrheit enthalten, als sie deine vermeinte Uebersetzung ausspricht.

In der altpersischen Sprache der Inscriptionen zeigt sich trotz des beinahe 2,400jährigen zeitlichen Abstandes manches neupersische Wort, wie man aus folgenden Beispielen leicht ersehen wird. *Khsâyathiya*, modern *Schâh*, der Schah, König — *açman*, neup. *âsmân*, der Himmel — *martiya*, neup. *merd*, der Mensch — *framâtar* (Gebieter), erhalten im neup. Zeitwort *fermudèn*, befehlen, woher *fermân*, *firmân*, der Befehl — *dahyâus*, District, Land, neup. *dèh*, Dorf — *putra*, neup. *püsèr*, Sohn — *vazraka*, neup. *buzurk*, grofs — *paru*, neup. *pur*, viel etc. Nur in den vermittelnden Uebergangsdialekten oder sehr versteckt im Neupersischen haben sich andere Wörter erhalten, wie es in der langen Geschichte einer Sprache auch nicht anders sein kann, so z. B. *baga*, Gott, nach Spiegel noch im Neupersischen in dem Stadtnamen *Baghdâd* sichtbar (auch in dem slavischen *bog*, wie z. B. in *Cernobog*, der schwarze Gott).

Doch wir fürchten zu weit zu gehen, wenn wir, unserer Neigung folgend, in die philologischen Geheimnisse der altpersischen Tafeln weiter eindringen wollten; ziehen wir es lieber vor, auf den Felsstücken zwischen dem Granitblock der Inschriften und dem rauschenden Bache Platz zu nehmen und unser einfaches persisches Frühstück unter dem Schatten des *Elwend*-Gebirges zu verzehren. Wir haben dabei Zeit, mit Mufse den Erzählungen des armenischen Graubartes zu lauschen, der mit eben so fabelhaften Geschichten von dem geheimnifsvollen Wesen des Berges, im besten Glauben daran, unterhält, als der alte Bauer am Fufse des Brocken

oder des Riesengebirges von dem gespenstigen Treiben in heimathlichster Nähe. Wie überall, so haben sich auch hier die alten Traditionen vom heiligen Orontes-Berge in das Gewand märchenhaften Aberglaubens gehüllt. Es wird erzählt, dafs nicht allein reiche Schätze verborgen im Innern des Berges lägen, sondern dafs der *Elwend* sogar den Stein der Weisen beherberge; dafs die Kräuter des quellenreichen Berges nicht allein jede Krankheit heilen, sondern dafs unter ihnen auch die Wunder-Pflanze wüchse, durch deren Berührung die gemeinsten Metalle in das schönste leuchtende Gold verwandelt würden. Solche Dinge können in der That den Kopf eines Orientalen mit den hitzigsten Gedanken erfüllen, und wir sahen es unserem Armenier an, dafs er eigentlich ärgerlich war, von so grauslichen Reichthümern sprechen zu müssen, ohne auch nur für einen Schahi davon zu besitzen.

Die neueren und älteren Namen des *Elwend*, *Erwend*, *Arwend*, *Orontes* gehen auf eine Wurzel zurück, welche so viel als das „Fliefsende" bezeichnen und sich in diesem Falle auf den Quellenreichthum des Berges beziehen soll. Dasselbe Wort kehrt im Persischen (worin es auch Gröfse, Pracht und Herrlichkeit bezeichnet) zur Benennung des Tigris wieder und zeigt sich von neuem in dem Namen des syrischen *Orontes*-Flusses, den bereits altägyptische Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung unter der aramäischen Wortgestalt *Arunata* aufführen. Auch Männer hiefsen so, da Aryandes eines Persers Name ist, und ein *Orontes* als der letzte Perserkönig Armeniens von Strabo erwähnt wird. Was bei allen diesen Namensformen die Grundgestalt und die Grundbedeutung ist, daraus mag Einer klug werden, der es versteht, eine Orontes-Jagd mit allen Chikanen durchzuführen.

Ganz in unserer Nähe lag auf steiler Felsenhöhe die von Ritter beschriebene hamadanisch-salomonische viereckige Plattform, Rest eines uralten Sonnenaltars, zu der noch heute die Perser wallfahrten, um an dem „gesegneten" Orte Votiv-Lampen (unbewufste Erinnerung an die Feuernatur des Denkmales!) niederzusetzen. Der Pfad, obwohl practicabel, war jedoch so steil, und wir selber so erschöpft, dafs wir die Reise nach der luftigen Adlershöhe aufgaben und unseren Heimweg, bald nachdem die Sonne die Mittagslinie von Hamadan passirt hatte, anzutreten beschlossen.

Bei unserer Ankunft im Menzile fanden wir den Hof mit Juden und Armeniern besetzt, welche uns aus verschiedenen Gründen erwarteten. Die

Höflichkeit hatte den Mollah der Armenier zu einem Geschenke mehrerer Flaschen trinkbaren Weines veranlafst, die er als Pischkesch unserem Eltschi überreichte, und dieselbe Veranlassung hatte den jüdischen Mollah, einen zaghaften, ängstlichen Greis, in das Haus des fränkischen Gesandten getrieben. Die Aussicht auf den Verkauf von Antiquitäten (darunter auch nachgemachte, da Hamadan ein Hauptplatz der Fabrication falscher Münzen und Antiken ist) hatte den Rest der Hofbesatzung in's Haus geführt, und einer nach dem andern, ohne Unterschied der Religion, schüttelte seinen Vorrath aus dem schmutzigen Sacke auf den Teppich des Talars. Wir durchmusterten alles mit grofser Vorsicht und wählten aus, was uns werthvoll oder besonders interessant schien. An Münzen aller persischen Dynastien stellen Hamadan's Händler eine reiche Auswahl zu Gebote; weniger zahlreich ist die eigentliche Antike vertreten, und dann auch nur in kleinen Dimensionen. Wir kauften von den Leuten eine Menge der sonderbarsten Dinge, alle aus einer Art von Bronze gearbeitet, deren Zweck zum Theil kaum mehr zu errathen ist und die sämmtlich auf dem Terrain von Hamadan gefunden worden sind. Menschliche Figuren, auch blofs der Vorderkopf, Fäuste, Thierköpfe, Löwen, Hähne, Katzen, Vordertheile einer Katze (mit Vorrichtungen auf dem Rücken, um sie zu befestigen), Thierfüfse, Blumen, Stiefel, die wie unsere Reiterstiefel aussehen, Ringe (zum Theil mit älteren arabischen Inschriften), Ornamente, eine Unzahl von dreikantigen Pfeilspitzen u. dgl. m. — zum grofsen Theil mit Oesen zum Aufhängen, also wohl ehemals als Amulette benutzt, alles roh und kunstlos gearbeitet, mit Ausnahme weniger Antiken griechischen oder römischen Ursprunges, bildeten die Haupterwerbungen unseres Hamadaner Aufenthaltes.

Nachdem wir einen Spazierritt durch die Stadt unternommen hatten, überraschte uns die Dunkelheit bereits auf der Rückkehr zur Herberge. Wir eilten unsere Hauptmahlzeit einzunehmen und hatten den Abend über einen ebenso unverhofften als überraschenden Kunstgenufs, eine — Balletvorstellung, wie sie selbst in unserem Berliner Hoftheater sicher noch nie aufgeführt worden ist.

Die Bühne repräsentirte unser Talar mit seinen Teppichen, den ersten Rang und das Parterre bildeten die bunten Nischen in den Wänden unseres Saales und ein Paar zerbrochene Feldsessel, das Amphitheater dagegen, Stehplätze in der nachtkalten Luft, befand sich draufsen auf dem Hofe, und das Orchester am Rande des langen aufgezogenen Wandfensters. Statt

Gasschein und Kronenleuchter waren hier und da Stearinlichter mit Windglocken auf den Boden gestellt worden.

Nun zur Besetzung des Theaters! Wir Europäer, vermehrt durch die Anwesenheit des stehenden und dollmetschenden *Jahija*, d. h. *Jahija-Beg* nahmen die ersten Plätze ein, die Soldateske und Dienerschaft, mit ihren neuen hamadanischen Bekanntschaften, das Amphitheater; das Orchester hockte am offenen Fenster nieder. Es bestand aus einem alten, schielen Musikanten, der seinem ächt persischen Instrumente, einer kleinen Violine mit vier Drathsaiten, die nach Art unserer Cellogeige mit einem Bogen gequält wurde, die jammervollsten Töne entlockte. Neben ihm schlug sein Fachgenofs die rasselnde Handtrommel und zwei andere Perser begnügten sich lediglich damit, mit den Händen zu klatschen, nicht etwa als Claqueurs, sondern um den Tänzern und dem Orchester den Tact anzugeben. Eine wilde Musik, welche das ganze Amphitheater in Entzücken setzte, leitete das Ballet ein.

Das Corps de ballet erschien endlich auf der Bühne. Es bestand anscheinend aus zwei jungen Damen mit langen Haarflechten, die eine etwa vierzehn Jahr alt, die andere um die Hälfte jünger. Ohne *Jahija's* Bemerkung wufsten wir indefs von vornherein, dafs es verkleidete Tänzer waren, da die Tage längst vergangen sind, in denen es Europäern vergönnt war, den Tänzen wirklicher Mädchen zuzuschauen oder sich in den Kaffeehäusern von Isfahan durch weibliche Bedienung aufwarten zu lassen, oder gar während eines feierlichen Gesandtschafts-Istakbal auch durch die Anwesenheit loser Tänzerinnen beglückt zu werden, wovon uns Olearius, Tavernier, Chardin und andere Reisende aus den vergangenen Jahrhunderten so erbauliche Geschichten hinterlassen haben. Auf dem Programm waren für den heutigen Abend persische, türkische, kurdische und afghanische Tänze angekündigt. Ein Zeichen ward gegeben und das Ballet begann. Die Musikanten fingen an zu spielen, die Pseudo-Claqueurs zu klatschen, mit den Fingern zu knacken und dazu entsprechende Lieder zu singen; die Tänzer erhoben ihre Arme, schlugen ihre Castagnetten, aus zwei Metallplatten bestehend, die einen hellen, wie Glöckchen klingenden Ton von sich gaben, mit den Fingern aneinander, setzten kunstgerecht ihre nackten Füfse in Bewegung — Tricot ist in Persien auch bei der weiblichen Tänzerschaar unbekannt —, drehten in den wunderlichsten Weisen den Körper hin und her und führten mit grofsem Geschicke die verschie-

denen nationalen Tänze durch, wobei sie mit ächter Naturmimik gewisse Seelenstimmungen und Zustände auszudrücken und dem Zuschauer klar zu machen suchten. Zwei weifse halbdurchsichtige Shawls spielten eine grofse Rolle; bald verhüllten die Tänzer ihre Gestalt damit, bald schwangen sie die Tücher in die Luft oder fafsten die Enden gegenseitig an und bildeten in sinnreicher Abwechselung die malerischsten Gruppen. Der persische Tanz war, um es kurz zu sagen, üppig-lüstern, der türkische wild, der kurdische sinnlich gemein, der afghanische unendlich graziös und elegant, ganz dem Charakter der verschiedenen Nationen entsprechend. Der mimischen Darstellung des Afghanen-Ballets lag folgende Handlung zu Grunde. Ein junges Mädchen schläft und wird von einem entzückten Liebhaber belauscht. Er stimmt leise ein melodisches Lied an, — natürlich mit Orchester-Begleitung, — das Mädchen erwacht voller Erstaunen, sucht sich aber dem Auge des Beobachters durch den Schleier zu entziehen. Ein artiger Kampf, bei dem die Blicke das schwere Geschütz und die sehnsuchtsvoll ausgestreckten Arme des Jünglings oder die den Schleier drehenden Hände des Mädchens die Schwenkungen und Bewegungen der Truppen bildeten, endete zuletzt mit dem liebenswürdigsten Doppelsiege von beiden Seiten. Die anmuthigen Bewegungen dieses Tanzes, dessen Grazie ganz zu schildern vergebliche Mühe sein dürfte, standen in grellem Gegensatze zu den übrigen Leistungen unseres Hamadaner Corps de ballet, die melancholisch ruhig begannen und mit den wahnsinnigsten Extasen endeten, wobei als Ausdruck höchster Leidenschaft das reiche Haar um den Kopf mähnenartig und ganz wörtlich in haarsträubender Weise geschüttelt wurde.

Aller orientalischen Choregik eigenthümlich ist, dafs die Tänze nicht blofs nach den Tönen der Musik, sondern auch, und bisweilen sogar allein, unter Begleitung von Gesang und Händeklatschen ausgeführt werden. Je wärmer und glühender die Worte des Liedes gesungen, je stärker und schneller die Hände zusammengeschlagen werden, je begeisterter treten die Tänzer auf, je rasender und wilder werden die Bewegungen. Bei der reizenden Lesghinka, welche selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu Tiflis im Kaukasus in so anmuthsvoller Form von den schönen grusinischen Frauen getanzt wird, begeistert das taktmäfsige Händeklatschen der gesammten anwesenden Herrenwelt, gleichviel ob in der kleidsamen Tscherkeska oder in der glänzenden russischen Offiziers-Uniform oder in dem

bescheidenen schwarzen Frack, die holde Schaar der Tänzerinnen und feuriger scheinen sich die unsichtbaren Füfschen zu drehen und zu schwenken. Nicht anders war es hier. Das ganze Amphitheater fing an zu klatschen und die Erregung wurde so allgemein, steckte gegenseitig so an, dafs wir zuletzt — wacker mitklatschten.

Die Perser nennen einen Gesang, der nach einer bestimmten Melodie (*aheng*) abgesungen wird und zugleich den untergelegten Operntext bildet, *Tesnîf*. In der niederen Sphäre, zu welcher die anwesenden Tänzer zählten und die mir ein befreundeter Perser als die *Ledscharèh* oder, wie er's übersetzte, „la canaille“ bezeichnete, ist der Inhalt der *Tesnîf* weder besonders geistreich, noch immer sehr wohlanständig. Man hört sie indefs in allen Theilen Persiens von der niederen Bevölkerung singen und prägt zuletzt unwillkührlich Worte und Melodie dem Gehör ein. So erinnern wir uns vor allen eines als *Tesnîf-i-kurdistani* „Kurdistaner Lied“ bekannten Gesanges, das so gewöhnlich ist, wie es bei uns oder in andern europäischen Ländern gewisse populäre Gassenhauer sind. Wir geben neben der Umschreibung der persischen Worte die deutsche Uebersetzung:

Tesnîf-i-kurdistâni.

Tu kurdistâni pâsch u biâ,
Men kurdistâni, lemmèh!
Lebèt bebusèm, bäschkèn biâ,
Ai jâr-e-dschâni, lemmèh!
Dâl-e-men u dâl-e-tu
Jek dschuft-e-limû mâl-e-tu. *)

Uebersetzung.

Steh auf, du Kurdistane,
Und komme her zu mir!

*) Für Kenner der persischen Sprache müssen wir als Erklärung hinzufügen, dafs *lemmèh* ein gemachtes Wort, etwa wie unser juchhei! oder heissa! u. dgl. m. ist, dafs *bäschken* das taktmäfsige Hervorbringen des knackenden Tones mittelst zweier Finger bezeichnet, und dafs *dâl* die vulgäre kurdische Aussprache des persischen *dil*, mit kurzem i, „das Herz“ darstellt, so als ob wir im Deutschen Harz sagen wollten. Volkslieder der Art gewinnen durch ähnliche fehlerhafte provincielle Auffassungen in der Volkssprache (*herf-i-awâm*) einen hochkomischen Anstrich, der selten seine Wirkung verfehlt. Das ägyptisch-arabische Gassenhauerlied *Geii min Darfûr ekhater*, *jallah ja kerîm es-sater* etc., welches den nubischen Barabra in den Mund gelegt wird, bietet zu dem obigen persischen Liede ein sehr passendes Seitenstück.

Ich bin ein Kurdistane,
Die Lippe küss' ich dir.
Knack lustig Tact, komm her zu mir,
Die Seele mein gehört ja dir!
Das Herze mein, das Herze dein
Soll wie ein Paar Citronen sein,
Dein eigen!

Wir haben kaum nöthig, zu bemerken, dafs dieses und ähnliche Lieder keine „Sonne der Dichter", wie die Perser ihre Schiller und Göthe zu bezeichnen belieben, zum Verfasser haben, sondern lediglich aus unbekannten, dunklen Quellen des Volkswitzes hervorsprudeln, ohne irgend ein Zeichen ihres Ursprunges an der Stirn zu tragen. Aber sie gefallen aus denselben Ursachen, wie ein neu aufgekommenes Spiel den Kindern gefällt, und die Töne eines solchen Liedes würden einen Perser in der Fremde mit denselben wehmüthigen Heimathsgedanken erfüllen, wie den Schweizer der älper Kuhreigen oder den Berliner Landwehrmann das sentimentale „O Dannebohm, o Dannebohm!" auf französischer Erde.

Im ganzen Morgenlande, und Persien ist trotz indogermanischer Muttermilch davon nicht ausgeschlossen, gilt das Tanzen für Männer als unanständig und entehrend. In den persischen Gesellschaften unterhalten nur Tänzerinnen die anwesenden Gäste durch ihre Künste. Die Tänzer, welche darum stets in weiblicher Maske auftreten, wie das Hamadaner Pärchen, gehören deshalb zu dem verachtetsten Theile der gesammten Bevölkerung und werden, da freier Entschlufs den erwachsenen Perser niemals dazu veranlassen dürfte, meist im zartesten Knabenalter zu dem schnöden Gewerbe auferzogen und herangebildet. Ihre Gesellschaft wird nur von denjenigen gesucht und geschätzt, welchen der eigene Säckel die Unterhaltung von und mit den sogenannten *Kudscheh-sefari* nicht gestattet und die es beklagen, nicht nach der verblümten Regel: „im Winter zu Thal, im Sommer zu Berg" leben zu können, sondern die Gelegenheit beim Schopf fassen.

Die Tänzer hatten sich, reichlich belohnt, längst verabschiedet, die Lichter waren verlöscht, die Schaubühne unseres Talars öde und still geworden, wir selber lagen ausgestreckt auf unseren Feldbetten und hatten die müden Augen längst geschlossen, als ein entsetzlicher Lärmen uns aus dem Schlafe störte, ohne auch nur eine Minute nachlassen zu wollen. Von

dem Seitenflügel des Hofes her, woselbst die persischen Diener unseres Eltschi in den Gemächern des oberen Stockwerkes ihr Lager aufgeschlagen hatten, hallten wilde Töne menschlicher Stimmen zu uns herüber, in ruhigen Zwischenpausen von der Musik der persischen Geige, von dem Gerassel des Tambourins und von dem Händeklatschen unterbrochen. Die Diener hatten es für gut befunden, die ganze Nacht über die Theatervorstellung fortsetzen zu lassen, und Tänzer und Zuschauer hatten sich zuletzt dem landesüblichen Vergnügen ergeben, sich nach Herzenslust durch den Genufs von Opium zu berauschen. Mir ward der Auftrag, die erregte Gesellschaft aufzulösen und ich that dies mit aller der Vorsicht, welche so berauschten Personen gegenüber immer rathsam genug erscheint. Das Frühroth begann bereits am Himmel zu tagen, als die persischen Tänzer und Musikanten wankend und taumelnd den Hof unseres Menziles verliefsen.

Am letzten Tage unseres Aufenthaltes in Hamadan — in trauriger Weise bezeichnet durch das Auftreten der rothen Ruhr, welche mich und den deutschen Koch befiel — hatte der Eltschi die Ehre, den Gouverneur der modernen Ekbatana mit seinem zahlreichen Gefolge zu empfangen. Der ganze Hof unseres Hauses war von Dienern aller Gattungen überfüllt, von denen durch ihre schmucke Erscheinung und ihre gute Bewaffnung die *Tufengtschi* oder „Schützen“ und die *Tufengdar* oder „Büchsenspanner“ des Gouverneurs am meisten in die Augen fielen. Der letztere erschien in allem Glanze seines Standes und seines Ranges und erwies sich in dem Verlaufe der Unterhaltung als ebenso gesprächig und witzig, wie gemüthlich und angenehm. Herr v. M. verfehlte nicht, ihm am Abend mit der ganzen preufsischen Mission seinen Besuch abzustatten, um der Pflicht des *Bâz-did* in angemessenster Weise nachzukommen, und man trennte sich erst bei hereinbrechender Nacht mit den besten Eindrücken, welche man gegenseitig zurückgelassen hatte. Die Diener des Prinzen hatten ihre grofsen Standeslaternen angezündet, andere trugen hellbrennendes Holz in sogenannten *Masch'al* d. h. eisernen Feuerbecken, die sich an dem oberen Ende einer langen Stange befinden und im Morgenlande die Stelle der Fackeln vertreten. Sie liefen vor und neben unseren Pferden einher; die rothe Flamme des brennenden Holzes erleuchtete in blutigem Wiederschein die kahlen, schmucklosen Hauswände der engen Strafsen und Gassen, und der schwelende Rauch, mit glimmenden Funken untermischt, stieg, weithin

sichtbar, zu dem dunklen Nachthimmel empor, um sich hinter uns zu schwach leuchtenden Wolkenzügen aufzulösen. Vor unserem Menzil zerstreute sich die Menge der prinzlichen Diener; wir zogen uns in den Talar zurück, regelten die Rechnungen — eine Hauptbeschäftigung in Persien, — und bereiteten alles zur Abreise für den folgenden Morgen vor. Hamadan hatte uns aufs Neue die Wahrheit des persischen Sprichwortes bestätigt: *kah ez tu nist*, *kahdân ez tu est* „das Stroh ist nicht dein, die Strohscheuer ist dein!“

Anhang.

Persisches Kalenderwesen.

Persischer Concordanz-Kalender

für die Zeit vom 21. März 1860 bis zum 21. März 1861.

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	1860	1860	J. d. Widders	1276			
	März	März	*Ferverdîn*	*Sche' ebân*	*Mehr*	*Beschyndsch*	
M.	21	9	1	27	29	29	Das königliche Fest des Neujahrstages.*
D.	22	10	2	28	30	30	
					Abân	*Altyndsch* (VI)	
F.	23	11	3	29	1	1	
				Ramazân			
S.	24	12	4	1	2	2	
S.	25	13	5	2	3	3	
M.	26	14	6	3	4	4	Ankunft der Schwalbe.*
D.	27	15	7	4	5	5	Ende des Verbots, sich Ader zu lassen und zu purgiren.
M.	28	16	8	5	6	6	Bewegung des Erdgewürmes.*
D.	29	17	9	6	7	7	
F.	30	18	10	7	8	8	Erster Schrei der Nachtigall.*
S.	31	19	11	8	9	9	
	April						
S.	1	20	12	9	10	10	
M.	2	21	13	10	11	11	
D.	3	22	14	11	12	12	
M.	4	23	15	12	13	13	
D.	5	24	16	13	14	14	
F.	6	25	17	14	15	15	
S.	7	26	18	15	16	16	Geburt des Imam Hassan. (F.)
S.	8	27	19	16	17	17	Neujahrstag des Schah von Khowarazmia.
M.	9	28	20	17	18	18	
D.	10	29	21	18	19	19	ward Ali Murteza (F.) geschlagen am Abend vor Mittwoch.
M.	11	30	22	19	20	20	eine gute Nacht.
D.	12	31	23	20	21	21	
		April					
F.	13	1	24	21	22	22	Martyrium der Hoh. des Emir's (*Ali*).
S.	14	2	25	22	23	23	
S.	15	3	26	23	24	24	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	April	April	*Ferverdîn*	*Ramazân*	*Abân*	*Altyndsch*	
M.	16	4	27	24	25	25	
D.	17	5	28	25	26	26	Zeitpunkt des Anschwellens der Gewässer.*
M.	18	6	29	26	27	27	
D.	19	7	30	27	28	28	
			Urdîbehescht				
F.	20	8	1	28	29	29	
						Jettyndsch (VII)	
S.	21	9	2	29	30	1	
S.	22	10	3	0	1	2	
				Schewâl			
M.	23	11	4	1	2 Schalttag	3	Fest des Aufhörens d. Fastens.
D.	24	12	5	2	3	4	
M.	25	13	6	3	4	5	
D.	26	14	7	4	5	6	
					Azer		
F.	27	15	8	5	1	7	
S.	28	16	9	6	2	8	
S.	29	17	10	7	3	9	
M.	30	18	11	8	4	10	
	Mai						
D.	1	19	12	9	5	11	
M.	2	20	13	10	6	12	
D.	3	21	14	11	7	13	
F.	4	22	15	12	8	14	Ende der Stärke des Frühlings.*
S.	5	23	16	13	9	15	
S.	6	24	17	14	10	16	
M.	7	25	18	15	11	17	
D.	8	26	19	16	12	18	Das Wehen der Ostwinde.*
M.	9	27	20	17	13	19	Die Schlacht *Ohud's* und die Ermordung *Hamzeh's*. (F.)
D.	10	28	21	18	14	20	Ende der Regentage.*
F.	11	29	22	19	15	21	
S.	12	30	23	20	16	22	
		Mai					
S.	13	1	24	21	17	23	
M.	14	2	25	22	18	24	
D.	15	3	26	23	19	25	
M.	16	4	27	24	20	26	
D.	17	5	28	25	21	27	
F.	18	6	29	26	22	28	
S.	19	7	30	27	23	29	
			Khurdâd				
S.	20	8	1	28	24	30	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Mai	Mai	*Khurdâd*	*Schewâl*	*Azer*	*Sekizyndsch* (VIII)	
M.	21	9	2	29	25	1	
				Zilqe'edèh			
D.	22	10	3	1	26	2	Letztes Wehen der Frühlingswinde.*
M.	23	11	4	2	27	3	
D.	24	12	5	3	28	4	
F.	25	13	6	4	29	5	Anfang der Hitze.*
S.	26	14	7	5	30	6	
					Di		
S.	27	15	8	6	1	7	
M.	28	16	9	7	2	8	
D.	29	17	10	8	3	9	
M.	30	18	11	9	4	10	
D.	31	19	12	10	5	11	
	Juni						
F.	1	20	13	11	6	12	Geburt Imam Riza's. (F.)
S.	2	21	14	12	7	13	
S.	3	22	15	13	8	14	
M.	4	23	16	14	9	15	Erste Abnahme der Gewässer.*
D.	5	24	17	15	10	16	Vereinigung zweier Jahreszeiten.*
M.	6	25	18	16	11	17	
D.	7	26	19	17	12	18	Krieg *Beder's*.
F.	8	27	20	17	13	19	
S.	9	28	21	19	14	20	
S.	10	29	22	20	15	21	
M.	11	30	23	21	16	22	
D.	12	31	24	22	17	23	
		Juni					
M.	13	1	25	23	18	24	
D.	14	2	26	24	19	25	Anfang des Wehens der Nordwinde.*
F.	15	3	27	25	20	26	
S.	16	4	28	26	21	27	
S.	17	5	29	27	22	28	
M.	18	6	30	28	23	29	
			Tir			*Suqyndsch* (IX)	
D.	19	7	1	29	24	1	
M.	20	8	2	0	25	2	Der Tod d. Sancti *Dschewâd*. (F.)
				Zilhedschèh			
D.	21	9	3	1	26	3	Anfang der grofsen Sommer-Quarantäne.*
F.	22	10	4	2	27	4	
S.	23	11	5	3	28	5	
S.	24	12	6	4	29	6	
M.	25	13	7	5	30	7	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Juni	Juni	*Tîr*	*Zilhedschèh*	*Behmen*	*Suqyndsch*	
D.	26	14	8	6	1	8	
M.	27	15	9	7	2	9	Anfang des Wehens d. Samum. Ermordung des Sancti *Bâqîr*. (F.)
D.	28	16	10	8	3	10	(Fest des) Wasserschöpfens (*Tarwîeh*).
F.	29	17	11	9	4	11	(Festtag wegen des) Arafat.
S.	30	18	12	10	5	12	Fest des Opferlammes.
	Juli						
S.	1	19	13	11	6	13	
M.	2	20	14	12	7	14	besonders glückliche Tage.
D.	3	21	15	13	8	15	
M.	4	22	16	14	9	16	
D.	5	23	17	15	10	17	
F.	6	24	18	16	11	18	
S.	7	25	19	17	12	19	
S.	8	26	20	18	13	20	Ermordung *Osman's*. Fest der Nachfolge.
M.	9	27	21	19	14	21	
D.	10	28	22	20	15	22	
M.	11	29	23	21	16	23	
D.	12	30	24	22	17	24	
		Juli					
F.	13	1	25	23	18	25	
S.	14	2	26	24	19	26	Tag der Verwünschung.
S.	15	3	27	25	20	27	Ringgabe des Sancti *Emîr*. (F.)
M.	16	4	28	26	21	28	
D.	17	5	29	27	22	29	Vermählung der Sanctae *Fatmeh*.
M.	18	6	30	28	23	30	
			Murdâd			*Onyndsch* (X)	
D.	19	7	1	29	24	1	
				1277 *Muherrem*			
F.	20	8	2	1	25	2	Erster der „gezählten“ Tage. Anfang des arabischen Jahres 1277.
S.	21	9	3	2	26	3	
S.	22	10	4	3	27	4	
M.	23	11	5	4	28	5	
D.	24	12	6	5	29	6	
M.	25	13	7	6	30	7	
					Esfender		
D.	26	14	8	7	1	8	
F.	27	15	9	8	2	9	Frischer verborgener Wind.*
S.	28	16	10	9	3	10	Der Neunte.
S.	29	17	11	10	4	11	Der Zehnte.
M.	30	18	12	11	5	12	
D.	31	19	13	12	6	13	Anfang der kleinen Sommer-Quarantäne.*

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch	Ereignisse.
	Aug.	Juli	*Murdâd*	*Muherrem*	*Esfender*	*Onyndsch*	
M.	1	20	14	13	7	14	
D.	2	21	15	14	8	15	
F.	3	22	16	15	9	16	
S.	4	23	17	16	10	17	
S.	5	24	18	17	11	18	
M.	6	25	19	18	12	19	
D.	7	26	20	19	13	20	Wehen des frischen offenen Windes.*
M.	8	27	21	20	14	21	
D.	9	28	22	21	15	22	
F.	10	29	23	22	16	23	Ermordung des Sejid *Sedschâd.*
S.	11	30	24	23	17	24	
S.	12	31	25	24	18	25	
		Aug.					
M.	13	1	26	25	19	26	
D.	14	2	27	26	20	27	
M.	15	3	28	27	21	28	
D.	16	4	29	28	22	29	
						Onbryndsch (XI)	
F.	17	5	30	29	23	1	
			Schehrjûr				
S.	18	6	1	0	24	2	Aufhören des *Samûm.**
				Sefer			
S.	19	7	2	1	25	3	
M.	20	8	3	2	26	4	
D.	21	9	4	3	27	5	Geburt des Sancti *Bâqir.* (F.)
M.	22	10	5	4	28	6	
D.	23	11	6	5	29	7	
F.	24	12	7	6	30	8	Geburtstag des Schahynschah.
					Ferwerdîn		
S.	25	13	8	7	1	9	Geburt des Sancti *Musa* Sohnes *Dscha'fer's.* (F.)
S.	26	14	9	8	2	10	
M.	27	15	10	9	3	11	
D.	28	16	11	10	4	12	
M.	29	17	12	11	5	13	
D.	30	18	13	12	6	14	
F.	31	19	14	13	7	15	Aufgang des Canopus im Hedschaz, Freitags Nacht.
	Sept.						
S.	1	20	15	14	8	16	
S.	2	21	16	15	9	17	
M.	3	22	17	16	10	18	Aufgang des Canopus in Fars, Montags Nacht.
D.	4	23	18	17	11	19	Martyrium des Sancti *Rizâ* (F.), der Sage nach.
M.	5	24	19	18	12	20	
D.	6	25	20	19	13	21	Aufgang des Canopus in Damascus, Freitags Nacht.
F.	7	26	21	20	14	22	Die 40. — Vereinigung zweier Jahreszeiten.*

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Sept.	Aug.	*Schehrjûr*	*Sefer*	*Ferwerdîn*	*Onbryndsch*	
S.	8	27	22	21	15	23	
S.	9	28	23	22	16	24	
M.	10	29	24	23	17	25	
D.	11	30	25	24	18	26	Aufgang des Canopus in Isfahan, Mittwochs Nacht.
M.	12	31	26	25	19	27	Aufgang des Canopus in Teheran, Donnerstags Nacht.
		Sept.					
D.	13	1	27	26	20	28	
F.	14	2	28	27	21	29	
						Tschoqâbât (XII)	
S.	15	3	29	28	22	1	Martyrium d. Imam Hassan. (F.)
S.	16	4	30	29	23	2	Aufgang des Canopus in Khorassan, Sonntags Nacht.
			Mehr	*Rebi'-el-ewwel*			
M.	17	5	1	1	24	3	Aufhören der Hitze.*
D.	18	6	2	2	25	4	
M.	19	7	3	3	26	5	
D.	20	8	4	4	27	6	
F.	21	9	5	5	28	7	
S.	22	10	6	6	29	8	
S.	23	11	7	7	30	9	Herbstanfang.*
					Urdibehescht		
M.	24	12	8	8	1	10	
D.	25	13	9	9	2	11	Fest *Baba Schudscha's*. Fest des Kreuzes.
M.	26	14	10	10	3	12	Vermählung der Sanctae *Qaditscheh*.
D.	27	15	11	11	4	13	
F.	28	16	12	12	5	14	
S.	29	17	13	13	6	15	
S.	30	18	14	14	7	16	
	Oct.						
M.	1	19	15	15	8	17	
D.	2	20	16	16	9	18	
M.	3	21	17	17	10	19	Geburtsfest des Propheten. (F.)
D.	4	22	18	18	11	20	
F.	5	23	19	19	12	21	
S.	6	24	20	20	13	22	
S.	7	25	21	21	14	23	
M.	8	26	22	22	15	24	
D.	9	27	23	23	16	25	
M.	10	28	24	24	17	26	
D.	11	29	25	25	18	27	
F.	12	30	26	26	19	28	Das Wehen des *Sebâ*-Windes.*
		Oct.					
S.	13	1	27	27	20	29	
S.	14	2	28	28	21	30	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Oct.	Oct.	*Mehr*	*Rebi'-el-ewwel*	*Urdibehescht*	*Arâm* (I)	
M.	15	3	29	29	22	1	
D.	16	4	30	0	23	2	
			Abân	*Rebi'-el-akher*			
M.	17	5	1	1	24	3	
D.	18	6	2	2	25	4	
F.	19	7	3	3	26	5	
S.	20	8	4	4	27	6	Geburtstag des Imam ***Hassan A'skerî***. (F.)
S.	21	9	5	5	28	7	
M.	22	10	6	6	29	8	
D.	23	11	7	7	30	9	
					Khurdâd		
M.	24	12	8	8	1	10	
D.	25	13	9	9	2	11	
F.	26	14	10	10	3	12	
S.	27	15	11	11	4	13	
S.	28	16	12	12	5	14	Herabfallen des Wassers von den Bäumen.*
M.	29	17	13	13	6	15	
D.	30	18	14	14	7	16	Einsetzung der vorgeschriebenen Gebete.
M.	31	19	15	15	8	17	
	Nov.						
D.	1	20	16	16	9	18	
F.	2	21	17	17	10	19	
S.	3	22	18	18	11	20	Verbergen d. Fische im Wasser.*
S.	4	23	19	19	12	21	
M.	5	24	20	20	13	22	
D.	6	25	21	21	14	23	
M.	7	26	22	22	15	24	
D.	8	27	23	23	16	25	
F.	9	28	24	24	17	26	
S.	10	29	25	25	18	27	
S.	11	30	26	26	19	28	
M.	12	31	27	27	20	29	Der erste der Regentage.*
		Nov.				*Ikindi* (II)	
D.	13	1	28	28	21	1	
M.	14	2	29	29	22	2	
				Dschemâdi-el-ewweli			
D.	15	3	30	1	23	3	Anfang zum Antritt einer Seereise.*
			Azer				
F.	16	4	1	2	24	4	
S.	17	5	2	3	25	5	Schlacht ***Hemel's*** u. die Eroberung ***Besreh's***.
S.	18	6	3	4	26	6	
M.	19	7	4	5	27	7	
D.	20	8	5	6	28	8	
M.	21	9	6	7	29	9	
D.	22	10	7	8	30	10	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Nov.	Nov.	*Azer*	*Dschemâdi-el-ewweli*	*Tir*	*Ikindi*	
F.	23	11	8	9	1	11	
S.	24	12	9	10	2	12	
S.	25	13	10	11	3	13	
M.	26	14	11	12	4	14	
D.	27	15	12	13	5	15	
M.	28	16	13	14	6	16	
D.	29	17	14	15	7	17	
F.	30	18	15	16	8	18	
	Dec.						
S.	1	19	16	17	9	19	
S.	2	20	17	18	10	20	
M.	3	21	18	19	11	21	Anfang der Seestürme.*
D.	4	22	19	20	12	22	Tod des Gewürmes.*
M.	5	23	20	21	13	23	Fest des Wassersprengens *
D.	6	24	21	22	14	24	Vereinig. zweier Jahreszeiten.
F.	7	25	22	23	15	25	
S.	8	26	23	24	16	26	
S.	9	27	24	25	17	27	
M.	10	28	25	26	18	28	
D.	11	29	26	27	19	29	
M.	12	30	27	28	20	30	
		Dec.				*Atschyndsch* (III)	
D.	13	1	28	29	21	1	
				Dschemâdi-el-akheri			
F.	14	2	29	1	22	2	Herabsteigung Gabriel's zum Propheten.
S.	15	3	30 (1)	2	23	3	
			Di				
S.	16	4	1	3	24	4	Todestag der Sanctae Fatmeh.
M.	17	5	2	4	25	5	
D.	18	6	3	5	26	6	
M.	19	7	4	6	27	7	
D.	20	8	5	7	28	8	
F.	21	9	6	8	29	9	
S.	22	10	7	9	30 (1)	10	Anfang der großen Winter-Quarantäne.*
					Murdâd		
S.	23	11	8	10	1	11	
M.	24	12	9	11	2	12	
D.	25	13	10	12	3	13	
M.	26	14	11	13	4	14	
D.	27	15	12	14	5	15	
F.	28	16	13	15	6	16	
S.	29	17	14	16	7	17	
S.	30	18	15	17	8	18	
M.	31	19	16	18	9	19	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	1861 Jan.	Dec.	*Di*	*Dschemâdi-el-akheri*	*Murdâd*	*Atschyndseh*	
D.	1	20	17	19	10	20	
M.	2	21	18	20	11	21	Geburtstag der Sanctae *Fatmeh*. (F.)
D.	3	22	19	21	12	22	
F.	4	23	20	22	13	23	
S.	5	24	21	23	14	24	
S.	6	25	22	24	15	25	Geburt Isaj's (*Jesu*). (F.)*
M.	7	26	23	25	16	26	
D.	8	27	24	26	17	27	
M.	9	28	25	27	18	28	
D.	10	29	26	28	19	29	
						Derdyndsch (IV)	
F.	11	30	27	29	20	1	
S.	12	31	28	0	21	2	
		1861 Jan.		*Redscheb*			
S.	13	1	29	1	22	3	Geburtstag des Sancti *Bâqîr*. (F.)
M.	14	2	30	2	23	4	
			Behmen				
D.	15	3	1	3	24	5	
M.	16	4	2	4	25	6	
D.	17	5	3	5	26	7	*leileh-er-reghâib*, Nacht zum Freitag.
F.	18	6	4	6	27	8	Armenisches Fest: Eintauchung des Kreuzes.*
S.	19	7	5	7	28	9	
S.	20	8	6	8	29	10	
M.	21	9	7	9	30 (1)	11	
					Schehrjûr		
D.	22	10	8	10	1	12	
M.	23	11	9	11	2	13	
D	24	12	10	12	3	14	Verborgenes Einathmen der Erde.*
F.	25	13	11	13	4	15	Geburtstag *Ali's*, Friede sei über ihm.
S.	26	14	12	14	5	16	
S.	27	15	13	15	6	17	Offenbarung des Todes des Sancti *Sadiq*. (F.)
M.	28	16	14	16	7	18	
D.	29	17	15	17	8	19	
M.	30	18	16	18	9	20	
D.	31	19	17	19	10	21	Anfang der kleinen Winter-Quarantaine.*
	Febr.						
F.	1	20	18	20	11	22	
S.	2	21	19	21	12	23	
S.	3	22	20	22	13	24	Offenes Einathmen der Erde. Größte Kälte.*
M.	4	23	21	23	14	25	
D.	5	24	22	24	15	26	
M.	6	25	23	25	16	27	Martyrium des Sancti *Musa* Sohnes *Dscha'afer's*. (F.)

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	Febr.	Jan.	*Behmen*	*Redscheb*	*Schehrjûr*	*Derdyndsch*	
D.	7	26	24	26	17	28	Die Nacht der Himmelfahrt.
F.	8	27	25	27	18	29	Nacht zum Freitag.
S.	9	28	26	28	19	30	
						Beschyndsch (V)	
S.	10	29	27	29	20	1	
M.	11	30	28	0	21	2	
				Scha'abân			
D.	12	31	29	1	22	3	
		Febr.					
M.	13	1	30	2	23	4	
			Esfender				
D.	14	2	1	3	24	5	Geburtstag des Imam Hussein.
F.	15	3	2	4	25	6	(F.)
S.	16	4	3	5	26	7	
S.	17	5	4	6	27	8	
M.	18	6	5	7	28	9	
D.	19	7	6	8	29	10	Erstes Dschamret-Fest.
M.	20	8	7	9	30	11	
					Mehr		
D.	21	9	8	10	1	12	
F.	22	10	9	11	2	13	
S.	23	11	10	12	3	14	
S.	24	12	11	13	4	15	
M.	25	13	12	14	5	16	
D.	26	14	13	15	6	17	Zweites Dschamret-Fest. Nacht
M.	27	15	14	16	7	18	der *Berat*. Nacht vom Dien-
D.	28	16	15	17	8	19	stag. Geburt des Imam *Sa-*
	März						*hir*. (F.)
F.	1	17	16	18	9	20	
S.	2	18	17	19	10	21	
S.	3	19	18	20	11	22	
M.	4	20	19	21	12	23	
D.	5	21	20	22	13	24	Dritte Dschamret. Vereinigung
M.	6	22	21	23	14	25	zweier Jahreszeiten.
D.	7	23	22	24	15	26	
F.	8	24	23	25	16	27	
S.	9	25	24	26	17	28	
S.	10	26	25	27	18	29	Erster der (6) kalten Tage
M.	11	27	26	28	19	30	(*a'dschûz*).*
						Altyndsch (VI)	
D.	12	28	27	29	20	1	

Wochentag.	Französisch.	Griechisch-Russisch.	Dschelâli.	Arabisch.	Persisch.	Türkisch.	Ereignisse.
	März	März	*Esfender*	*Ramazân*	*Mehr*	*Altyndsch*	
M.	13	1	28	1	21	2	
D.	14	2	29	2	22	3	
F.	15	3	30	3	23	4	Letzter der (6) kalten Tage (*a'dschûz*).*
S.	16	4	1	4	24	5	
S.	17	5	2 Schalttag (*khamseh*)	5	25	6	
M.	18	6	3	6	26	7	
D.	19	7	4	7	27	8	
M.	20	8	5	8	28	9	
D.	21	9	6	9	29	10	

Erläuterungen und Bemerkungen zu vorstehendem Kalender.

Bereits an verschiedenen Stellen unseres Reiseberichtes haben wir Gelegenheit gehabt, auf die Lieblingsneigung der Perser für astronomische und astrologische Studien aufmerksam zu machen, und wir hoben es besonders hervor, wie sehr man in Iran noch heutigen Tages und selbst in den höchsten Kreisen von Tag- und Stundenwählerei, im engsten Zusammenhang mit den Stellungen der Planeten, abhängig ist. Diese Vorliebe ist kein modernes Product und etwa erst entstanden durch Berührung und nähere Verbindung mit angrenzenden oder eingewanderten Culturvölkern (wiewohl zuzugeben ist, dafs die arabische Wissenschaft nicht ganz ohne Einflufs gewesen sein mufs), sondern sie ist uralt und ein treu bewahrtes Vermächtnifs der frühesten Zeiten, von welchen uns Denkmäler schriftlich Zeugnifs abgelegt haben.

Bei einem Volke, das der Sterndeuterei, hervorgerufen und begünstigt durch die ungewöhnliche Reinheit und Klarheit des Himmels, in so sichtbarer Weise von Alters her bis auf die Gegenwart gehuldigt hat und immer noch nachhängt, darf ganz natürlich das Vorhandensein einer astronomischen Litteratur, wenn auch, aus Mangel genauer Instrumente, einer unvollkommenen, vorausgesetzt werden, und in der That ist diese in vielen Schriften in reichem Maafse vertreten. Obgleich der Prophet im Koran erklärt hat, dafs „jeglicher Mann, welcher an dem Einflufs der Gestirne glaubt, ein Ungläubiger sei", so kehren sich die Perser nichtsdestoweniger an diesen Ausspruch, sondern haben mit der Astronomie das wunderlichste Spiel getrieben und sie als eine Wissenschaft, welche auf das Leben und auf die Verhältnisse der Menschen einen gewichtigen Einflufs ausübte, in ihren Schriften weitläuftig behandelt.

Indem wir hier im Allgemeinen nur andeuten können, was in gelehrten Werken älterer und neuerer Zeit ausführlich besprochen worden ist, gehen wir näher auf den persischen Kalender (*Taqwîm*) ein, der in den verschiedenen Städten Persiens, meist in mehreren Redactionen, lithographirt erscheint und einige Wochen vor dem *Nauruz*-Feste in den Buch-

händlerbuden der Bazare käuflich ausgegeben wird. Die Verfasser derselben sind Astronomen und Astrologen (*munedschim*), welche sich ausschliefslich mit ihrer Wissenschaft beschäftigen und sich, wie die Astrologen des Mittelalters, meist in dem Geleite besonders vornehmer Personen zu befinden pflegen. Wir haben einen Kalender vor uns, aus dem vorstehende Concordanz ausgezogen ist und der nach der Aufschrift von einem gewissen *A'bdurrakhîm* aus Schiraz hauptsächlich für das Jahr 1277 der mohamedanischen Aera verfafst worden ist. In Bezug auf dieses Jahr, welches mit dem Tage des 20. Juli 1860 unseres christlichen Kalenders beginnt, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dafs die mohamedanische Aera bekanntlich mit dem 16. (astronomisch 15.) Juli 622 nach Chr. Geb. ihren Anfang nimmt und dafs die einzelnen Jahre, als Mondjahre aus zwölf Mondmonaten bestehend, um eilf Tage kürzer als das regelrechte, aus $365\frac{1}{4}$ Tagen bestehende Sonnenjahr sind. Die Reduction eines Jahres-Datums mohamedanischer Aera in das entsprechende Jahr der christlichen Aera geschieht annähernd richtig dadurch, dafs man von jedem Jahrhundert 3 Jahre (jedes angefangene Drittel des Jahrhunderts aufserdem als voll gezählt) abzieht und zu dem Rest die Zahl 622 hinzulegt. Nehmen wir das mohamedanische Jahr 1277 als Beispiel, so müssen hiervon $12{,}77 \times 3 = 38{,}31$ d. h. 39 volle Jahre subtrahirt werden, bleibt Rest 1238, und dazu 622 Jahre addirt werden. Die Summe 1860 entspricht somit dem betreffenden Jahre der christlichen Aera.

Ein solches wandelbare Mondjahr mit seinen Mondmonaten kann seinen Zweck als Datumzeiger für gewisse Feste und geschichtliche Ereignisse erfüllen, hat aber gar keinen Werth in astronomischer Beziehung, oder zur Angabe periodisch wiederkehrender Phänomene. Die Völker, welche die Lehre des Propheten *Muhammed* augenommen haben und damit auch den aufgestellten arabischen Mondkalender (*tarîkh arabi*), bedienen sich des letzteren wohl zur Bestimmung ihrer religiösen Feste, zur Datirung von Schriftstücken, nicht aber zur Notirung periodischer Ereignisse, vorzüglich solcher, welche von dem Stande und von dem Einflufs der Sonne auf die Erde in regelmäfsiger Wiederkehr abhängig sind. Sie wenden dann ein ihnen naheliegendes oder besonders bekanntes Sonnenjahr an, wie z. B. die in Aegypten lebenden Mohamedaner das Jahr der koptischen Aera, welches aus dem grauesten Alterthume herrührt und bereits auf den ägyptischen Denkmälern der ältesten Pharaonenzeit zur Datirung benutzt er-

scheint. Das koptische Jahr, dessen Anfang gegenwärtig auf den 10. oder 11. September fällt, enthält dreimal 365 und einmal 366 Tage. Es besteht aus 12 Monaten zu 30 Tagen und aus je 5 (oder 6) Schalttagen.

In ähnlicher Weise haben die mohamedanischen Perser ihr altüberliefertes Sonnenjahr (zunächst, wie das altägyptische, ein Wandeljahr, dann nach den Reformen von *Jezdedschird III.* an ein tropisches, aus 365 oder im Schaltjahr aus 366 Tagen bestehend) zu Hülfe genommen, um dasselbe nicht allein im astronomischen Sinne zu benutzen, sondern auch mit Hinweis auf dasselbe in besonders feierlichen Schriftstücken zu datiren. Der Anfang desselben, welcher als eines der Hauptfeste des ganzen persischen Jahres mit besonderem Glanze und unter Entfaltung eines ceremoniellen Pompes in altherkömmlicher Weise alljährlich gefeiert wird (eine Beschreibung dieser Feier werden wir im zweiten Bande vorlegen), fällt auf die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums, wann die Sonne in das Thierkreiszeichen des Widders tritt. Dieser Tag, der wichtigste des ganzen Jahres (ähnlich wie bei den Armeniern der von den Persern her überkommene erste Tag des Neujahrsmonats *Nawasart*), welcher von den persischen Astronomen genau berechnet wird, führt den Namen *Nau-ruz* oder „Neu(jahrs)tag“.

Die zwölf Monate der Reihe nach sind folgende:

1. *Ferwerdîn*, im Zeichen des Widders,
2. *Urdîbehescht*, im Zeichen des Stieres,
3. *Khûrdâd*, im Zeichen der Zwillinge,
4. *Tîr*, im Zeichen des Krebses,
5. *Murdâd*, im Zeichen des Löwen,
6. *Schehrjûr*, im Zeichen der Jungfrau,
7. *Mehr*, im Zeichen der Wage,
8. *Abân*, im Zeichen des Scorpion,
9. *Azer*, im Zeichen des Schützen,
10. *Di*, im Zeichen des Steinbockes,
11. *Behmen*, im Zeichen des Wassermannes,
12. *Esfender*, im Zeichen der Fische.

Hieran schliefsen sich die fünf (oder sechs) *Khamsèh* oder Schalttage. Das so bestimmte astronomische Jahr führt in den Kalendern und im gewöhnlichen Sprachgebrauch die Benennung *Dschelâli*, nach seinem Stifter *Dschelâl-ed-din-Malek-Schah*, drittem Sultan der Seldschuken-Dynastie, welcher im Jahre 468 oder 471 der *Hidschret* den seiner Zeit bestehenden

Kalender einer Reform unterwarf, die ihn auf die altpersische Gestalt (Stifter *Dschemschid!*) zurückführte.

Der altpersische Kalender hatte nämlich im Mittelalter eine Veränderung durch die Einführung einer Aera erlitten, deren Anfang auf den Regierungsantritt des letzten persischen Herrschers, des Sassanidenkönigs *Jezdedschird III.* (16. Juni 632 nach Chr. Geb.) gesetzt wird. Die Jahre derselben bestehen aus denselben zwölf Monaten, gleichnamig mit den vorgenannten, welche jedoch mit dem Monate *Azer* begannen, dessen erster Tag mit dem Frühlings-Aequinoctium zusammenfiel. Die Perser, besonders die *Geber*, bedienen sich desselben noch gegenwärtig zu verschiedenen Zwecken und führen ihn in ihren Kalendern unter dem Namen *farsi* „persisch“ auf. Die Reihe der Monate ist demnach folgende:

1. *Azer*,	7. *Khûrdâd*,
2. *Di*,	8. *Tîr*,
3. *Behmen*,	9. *Mûrdâd*,
4. *Esfender*,	10. *Schehrjûr*,
5. *Ferwerdîn*,	11. *Mehr*,
6. *Urdîbehescht*,	12. *Abân*,
	5 *Khamsèh* oder Schalttage.

Neben diesem altheimischen Kalender finden sich in dem persischen Almanach Aeren verzeichnet, die einen fremden, aufserpersischen Ursprung haben, aber doch wissenswerth erscheinen, insofern sie von Völkern angewendet werden, mit welchen die Iranier in vielfacher Berührung stehen. Wir heben hier zuerst hervor den Kalender, welcher als *turki* „türkischer“ bezeichnet ist. Unter dem Worte türkisch darf man keine Beziehung zu dem uns bekannten Türkenvolke, den Osmanlu, voraussetzen, sondern es ist in Persien unter *Turk* das Volk der Osttürken verstanden, die wir in Europa besser unter der Bezeichnung Tataren und Mongolen kennen. Das Jahr derselben besteht aus folgenden zwölf Monaten (*ai*):

1. *Arâm* (Erster), von 29 Tagen,
2. *Ikindi* d. h. Zweiter, von 30 Tagen,
3. *Atschyndsch* d. h. Dritter, von 29 Tagen,
4. *Derdynsch* d. h. Vierter, von 30 Tagen,
5. *Beschyndsch* d. h. Fünfter, von 30 Tagen,
6. *Altyndsch* d. h. Sechster, von 29 Tagen,
7. *Jettyndsch* d. h. Siebenter, von 30 Tagen,

8. *Sekizyndsch* d. h. Achter, von 29 Tagen,
9. *Suqyndsch* d. Neunter, von 30 Tagen,
10. *Onyndsch* d. h. Zehnter, von 29 Tagen,
11. *Onbryndsch* d. h. Eilfter, von 29 Tagen,
12. *Tschoqâbât* (Zwölfter) von 30 Tagen.

Die beigesetzte Zahl der Tage eines jeden Monats (zu dem mohamedanischen Jahre 1276—1277 gehörig) zeigt von vornherein, dafs wir es auch hier mit einem Mondjahre zu thun haben. In der That stimmen die Mondmonate des arabischen Jahres, wie aus der Concordanz leicht ersichtlich, mit den türkischen *Ai* oder Monaten überein. Ein kleiner, aber nur nebensächlicher Unterschied scheint mir darin zu bestehen, dafs die Osttürken den Ersten auf den noch unsichtbaren Neumond, die Araber dagegen auf den ersten sichtbaren Neumond ansetzen, wogegen sie den unsichtbaren mit dem Worte *Sulkh* am Schlusse eines Monates nach dem 29. Mondtage bezeichnen. — Wenn sich die Perser auch dieses Kalenders nicht bedienen, sondern die Ilat, welche osttürkischen Ursprunges sind und Iran bewohnen (auch die in Persien angesessenen turkomanischen Kriegsgefangenen), so haben dagegen die Iranier einen sehr merkwürdigen Jahrescyclus osttürkischen Ursprunges angenommen, der bei feierlichen Datirungen, wie z. B. in den Firmanen des Schah's, ferner im Kalender, in den Zeitungen und sonst angewendet zu werden pflegt. Dieser Cyclus umfafst eine Reihe von zwölf Mondjahren, deren jedes eine besondere Benennung nach einem Thiere führt, und die nach vollendetem Kreislauf immer wieder von neuem anfangen. Die einzelnen Jahre, stets türkisch bezeichnet, sind folgende:

1. *Setschqân-jil* „das Jahr der Maus“ (= 1269 d. *Hidschret*) } 1853 n. Chr. Geb.
2. *Ud-jil* „das Jahr des Stieres“ (= 1270) } 1854.
3. *Pârs-jil* „das Jahr des Parders“ (= 1271) } 1855.
4. *Tûschqân-jil* „das Jahr des Hasen“ (= 1272) } 1856.
5. *Lûi-jil* „das Jahr des Krokodiles“ (= 1273) } 1857.
6. *Ilân-jil* „das Jahr der Schlange“ (= 1274) } 1858.
7. *Junt-jil* „das Jahr des Pferdes“ (= 1275) } 1859.
8. *Qûi-jil* „das Jahr des Widders“ (= 1276) } 1860.
9. *Bîtschîn-jil* „das Jahr des Affen“ (= 1277) } 1861.
10. *Dâqûq-jil* „das Jahr der Henne“ (= 1278) } 1862.
11. *It-jil* „das Jahr des Hundes“ (= 1279) } 1863.
12. *Tengûz-jil* „das Jahr des Ebers“ (= 1280)

Die Teheraner Staatszeitung vom 21. *Scha'abân* 1276 führt dasselbe Jahr unter der Bezeichnung *Sal-i-Qûi-jîl* „Jahr des Widders" auf. Die Gleichstellung ist hiernach von vornherein sichtbar. In einem Firman des Schah vom September 1860, der mir vorliegt, heifst es am Schlusse „geschrieben im Monat *Rebi'-el-ewwel* 1277" und ein wenig vorher „in diesem gesegneten Jahre des Affen". Es folgt daraus, dafs das Jahr der Flucht 1277 dem Jahre des Affen, dem neunten der zwölfjährigen Periode, entspricht. Es ist wahrscheinlich, dafs die Bezeichnungen der einzelnen Jahre dieser zwölfjährigen Periode einem alten ostasiatischen Thierkreise entlehnt sind, der gegenwärtig verloren gegangen ist.

Nach dem türkischen Jahre wäre bemerkenswerth das in dem persischen Kalender in einer gemeinsamen Rubrik verzeichnet stehende Jahr *rumijeh we rusijeh* „das rumische und russische". Das letztere, mit seiner Differenz von zwölf Tagen von unserem verbesserten Kalender, ist zu bekannt, um davon zu reden. Es stimmt genau mit dem „rumischen" Kalender überein, nur dafs in letzterem die einzelnen Monate andere Namen als in dem russischen Almanach führen. *Rum*, woher das Adjectiv *rumij*, *rumijeh*, bezeichnet ursprünglich Griechenland und das römische Reich, dann im weiteren Sinne das türkische Reich und die darin liegenden Ländergebiete. Im Kalender entspricht dies „griechische" Jahr der syrisch-macedonischen Aera, die von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis gegenwärtig in Syrien gebraucht wurde. Die Syrer hatten die Namen dieser Monate, welche seltsam genug mit den jüdischen übereinstimmen, aus einer fernen Quelle empfangen, die aller Wahrscheinlichkeit nach in Chaldäa entsprungen ist. Ich stelle in der ersten Kolonne die Namen der „rumischen" Monate nach dem persischen Kalender hin und daneben die von Syrern und Juden gebrauchten Bezeichnungen:

Rumisches	Syrisches	Jüdisches Jahr.
1. Der andere *Kanûn* (13. Jan.).	Der zweite *Kanun.*	*Tebeth.*
2. *Schebât.*	*Schebat.*	*Schebat.*
3. *Azer.*	*Adar.*	*Adar.*
4. *Nisân.*	*Nisan.*	*Nisan.*
5. *Ajâr.*	*Ijar.*	*Ijar.*
6. *Hezirân.*	*Haziran.*	*Siwan.*
7. *Temûz.*	*Thamuz.*	*Thamuz.*
8. *Ab.*	*Ab.*	*Ab.*

Rumisches	Syrisches	Jüdisches Jahr.
9. *Eilûl.*	*Elul.*	*Elul.*
10. Der erste *Teschrîn.*	Der erste *Thischri.*	*Thischri.*
11. Der andere *Teschrîn.*	Der zweite *Thischri.*	*Marheschwan.*
12. Der erste *Kanûn.*	Der erste *Kanun.*	*Kislew.*

Es mufs einleuchtend sein, dafs hier ein inniger Zusammenhang Statt findet. Die ebräischen Monatsnamen, welche noch gegenwärtig in Brauch sind, sollen der Tradition zufolge aus der babylonischen Gefangenschaft von den Juden mitgebracht sein. In Persien bedienen sich vor allen die syrisch-chaldäischen Christen dieses Kalenders.

Die letzte, in dem persischen Kalender angeführte Aera ist die Aera *franseh* oder die „französische". Es ist die gewöhnlich in Europa gebrauchte Zeitrechnung. Die Monate sind in persischer Schrift nach der französischen Aussprache in folgender Weise angegeben: *Djawieh*, *Fewrieh*, *Mars*, *Awril*, *Meh*, *Dschjuweh*, *Dschjulieh*, *Au*, *Sebtamr*, *Oktobr*, *Novamr*, *Desamr*.

Nachdem wir diese verschiedenen Zeitrechnungen genauer erwähnt haben, gehen wir zu einer Beschreibung der Anordnung des Kalenders über, mit Uebergehung der Paar Seiten am Anfange und am Schlusse desselben, welche voller astrologischen Unsinnes sind, und sich hauptsächlich mit dem Einflufs der Gestirne auf den menschlichen Körper und dessen Theile beschäftigen.

Die erste Rubrik jeder Seite enthält der Reihe nach die Wochentage in der persischen Bezeichnungsweise. Die Perser bedienen sich der wohl erst in neuerer Zeit eingeführten siebentägigen Sabbath-Woche, die mit Freitag Abend ihren Anfang nimmt und aus folgenden Tagnamen besteht:

Schenbèh oder *Schembèh*, Sonnabend,
Jek Schenbèh (Eine Sch.), Sonntag,
Du Schenbèh (Zwei Sch.), Montag,
Seh Schenbèh (Drei Sch.), Dienstag,
Tschehâr Schenbèh (Vier Sch.), Mittwoch,
Pentsch Schenbèh (Fünf Sch.), Donnerstag,
Dschume'h (arab. Versammlung), Freitag.

In ganz ähnlicher Weise benennen die Armenier ihre Wochentage, vom Sonnabend — *schapath* — ausgehend und die einzelnen Tage, mit alleiniger Ausnahme des Freitag, *urpath* (hebr. ערב = Abend vor Sonnabend), durch die Zahlenfolge bestimmend. Das dunkle persische شنبه

schenbèh scheint mir aus dem hebräischen שבת, woher auch das armenische *schapath*, entstanden zu sein.

Diese Woche ist indefs neueren Ursprunges. Die alten Parsen, wie noch heute die *Geber*, die Reste der alten Feueranbeter, kannten keine Wocheneintheilung (die zuletzt auf den Mondmonat zurückzuführen ist), sondern gaben, wie die alten Aegypter, jedem Tage im Monat einen besonderen Namen, der zugleich den Schutzgeist desselben bezeichnete. In der Namenreihe dieser Monatstage kehren zugleich die zwölf altpersischen Monatsnamen wieder, welche somit unter gleichen Schutzgottheiten standen. Es ist nämlich

1. *Ferwerdîn* Name v. Schutzgott des 20sten Monatstages,
2. *Urdîbehescht* von dem des 3ten,
3. *Khurdâd* von dem des 6ten,
4. *Tîr* von dem des 13ten,
5. *Murdâd* von dem des 7ten,
6. *Schehrjûr* von dem des 4ten,
7. *Mehr* von dem des 16ten,
8. *Abân* von dem des 10ten,
9. *Azer* von dem des 9ten,
10. *Dî* von dem des 8ten,
11. *Behmen* von dem des 2ten,
12. *Esfender* (*-muz*) von dem des 5ten.

In der zweiten Rubrik folgt alsdann der Datumzeiger der arabischen d. h. mohamedanischen Monate in den persischen Benennungen der Wievielsten. Der Tag des unsichtbaren Neumondes ist darin jedesmal, wie oben bereits bemerkt wurde, durch das Wort *Sulkh* ausgedrückt.

Die nächste Rubrik enthält in arabisch-persischen Ziffern das Datum des Dschelalischen Monates und die darauf folgende das Datum des griechischen und russischen Kalenders. Daran schliefst sich eine Colonne mit den Angaben der *mewâzi' qamr* „Mondstationen" im Zodiakus.

Eine gröfsere Spalte, die sich daran reiht, enthält den belehrendsten Theil des ganzen Kalenders, insofern sie, neben den Monatsanfängen der einzelnen Kalender-Ephemeriden, das Verzeichnifs von Festen, von Erinnerungstagen, von astronomischen Phänomenen und periodisch wiederkehrenden Erscheinungen auf Erden nach herkömmlicher Weise in sich schliefst.

Die Feste und Gedenktage sind entweder rein religiöser Natur und

beziehen sich auf die Lehren und Vorschriften des Korans und auf die Tradition. In der Hauptsache stimmen sie daher mit dem arabischen Kalender überein und nur hier und da, wie z. B. am 18. *Zilhedschèh* (8. Juli 1860) oder am Tage der Ermordung Osman's, tritt die schiitische Färbung hinzu. Wir bemerken noch, dafs in dem persischen Kalender hinter dem Namen heiliger Personen ein Zeichen steht, welches der arabischen Ziffer ۴ für 4 durchaus ähnlich ist und ein Sigel für die Formel *aleihu es-selam* „über ihm sei der Friede" darstellt. In der Uebersetzung haben wir zur Andeutung dieser Formel die Abkürzung (F.) gewählt.

Oder die Feste beziehen sich auf altpersische, vormohamedanische Gebräuche, wie z. B. das Fest des Neujahrs am 1. *Ferwerdîn* (21. März) und das Fest des Wassersprengens am 20. *Azer* (5. December). Oder sie berühren grofse, den Persern bekannte Feiern ausländischer Völker, wie z. B. das Fest des Neujahrstages des Schah's von Khowarezmia, welches in der genannten Landschaft gefeiert zu werden pflegte und dessen Stiftung auf den Seldschuken-Sultan *Mahammed-ben-Anuschtegîn* mit dem Beinamen *Khewarezmschâh* zurückgeführt wird. Es wurde festlich begangen, wenn die Sonne ihre Altitudo in dem Zeichen des Widders erreicht hatte (*ôn ruz keh aftâb be-deredscheh-î-scherf residèh bâschèd*), d. h. 19 Tage nach dem persischen *Naurûz*-Feste.

Von einem besonderen Interesse sind diejenigen Angaben, welche mit gewissen periodischen Erscheinungen auf der Erde in Verbindung stehen. Die Perser nehmen, wie wir, vier besondere Jahreszeiten an: Den Frühling (*behâr*), Sommer (*tâbistân*), Herbst (*paiz*) und Winter (*zemistân*). Zwischen diesen liegen andere Jahreszeiten, gleichsam Unterabtheilungen derselben, welche aus einer Mischung zweier zunächstliegenden Haupt-Jahreszeiten bestehen. Diese fanden Statt in dem christlichen Jahre 1860

Mischung von Winter und Frühling den 5. März,
„ „ Frühling und Sommer den 5. Juni,
„ „ Sommer und Herbst den 7. September,
„ „ Herbst und Winter den 6. December.

Der Frühling beginnt mit dem *Naurûz*-Tage, also anno 1860 am 21. März, der Sommer mit dem Eintritt der Sonne in die „Burg" des Krebses, am 21. Juni, der Herbst mit dem Eintritt der Sonne in die Wage, am 23. September, der Winter mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbockes, am 22. December.

Den Sommer sowohl als den Winter scheiden die Perser aufserdem durch zwei besondere Abtheilungen in die Zeit der grofsen und kleinen Hitze und der grofsen und kleinen Kälte. Jeder Abschnitt führt den Namen *tschillèh* (anstatt *tschehilèh*), d. h. Quarantäne, ein Abschnitt von vierzig Tagen. Die grofse „Sommer"-Quarantäne dauert vom 21. Juni bis zum 31. Juli, die kleine von da an bis zum 7. September. Die grofse Winter-Quarantäne dauert vom 22. December bis zum 31. Januar und die kleine von da an vierzig Tage weiter. Die periodischen Zwischenerscheinungen, nach alten Beobachtungen vermerkt, und den Witterungsnotizen unserer Bauernkalender durchaus ähnlich, wird der Leser in der eben besprochenen Kolonne leicht selber herausfinden. Wir haben sie des besseren Erkennens wegen mit einem Sternchen * bezeichnet.

Höchst eigenthümlicher Natur und ein Hauptzweck des ganzen Kalenders ist der gröfsere Theil der folgenden Rubrik des persischen *Taqwîm*, welche sich theils auf das Alter des Mondes bezieht, theils eine genaue Angabe der Tage und Stunden enthält, in welchen gewisse Ereignisse des alltäglichen Lebens von gutem oder schlechtem Erfolge sind. Es dürfte nicht gerathen erscheinen, den Leser durch eine Uebersetzung dieser Vorschriften zu ermüden; wir ziehen es vor, einige Beispiele dieser Weisungen anzuführen, welche den Gegenstand hinlänglich erläutern werden. So heifst es, es sei gut, in der und der Stunde, an dem und dem Tage: neue Kleider anzuziehen, die Kleider zu wechseln, seine Geschäfte auszuführen, einen Boten oder Brief abzusenden, einen Brief oder Contract zu schreiben, nach der Stadt oder in sein Haus zurückzukehren, in die Moschee oder Schule zu gehen, in den Krieg zu ziehen, einzukaufen, einen Bau anzufangen, ein Pferd zu besteigen, auf die Jagd zu gehen, in den Dienst eines Grofsen zu treten, einem Kinde den Namen zu geben, dasselbe zu entwöhnen, zu säen, einen Garten zu pflanzen, ins Bad zu gehen, sich zur Ader zu lassen u. v. a. Es versteht sich von selbst, dafs jeder Tag besonders notirt ist, welcher „zur Zahl der unglücklichen arabischen Tage" gehört (wie z. B. der 16. April 1860) oder „zu den verachteten persischen Tagen" gezählt wird (wie z. B. der 9. Mai 1860).

Der unglücklichste Tag des ganzen Jahres ist nach der Meinung der Perser der letzte Mittwoch desselben. Niemand nimmt ein Geschäft an demselben vor und der Abscheu vor ihm ist so grofs, dafs selbst alle übrigen Mittwoche des Jahres darunter zu leiden haben. Die böse Bedeutung

des letzten Mittwochs zeigt sich am klarsten in dem persischen Sprüchwort: *näh tu biai we näh tschehâr-schembèh-i-akhir-i-sâl* „Weder du komme, noch der letzte Mittwoch des Jahres!"

Im Durchschnitt berücksichtigen die Perser diese Angaben in ziemlich gewissenhafter Weise und es würde nicht leicht der Fall vorkommen, dafs Jemand z. B. an einem unglücklichen Tage ein wichtiges Geschäft unternehmen würde. Ich habe erwähnt, wie selbst an höchster Stelle die Tagwählerei sogar in offiziellen Angelegenheiten mafsgebend ist. Der Aberglaube, der bei den Persern damit verbunden ist, erhält eine gewisse Berechtigung durch die Erwägung, dafs er an uralte Lehre von dem Einflufs göttlicher Wesen, Schutzgeister der Tage, auf den Menschen anknüpft, wie sie bei vielen Völkern, vornehmlich aber bei den Persern, nachgewiesen werden kann. Sind wir, im aufgeklärten Europa, doch selbst nicht ganz frei von dem Glauben an die gute und böse Bedeutung gewisser Tage und ich selbst bekenne offenherzig, die Schwachheit derer zu theilen, welche freiwillig nie an einem Freitag eine Reise antreten wollen.

Ich wüfste nicht, was die persischen Astronomen unter der Bezeichnung *dschehât-i-setârèh* „die Seiten der Sterne" anders verstehen sollten, als die von unseren Sternkundigen nicht gekannten *Sekiz jeldus* „acht Sterne", osttürkischen Ursprunges, welche unsichtbar in den grofsen Himmelsräumen umherschweifen sollen und deren Standort dem Menschen, der sie zufällig anschaut oder ihnen entgegengeht, grofses Unglück bereiten kann. Die persischen Astronomen nehmen deshalb Rücksicht, in dem Kalender genau ihren Platz am Himmel anzugeben, damit man ihnen beim Beginn einer Reise u. s. w. stets den Rücken zukehre. Nach den Angaben des Kalenders stehen oder standen die Sterne am 21. März 1860 „unter der Erde", am folgenden Tage „über der Erde", am 23. „im Osten", am 24. „in der Mitte" (zwischen Osten und der folgenden Himmelsgegend), am 25. „im Norden" u. s. w.

Die folgenden Rubriken enthalten die Datum-Concordanz der Monate des türkischen, persischen und französischen Kalenderjahres, und die beiden letzten Kolonnen Angaben, die sich auf die Länge des Tages, bezeichnet als „die Hälfte des Tages", und auf die Zeit „zwischen zwei Aufgängen" beziehen. Für die Zeit vom 21. bis 23. März 1860 wird als die Hälfte des Tages angegeben 6 Stunden und 2 Minuten, für die folgenden sechs Tage 6 Stunden und 7 Minuten, und so fort bis zu den längsten Tagen vom 21. bis 25. Juni, an welchen die Hälfte des Tages 7 Stunden und 11 Minuten be-

trug. Die kürzesten Tage fielen in die Zeit vom 14. bis 23. December 1860; als die Hälfte des Tages stehen 4 Stunden und 49 Minuten notirt. Für die ebenbezeichneten Tage sind in der nächsten Rubrik die Intervallen zweier Sonnenaufgänge in folgender Weise verzeichnet:

21. 22. 23. März 1860: ½ Stunde 28 Minuten,
24. 25. 26. 27. 28. 29. März: 1 Stunde 28 Minuten,
21. 22. 23. 24. 25. Juni: 1 Stunde 53 Minuten,
14. bis 23. December: 1 Stunde 37 Minuten.

Nach diesen Besprechungen modern persischer Kalenderweisheit, wie sie in den alljährlich herausgegebenen Ephemeriden im Druck erscheint, mag als Schlufs eine Bemerkung Platz finden, welche sich auf die Zählung und Angabe der Stundenzeit bei Tage und bei Nacht bezieht.

Jeder, der auch nur kurze Zeit in Persien geweilt hat, wird den seltsamen Uebelstand empfunden haben, der sich für sein pünktliches Erscheinen an irgend einem Orte herausstellte, sobald ihm die Zeit nach persischer Weise angegeben wurde. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Mangel an Uhren, — im Gegentheil, der persische Markt ist mit europäischen Uhren, billigen und kostbaren, überschwemmt, und jeder Perser, der nur einigermafsen die Mittel dazu besitzt, wird eine Uhr bei sich führen, — sondern in der eigenthümlichen Art und Weise, wie die Stunden von den Persern gezählt werden.

Die Perser, wie alle mohamedanische Völker, beginnen ihren Tag mit der Nacht, welche demselben vorangeht, und die Zählung ihrer Stunden von dem Augenblick des Sonnenunterganges an, d. h. mit dem Eintritt der Nacht des folgenden Tages. Da dieser aber fast täglich verschieden ist, so folgt daraus, dafs eine Uhr, welche richtig gehen soll, von dem Träger derselben beinahe täglich gestellt werden mufs. Ist eine Stunde nach dem Untergange der Sonne (auch *weqt-i-neqâreh-khaneh* „die Zeit des Kesselpaukenhauses“ genannt, vergl. oben S. 213) verschwunden, so sagt der Perser *jek sâ'et guzaschteh est* „eine Stunde ist verflossen“, oder will er sich nach der Zeit in der Nacht erkundigen, so wird er seine Frage mit den Worten stellen: „Wieviel Stunden sind verflossen?“ Von dem Sonnenuntergange an zählt er zwölf volle Stunden. Sobald die zwölfte vorüber ist (*ba'ad ez desteh*, d. h. nachdem beide Zeiger auf einander gefallen sind, wie bei 12 Uhr), fragt er: „Wieviel Stunden sind übrig geblieben?“ (*mandeh est*) nämlich bis zum Sonnenuntergang, so dafs die Zäh-

lung von nun rückwärts in der Zahlenreihe vor sich geht. Nehmen wir an, die Sonne ginge um 7 Uhr Abends an einem bestimmten Tage unter, so würde sich das Verhältnifs der europäischen Zeit zur persischen in folgender Weise darstellen:

(Nachtzeit)	europ. Uhr	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
	persische	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.
(Tagzeit)	europ. Uhr	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	
	persische	11.	10.	9.	8.	7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.	12.	

Soll beispielshalber Jemand 5 Uhr nach *desteh* bei Tage zum Schah kommen, so mufs er zuerst berechnen, wann am vorhergehenden Tage die Sonne zu Rüste gegangen ist, von da ab zwölf Stunden weiter, bis *desteh*, zählen und nun zusehen, welcher europäischen Stunde die Zeit fünf Stunden später entspricht. Es ist leicht ersichtlich, dafs diese Methode nichts weniger als einfach und bequem ist, und dafs ein pünktlicher Mann, der sich rechtzeitig zu einem Rendez-vous einstellen will, seinen Kalender immer zu Rathe ziehen mufs. Zum Glück ist der Perser in solchen Dingen, welche mit der Zeit in Zusammenhang stehen, nicht sehr empfindlich für genaues Innehalten des festgesetzten Zeitpunktes, mit Ausnahme e i n e s bestimmten Falles. Im Monat *Ramazán* tritt bekanntlich das grofse einmonatliche Fasten ein, welches die strengste Enthaltsamkeit von Speise, Trank, Rauchen und sonstigen Genüssen vorschreibt, so lange die Sonne am Himmel sichtbar ist. Es ist natürlich, dafs die hungrigen und durstigen Perser den Sonnenuntergang mit wahrer Inbrunst herbeiwünschen und nach dem Kalender schauen, um sobald als möglich den Augenblick zu erhaschen, an welchem das Fasten aufhört. Selbst die Teheraner illustrirte Staatszeitung, „Tagesblatt der erhabenen Regierung *Iran*“, bringt alljährlich unmittelbar vor dem Beginn des Fastenmonates ein genaues Verzeichnifs der Tageslänge, „damit, wie es z. B. in der Nr. 485 vom 24. *Scha'aban* 1277 = 7. März 1861 wörtlich heifst, ein Jeder wissen möge, wieviel Stunden und wieviel Minuten vom Beginn der Nacht bis zum Kanonenschlage seien.“ Der Kanonenschlag in der *Ark* von Teheran und sonst in allen grofsen mohamedanischen Städten verkündet Anfang und Ende des Fastens am Morgen und am Abend eines jeden Tages.

Druck von Gebr. Unger, Königl. Hofbuchdruckern in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brugsch, Heinrich,

Reise der K. Preussischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861

Bd.: 1

Leipzig 1862

Geo.u. 528 aq-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430742-1